

HÖLDERLIN

JAHRBUCH

1978-1979

# HÖLDERLIN-JAHRBUCH

*Begründet von*

*Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn*

---

*Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft*

*herausgegeben von*

*Bernhard Böschstein*

Einundzwanzigster Band

1978-1979

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Gedruckt mit Hilfe der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein und mit einem Zuschuß des Regierungspräsidiums Tübingen.

INHALT

Redaktionelle Mitarbeit:  
Gerlinde Wellmann-Bretzigheimer

Mit 16 Tafeln

©

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1979

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Printed in Germany

Satz und Druck: Laupp & Göbel, Tübingen  
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN 3-16-941911-0

ISSN 0340-6849

*Vorträge und Abhandlungen*

|   |     |
|---|-----|
| Friedrich Beißner (1905–1977). Gedenkrede. Von Adolf Beck . . . . .   | 1   |
| Die Hölderlin-Gesellschaft. Anfänge und Gegenwart. Von Theodor Pfizer . . . . .   | 14  |
| Hölderlins früher Patriotismus. Struktur und Wandlungen seines patriotischen Denkens bis zu den Tübinger Hymnen. Von Christoph Prignitz . . . . . | 36  |
| Nachtrag zum 'Systemprogramm' und zu Hölderlins Philosophie. Von Friedrich Strack . . . . .   | 67  |
| Hölderlins 'Hyperion': Compendium, Roman, Rede. Von Ulrich Gaier  | 88  |
| Hölderlins Gedichtfragment 'O Schlacht fürs Vaterland...'. Von Erich Hock . . . . .   | 144 |
| Hölderlins Hymne 'Die Wanderung'. Von Wolfgang Binder . . . . .   | 170 |
| Die Nacht. Überlegungen zur Lektüre der späten Gestalt von 'Brod und Wein'. Von Wolfram Groddeck . . . . .  | 206 |
| Miszellen. Fragen zu einigen Texten in Beißners Abteilung „Pläne und Bruchstücke“. Von Adolf Beck . . . . .                                       | 225 |

*Dokumentarisches*

|  |     |
|--|-----|
| Neuentdeckte Dokumente zu Hölderlins Leben und Umkreis. Von Reinhard Breymayer . . . . . | 246 |
| Beobachtungen an Hölderlins Handschrift. Von Roswitha Klaiber . . . . .                  | 284 |
| Gedichte, auf Hölderlin bezüglich. Von Ernst Meister . . . . .                           | 302 |
| Neue Gedichte. Von Ernst Meister . . . . .   | 305 |
| 'Das Nächste Beste'. Ein Versuch, Hölderlin zu entdecken. Von Ernst Meister . . . . .    | 309 |

*Rezensionen*

|   |     |
|---|-----|
| Jean Laplanche: Hölderlin und die Suche nach dem Vater. Von Renate Böschenstein-Schäfer . . . . . | 335 |
| Jakobson als Interpret Hölderlins. Von Leonardus van de Velde . . . . .                           | 349 |

Berichte

Das Hölderlin-Archiv 1976–1979. Von Maria Kohler und Werner P. Sohnle . . . . . 363  
Die 15. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft vom 18.–21. Mai 1978. Von Theodor Pfizer . . . . . 366

Ehrungen

Worte des Danks für den scheidenden Präsidenten und Vizepräsidenten der Hölderlin-Gesellschaft. Von Uvo Hölscher . . . . . 377  
Ehrenmitglieder der Hölderlin-Gesellschaft . . . . . 381  
Vorstand und Beratender Ausschuß der Hölderlin-Gesellschaft . . . . . 383

Friedrich Beißner  
(1905–1977)

Gedenkrede\*

Von

Adolf Beck

Friedrich Beißner hat – wenn ich, hochverehrte Frau Beißner, das schlicht-schöne Wort Ihrer Anzeige nach- und damit einen weiten Kreis ansprechen darf –: Friedrich Beißner hat uns verlassen. Für zahllose Studenten, die, wie man früher zu sagen liebte, „zu seinen Füßen sitzend“ seinem Vortrag, seiner kraftvoll-klaren Stimme gefolgt waren, ein Anlaß mannigfaltigen und dankbaren Gedenkens; – für zahlreiche Schüler im engern Sinne, die von ihm sein Bestes empfangen hatten und ihm anhängen, für Kollegen und Freunde, die ihm näherstanden, ein schmerzlicher Verlust; – ein schwerer, ein wer weiß wie lang kaum ersetzbarer Verlust für unsre Wissenschaft, eine Verarmung unsres, wie vor Jahren der Vertreter eines Nachbarfaches in Hamburg sagte, „armen Faches“: arm an gesunder Selbstsicherheit, reich an Versuchen – und Versuchungen.

Das Gedenken mag von dem kleinen, doch einprägsamen Erlebnis eines Berliner Doktoranden ausgehen. Der besuchte vor rund fünf- und vierzig Jahren in einem Arbeitsraum der Preussischen Akademie der Wissenschaften einen gleichaltrigen Göttinger Doktor. Dieser saß an einem großen Tische; vor ihm lagen aufgeschlagen zierliche Bändchen, im Halbkreis; es war wie – wenn es das gäbe – ein halbkreisförmiges Cembalo, und der Doktor spielte sorgsam-überlegen auf den Tasten, und die Tasten waren Schriften Christoph Martin Wielands. Er bereitete deren Druck in der kritischen Akademie-Ausgabe vor und nahm die vielen Lesarten auf: Der Philologe war da. Das Schiff der Ausgabe war mehrmals auf Sand gelaufen; der junge Doktor trug nach Kräften dazu

\* Gehalten am 19. Mai 1978 in der Neuen Aula zu Tübingen vor der Hölderlin-Gesellschaft (während ihrer Jahresversammlung) und der Eberhard-Karls-Universität. (Rund eingeklammert sind kleine „Arabesken“ der Rede, eckig eingeklammert kurze Abschnitte, die der Vortrag ausließ, um die angemessene Zeit von 45 Minuten einzuhalten. Einiger Sperrdruck in Zitaten ist vom Redner.)

bei, es flott zu machen. Er teilte von ihm aufgefundenne Wieland-Handschriften mit, gab Wielands Alterswerke heraus und legte 'Bericht . . . zu Wielands Werken' vor. Das alles kam aus Liebe zu dem großen, listig-kunstvollen, in Ironie Thomas Mann verwandten Erzähler, und diese Liebe blieb dem Forscher lebenslänglich eigen und zeitigte – darüber nachher – noch mehreres.

In den dreißiger Jahren war jedoch Wieland schon überschattet von einem Größeren. Im Gymnasium schon war der Ende 1905 in Hameln Geborene von einem Lehrer zu Hölderlin geführt worden. Aus Begeisterung und Liebe für den, nach Achim von Arnim, „größten aller elegischen (und hymnischen) Dichter der Deutschen“ erwuchs Beißners zentrales Lebenswerk. Nach Studium der Germanistik und der Klassischen Philologie, die seine methodischen Grundsätze beeinflusste, erschien 1933 (nochmals 1961) als Buch seine Göttinger Dissertation: 'Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen': noch heute grundlegend, Zeugnis großen philologischen Scharf- und Feinsinns, besonders fesselnd durch das Schlußkapitel: 'Griechenland und Hesperien'. Es wandte sich gegen Wilhelm Michels, an sich sehr anregende, Schrift über 'Hölderlins abendländische Wendung' in seiner Spätzeit, erklärte den Dichter als „hesperischen Klassiker“ und differenzierte damit fruchtbar ein geistes- und stilgeschichtliches Problem, das seit 130 Jahren immer wieder einmal aufgerührt wird: wie Hölderlin am triftigsten zu kennzeichnen sei, ob als romantischer Klassiker, als klassischer Romantiker, als deutscher und zugleich als griechischester Dichter.

Mittelpunkt war dann der Elegiker Hölderlin, neben Goethe und Schiller, in Beißners 'Geschichte der deutschen Elegie' (1941, nochmals 1961), in der sich seine Vertrautheit mit der griechisch-römischen Elegie bewährte. Um ein Bild zu wagen: An dem Himmel, unter dem Beißner wirkte, stand vorherrschend ein Dreigestirn, das er liebte: die Alten, vornehmlich die Griechen – Wieland – Hölderlin; nicht ferne davon Klopstock. Die deutschen Dichter alle drei, jeder in seiner Art, Verehrer und Nachschöpfer der Griechen und Römer. Wohl das größte und schönste Landschafts- und Kunsterlebnis Beißners war eine Reise nach Hellas. Mit Stefan George, im 'Vorspiel' zum 'Teppich des Lebens', hätte er sagen können: „Hellas ewig unsre liebe.“

Nach Jahren des Wirkens an Gymnasien seines Heimatlandes, dann, als Dozent, in Gießen, Jena, wo er Redaktor der Schiller-Nationalausgabe war, und Tübingen wurde Beißner hierher berufen, auf einen Lehrstuhl für Schwäbische Dichtungsgeschichte. Als Editor und Hölderlin-Philologe rühmlich anerkannt, war er schon 1941 vom damaligen Würt-

tembergischen Kultusministerium mit der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe betraut worden, deren 1. Band dank seinen Vorbereitungen 1943, zum 100. Todestag des Dichters, erscheinen konnte. Seine Laufbahn und sein Wirken hier ist vorhin von der Vizepräsidentin der Universität, Frau Prof. Dr. Hanna Weischedel, nachgezeichnet worden. Er hat seinen Lehrstuhl, nach einem Wort und Wunsche Carlo Schmid, größtenteils zu einem Hölderlin-Lehrstuhl gemacht, vergleichbar der Florentiner cattedra dantesca, und hat aus nahem und fernem Ausland nicht wenigen Studenten die Kunst und Größe des Dichters erschlossen.

Seine Schüler erzog Beißner zur Genauigkeit im Kleinen wie im Großen, mit Worten Hölderlins: zur „Nüchternheit“ in der „Begeisterung“. „Mißtrauisch sein“ gegen eigene wie fremde Machte war eine seiner Losungen. Achtsamkeit und Gepflegtheit war in Sprache und Schrift eine Tugend seines Stils, der Fremdwörter mied, wo es nur ging. Von den drei antiken Red- und Schreibarten pflegte er vorwiegend in schöner Weise die mittlere, konnte aber, ein Meister des Einzelvortrags, dessen er vielenorts viele hielt, an Höhepunkten hinreißend pathetisch beredt sein, wie er auch in Vorlesung, Übung und Vortrag sinn- und klang- und rhythmusgerechtes Sprechen Hölderlinscher Verse liebte. Nicht ungerne übte er Kritik, notfalls auch stechende Polemik; in dem berühmt-berühmten Streit um die 1954 entdeckte, von ihm herausgegebene Hymne 'Friedensfeier' begab er sich angriffslustig in die Arena des Kampfes, in dem der letzte Preis noch immer – und vielleicht für immer – ausstehn dürfte. –

„Homo sum“ – „ein Mensch mit seinem Widerspruch“: von diesem Gesetze blieb auch Beißner nicht unbetroffen. Wer näher mit ihm zu tun hatte, bekam auch Kanten seiner niedersächsischen Natur zu spüren. Ungern gestand und verzieh er, gleichsam lächelnd, sich selbst auch geringe Irrtümer, wie sie nun einmal unsrem Handwerk anhaften. Er hatte Ehrgeiz und war stolz auf Entdeckungen, doch empfindlich in mehrerlei Hinsicht, und er konnte sich dabei, wenn er es gekannt hätte, berufen auf das Wort eines unvergeßnen befreundeten Kollegen in Hamburg, des Latinisten Ulrich Knoche: „Wer nicht empfindlich ist, kann auch nicht Dichtung erleben und interpretieren“. Und wirklich: Empfindlichkeit war in Beißners Forschung musische Sensibilität: feines Gehör für Klang und Rhythmus, für den odischen „Aufschwung“; feines Gespür für Bauformen der Ode und der Hymne, für Hölderlins „Wechsel der Töne“, für den vom Dichter erstrebten, an den „alten Kunstwerken“ bewunderten, beneideten „sichern, durch und durch bestimmten und überdachten Gang“.

Im Umgang aber konnte Beißner, wenn er Gleichsinn der Geister fand und ihm das Herz aufging, von einer das Herz des andern aufschließen, energischen Liebenswürdigkeit sein, begabt mit „Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung“, dazu aus reichem Vorrat wissenschaftsgeschichtlicher Anekdoten und Beispiele, heiterer wie ernster, schöpfend.

Bedenkt man, wie recht und billig, die Verzögerungen von Satz und Druck der Stuttgarter Ausgabe durch die zwei letzten Kriegs- und die wirtschaftlich katastrophalen Folgejahre (dazu das Amt und ein Leiden, dem Beißner sein Lebenswerk abgewann), so hat er – das sei entgegen gewisser Nachrede betont – den *ihm* obliegenden, wichtigsten Teil: die fünf Bände, davon drei Doppelbände, des dichterischen, übersetzerischen, denkerischen Werkes in zügiger Folge, von 1943–1961, herausgebracht. Am mühseligsten waren Band 2: Gedichte 1800–1806 (im Titel nicht mitgenannt: ‘Hymnische Entwürfe’, ‘Pläne und Bruchstücke’, Gedichte der Krankheitszeit und einiges andere) sowie Band 4 mit dem Schwerpunkt des ‘Empedokles’, dessen Fassungen sehr schwierig zu sondern sind, worüber die zwei großen Tübinger Philologen der letzten Jahrzehnte, Friedrich Beißner und mein großer, unvergeßener Lehrer Wolfgang Schadewaldt, verschiedner Meinung waren.

Ein „aktuelles“ Wort, womit schon der nachherigen Übersicht über Beißners Wirkungen vorgegriffen sei, gebührt der Kleinen Stuttgarter Ausgabe. Sie bietet, wie bekannt, das gesamte Werk in ebenfalls sechs Bänden, versieht den Leser mit sorgfältig bedachten Erläuterungen – und erspart ihm die „Schutthalde“ der Lesarten: darüber nachher. [Ein Urteilswort, das unlängst von außen her als geflissentlich zugespitzter Pfeil abgeschossen wurde und seither epidemisch zu werden droht.] Von außen her wurde kürzlich der Hölderlin-Gesellschaft und ihrer Jahresversammlung zum Geleit die Losung zugeworfen: „Hölderlin für alle.“ Nun, der 1. Band der Kleinen Ausgabe, mit der die Gesellschaft eng verbunden ist, wurde 1943 in 10 000 Exemplaren „für alle“ verbreitet, er wurde seither vom Verlag ich weiß nicht wie viele Male photomechanisch nachgedruckt, die ganze Kleine Ausgabe ich weiß nicht in wie vielen Zehntausenden von Exemplaren verbreitet, und kaum eine Auswahl- und Lese-Ausgabe ist ohne den anpreisenden Vermerk, sie folge dem Text der Kleinen Ausgabe. Vielleicht also, meine Damen und Herren, seit Jahrzehnten ein „Hölderlin für alle“, gleich aus welcher Ecke und Ebene sie kommen. Der Träger des Slogan meinte – wie anders! –: für alle, die guten Willens, wachen Geistes – und, nach einem Herzenswort des Dichters, „reines Herzens“ sind.

1961, in dem besonders ergiebigen Jahre des ‘Empedokles’-Bandes, der 2. Auflage der ‘Übersetzungen aus dem Griechischen’ und der ‘Geschichte der deutschen Elegie’ sowie einer Insel-Ausgabe der Werke Hölderlins, brachte Beißner in einem stattlichen Bande die Ernte seiner Hölderlin-Reden und -Aufsätze ein, sechzehn an der Zahl, manche philologisch-genetisch ansetzend und von da vordringend, alle die Deutung vollendeter Gedichte, auch in ihrer Art ebenso vollendeter Bruchstücke angehend oder wichtige Probleme angreifend. Es steht zu wünschen, daß mit dieser Sammlung bald die nach 1961 gehaltenen, für sich gedruckten Hölderlin-Vorträge zu einem noch reicheren Bande vereint werden möchten. [Wenigstens seien die Titel genannt: ‘Hölderlin heute. Der lange Weg des Dichters zu seinem Ruhm’; ‘Individualität in Hölderlins Dichtung’; ‘Hölderlins Götter’; ‘Das Religiöse in Hölderlins und Rilkes Dichtung’.]

Wie der letzte Titel, dazu der frühe Aufsatz: ‘Rilkes Begegnung mit Hölderlin’ sowie eine Übertragung von Rilkes ‘Vergers’ (1951) zeigen, griff Beißners Forschung, oft mit Hölderlin im Hintergrund, aus in die heutige wie in die damalige Gegenwart. Die damalige: Er suchte 1961 zu Wielands „Poesie des Stils“ hinzufügen, 1964 den oft Verkannten zu rehabilitieren und ihn durch eine dreibändige Auswahl den Deutschen nahezubringen. Er feierte 1942 Klopstock, den Vorläufer Hölderlins, als „Erneuerer der deutschen Dichtersprache“, würdigte gleichzeitig gerecht seine ‘vaterländischen (Hermanns-)Dramen’ und deutete 1952 form-sicher seine so berühmte wie im Aufbau eigenwillige Ode ‘Der Zürchersee’. Er zeichnete 1955, im Gedenkjahr, vor dieser Universität ‘Schillers dichterische Gestalt’. Er besprach Erziehungsideen Goethes im ‘Wilhelm Meister’, Wielands, Hölderlins.

Eine befreiende Tat aber, ein energischer Stoß in die Gegenwart waren zwei sofort gedruckte Vorträge von 1952 und 1958: ‘Der Erzähler Franz Kafka’ und ‘Kafka der Dichter’. Der Frühverstorbene wurde wuchernder Spekulation entzogen, „entproblematisiert“, dafür der reine Erzähler – unbeschadet seines träumenden, ja spielenden Tiefsinns, seiner Symbolik und Surrealistik – in seinen hohen Rang eingesetzt. Der erste Vortrag wurde bis 1961 viermal gedruckt.

Beißner hat vor einem Jahre noch die Vollendung der Stuttgarter, s e i n e r Ausgabe erlebt, aber nicht mehr die Vollendung des von ihm begründeten Stuttgart-Tübinger, s e i n e s Wörterbuchs, und nicht mehr auch nur den Beginn der praktischen, der nicht nur vorberatenden und exponierenden Arbeit an dem Gesamt-Register, dessen Gestaltung Pro-

bleme aufgibt und das die Ausgabe erst eigentlich erschließen soll. – Nochmals: „Homo sum“: Auch ein Friedrich Beißner wurde, trotz enormer Arbeitskraft und -disziplin und -leidenschaft, von dem Altersgebote Goethes betroffen: Entsagung. Nachdem er in der Schiller-Nationalausgabe schon 1943 den 1. Band: 'Gedichte in der Reihenfolge ihres Erscheinens' herausgegeben hatte, mußte er – ein Tribut an Alter und Leiden – den Auftrag zur Fortsetzung und zur Erstellung des – ähnlich wie bei Hölderlin sehr schwierigen – Apparats zurückgeben.

Besonders schmerzlich, daß er seine 'Poetik', wohl die Lieblingsarbeit seiner letzten Jahre, nicht hat vollenden können. Sie wäre vermutlich zunächst alt-klassischen Wegen nach-, dann aber auf eigenen, subtilen Wegen weitergegangen und hätte eine Fülle beredter Beispiele aus großer Dichtung geboten.

Vor gewissen öffentlichen, sachlich-persönlichen Angriffen der allerletzten Zeit auf sein Hauptwerk hüllte er sich vornehm in Schweigen: Richten möge die Zukunft.

Damit endgültig zurück zu diesem Hauptwerk, zunächst zu seinen Wirkungen, unmittelbaren und mittelbaren. Die Verbreitung der Kleinen Ausgabe ist vorhin schon erwähnt worden. Daß Beißner dank seinem methodischen Vorbild befähigte und begeisterte Schüler zu Hochschul- und zu wissenschaftlich weiterarbeitenden Gymnasiallehrern, zu Schriftstellern und Journalisten hohen Rangs, auch zu Bibliothekaren und Verlegern gefördert hat – nicht zu vergessen: daß er Dichter angeregt hat –: das ist *hier* kaum noch zu erwähnen. Ferner: Er hat unser Gewissen, das Gewissen der deutschen Literaturwissenschaft geschärft. Text-Philologie als Sicherung des Grundes wird ernst genommen; kritische Ausgaben neuerer Dichter drängen sich. Die Darbietungen der Lesarten sind darin ein Wettbewerb interessanter, subtiler, auch sich gegenseitig anregender Experimente.

Beißners größter Wunsch, 1943 programmatisch ausgesprochen, war, dazu beizutragen, die Liebe zum Wort des Dichters, die vielgescholtene Philologie, wieder zu Ehren zu bringen in einer Zeit, da es oft schien, als habe sich die Wissenschaft von der Dichtung im bunten Wechsel der andern Fächern entlehnten Verfahungsweisen und Zielsetzungen von der ihr eigentümlichen Grundlage entfernt.

Sätze aus einem Brennpunkt wissenschaftstheoretischer Problematik. (Ob sie in den Jahrzehnten seither, in denen die Katastrophe auch unsre Wissenschaft vor neue Probleme stellte, nachhaltig gefruchtet haben, ist eine schwierige Frage.)

Beißners Edition, wenn auch durchaus nicht sie allein, hat im Ausland, bis nach Rußland und hinüber nach Japan, die Verehrung und Liebe für Hölderlin stark erhöht. Die Verehrung wirkte sich in Untersuchungen und vielen Übersetzungen aus, zeitigte im In- und Ausland zahlreiche Gedenk- und Huldigungsgedichte wie auch „Stücke“ und Erzählungen teils novellistisch-freier, teils biographisch-romanhafter Art; die Verehrung bestimmte ferner das Form- und Stilgefühl moderner Lyriker mit, das sich vornehmlich an späten Bruchstücken erbaut und ausrichtet, in denen noch der ganze Hölderlin drin ist.

Endlich noch eine möglicherweise weitere, wenn auch sehr mittelbare Wirkung: ein Hang zur „Popularisierung“ und „Sozialisierung“ der Dichtung Hölderlins, – ein Hang, der sich in sog. „Hölderlin-Symposien“ und in Podiums-Diskussionen auslebt und der neuerdings – wirkungsgeschichtlich immerhin beachtenswert! – Formen annimmt in „Liedermacher“- , „Folk and Rock-Festivals“, in denen Hölderlin und Novallis drankommen und auf deren Plakaten sein Name oder gar Bildnis neben denen seiner philosophisch-revolutionären Stiftsfreunde prangt. –

Mit vorschnell zeitgemäßer und genereller Abstempelung des Dichters, so mit „Politisierung“ nach zwei extremen Seiten hin: mit „Hurra-Patriotisierung“ und „Jakobinisierung“, auch mit einseitiger „Christianisierung“ – zu schweigen von forciert anti-psychiatrischer Gesundheitsprechung des seit 1805/6 manifest Kranken – hatte Beißners Forschung nichts zu schaffen. Aber Diotimas Wort zu Hyperion: „Du wirst Erzieher unsers Volks . . . seyn“, galt für ihn gewiß als Wunsch des Dichters, der mit seinem Roman „die Liebe der Deutschen“ erhoffte und seiner Mutter im November 1799, den Verzicht auf „ein honettes Amt im bürgerlichen Leben“ rechtfertigend, schrieb:

*Ich bin mir tief bewußt, daß die Sache, der ich lebe, edel, und daß sie heilsam für die Menschen ist, . . . und finde meine Schadloshaltung in der Freude am Wahren u. Schönen, . . . zu dem ich aus den Erfahrungen und Belehrungen des Lebens nur um so entschloßner zurückgekehrt bin.*

Das zeit- und ortlos „Wahre und Schöne“: ähnlich sagte Goethe kurz vor seinem Tod zu Eckermann Sätze – heute für viele wohl altes Eisen, doch mit Blick auf Hölderlin beherzigenswert –:

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist . . . Und was heißt denn: sein Vaterland lieben? Und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht

war, ... den Geist seines Volkes aufzuklären, ... und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres tun? Und wie soll er denn da patriotischer wirken? –

Der bedeutende Einfluß der Philosophie auf Hölderlins Denken und dessen schöpferischer Austausch mit Hegel und Schelling war Beißner vertraut. Philosophieren an sich trat bei dem Ergründer des reinen Wortes zurück. Einbrüche moderner Philosophie in die Wissenschaft von der Dichtung, und umgekehrt deren Einlaß philosophischer, soziologischer, psychologischer Aspekte erregten ihm Skepsis, Sorge, Unmut. So fiel es ihm schwer, philosophische Vivisektion des Wortes der Dichtung als förderlich zu würdigen. Ihm ging es eben vornehmlich um zweierlei: um Erkenntnis des „Kunstcharakters“ von Hölderlins Dichtung und um Verständnis von Hölderlins Glauben an die Wanderung des Geistes, des „Genius von Land zu Land“, an die Wiederkehr der Götter nach „dürftiger“ Nachtzeit, an ihre Einkehr im Abendlande – und innerhalb Hesperiens an das künftige Erscheinen der „Seele des Vaterlands“, wenn

*unsere Städte nun  
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll*

und

*rings unter des Vaterlands  
Goldnem Himmel die freie,  
Klare, geistige Freude glänzt.*

[Ob Beißner die Hymnen und die hymnischen Bruchstücke vielleicht zu einseitig von dem Grundthema der Einkehr der Götter und des ihr vorhergehenden Kampfes wider die „Titanen“ geprägt gesehen hat, ist hier nicht zu erörtern; er hat jedenfalls das Verständnis vieler Bruchstücke und ihres in Symbolen sich ausdrückenden thematischen Zusammenhangs bedeutend gefördert.]

„Alles andere“, so Beißner 1943, als die Herstellung des „gereinigten Textes“ samt den überaus wichtigen Lesarten sei „Zutat, die schnell veraltet“. Inwiefern soll von diesem eignen Urteil heute seine ganze Ausgabe betroffen sein? Das gilt heut – in einer Zeit, von deren Genossen so viele „novarum rerum cupidi“ geworden sind – als ernste Frage.

Im 20. Jahrhundert, seit der „Entdeckung“ der ganzen Größe Hölderlins, ist in Abständen von je drei Jahrzehnten eine kritische Ausgabe begonnen worden. 1943 von Beißner der 1. Band: Gedichte bis 1800; 1913/14 von Hellingrath zuerst der 4. Band: Gedichte 1800–1806, nach seinem berühmten Worte „Herz, Kern und Gipfel“ von Hölderlins

Werk, tiefbedeutend für dessen Kenntnis und Verehrung, nach George sofort Rilke und Expressionisten ergreifend.

Und ein Menschenalter nach der Stuttgarter trat die Frankfurter Ausgabe auf den Plan, begründet und verantwortet von Dietrich E. Sattler, einem – nehmen Sie die folgenden zwei Worte als Verbeugung – hochbegabten Autodidakten, von Hölderlins Werk ergriffen, von seiner selbstgestellten Aufgabe besessen; dazu Meister typographischer Künste; neuerdings mit Wolfram Groddeck als ebenbürtigem Helfer. Das Äußere: typographisch wirklich meisterhaft, einen neuen Weg begehend; wohl eine Freude für den Bibliophilen; Format folio; die Gedichte nach den lyrischen Formen geordnet, Elegien und Epigramme z. B. „querbeet“ durchs ganze Werk verfolgend, so daß jede Formart chronologisch wieder mit ihrem ersten Einsatz anfängt; auf zwanzig Bände berechnet, deren ursprüngliche Planung inzwischen stark verändert worden ist; Laufzeit zuerst mit fünf, jetzt mit zehn Jahren angegeben; bis jetzt zwei Bände: Kritische Ausgaben dauern ja, was ihnen wohlbekommt, stets länger als im Feuer der ersten Begeisterung geschätzt. Wenn allerdings hie und da die Zügigkeit des Erscheinens gegenüber den – *horribile dictu* – gut drei Jahrzehnten der Stuttgarter Ausgabe betont wird oder betont worden ist, so ist einiges geltend zu machen. Das Folgende, meine Damen und Herren, ist Beschreibung und Vergleich, mit Angabe von Tatsachen, Umständen, einigen öffentlichen Zitaten, verbunden mit ein paar sachlichen Fragen und mit der Bitte, es „nur gutmüthig zu lesen“, hier vielmehr zu hören.

Der Stuttgarter Haupt- und, beiseite gesagt, der Herausgeber der lebensgeschichtlichen Bände mußten zuerst und noch weiterhin, wenn auch mit wertvollster Hilfe, ihre Sachen – Handschriften, Handschriftenbeschreibung, erste Drucke, Kurzbiographien und sonstige Materialien – zusammenbekommen. Heute hat man sie beisammen: im Hölderlin-Archiv. Man braucht z. B. nicht monatelang dem ersten Druck, von 1804, des ‚Archipelagus‘, d. h. dem bis dahin einzig bekannten, anscheinend einzig in der Schweiz erhaltenen Exemplar nachzuspüren. [Bei der Gelegenheit sei mit bleibendem Dank erwähnt, daß die Suche nach Unbekanntem, Notwendigem, zur Ergänzung Wünschbarem bei privaten Besitzern fast nie verschlossene Tür, fast immer großes Vertrauen und Verständnis gefunden hat.]

Zum andern, Wichtigsten: Beißner ist nach Hellingrath, dessen Leistung nie zu schmälern, nur zu bedanken ist, der leidenschaftlich geduldige Meister des Entzifferns und Entwirrens zum Verzweifeln schwieriger Entwürfe, die hie und da auf einer Seite verknäult sind, wie der

berühmte „Nachtgesang“: ‚Hälfte des Lebens‘, der aus Elementen zu Kristall geworden ist – ein Meister, als dessen Nachfahr sich jeder – auch noch so selbständig kritisch prüfende und sachlich oder darstellerisch ändernde – Herausgeber zu seiner eignen Ehre fühlen darf. Auch Beißner hat Fehler gemacht; Fehler machen wir alle; Fehler gehören auf niedrigerer Stufe zu unsrem Handwerk; – zu unsrem Handwerk auf höherer Stufe gehört aber auch die Bereitschaft anzuerkennen, Hölderlinisch gesagt: der *Dank* im Sinn und Geiste Hölderlins, der selbst ein Mensch des Dankens war [und als solcher den Ruf prägen konnte (wer sonst konnte diesen so schlichten wie großen Ruf prägen): „Schäme des Danks dich nicht!“ Er, der den Menschen, namens der „Himmlischen“ „alles prüfen“ hieß: „Daß er, kräftig genährt, danken für alles lern“.]

Weiterhin: Frankfurt ist bis auf textgenetische und, wo notwendig, knappe und von Stuttgart abhängige biographische Informationen ohne, Stuttgart mit Sach-Erläuterungen – Erläuterungen, die, wieder beiseite gesagt, in den lebensgeschichtlichen Bänden dem allgemeinen Grundsatz: soviel möglich (und nie ganz erreicht) Heraufhebung und Vergegenwärtigung des Versunkenen folgen mußten. Sattler hat in einem seiner Haushefte ‚Le pauvre Holterling‘ – so getauft nach einem Brief der Hamburger Landgräfin nach Entfernung des endgültig Kranken – „Information statt Interpretation“ gewünscht: an sich mit gutem Grunde, wenn es auch zu der heute beliebten und schon wieder anrühigen Verrufung der Interpretation stimmt, der Interpretation, die Emil Staiger rühmlich als „Kunst“ begründet hat und die seither leichtsinnig zu Tode gehetzt worden ist. Ob jedoch der „Informator“ an schwierigen Stellen eines Gedichtes nicht „Interpret“ werden muß, ist ein weites Feld. Beißner gab großenteils „Information“: über mythologische und sonstwie antike Namen, Archaismen, Zitate, Parallelen bei Hölderlin, bei alten und neuern Dichtern, in der Bibel (in der Sattler bewundernswert beschlagen ist). Wenn nun ein sog. „Laie“, der Hölderlin liebt und, ohne Humanist zu sein, ihn ganz verstehen möchte, auf Schlüsselnamen wie Urania, Menon, Mnemosyne, der Evier, auf Sätze wie: „Ein Weiser aber vermocht es, Vom Mittag bis in die Mitternacht, Und bis der Morgen erglänzte, Beim Gastmahl helle zu bleiben“: wenn der geneigte Leser auf solche Verschlüsselungen stößt, was kann und wird er anfangen? Dies zu fragen sei genug.

Das mögen Randfragen sein. Die Kernfrage: Darbietung der Lesarten und Wertung des Entstehungsprozesses. Jede Lesarten-Verzeichnung erfordert vom Leser Geduld und Hingabe. Fürsprecher der neuen Edition

begrüßen diese als darin weit überlegen: überlegen dank der neuartigen Vorlage der Lesarten, die Studium und Genuß erleichtern soll. Beißner legte für die Lesarten, von den Texten gesondert, den sog. Apparat an, in dem sie übersichtlich gestuft, vor allem aber Zusammenhänge gewahrt wurden: entscheidender Fortschritt über das früher übliche, eben die Zusammenhänge zerhackende Verfahren hinaus. Der Apparat „die vor Sauberkeit blitzende Werkstatt“: so vor vielen Jahren ein Rezensent von höchster Kompetenz, Hans Pyritz. Tempora mutantur. Den Fürsprechern der neuen Edition gilt die Absonderung der Lesarten als Verbannung und Versenkung – die dafür öffentlich gebrauchten Metaphern seien hier ausgespart. Für die Fürsprecher ist der folio-Hölderlin ein entscheidender Fortschritt. Und wirklich: Er bietet auf den linken Seiten die Faksimile einer Handschrift, auf den rechten eine die Lesarten typographisch reich – so reich, daß man sich das Verzeichnis der Schriftarten einprägen muß – differenzierende Umschrift – was schon 1959 Binder-Kelletat mit den Vorstufen der ‚Friedensfeier‘, wenn auch typographisch weniger aufwendig, praktiziert haben. Frankfurt will damit die Stufen und Phasen eines Gedichtes bis zur sog. Konstituierten Fassung nachzeichnen. (Genaue Beschreibung des komplizierten Verfahrens geht hier nicht an.) Dank solcher „linearen Textdarstellung“, so meinte ein Fürsprecher mündlich, aber öffentlich nach einem – hoffentlich entstellenden – Zeitungsbericht, werde der Leser instand gesetzt, „das Schwere sich spielend anzueignen“, „auch hermetisch anmutende Texte“ zu klären und den Text „sich . . . selbst zusammenzubosseln“.\* Fragt sich nur, wieviele geneigte Leser die Umschrift zudecken und allein aus dem Faksimile sich ihren Text „zusammenbosseln“ mögen. (Zum Wortgebrauch eine bescheidne Anmerkung: Hölderlin selbst hat, allem Anschein entgegen, nicht „gebosselt“: er hat gebaut, er hat Grundsteine gesetzt, von Beißner treffend „Keimworte“ genannt; er hat Bausteine, große wie kleine, verworfen, hat andere Bausteine dafür eingesetzt, hat oft auch diese verworfen – bis der Bau, schön gegliedert und reich ornamentiert, vollendet stand.) [Nicht umsonst hat ihn ein früher Ver-

\* So sagte der Redner nach einem Zeitungsbericht im ‚Tagesspiegel‘ über eine Berliner Podiumsdiskussion. Jochen Hieber, der über die Jahresversammlung in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ gerechten Bericht gab, teilte dem Redner in einem freundlichen Briefe mit, er habe das Wort „zusammenbosseln“ niemals gebraucht. Der Empfänger freut sich daraufhin, in seiner Rede wörtlich gesagt zu haben: „in einem – hoffentlich entstellenden – Zeitungsbericht“. Das ehrende Wort, das ihm Hieber über seine Darstellung der Frankfurter Ausgabe zusprach, hat er dem Journalisten für seinen Bericht brieflich zurückgegeben. („ . . . in Einem lebendigen Frieden . . .“)

ehrer einen „Architekten“ genannt. In einzigartiger Weise wirken in seinem Dichten architektonische und musikalische Kunst zusammen: wohl vergleichbar der großen Musik des 18. Jahrhunderts mit ihren festen und doch so variablen Gesetzen.]

Nach Goethes Wort, das Beißner berief, soll das Kunstwerk „im Entstehen aufgehascht“ werden. Darin wohl laufen die zwei verschiedenen Wege parallel. Aber das neue Verfahren rührt die wichtige, grundsätzliche Frage auf – wichtig besonders auch für den nichtgelehrten Leser und Verehrer Hölderlins –: ob da nicht der Prozeß des Werdens – der selbstverständlich über vieles Aufschluß geben kann: über gerade und Umwege, über dem Dichter von Anfang an sichtbares oder später aufleuchtendes Ziel –: ob nicht dieser Prozeß letzten Endes über das vollendete Gebilde gestellt werde; ferner die Frage, wo ein vollendet dastehendes Gebilde in zeitlichem Abstand, auf späterer Denk- und Stilstufe, an einzelnen Stellen einfalls-, versuchs- und ansatzweise zu weiterer Vollendung gefördert – oder der Auflösung entgegengetrieben werde. Das ist zugleich eine Frage des Forscher- und Kritiker-Mutes. „Pantarei – Alles ist im Fluß“: so Hans Pyritz vor vielen Jahren über späte Gedichte. Die hohe Achtsamkeit auf den Prozeß entspricht wohl der antiklassischen Strömung von heute und dem Hang moderner Lyrik, die von späten Bruchstücken fasziniert und inspiriert ist. Es bleibe der Zukunft überlassen, ob der Prozeß dem vollendeten Gebilde oder dieses dem Prozeß den Rang abgewinnen wird. Für Beißner lag das „Aufhaschen“ am Wege zum vollendeten Gebilde.

Künftigem Tage, meine Damen und Herren, bleibt es auch, ob über Streit und Zank von heute um den wahren Hölderlin, nach Lichtung der Nebel, Emil Staigers weises Wort gelten wird:

Es gibt (in der Geschichte der Literaturwissenschaft) nur wenig, wofür wir nicht zu danken haben –

et tous les adversaires

Alors seront unis dans une vive paix –

in Einem lebendigen Frieden, – mit Heraklit und Hölderlin: „in Einem in sich selber Unterschiednen“.

Blicken wir kurz zurück und voraus:

Wir ehren und betrauern hier den Mann kraftvoll-entschiedenen Charakters, den in Treue zum Wort musischen, dank seinem Hauptwerk tagüberdauernden Ruhmes würdigen Gelehrten, dessen Leidenschaft der Sicherung und Ergründung des reinen Textes und des „Kunstcharakters“

von Hölderlins Dichtung sowie dem Verständnis von Hölderlins „Glauben und Schauen“ und Hoffen galt – den fern- und tiefwirkenden Philologen, der das Aschenputtel „kritische Philologie“ in die splittrigen Bereiche seines, unsres Faches zurückgeführt hat. Wir ehren den gestrengen und getreuen Eckart, den Mahner und Warner – Mahner weniger durch Wort und Theorie als durch Tat und Beispiel.

Nochmals: Ein wer weiß wie lang kaum ersetzbarer Verlust. Beherzigen wir aber auch in rückblickender Trauer den tapferen Wahlspruch: Plus ultra! und halten wir uns hoffend an den Beschluß des Traueresangs im 'Faust':

Steht nicht länger tief gebeugt:  
Denn der Boden zeugt sie wieder,  
Wie von je er sie gezeugt.

Meine Damen und Herren!

„Auf daß der Dichter das Seine habe“, sagt einmal *der* Dichter, den Friedrich Beißner über alles geliebt hat. Unter diesem Motto, zum Ausklang dieser Stunde, wird Uta Kutter, vielen von Ihnen von Homburg oder Frankfurt her rühmlich bekannt, auf unsre Bitte noch einige Gedichte Hölderlins sprechen – schöne, vollendete Gebilde, kurz, mit Ausnahme einer Ode mittleren Umfangs, die Friedrich Beißner nach Auskunft von Schülern besonders geliebt hat. Ich darf Ihnen, liebe Frau Kutter, vorab herzlich danken für Ihre liebenswürdige Bereitschaft, einzuspringen und durch Ihre Kunst dem Dichter das letzte Wort zu geben – „auf daß der Dichter das Seine habe“.

(Uta Kutter sprach Folgendes:)

„Die Linien des Lebens . . .“

'Lebenslauf' (2. Fassung)

'Der Abschied' (2. Fassung)

„Was kümmern sie dich O Gesang den Reinen“

(‘An die Madonna’ v. 130–140)

'Der Frühling' („Wenn auf Gefilden neues Entzücken keimt“)

# Die Hölderlin-Gesellschaft

## *Anfänge und Gegenwart\**

Von

Theodor Pfizer

Das Thema „Die Hölderlin-Gesellschaft – Anfänge und Gegenwart“ mag manche befremden. Die einen erwarten eine Vereinsgeschichte in ihren Einzelheiten, andere vielleicht den Ansatz einer Wirkungsgeschichte. Für eine zusammenfassende Geschichte der Hölderlin-Gesellschaft ist die Zeit noch nicht gekommen. Die Goethe-Gesellschaft legte eine solche, verfaßt von Wolfgang Götz, erst 1936, nach 50 Jahren ihres Bestehens, vor, als 49. Band ihrer Schriftenreihe. Auch wenn man die Geburt der Hölderlin-Gesellschaft mit Recht in das Jahr 1943 setzt, so ist diese doch erst 35 Jahre alt. Sie möchte überdies nicht in eine eitle Selbstbespiegelung verfallen.

Aber so verpönt mit Recht bei einem Vortrag dieser Art persönliche Erlebnisse oder Erinnerungen sind, sie lassen sich nicht ganz vermeiden, weil der, der heute zu Ihnen spricht, selbst ein bescheidenes Beispiel ist für die Begegnung mit Hölderlin und den ihm sich widmenden Institutionen. Das sonst vermiedene Wort „ich“ möge man mir deshalb nachsehen. In Umrissen nur kann in einem zeitlich begrenzten Vortrag dargelegt werden, was die Vorstufen der Hölderlin-Gesellschaft, ihre Anfänge, ihre Gegenwart, ihre mögliche Zukunft umschließen. Liebermanns Wort: „Zeichnen heißt weglassen können“ muß auch hier gelten.

Sowenig eine Wirkungsgeschichte Hölderlins hier gegeben werden kann, so müssen doch die ersten vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts als eine Vorstufe zu dem gesehen werden, was später in der Hölderlin-Gesellschaft, ihrem Umkreis, in den durch sie geweckten Kräften sich vollzog. In einer solchen Darstellung könnte das 19. Jahrhundert nicht ausgespart werden, nicht die Resonanz bei den Romantikern, nicht die beim großen Basler Unzeitgemäßen, auch wenn das Inseln in den Fluten des Ungekanntseins sind. Ein sorgsames Nachspüren wird diese Zeit

übrigens als ein Überwintern Hölderlins werten – sein Werk lebte wie unter einer Eiskecke weiter. Der Tübinger klassische Philologe Teuffel, einst berühmt durch seine römische Literaturgeschichte, hat um die Jahrhundertwende in seinen Vorlesungen wieder auf Hölderlin hingewiesen – ein Beispiel nur für andere.

## *Hölderlins Wiedergeburt*

An das Phänomen von Hölderlins Auferstehung, ja seiner eigentlichen Entdeckung nach der Jahrhundertwende muß wieder erinnert werden. War Emil Petzolds 'Hölderlins Brot und Wein' der vielleicht früheste weitausgreifende exegetische Versuch und war Carl Litzmanns 'Friedrich Hölderlins Leben in Briefen von und an Hölderlin' ein erstes grundlegendes biographisches Werk – beides bedeutsame Vorklänge aus dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts! –, so geschieht nun das mit dem Verstand nicht leicht zu Begreifende, daß gleichzeitig aus sehr verschiedenen Wurzeln das Werk Hölderlins aufbricht: George und Wolfskehl bringen Hölderlin in einem Zwölfgestirn 1902 in ihrem Auswahlband 'Deutsche Dichtung' neben den für Goethe und Jean Paul bestimmten Bänden. Es scheint erwogen worden zu sein, auch für Hölderlin einen besonderen Band vorzusehen, obwohl George erst später durch Hellingrath zu einem vertieften Hölderlin-Verständnis gelangte; Hellingrath ist es zu danken, daß in der zweiten Ausgabe der 'Deutschen Dichtung' die Hymne 'Wie wenn am Feiertage...' aufgenommen wurde – übrigens die einzige Änderung in der Sammlung.

Wilhelm Böhm beginnt 1905 mit seiner bei Diederichs erscheinenden Ausgabe, fast gleichzeitig mit dem von Minor herausgegebenen Novalis. Eugen Diederichs selbst war wohl der Antreibende für beide Ausgaben!

1906 erscheint Diltheys 'Das Erlebnis und die Dichtung', ein Jahr später Zinkernagels 'Entwicklungsgeschichte von Hölderlins 'Hyperion'' mit neuen 'Hyperion'-Fragmenten als wichtige Vorstufe für die spätere Insel-Ausgabe. 1910 gibt Hellingrath die Pindar-Übersetzungen heraus, denen 1911 Gundolfs 'Archipelagus' folgt, zur Erlangung der *venia legendi* bei der Philosophischen Fakultät in Heidelberg.

1913 bringt Hellingrath von seiner bei Georg Müller erscheinenden historisch-kritischen Ausgabe den fünften Band mit den Übersetzungen und Briefen, dem der vierte mit den Gedichten nach 1800 bald darauf folgt, für ihn „Herz, Kern und Gipfel des Hölderlinischen Werkes, das eigentliche Vermächtnis“. Der 'Hyperion'-Band der Zinkernagelschen Insel-Ausgabe erscheint 1913; ab 1911 beginnt Wilhelm Michel, aus dem

\* Vortrag, gehalten bei der 15. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 19. 5. 1978 in Tübingen.

Bereich des Expressionismus kommend, mit seinen Hölderlin-Aufsätzen. Die feierliche Würdigung Georges in der 11. und 12. Folge der 'Blätter für die Kunst' 1919 schließt diese Hölderlin-Entdeckungszeit ab, nachdem er schon 1914 in der 10. Folge der Blätter seine 'Hyperion'-Trilogie veröffentlicht hatte.

Dieses Phänomen ist wohl verschiedener Deutungen fähig. Jene Publikationen und Editionen waren sicher für manche ein Sichabwenden vom Materialismus des 19. Jahrhunderts, von der bedrohlich werdenden Technik, von den gesellschaftlichen Veränderungen, für andere ein Sichabwenden vom lorbeerumkränzten Goethe und Schiller, deren Gestalten ihnen in jenen Jahren marmorkalt erschienen. Gleichzeitig werden neue Gefilde der Dichtung sichtbar: Neben George Hofmannsthal, Rilke, die Dichter des Expressionismus, von den Nachwirkungen Nietzsches nicht zu reden, durch den auch Hölderlin neu verstanden wurde. Der Jugendstil mit der Absage an den Historismus bestimmt dieses Jahrzehnt, mit der Zwölftonmusik werden neue Bahnen beschritten. Eine neue Zeitstimmung scheint angebrochen zu sein, mit ihr ein bisher nicht vorhandenes Sensorium für die Hölderlinsche Dichtung. In schwedischen Anthologien jener Zeit ist neben modernen Dichtern nur Hölderlin enthalten; er wird offenbar als ein Dichter der Gegenwart empfunden! Des Dichters Neuwerden ist vielleicht vergleichbar mit der Wiedergeburt Johann Sebastian Bachs, als 1829 Felix Mendelssohn die Matthäus-Passion in jener berühmten Aufführung mit dem Zelterschen Chor in Berlin neu erstehen ließ.

Dieser neu-gewonnene Hölderlin ist eine Voraussetzung für dessen Wirkung im ersten großen Krieg. Es mag das Wort vereinfacht sein, die deutschen Soldaten hätten neben dem Neuen Testament, dem Zarathustra und dem Faust Hölderlin im Tornister getragen. Aber eine 'Archipelagus'-Ausgabe für 10 Pfennig erschien in großer Auflage für die Soldaten in der Reihe: Flugblätter an die Deutsche Jugend, verlegt bei Diederichs 1917, herausgegeben von „freien Studenten“, der übrigens die „Deutschen-Schelte“ aus dem 'Hyperion' vorausgegangen war. Bernhard von der Marwitz schreibt in einem Brief vom Februar 1917, eineinhalb Jahre vor seinem Tod im Feld: „Der Hölderlin war ja seit Anfang des Krieges mein treuer Begleiter, mein Katechismus“. Durch eine seltsame Fügung besitze ich den 'Hyperion'-Band aus der Marwitzschen Bücherei. Und von Otto Braun, dem früh vollendeten, auch 1918 gefallenem Sohn von Lily und Heinrich Braun, wissen wir, daß er in einer schaurigen Winternacht im Osten zwischen den feindlichen und eigenen Stellungen mit seiner Mannschaft unbeerdigte Gefallene bergen muß. Die von diesem

grausamen Geschäft angewiderten Kameraden beschwört er mit Versen der Ilias und Hymnen Hölderlins. Ohne Murren, wie gefeit, folgten sie dann dem Befehl – wie es von einem seiner Kameraden berichtet wird. Das sind Beispiele nur aus einer Fülle vieler anderer.

Mitten im Ersten Weltkrieg, am 4. Dezember 1916, erlebt der 'Empedokles' in der Bearbeitung von Wilhelm von Scholz – 1910 im Insel-Verlag erschienen – seine Uraufführung im Stuttgarter Hoftheater, erfährt aber sehr verschiedene Kritiken: Die Württembergische Zeitung schreibt: „Es war ein Abend heiliger Begeisterung – Schwaben huldigten ergriffen seinem edelsten und unglücklichsten Sohn“, während der Kritiker im damaligen 'Beobachter' fragt: „Ist gerade die jetzige Kriegszeit mit ihren täglichen Seelenschütterungen geeignet zur Vertiefung in altgriechische Strenge; ... die Apotheose des Selbstmords ist weder moralisch und erhebend, noch aber auch von überzeugender Kraft ... in unserer Zeit der größten Taten dieses Gedicht der tatenlosen Selbstvernichtung! ... Neben Empedokles: Hindenburg, das ist die schrille Dissonanz, die schreiend durch die Aufführung geht.“

1916 hält Gustav Landauer seinen Vortrag über 'Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten' nach Hellingraths letzten Äußerungen über 'Hölderlin und die Deutschen' und 'Hölderlins Wahnsinn', die erst nach seinem Soldatentod im Druck erschienen.

Die Frage nach Hölderlins Wirkung in der Jugendbewegung ist nicht einfach zu beantworten. Viele der in den Gruppen der Jugendbewegung Lebenden haben vor, während und nach dem ersten Krieg Hölderlin adaptiert wie in anderer Weise den 'Zarathustra', den 'Stern des Bundes', den 'Freund Hein' vom Emil Strauß oder Hesses 'Peter Camenzind' und 'Demian'. Das haben wir in unseren Zelten, an den Lagerfeuern gelesen und vorgelesen, in einer seltsamen Mischung von Fahrtenromantik, neuem Naturerlebnis und dem Ablehnen der bürgerlichen Gesellschaft, frei oder uns selbst befreiend, wie wir meinten, zugleich streng im Verpönen von Nikotin oder Alkohol. Wenn diese Jugend Hölderlin liebte, dann wohl auch deshalb, weil seine Dichtung nicht auf den Schulen, auch kaum auf der Universität als Teile eines Lehr- oder Studienplans erschien. Er wurde von ihr selbst entdeckt und im Kreise der Kameraden und Freunde weitervermittelt. Als im Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium 1919 'Empedokles'-Szenen aufgeführt wurden, war das wohl von den Lehrern freundlich gefördert, von den Primanern aber eigentlich gestaltet worden. Daß ich dabei als Untersekundaner in der winzigen Rolle eines der Sklaven mitwirken durfte, war für die Aufführung belanglos, für mich aber der Beginn meiner von jenem Jahr an wachsenden

Hinwendung zum Dichter. Als drei Jahre später in der Oberprima jeder ein Referat über ein Thema seines Lieblingsdichters wählen durfte, haben Berthold von Stauffenberg und ich uns dem 'Empedokles' verschrieben; er sprach über den historischen Philosophen, ich über die Bearbeitung der Dichtung von Scholz, dessen kühner Zusammenfassung die verschiedenen Fragmente zugrunde lagen.

Waren George, Hellingrath, Zinkernagel, Michel, Gundolf keine Schwaben, so begann man nun auch in der Heimat sich auf ihn zu besinnen.

### *Das Haus in Tübingen*

Bald nach dem Krieg entspann sich ein Kampf um das Geburtshaus in Lauffen, das trotz Einspruchs der Württembergischen Landesstelle für Natur- und Heimatschutz im August 1919 wegen Baufälligkeit abgerissen wurde. Heute würde das kaum mehr geschehen können. Nur die Gedenktafel, die am 1. Mai 1973 von Christoph Schwab am Geburtshaus enthüllt worden war, zeugt noch von diesem Bau. Wohl dadurch alarmiert, aber auch durch das Jahr 1920 bestimmt, in dem der 150. Geburtstag Hölderlins gefeiert wurde, begann man zu überlegen, wie wenigstens das Tübinger Hölderlinhaus nach dem Verlust in Lauffen erhalten werden könne.

Eugen Nägele, der weithin beliebte Lenker des Schwäbischen Albvereins, und Theodor Häring, der in jenen Jahren neu aufgefundene Jugendarbeiten Hölderlins im Tübinger Stift publizierte, gründeten eine Vereinigung zur Erhaltung des Hölderlinturms. Das begegnete nicht nur freudiger Zustimmung. Otto von Güntter, der hochverdiente Leiter des Schillervereins, der Sammler und Bewahrer des 1903 erstandenen Schillermuseums, war, wie er in einem Brief an Nägele schrieb, zwar bereit, den Aufruf zur Erhaltung des Tübinger Hölderlinhauses zu unterzeichnen, aber nur, wenn die Gewißheit gegeben sei, daß der Schwäbische Schillerverein dadurch nicht beeinträchtigt werde. Für einen Hölderlinverein bestehe kein Bedürfnis. So wenig wie für jeden Berg der Schwäbischen Alb ein besonderer Wanderverein gegründet werden könne, so wenig für jeden schwäbischen Dichter ein eigener Dichterverein. Hölderlin sei im übrigen zur Zeit Mode, es erscheine eine Ausgabe nach der anderen zu Preisen, die nur auf „Schieber“ als gedachte und mögliche Käufer schließen lassen. Er habe mit einem Reclam-Bändchen in der Tasche für Hölderlin geschwärmt. Fast eine Ironie des Schicksals mag es sein, daß 1928, also nur sieben Jahre später, Güntter als Band 12 der

Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins die Bildnisse Hölderlins herausgab.

Nach mancherlei Bemühungen und Verhandlungen gelang es, im Januar 1923 zwischen der Stadt Tübingen und der Vereinigung eine Vereinbarung abzuschließen, in der diese zu dem von der Stadt um 85 000 Mark erworbenen Haus einen einmaligen Beitrag in Höhe von 25 000 Mark stiftete, die Stadt dafür das Erdgeschoß der Hölderlin-Vereinigung überließ. So war, wenn auch zunächst in begrenzter Weise, doch eine Zelle der späteren Hölderlin-Gesellschaft entstanden; Franz Zinkernagel, Anton Kippenberg, Wilhelm Böhm und andere hatten das Vorhaben mit namhaften Beiträgen, vor allem aber mit dem Gewicht ihres Namens unterstützt.

Dabei fehlte es nicht an Seltsamkeiten: Nachdem das Haus am Neckar als Hölderlin-Gedächtnisstätte gerettet war, bat eine Frau in einem Brief an Friedrich Hölderlin, Tübingen, Hölderlinhaus, den Dichter um Erlösung von Liebes- und Weltschmerzen!

### *Das Hölderlinjahr 1920*

1920 wurde die 150. Wiederkehr der Geburt Hölderlins vielfach gefeiert, wohl auch als eine Reaktion auf die Schrecknisse des Weltkriegs, die aber nur möglich wurde durch den geschilderten Aufbruch in den dem Krieg vorausgegangenen Jahren.

Das Württembergische Landestheater führte wieder den 'Empedokles' auf, für mich, den damals 16jährigen, ein so bleibendes Erlebnis, daß ich noch heute die Stimmen der Schauspieler zu hören glaube: Egmont Richter, Elsa Pfeiffer, Viktor Gehring. Meine Begeisterung trug mich so weit, daß ich in einem kleinen Referat in meiner Klasse für den Besuch dieser Aufführung warb – für die es übrigens sehr verbilligte Schülerkarten gab –, obgleich ich damals noch nicht Klassensprecher war.

Eine Fülle von Publikationen und Ausgaben erschien in diesem und den folgenden Jahren. Neben den im Wettstreit liegenden historisch-kritischen Ausgaben bei Georg Müller und der Insel andere, etwa eine von Seebass und Kasack besorgte bei Kiepenheuer oder von Manfred Schneider bei Hädicke. Das größte Geschenk war das Wiederauftauchen der Briefe der Diotima, die Frieda Arnold, die Großnichte Hölderlins, zusammen mit Karl Viëtor, einem Lehrer von Friedrich Beißner, zunächst in einer kostbaren Vorzugsausgabe als vierten Band der Janus-Press herausgab, bald schon in einem schlichteren Druck des Insel-Verlags, der dann

hohe Auflagen erzielte und den ich mir zu Weihnachten wünschte wie manche meiner Klassenkameraden. Erst 1934 erschienen die Briefe in der Insel-Bücherei, deren Bändchen damals 80 Pfennig kosteten. Was die Diotima-Briefe für uns dafür Empfängliche bedeuteten, ist nicht leicht in Worten zu schildern, auch heute vielleicht nicht jedem verständlich.

### *Hölderlin 1933–1945*

1933 begannen für Deutschland die düstersten Jahre. Als zum 90. Todestag Hölderlins in Tübingen eine Feier nicht am 7. 6., sondern am 28. 5. abgehalten wurde, empfand das ein Wernher Bauer aus Rangsdorf als drohenden anthroposophischen Anschlag auf den Hölderlinturm, weil damit jüdischem Zahlenaberglauben Vorschub geleistet werde. Der Angriff richtete sich gegen einen braven Tübinger Gewerbeschulrat und wurde von Nägele dann würdig und geschickt abgewehrt.

An jenem 28. Mai 1933 sprach Paul Kluckhohn im Stiftshof, anschließend am Hölderlinturm. Gedichte und Gesänge umgaben die Feier, auf den Einladungen wurde vermerkt, „man erscheint in sonntäglicher Kleidung“! Das Musikkorps des Tübinger Bataillons verzichtete einer besonderen Bitte entsprechend auf das sonntägliche Konzert in der Platanenallee, um die Feier nicht zu stören. Eine Straßensammlung, dem Erhalten des Hauses dienend, wurde genehmigt. Das waren noch Veranstaltungen ohne Überschattungen durch das neue Regime.

Will man der Zeit zwischen 1933 und 1945 im Blick auf ihre Verflechtung mit Hölderlin gerecht werden, so muß man sie differenziert betrachten. Wohl gab es bald eine vordergründige Inanspruchnahme Hölderlins durch die Nationalsozialisten, die ihn mit Boden, Volk, Vaterland verbanden und den Seher Hölderlin zum Führer und unbestechlichen Richter formten, „an dem sich die Reinheit und Güte unseres Volkes mißt und klärt“, wie es zum Beispiel ein Robert Schneider im 2. Jahrgang des Volksspiegels 1935 formulierte – wieder nur eine von vielen ähnlichen Äußerungen. Eine satirische, vielzitierte Antwort auf solche Stimmen gab die schwäbische Dichterin Anna Schieber: „Der langen Rede kurzer Sinn, Parteigenosse Hölderlin.“

Daneben aber suchten viele die innere Emigration, ein stilles Sichabwenden von dem, was das Regime und seine Führer verkündeten, ein Flüchten auf eine befriedete Insel, einen Weg zur Wahrheit und zum Wesentlichen bei Hölderlin. Für viele andere soll als Beispiel Theodor Haubach genannt werden, der eng mit den Widerstandskreisen verbunden war und im Januar 1945 hingerichtet wurde. Ihn hat in der monate-

langen Haft ein Hölderlinband bis zum letzten Tag begleitet. Aber es gab selbst solche, die trotz ihrer engen Verflechtung mit den Parteiinstitutionen des Nationalsozialismus in einem vermeintlich „unverfälschten“ Sinn Hölderlin zugewandt waren. Zu ihnen mochte der schwäbische Dichter Gerhard Schumann gehören, von dem wir bei der Gründung der Hölderlin-Gesellschaft noch hören werden, vielleicht sogar der damalige württembergische Kultusminister Mergenthaler, trotz allem, was von ihm sonst geäußert wurde oder werden mußte.

Es war – wer diese Zeit miterlebt hat, weiß es aus eigener Anschauung – vielfach ein doppelter Boden, auch hier ein Überwintern Hölderlins unter den politischen Überkrustungen, weit entfernt von den schauerlichen Fanfarenstößen.

Zu diesem doppelten Boden gehörte es, daß in den Jahren nach 1933, sogar mitten im Zweiten Weltkrieg der Plan einer neuen wissenschaftlichen, großen Hölderlin-Ausgabe entstand. Der Initiator war der damalige Germanistikstudent Walther Killy, heute Professor an der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, der diese Fragen mit Wilhelm Hoffmann auf dessen Ofenbank besprach. Als Sohn des Kabinettsrats Killy, eines hochgebildeten Beamten gediegener Prägung, der in der Reichskanzlei in vieler Hinsicht eine kryptische Stellung einnehmen konnte, hatte er Zugänge, die anderen verschlossen waren. Mergenthaler konnte durch ihn gewonnen werden, an den Staatssekretär Lammers, den Chef des Vaters Killy, einen Brief zu richten, der mit den Worten begann: „Schon lange bewegt mich die Frage, in welcher Weise der 100. Todestag Hölderlins begangen werden könnte“ und eine große historisch-kritische Ausgabe vorschlug.

Drei wichtige Voraussetzungen waren nötig, um dieses Werk in Gang zu setzen: Einmal das Verfügen über entsprechende Fotografien der Hölderlin-Handschriften. 1940 hatte der Magdeburger Industrielle und Handelskammerpräsident Eugen Fahrenholz seiner von Hölderlin wesentlich berührten Gattin als Geschenk zur Silbernen Hochzeit die Homburger Handschriften fotografieren lassen, angeregt durch einen in Magdeburg sich bildenden, von der Welt Georges bestimmten Kreis, zu dem Walther Greischel, Ludwig Thormaehlen, Werner Kirchner und Frau Fahrenholz gehörten. Die Wiedergabe dieser Handschriften zog nach sich eine solche auch der Stuttgarter und Marbacher Handschriften; es gelang, alle Handschriften in ausgezeichneten Reproduktionen für eine Edition gleichzeitig verfügbar zu machen. Was Hellgrath einst bei seinen Studien in Homburg und Stuttgart vermissen mußte,

im unmittelbaren Vergleich der verschiedenen Handschriften arbeiten zu können, wurde nun möglich.

Die zweite Voraussetzung war wieder ein Gedanke des jugendlich begeisterten Walther Killy: die Gründung eines Hölderlin-Archivs als Arbeitsstätte für eine wissenschaftliche Hölderlin-Ausgabe. Dessen Grundbestand wurde die Handschriftensammlung, der sich systematisch alle Erstdrucke anschlossen, sodann die Sekundärliteratur. Das Archiv war in seinen Anfangszeiten in Stuttgart, dann, im Herbst 1944, zum Schutz vor Kriegseinwirkungen, für lange Zeit im stillen Bebenhausen und befindet sich seit 1970 wieder in Stuttgart als Teil der Landesbibliothek, in unmittelbarer Nachbarschaft zum George-Archiv. Es ist zu einer einzigartigen Arbeitsstätte geworden, die Weltbedeutung gewonnen hat, denkt man an die Forschenden aus allen Teilen der Erde, die das Archiv aufsuchen.

Der wichtigste Anstoß Killys für die neue Ausgabe aber war, daß er Friedrich Beißner als Herausgeber vorschlug. Er kannte dessen Dissertation 'Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen', 1933 erschienen, in der Beißner im Anhang eine Reihe verderbter Stellen und Lesarten aufführt, wodurch das Bedürfnis nach einer neuen Ausgabe in die Augen sprang. Es wurde ein genaues Programm entworfen, die Skepsis gegen eine neue Ausgabe – trotz Hellingrath! trotz Zinkernagel! –, die manche Hölderlin-Freunde zunächst äußerten, überwunden. Die Ausgabe sollte den *reinen* Text und den *ganzen* Text enthalten, in der Gewißheit, daß es bei Hölderlin nicht ein Wort gibt, das keine Bedeutung hat. Die Frage der Finanzierung war zunächst nicht schwierig. Das Land Württemberg, das Reich, vertreten durch die Reichskanzlei, die Stadt Stuttgart waren die finanziellen Helfer – es gab keine Parlamente, die Subventionen für ein solches Werk bewilligen mußten.

Und wieder durch die Eingriffsmöglichkeiten des Vaters Killy konnte im Wege von Sondergenehmigungen das blütenreine Papier der Firma Scheuffelen sichergestellt werden, während – ein Beispiel für die Manipulationsmöglichkeiten jener Zeit – kein Papier für die noch nicht erschienenen Bände 5 und 6 der zweiten Auflage der Propyläen-Ausgabe (Hellingrath-Seebass-Pigenot) genehmigt wurde. Ein Arbeitsbericht aus dem Jahre 1942, der in seiner Ausstattung die künftige Große Stuttgarter Ausgabe sichtbar machte, schilderte Voraussetzungen und Anfänge der Edition.

Der Hingabe Friedrich Beißners an diese Aufgabe gelang es, schon zum 100. Todestag Hölderlins den ersten Doppelband mit den Gedich-

ten bis 1800 vorzulegen. Allen Schwierigkeiten der Kriegs- und Nachkriegszeit zum Trotz, liegt seit 1977 die große Ausgabe in 14 Bänden vor, neben der kleinen in sechs Bänden. Adolf Beck, der Mitherausgeber, wird bei der anschließenden Gedächtnisfeier für Friedrich Beißner diese Editionsleistung würdigen.

Für den 7. Juni 1943 war die Gründung einer Hölderlin-Gesellschaft vorgesehen, Kluckhohns seit Jahren erstrebtes Ziel, auf das er mit Konsequenz hingearbeitet hatte. Er wollte keine lokale, vielmehr eine deutsche Hölderlin-Gesellschaft und hatte in einem vorbereitenden Aufruf zusammen mit Theodor Häring im April 1942 die Motive dafür dargelegt, eine Gedenkschrift im Verlag Siebeck vorbereitet und die Gründungsversammlung vorgesehen. Da schaltete sich wenige Wochen vor der Gedenkfeier und dem Gründungsakt die Partei ein und riß Idee und Organisation an sich. Kluckhohn hat in schweren inneren Kämpfen dieser Situation gegenüber beinahe resigniert, aber sich dann um der Sache willen dazu durchgerungen, die Vorbereitungen weiterzuführen und den vom Propagandaminister als Präsidenten der Gesellschaft oktroyierten Gerhard Schumann zu akzeptieren. Goebbels wollte ihn als verlängerten Hebelarm seines Ministeriums in der Propagandawelle des Krieges einsetzen. Der Stärkung des geistigen Widerstandswillens sollte auch Hölderlin dienstbar gemacht werden. Die Gedenkfeier war in ihrem äußeren Bild eine Parteiveranstaltung; Schumann, in Sturmbannführeruniform, Gauleiter Murr und Ministerpräsident Mergenthaler haben in ihren Ansprachen einen von den Nationalsozialisten adaptierten Hölderlin nicht verleugnet. Dennoch war für den, der genauer hinsah, selbst diese Feier doppelbödig. Die Vorträge von Kluckhohn, Beißner und Böckmann bei der Feier waren von „reinem Geist“ getragen. Die Gedenkschrift enthielt Beiträge von Paul Böckmann, Hans-Georg Gadamer, Walther Rehm, Walter F. Otto, Wilhelm Böhm, Friedrich Beißner und Martin Heidegger – Namen, die kaum in Verbindung mit dem Hölderlinbild der Partei standen. Andererseits zeigte sich die schnell wirkende Organisationskraft der Partei. Es wurden Zweigstellen in Linz, Stuttgart, Erfurt, Tübingen, Heilbronn und Wien gegründet, für letztere als Leiter Josef Weinheber bestimmt, der erst nach Eifersuchsbedenken wegen der in Linz zuerst gegründeten Zweigstelle diese Aufgabe übernahm. Für andere Städte vorgesehene Zweigstellen sind im Laufe der weiteren Kriegsergebnisse nicht mehr entstanden.

Schumann hat als Präsident, auch weil er 1944 wieder ins Feld rückte, keine entscheidenden Einflüsse in der Gesellschaft ausgeübt; Paul

Kluckhohn als Vizepräsident, Friedrich Reißner für wenige Monate als Geschäftsführer, ehe er nach Gießen berufen wurde, nach ihm Wolfgang Binder haben die Gesellschaft tatsächlich geleitet und sie vor Schlimmem bewahrt. Schnell waren 1700 Mitglieder gewonnen, ein Zeichen dafür, daß damals auch eine Dichtergesellschaft ein Substitut für anderes sein konnte, das nicht mehr zu erwerben war, aber auch ein Zeichen dafür, daß selbst in diese mindestens äußerlich nationalsozialistisch gefärbte Hölderlin-Gesellschaft manche eintraten, die eben zu *Hölderlin*, nicht zu dem politisch verfälschten Dichter sich bekennen wollten.

Ein weit ausgreifender Hölderlin-Zyklus sollte in 16 Morgen- und in 12 Abendfeiern des Deutschen Rundfunks Hölderlin verbreiten mit Sendungen in Köln, Hamburg, Berlin, Stuttgart, München, auch Danzig, Königsberg und Breslau; das ganze damalige Reichsgebiet wollte man auf diese Weise für Hölderlin „erfassen“! Der Plan wurde nicht realisiert, wohl aber haben etwa 200 Feiern in den verschiedensten Städten, mehr oder weniger von den Parteiorganisationen befohlen, stattgefunden, auch in den besetzten Niederlanden, in Bukarest, Kronstadt, Straßburg, Tepitz-Schönau, Paris, Luxemburg fanden Feiern statt neben solchen in allen großen und vielen kleineren deutschen Städten, selbst in Neisse oder Pöneck.

Eine Feier in Düsseldorf mußte abgesagt werden; das für sie vorgesehene Schauspielhaus war in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni 1943 bei einem Luftangriff zerstört worden; der letzte Theaterzettel enthielt das Programm für die Hölderlin-Feier am 13. Juni. Lückenlos gingen die „Vollzugsmeldungen“ über die, wie es fast stereotyp hieß, mit großem Beifall und nachhaltiger Wirkung durchgeführten Feiern bei der Geschäftsstelle der Hölderlin-Gesellschaft ein; der straffe Organisationsapparat fehlte selbst hier nicht! Was in diesen Feiern geboten wurde, ist eine andere Frage: Kreisleitungen, Kulturkammern, die Deutsche Arbeitsfront, die Organisation Kraft durch Freude waren vielfach die Träger der Veranstaltungen.

Außerdem gab es 'Empedokles'-Aufführungen in Stuttgart, Karlsruhe und anderswo; zu den Hölderlin-Feiern in Lauffen, Tübingen und Stuttgart erschien der Reichsstatthalter, der auch den Kranz Hitlers am Grab auf dem Tübinger Friedhof niederlegte.

Das Presse-Echo war dem Geist dieser Feiern entsprechend. Aber das darf nicht vergessen werden: auch Zürich feierte Hölderlin mit einer Rede von Emil Staiger, und in Hauptwil wurde eine Gedenktafel zur Erinnerung an den Hauslehreraufenthalt Hölderlins enthüllt, die die

Worte enthält: „Nur in ganzer Kraft ist ganze Liebe.“ Lothar Kempfer hat damals in einem Bericht über diese Feier geschrieben:

„Mancher wird in banger Gegenwart gleich dem Dichter von einer großen Vergangenheit hoffend zu kommenden Jahren sich wenden, wenn einst wieder der Genius gilt“ – ein unvergeßlich mutiges Wort in jenen dunklen Tagen. Auf Kluckhohns Initiative hin wurde für die im Felde stehenden Studenten eine Hölderlin-Feldausgabe veranstaltet. Der Brief eines Luftwaffenfeldwebels, den er bei der Gründungsfeier in Tübingen im Auszug bekanntgab, hatte die Bitte an die Hölderlin-Gesellschaft enthalten, ihre vornehmste Aufgabe darin zu sehen, jedem Studenten ein Hölderlin-Brevier mit ins Feld zu geben. Reißner besorgte die Auswahl, die im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft und des Hauptkulturamtes der NSDAP erscheinen mußte. Erst 14 Tage vor der Auslieferung konnte ein größerer Zuschuß von der Partei erwirkt und damit die Ausgabe für 98 Pfennig verkauft werden. Der Satz war bei Cotta mit dem Editionsvermerk „Auswahl von Friedrich Reißner besorgt“ erstellt und erhielt erst nach der Subvention den angeführten Zusatz mit dem Hinweis auf das Hauptkulturamt. Die Feldauswahl erschien noch rechtzeitig zum 7. Juni 1943 in einer Auflage von 100 000 Exemplaren und übertraf damit andere in dieser Cotta-Reihe erschienene Bändchen – Goethe, Nietzsche, Mörike, Kleist – um ein Vielfaches. Das schmale Heft enthält 43 Gedichte, über 40 kurze aphorismenartige Textstellen aus dem 'Hyperion', einzelne Stellen aus dem 'Empedokles' und rund 30 Teile aus den Briefen. Diese Feldauswahl war, obwohl später gelegentlich anders gedeutet, gerade nicht auf die Zeit zugeschnitten, was ihre Zusammenstellung ohne weiteres zeigt. Man muß sich heute fragen, was die Soldaten sich gedacht haben mögen bei den Briefzitate: „Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles Bisherige schamrot machen wird“ oder: „Die Knechtschaft, die von allen Seiten auf unser Herz und unsern Geist in früher Jugend und im Mannesalter hineindringt...“!

Der sich steigernde Luftkrieg hat auch das Werk Hölderlins bedroht. Zwei Auflagen des ersten Bandes der Stuttgarter Ausgabe wurden vernichtet, Carl Keidel rettete eine zum Faksimilieren in seiner Officin liegende Handschrift aus dem brennenden Bau; die Stuttgarter Hölderlin-Handschriften erfuhren eine wahre Odyssee. Die Landesbibliothek hatte glücklicherweise noch vor ihrer Zerstörung im September 1944 neben etwa der Hälfte ihrer Bücherbestände einen großen Teil der Handschriften nach Kloster Beuron verlagert und mit dadurch wohl dieses Kloster vor seiner drohenden Auflösung gerettet. Ein zweiter Teil der Handschriften

wurde in Zwiefalten deponiert, die Hölderlin-Handschriften aber in Schloß Zeil, die dann Wilhelm Hoffmann in den letzten Tagen des Krieges in einer abenteuerlich-gefährlichen Fahrt mit einem gecharterten Militärkraftwagen abholte, um sie, da eine Albhöhle nicht sicher schien, auf Schloß Werenwag zu bergen. Dort waren sie der Vernichtung, auch dem Zugriff der Besatzungsmacht entzogen.

### *Wiederbeginn nach 1945*

Das Ende des Krieges mußte auch für die Hölderlin-Gesellschaft ein neues Beginnen sein. Eine innere Umbildung mit dem Ausscheiden Schumanns vollzog sich schon im Juni 1945. Kluckhohn war die treibende Kraft für das Weiterbestehen der Gesellschaft. Das erforderte nach den Verhandlungen mit der Französischen Besatzungsmacht zunächst die Auflösung der alten Hölderlin-Gesellschaft.

Eine Verordnung des „Administrateur Général“, des französischen Generals Laffon, vom Dezember 1945 über die Wiederherstellung des Vereinsrechts sollte verhüten, daß in den Vereinen nationalsozialistisches Gedankengut bewahrt würde. Entsprechende Anweisungen vom 20. Februar 1946 forderten eine sorgsame Überprüfung. Die Gedenkschrift wurde beanstandet wegen des Beitrags von Weinheber: „Le mémorial contient des études excellentes, mais il commence malheureusement par une ode d'un certain Joseph Weinheber“. In der Feldauswahl wurde beanstandet, daß, wie dargestellt, mitverantwortlich neben der Hölderlin-Gesellschaft angezeigt war: „et du bureau culturel du parti national-socialiste“, in dem Band 'Iduna', dem 1944 noch herausgegebenen ersten Jahrbuch der Gesellschaft, vor allem Burtes Rede auf Hölderlin, der lustigerweise mit Burke bezeichnet wurde. Sieht man von dieser Namensverwechslung ab, so haben die französischen Besatzungsbehörden in erstaunlich gründlicher Weise die Sachverhalte durchforscht.

Auch die für eine Neugründung in Frage kommenden Persönlichkeiten wurden politisch überprüft. In den Akten finden wir zum Beispiel in einem Schreiben des Kultusministeriums vom August 1946, daß bei Wilhelm Hoffmann keine Anzeichen nationalsozialistischer Gesinnung vorliegen. Nach einem denkwürdigen Gespräch im Amtszimmer von Carlo Schmid, dem damaligen Regierungschef von Südwürttemberg-Hohenzollern, wurde die Neugründung beschlossen.

Als Gründer fungierten auch beim Antrag an die Stadt und die Besatzungsbehörden neben Carlo Schmid Romano Guardini, Paul Kluckhohn, der Rektor der Universität Steinbüchel und der Tübinger

Oberbürgermeister Hartmann. Zusammen mit Wilhelm Hoffmann und Friedrich Beißner bildeten sie den ersten Vorstand der neuen, nun „Friedrich Hölderlin-Gesellschaft“ genannten Organisation, so daß auch französischen Besatzungswünschen entsprechend rein äußerlich die neue Gesellschaft von der einstigen sich abhob. Präsident wurde Kluckhohn, Vizepräsident Guardini, den später Beißner und in weiteren Jahren Hoffmann ablöste: „in einem beratenden Ausschuß finden wir Theodor Heuss, Walter F. Otto, Wilhelm Böhm u. a.“. Als Geschäftsführer wurde Wolfgang Binder bestellt, der diese Aufgabe bis 1952 betreute. Ihm folgte dann Alfred Kelletat.

Nachdem die Gesellschaft im Oktober 1946 im Hörsaal 9 der Universität Tübingen endgültig gegründet war, wurde im März des folgenden Jahres die erste Vorstandssitzung abgehalten, kurz darauf hielt Walter F. Otto im Auditorium maximum einen Vortrag im Rahmen der neuen Gesellschaft über 'Hölderlin und die Griechen'.

Bis zur Währungsreform war es kein Problem, Mitglieder zu gewinnen; dann aber sank der Stand von 1500 Mitgliedern auf weniger als die Hälfte; nur in mühsamem Ringen um neue Mitglieder gelang es, langsam den heutigen Stand von etwa 1100 zu erreichen. In den Jahren, ehe in Deutschland das Wirtschaftswunder sich auswirken konnte, waren die finanziellen Sorgen der Gesellschaft in den Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen oft der Hauptgegenstand der Beratung, wenngleich die Aufwendungen für Publikationen und Veranstaltungen im Vergleich zu heute sich noch in sehr bescheidenen Grenzen hielten.

### *Die Jahresversammlungen*

In der ersten Jahresversammlung im März 1950 gelang es, die Mitglieder wieder zusammenzuführen. Wenige Monate später, am 19. Mai, also heute vor 28 Jahren, hielt Edgar Salin seinen weit beachteten Vortrag über 'Hölderlin im George-Kreis'.

Die Gesellschaft hat von Anfang an für ihre Jahresversammlungen einen Zweijahresrhythmus vorgesehen, zweimal sogar von einem dreijährigen Intervall unterbrochen. Den beiden ersten Versammlungen in Tübingen 1950 und 1952 folgte eine in Homburg, der anderen Hölderlin-Stadt neben Tübingen, weitere in München, Berlin, Düsseldorf, Stuttgart, Winterthur, vor zwei Jahren wieder in Homburg, jeweils im Wechsel mit Tübingen.

Nicht immer waren die Versammlungen durch einen geschlossenen Themenkreis bestimmt. Die Tübinger Tagung 1956 diente fast aus-

schließlich der Interpretation der zwei Jahre vorher aufgetauchten 'Friedensfeier' mit leidenschaftlichen Diskussionen, besonders über die Frage, wen Hölderlin als den „Fürsten des Festes“ verstand – Christus, Napoleon, Herakles, den Geist der Zeit, den Genius unseres Volkes, Helios, den Gott des Friedens oder andere Gestalten. Die Münchner Tagung – 1959 – war auch dem Gedenken Hellingraths gewidmet; der damals schon in höchstem Alter stehende Friedrich von der Leyen beschwor noch einmal das Bild dieses Hölderlin-Editors und -Künders. Die Tagung in Berlin 1963 war von 'Empedokles'-Fragen geprägt und gipfelte in den Vorträgen von Uvo Hölscher und Emil Staiger. Für die 200-Jahr-Feier bot sich Stuttgart mit dem Festakt im Staatstheater an, zwei Jahre darauf wurde in Tübingen dem jungen Hölderlin und seiner Umwelt nachgesonnen, in Winterthur 1974, als die Gesellschaft zum ersten Mal in eine Stadt im Ausland ging, Hölderlins Beziehungen zur Schweiz.

Überdenkt man die Themen und Redner der Jahresversammlungen, so wird die weite Spanne der Gesellschaft deutlich und ihr Bemühen, bewußt sehr verschiedenartige Interpreten zu Wort kommen zu lassen; neben Friedrich Beißner stehen Wolfgang Schadewaldt, Ulrich Hötzer, Walter F. Otto, Lothar Kempfer, Karl Kerényi, Wolfgang Binder, Martin Walser, Bernhard Böschstein, Emil Staiger, Pierre Bertaux, Hans-Georg Gadamer, Momme Mommsen, Paul Böckmann, Martin Heidegger, Lawrence Ryan, Theodor W. Adorno, Robert Minder, Michael Hamburger, Dietrich E. Sattler und andere.

Die Gesellschaft hat es ertragen müssen, daß sich für manche Jahre Friedrich Beißner von ihr zurückzog, daß Martin Heidegger wegen sehr kritischer Äußerungen von Adorno und Minder über ihn seinen Austritt erklärte, dann aber wieder erneut sich zu der Gesellschaft bekannte, daß Auseinandersetzungen über Sachauffassungen hinaus gelegentlich in heftigen Emotionen ausgetragen wurden. Sie ist sich in ihrem Bemühen treu geblieben, über solchen Spannungen zu stehen, wo es möglich war, sie auszugleichen, mit dem Ziel, Hölderlin und seinem Werk mit den ihr eigenen Kräften zu dienen.

Der Stil der Arbeit hat sich gewandelt; in den ersten Jahren hatten die Tagungen noch mehr die Form von Feiern; dann traten wachsend Diskussionen in den Vordergrund, seit 1972 auch in einzelnen Arbeitsgruppen, für viele Mitglieder die Möglichkeit, unverstellter als in einem Plenum ihre Ansichten zu äußern; morgen sollen in einem Rundgespräch die Auffassungen der Arbeitsgruppen zusammengefaßt und durch Diskussionsbeiträge erweitert werden.

In die Tagungen in Homburg und Tübingen wurde der Besuch der

Hölderlin-Stätten einbezogen; Rezitationen, Konzerte, Theateraufführungen – die 'Antigone' im Münchner Staatsschauspiel, der 'Empedokles' im Berliner Schiller-Theater, in Homburg der 'Ödipus' und die eigenwillige 'Empedokles'-Inszenierung der Schaubühne am Hallschen Ufer in Berlin, traten ergänzend hinzu.

Die 15 Jahresversammlungen erforderten jeweils ausgedehnte Vorbereitungen, für die Teilnehmer weniger sichtbar, für die damit Beauftragten mit manchen Mühen und Sorgen verbunden. Doch das ist ein „nobile officium“, von dem nicht weiter zu reden ist.

### *Jahrbuch und Schriftenreihe*

Von den Publikationen seien zunächst die Jahrbücher erwähnt, mit Ein-schluß der 'Iduna' des Jahres 1944 zwanzig an der Zahl, die ersten acht herausgegeben von Beißner und Kluckhohn, die zwei folgenden Bände vom Vorstand der Hölderlin-Gesellschaft, der 11. bis 14. Band von Wolfgang Binder und Alfred Kelleat im Auftrag der Gesellschaft, der 15. bis 18. Band von Böschstein und Kelleat, der letzte Doppelband von Böschstein allein als Herausgeber betreut.

Ihre Inhalte sind ein Spiegel dessen, was Hölderlin berührt: Neue Funde, wissenschaftliche Untersuchungen der verschiedensten Art und der verschiedensten Darsteller als Hauptteile der Bände neben Fragen der Wirkungsgeschichte, Miscellen, Rezensionen, Forschungsberichten, Mitteilungen über die Hölderlin-Gesellschaft und deren Jahresversammlungen und einer vom neunten Jahrgang ab von Maria Kohler muster-gültig bearbeiteten Bibliographie, in 6 Abschnitten die Jahre von 1951 bis 1973 umfassend, als Weiterführung der von ihr erstellten Hölderlin-Bibliographie 1938 bis 1950 in der Reihe der 'Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs', in dem auch der unentbehrliche Handschriftenkatalog erschien, besorgt von Johanne Autenrieth und Alfred Kelleat.

Neben den Jahrbüchern steht die Schriftenreihe. Auch sie zeigt sehr verschiedene Aspekte. Die faksimilierten Handschriften von 'Patmos', der von Binder und Kelleat herausgegebenen 'Friedensfeier' in einem gegenüber Beißner ganz neuen Editionsverfahren, der Elegie 'Stutgard' und des Maulbronner Quartheftes stehen neben der von Kelleat zusammengestellten Aufsatzsammlung mit Beiträgen zum Verständnis Hölderlins in unserm Jahrhundert, in der nicht leicht zugängliche Aufsätze enthalten sind. Die von Paul Böckmann besorgte 'Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins', in der neben Klopstock, Schubart und Hölty auch die schwäbischen 'poetae minores' – Stäudlin, Conz, Neuffer,

Magenau, Siegfried Schmidt, auch Sinclair – erscheinen, die Chronik mit Bildband, das Werk von Adolf Beck und Paul Raabe, ein Desiderat seit vielen Jahren, das sich erst 1970 verwirklichen ließ, Lothar Kempfers schon 1946 in einem Schweizer Verlag erschienen, vergriffenes, nun von ihm erneuertes Buch 'Hölderlin in Hauptwil' und die von Karl Komma edierten Lieder und Gesänge Hölderlinscher Vertonungen setzen die Reihe fort.

Hier muß Carl Keidels gedacht werden, des schöpferisch-typographischen Gestalters der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, dem vorbildliche Buchkunst eine Herzenssache ist, der neben einer Reihe der erwähnten Schriften der Hölderlin-Gesellschaft 1963 die 'Empedokles'-Fragmente als Festgabe für die Berliner Tagung aus Anlaß des 150. Bestehens der Officin Christian Scheufele den Mitgliedern der Gesellschaft überreichte.

Dieser Vortrag kann nicht additiv aufführen, was in der Hölderlin-Gesellschaft sich vollzogen hat. Jahrbücher und Jahresversammlungen zeigen es am deutlichsten. Erwähnt nur soll werden, daß im September 1952 im alten Kurpark von Driburg ein Gedenkstein enthüllt wurde, der an den Aufenthalt Hölderlins 1799 erinnert, daß im August 1957 in Frankfurt auf dem alten Gontardschen Grundstück eine Hölderlin-Gedenkstätte mit der Jünglingsstatue von Professor Mettler eingeweiht wurde – Ernst Beutler und der damalige Oberbürgermeister Bockelmann sprachen dabei –, daß in Tübingen den kleinen Garten vor dem Hölderlin-Haus die Plastik des nach dem Licht strebenden Jünglings von Ivo Beucker zielt.

Das vielleicht bedeutendste Ereignis war das Wiederauffinden der 'Friedensfeier', die 1954 in einem Londoner Antiquariat auftauchte, von Michael Hamburger als Experten eindeutig als Hölderlin-Handschrift erkannt und von Bodmer für seine Sammlung erworben wurde.

Zum Leben mit Hölderlin gehört auch, was sich in vielen Schüleraufführungen oder Rezitationen in den Gymnasien vollzog. Die Homburger Tagung 1954 bot einen solchen Ausschnitt. Als im Mai 1961 vom Vorstand und Beratenden Ausschuß der Plan gutgeheißen wurde, Abiturienten, die durch Referate oder Aufsätze ein Verstehen Hölderlins zeigen, mit einem Preis zu bedenken, bestehend in einer dreijährigen freien Mitgliedschaft in der Gesellschaft, geschah das nicht in erster Linie, um Mitglieder in den Reihen der jungen Generation zu gewinnen, sondern vor allem, um von der Jugend selbst zu erfahren, was sie bewegt, ob und warum Hölderlin zu ihren Dichtern gehört.

Dem den Höheren Schulen übermittelten Angebot waren die folgen-

den Zeiten nicht eben günstig. Wer aber weiß, ob es in einer vielleicht veränderten Form nicht wieder aufgenommen werden kann. Denn wieder stehen wir, wenn auch mit anders gearteten Vorzeichen, in einer neuen Woge des Hölderlin-Interesses.

### *Neue Hinwendung zu Hölderlin*

Pierre Bertaux hatte bei der Düsseldorfer Tagung 1968 den Revolutionär Hölderlin dargestellt, der 'Hölderlin' von Peter Weiß erschien seit 1971 in vielen Inszenierungen, Stuttgart allein erlebte 40 verkaufte Aufführungen. Die Berliner Schaubühne am Halleschen Ufer brachte einen höchst eigenwilligen 'Empedokles' 1975 – ein Jahr darauf bei der Homburger Tagung als Gastspiel aufgeführt –, dem vom selben Theater ein Versuch im Olympia-Stadion in Berlin im vergangenen Dezember folgte, Teile des 'Hyperion' darzustellen, Peter Härtling hat in seinem Roman 'Hölderlin', vor drei Jahren erschienen, Zehntausenden das Verständnis für das Leben Hölderlins und damit mittelbar für dessen Dichtung geöffnet, Celan wenige Wochen vor seinem Tod bei der Stuttgarter Jahresversammlung ungedruckte Gedichte rezitiert, nachdem er sieben Jahre zuvor ein Hölderlin-Gedicht, 'Tübingen, Jänner', veröffentlicht hatte.

So verschieden im einzelnen diese abermalige Wiedergeburt Hölderlins auch ist, so kritisch mancher ihr gegenüberstehen mag, weil es das ihm vertraute, um nicht zu sagen „verklärte“ Bild des Dichters in einem anderen Lichte zeigt: „le pauvre Holterling“ – den armen, lang Vergessenen, dessen Lebensschicksale eine Dornenkrone zu verdienen scheinen, den Jakobiner in seinen Tübinger Stiftsjahren –, gemeinsam ist dieser neuen Hölderlin-Sicht eine Protesthaltung gegen die Verbürgerlichung Hölderlins, ein Nachholen dessen, was Piscator oder Toller versäumten, die von Hölderlin nichts gewußt haben.

Das Wichtigste in diesen Bereichen ist die von Dietrich E. Sattler begonnene historisch-kritische Frankfurter Hölderlin-Ausgabe, von deren 20 geplanten Bänden nach einem Vorbericht drei vorliegen. Sattler, von seiner Aufgabe besessen, bemüht sich als Nichtphilologe, als Laie um ein neues Editionsmodell. Dieses orientiert sich am Entwurfscharakter des Hölderlinschen Spätwerks und will die Trennung von Lesetext und kritischem Apparat weitgehend aufheben. Der Text erscheint nicht mehr isoliert von dem, was ihm voranging, oder gar gereinigt von den letzten Bearbeitungen, sondern wird im prozessualen Zusammenhang gezeigt.

Sattler will damit den Weg vom ersten Konzept bis zum letzt-intendierten Text nachvollziehbar machen und dadurch die Mündigkeit des Lesers erweitern. Er stellt dem Faksimile aller problematischen Handschriften, die in den Bänden enthalten sind, eine typographische Umschrift gegenüber. Der konstituierte Text folgt aus einer Phasenanalyse, die den Prozeß der Textentstehung entwickelt – ein gewaltiges Unterfangen, das viel Mut, eine Abkehr von bisherigen Editionsprinzipien und eine ungeheure Ausdauer fordert. Die Kritik *muß* sich mit dieser Edition auseinandersetzen, sie mag sie preisen oder verdammern.

Neue Horizonte also tun sich auf; wir wissen noch nicht, wohin die Wege führen. So lebt auch die Hölderlin-Gesellschaft in einer Gewitterzone, der sie nicht ausweichen kann und will.

Es bleibt zum Schluß die Frage: Hat eine Hölderlin-Gesellschaft noch die Berechtigung zu bestehen? Sie muß sich gerade heute selbst in Frage stellen, ihren Standort prüfen, um nicht in Routine, in ein institutionelles Erstarren, in eine Vereinsmeierei zu versinken.

Man kann sagen, die Zeiten wandeln sich, Bestehendes muß vergehen, um Neuem Platz zu machen. Vielleicht aber hat dieser Abriss gezeigt, daß das Hölderlin-Bild, die Hölderlin-Ausstrahlung, die Hölderlin-Deutung in den acht Jahrzehnten unseres Jahrhunderts sich ständig gewandelt hat, daß bald diese, bald jene Menschen oder weltanschauliche, gesellschaftliche, auch politische Gruppen Hölderlin in den verschiedensten Formen in Anspruch nehmen, daß seine Dichtung aber *bleibt*. Das aber gerade scheint eine Institution wie die Hölderlin-Gesellschaft zu rechtfertigen, wenn sie im Wechsel und Wandel der Zeit durch einen kontinuierlichen Dienst an Hölderlin mit die Basis schafft, den Grund sichert für die Hölderlin-Forschung, für die Hölderlin-Interpretation, für das Öffnen der Wege zum oft schwer zugänglichen Dichter.

So kann die Gesellschaft ein Gefäß sein für die verschiedenartigsten Bemühungen um Hölderlin, ein weites Forum für das Gespräch, für eine leidenschaftlich-leidenschaftslose Auseinandersetzung, das heißt, daß sie bei noch so verschiedenen Ansichten, Thesen und Antithesen ihrer Aufgabe treu bleibt, ein Mittler zu sein, *alle* zu hören, *alles* Gedachte und Erarbeitete zu prüfen und dabei selbst unvoreingenommen zu bleiben.

Das ist, meine Damen und Herren, kein verwaschener, profillosen Liberalismus, kein Sich-Distanzieren von der Mittlernaufgabe, sondern sicher ein besserer Dienst an Hölderlin, als wenn die Gesellschaft sich in eine Richtung drängen ließe, in eine nur konservativ bewahrende oder in eine andere, die Erarbeitete leichtfertig preisgibt.

Eine Hölderlin-Gesellschaft muß den langen Atem haben, auch über manche zu vordergründigen Tagesmeinungen und einen oft flüchtigen Zeitgeschmack hinweg.

### *Aufgaben der Hölderlin-Gesellschaft*

Diese Überlegungen heißen konkret, daß sie Jahresversammlungen, Tagungen oder wie sie heißen mögen, nicht als Fachkongresse, auch nicht als Berufsversammlungen von Hölderlin-Forschern veranstaltet, sondern ihnen einen interdisziplinären Charakter gibt, wobei Germanisten, Altertumswissenschaftler, Philosophen, Mediziner, Theologen, Soziologen, nicht zuletzt aber die Laien, die weder Germanisten noch Philosophen sind, sich zusammenfinden.

Der Laie als Freund der Dichtung erfährt dabei neue Impulse, besonders in Arbeitsgruppen, wo er seine Überlegungen äußern kann und wo der Wissenschaftler ihn weitergeleitet. Das schließt Sondertagungen nicht aus wie 1970 das Symposium in Marbach.

Die Gesellschaft wird sich weiter bemühen müssen um geeignete Publikationen. Das Jahrbuch sollte, wenn es kräfte- und geldmäßig möglich wäre, jedes Jahr erscheinen, mindestens zeitlich so nahe an die Jahrestagungen herangerückt, daß deren Vorträge und Diskussionsergebnisse alsbald den Mitgliedern und Freunden, die nicht die Tagungen besuchen konnten, zugänglich werden. Und es sollte möglichst noch mehr als bisher ein zentrales Organ der Hölderlin-Forschung werden, das wohl nicht alle, aber doch die wichtigsten Beiträge vereint, die heute in den verschiedensten Publikationsorganen erscheinen. Die Gesellschaft kann mit ihrem Jahrbuch kein Monopol anstreben, aber dessen Anziehungskraft so stärken, daß Autoren lieber hier als anderswo ihre Beiträge veröffentlichen. Zum Ausbau des Jahrbuchs gehört ein erweitertes Herausgebergremium, wie es früher bestand und wieder gefunden werden muß.

An Themen für die Schriftenreihe fehlt es nicht; vieles ist noch aufzuarbeiten, etwa die Krankheit und klinische Behandlung Hölderlins, von Medizinern oder Medizinhistorikern wissenschaftlich dargelegt, gerade jetzt, da Pierre Bertaux bisherige Erkenntnisse anzweifelt. Dann sollte das Frankfurt der Hölderlin- und Gontardzeit in seinen Gesellschaftsstrukturen monographisch dargestellt werden, in vielleicht korrigierenden Ergänzungen zu der betreffenden Szene im Drama von Peter Weiß.

Von Jahr zu Jahr dringender wird eine Hölderlin-Bibliographie, ein sinnvoll ausgewähltes Zusammenfassen der vom Hölderlin-Archiv her-

ausgegebenen bibliographischen Übersichten, ob als Ergänzung zur Stuttgarter Ausgabe oder als besondere Schrift, ist eine sekundäre Frage.

Ein Hölderlin-Wörterbuch ist ein weiteres dringendes Desiderat, eine kaum zu entbehrende Hilfe für die Forschung, aber auch für manchen nachspürenden Laien.

Und noch immer fehlt eine umfassende Wirkungsgeschichte; vielleicht haben die heutigen Darlegungen gezeigt, wie sehr eine solche Darstellung vieles erhellen könnte.

Von weiteren Einzelthemen, die eine monographische Darstellung verdienen, will ich nicht sprechen, nur darauf hinweisen, daß man auch einmal die Plastiken und Denkmale, Erinnerungsstätten in Bild und Beschreibung festhalten könnte, auch wenn sie in einer heute uns fremd gewordenen Form gestaltet sind.

Sodann müßten neue Kreise für die Hölderlin-Gesellschaft gewonnen werden. Es gibt noch viele Freunde des Dichters, die reichen Gewinn aus dem ziehen könnten, was die Gesellschaft bietet, wenn sie nur lebendig bleibt. Sie zu gewinnen, wäre eine wichtige Aufgabe, nicht nur, um die wirtschaftliche Basis der Gesellschaft zu stärken.

Wenn es einst unter anderen Vorzeichen gelang, und es der Goethe-Gesellschaft heute gelingt, Ortsvereinigungen zu gründen, so sollte dieser Gedanke weiter verfolgt werden. Ortsvereinigungen bergen in sich die Gefahr der Kleinräumigkeit, eines oft zu lokalen Denkens, ebenso aber die Chancen einer Intensivierung der Arbeit in überschaubaren, sich mit den Problemen auseinandersetzen Kreisen.

Die Jugend will gewiß nicht gezwungen, noch weniger – wie sie manchmal fürchtet – manipuliert werden, nicht durch Schulen, nicht durch Vereine. Aber es sollte möglich sein, mit ihr mehr ins Gespräch zu kommen, was vielleicht schon wieder leichter ist als vor einigen Jahren, als die junge Generation in allzu emotionalen Regungen sich äußerte. Dabei könnte die Frage von Hölderlin-Schulpreisen wieder aufgenommen werden.

Eine wichtige Aufgabe bleibt, zusammen mit der Stadt Tübingen das Haus am Neckarufer zu einer lebendig wirkenden Hölderlin-Stätte zu formen. Heute stehen wir trotz manchen Bemühungen in den letzten Jahrzehnten noch längst nicht am Ende. Das Haus, in dem der Dichter von 1807 bis 1843 lebte und starb, müßte diese Jahre mit entsprechenden Exponaten, Dokumenten und Bildern darstellen. Es könnte dann, wenn weiter Räume in den oberen Stockwerken dafür gewonnen werden, ein Haus der mit Tübingen verbundenen Dichter werden und Lebensabschnitte von Waiblinger, Hermann Kurz, Uhland, Justinus

Kerner, Gustav Schwab, Ottilie Wildermuth, vielleicht auch Reuchlin und Melanchthon sichtbar machen.

Diese und andere Aufgaben fordern, daß die finanzielle Basis der Gesellschaft verbreitert und gesichert wird. Andere Dichtergesellschaften erhalten laufende staatliche Subventionen, die Hölderlin-Gesellschaft nicht, auch wenn sie die für einzelne Aufgaben, besonders die Publikationen, von Fall zu Fall gewährten Unterstützungen dankbar begrüßt. Faßt man diese Überlegungen zusammen, hat wohl kaum ein Dichter eine solche Gesellschaft nötig wie Hölderlin.

Dieser Blick in die Zukunft, die dabei erwähnten Aufgaben machen deutlich, was bisher nicht geschehen ist oder nicht geschehen konnte, was die für die Leitung der Gesellschaft Berufenen, nicht zuletzt der Präsident, ihr schuldig geblieben sind. Wenn man berufen wurde, 23 Jahre lang eine Institution wie die Hölderlin-Gesellschaft in der Verantwortung zu leiten, sie über Klippen hinwegzuführen, Anfechtungen gegenüber standhaft zu bleiben, alles in den einem Menschen gesetzten Grenzen, so durfte, als Abschluß dieser Arbeit, der Vortrag auch eine Selbstbesinnung sein, ein Nachdenken über die vielfachen, oft geradezu sich überschneidenden Ansichten, über Hoffnungen und Sorgen, Erfüllungen und Enttäuschungen.

Wenn wir heute zu zeigen versuchten, daß die Hölderlin-Gesellschaft eine Zukunft zu gestalten, eine nicht leicht zu bewältigende Aufgabe zu erfüllen hat, dann soll es mit dem großen Dank an viele Freunde und Mitglieder mein Wunsch sein, daß auch künftig die Verantwortung wieder auf tragbereite Schultern gelegt wird, um, wie es Paul Kluckhohn, unser unvergessener Ehrenpräsident, forderte, Hölderlins Dichtung zu reiner Wirkung zu verhelfen.

Denn auch in unserer gefahrenumwitterten, oft dunklen Welt muß gelten:

*Was bleibt aber, stiften die Dichter.*

# Hölderlins früher Patriotismus

## Struktur und Wandlungen seines patriotischen Denkens bis zu den Tübinger Hymnen

Von

Christoph Prignitz

### I

In der folgenden Arbeit\* soll der frühe Patriotismus Hölderlins, als Grundlage seines vaterländischen Denkens<sup>1</sup> noch viel zu wenig gewürdigt, analysiert werden. Dazu wird zunächst Hölderlins Vaterlandsbegriff vor 1789 angesprochen, ausführlicher geht es dann um die Tübinger Hymnen, in denen sich, auch was den Begriff des Vaterlands angeht, die Einflüsse der Französischen Revolution spiegeln.

Ungefähr seit der Mitte des 18. Jahrhunderts werden für die Dichter und Schriftsteller der deutschen Aufklärung 'Patriotismus', 'Vaterland' oder 'Nation' und 'Volk' zu zentralen Begriffen ihres Denkens<sup>2</sup>. Genannt seien nur, stellvertretend für viele, Thomas Abbt mit seiner Schrift 'Vom Tode für das Vaterland' (1761) sowie Klopstock und seine Anhänger, die Vertreter der Bardendichtung. In Adelungs Wörterbuch heißt es 1780 zur erneuerten Begrifflichkeit von Nation und Volk:

Einige neuere Schriftsteller haben dieses Wort in der Bedeutung des größten aber untersten Theiles einer Nation oder bürgerlichen Gesellschaft wieder zu adeln gesucht, und es ist zu wünschen, daß solches allgemeinen Beyfall findet, indem es an einem Wort fehlet, den größten, aber unverdienter Weise verächtlichsten Theil eines Staates mit einem edlen und unverfänglichen Worte zu bezeichnen<sup>3</sup>.

\* Diese Ausführungen beruhen teilweise auf den Ergebnissen einer Arbeitsgruppe, die der Verfasser auf der Hölderlin-Tagung 1978 in Tübingen leitete.

<sup>1</sup> Vgl. besonders Edeltraut Meisel, Die vaterländische Lyrik Friedrich Hölderlins. Wandlung des Begriffes „Vaterland“ und des korrespondierenden künstlerischen Bildes von der frühen Lyrik bis zu den vaterländischen Gesängen, Diss. phil. Jena 1969 (Masch.). Christoph Prignitz, Der Gedanke des Vaterlands im Werk Hölderlins, JbFDt Hochst. 1976, S. 88–113.

<sup>2</sup> Vgl. Werner Krauss, Zur Konstellation der deutschen Aufklärung, in: W. K., Perspektiven und Probleme, Neuwied, Berlin 1965, S. 143–265.

<sup>3</sup> Johann Christoph Adelung, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart [...], Leipzig 1780, S. 1613.

Durchweg ist also in den Jahren vor der Französischen Revolution der Begriff des Volkes, des Vaterlands und des patriotischen Engagements für das Vaterland dem frühen Emanzipationsstreben des deutschen Bürgertums verbunden<sup>4</sup>. Besonders die Intelligenz, unter ihrer oft erbärmlichen Lage leidend<sup>5</sup>, darüber hinaus auch von der allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Unterdrückung des Bürgertums betroffen, begehrte auf<sup>6</sup>. Man orientierte sich in Deutschland an den als freier, gerechter geschauten Strukturen der vaterländischen Vergangenheit, konfrontierte diese mit der eigenen, als ungenügend empfundenen Gegenwart und forderte, ausgehend von dem für die Gegenwart so negativen Vergleich, Änderungen der politischen und gesellschaftlichen Strukturen.

Als Beispiel sei hier lediglich aus einem Gedicht Schubarts<sup>7</sup>, des gesellschaftskritischen schwäbischen Klopstockbewunderers, zitiert. 1786, am Vorabend der Französischen Revolution, begann er sein Gedicht 'Deutsche Freiheit'<sup>8</sup> mit den Zeilen:

Da, lüpfte mir, heilige Freiheit,  
Die klirrende Fessel am Arme,  
Daß ich stürm in die Saite  
Und singe dein Lob.

<sup>4</sup> Vgl. zu Klopstock Ulrich Dzwonek, Claus Ritterhoff, Harro Zimmermann, „Bürgerliche Oppositionsliteratur zwischen Revolution und Reformismus“. F. G. Klopstocks 'Deutsche Gelehrtenrepublik' und Bardendichtung als Dokument der bürgerlichen Emanzipationsbewegung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Bernd Lutz (Hrsg.), Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800, Stuttgart 1974 (= Literaturwiss. u. Sozialwiss. 3), S. 277–328. Zur Verbindung christlich-religiöser Werte mit den deutsch-patriotischen Idealen bei Klopstock vgl. auch Gerhard Kaiser, Klopstock als Patriot, in: Benno v. Wiese, Rudolf Henß (Hrsg.), Nationalismus in Germanistik und Dichtung, Berlin 1967, S. 145–169.

<sup>5</sup> Vgl. Hans Gerth, Die sozialgeschichtliche Lage der bürgerlichen Intelligenz um die Wende des 18. Jahrhunderts, Diss. phil. Frankfurt a. M. 1935; Hans J. Haferkorn: Der freie Schriftsteller. Eine literatur-soziologische Studie über seine Entstehung und Lage in Deutschland zwischen 1750–1800, in: Lutz (Hrsg.), Deutsches Bürgertum, aaO, S. 113 bis 239; Hans-Werner Engels, Materialien zur sozialen Lage der Intelligenz in Deutschland 1770–1800, in: Gert Mattenklott, Klaus R. Scherpe (Hrsg.), Demokratisch-revolutionäre Literatur in Deutschland: Jakobinismus, Kronberg/Ts. 1975 (= Lit. im hist. Prozeß, 3/1), S. 243–275.

<sup>6</sup> Zu den literarischen Formen dieses Aufbegehrens vgl. Klaus R. Scherpe, „... daß die Herrschaft dem ganzen Volke gehört!“, in: Mattenklott, Scherpe (Hrsg.), Demokratisch-revolutionäre Literatur, aaO, S. 139–204, hier S. 142 ff.

<sup>7</sup> Vgl. den knappen Überblick bei Rudolf Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte, Bd. 1–2, Kirchheim/Teck 1975 (Nachdr. d. Ausg. 1897–99), hier Bd. 1, S. 153 ff.

<sup>8</sup> Christian Friedrich Daniel Schubart, Werke, Berlin, Weimar 1965, S. 315–318.

Im Verlauf des Gedichts drängt sich Schubart dann die Frage auf, ob es in Deutschland noch wahre Freiheit gebe; nach einer Zeit freiheitlichen Aufschwungs, genannt wird Hermann, der Retter Deutschlands vor der römischen Herrschaft, sieht der Dichter in seinem Vaterland die Unfreiheit kontinuierlich zunehmen. Schubart steht hier in der utopischen Tradition, in entlegenen geographischen Zonen oder eben in ferner Vergangenheit, in einem Goldenen Zeitalter, eine vollkommenere menschliche Existenzform zu schauen, die dann der eigenen Zeit kritisch gegenübergestellt wird<sup>9</sup>. Diese Tradition, die sich in der Aufklärung vor allem in Frankreich in einer reichen Literatur ausprägte<sup>10</sup>, wird auch in Deutschland aufgegriffen: Hier sieht die patriotische Dichtung – wenn auch in bezug auf die differenzierte Beschreibung besserer gesellschaftlicher Institutionen vage, nur in poetischer Ansprache sich ausdrückend – ihr Ideal in der freiheitlichen deutschen Vergangenheit. So redet Schubart die Freiheit mit folgenden Worten an:

Hast du verlassen Germanias Hain,  
Wo du unter dem Schilde des Monchs  
Auf Knochen erschlagener Römer  
Deinen Thron ertümmtest?

Wo du mit deinem aufgesägten Sohne  
Hermann, – Winfelds Schlacht schlugst,  
Und die Äser der Freiheitshasser  
Den Wölfen vorwarfst zum Fraße? –

Als treibende Kraft nennt Schubart schließlich „ein scheußliches Ungeheuer“, das die Freiheit in Deutschland vernichtete. Von ihm heißt es:

Zwei Drachenhäupter hatte das Untier;  
Eine Krone von Gold und eine Mütze von Samt  
Schmückten die Köpfe  
Der Greulgestalt.

Eben hier wird die zeitkritische Absicht Schubarts deutlich: Nachdem er der Gegenwart eine vaterländisch-freiheitliche Vergangenheit entgegen gestellt hat, nennt er die Mächte, die Deutschland seiner Ansicht nach in Unfreiheit halten. Die „Krone von Gold“ und die „Mütze von Samt“

<sup>9</sup> Vgl. Jacques Droz (Hrsg.), Geschichte des Sozialismus, Bd. 1, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1974 (= Ullstein Buch Nr. 3093).

<sup>10</sup> Vgl. Albert Sobouls Beitrag in: Droz (Hrsg.), Geschichte des Sozialismus, aaO, S. 130 ff.; Hans Girsberger, Der utopische Sozialismus des 18. Jahrhunderts in Frankreich, (2. Aufl.), Wiesbaden 1973.

weisen auf die weltlichen und geistlichen Fürsten hin, auf die Exponenten des tradierten politisch-gesellschaftlichen Systems, das das aufstrebende, um seine Rechte ringende Bürgertum weiterhin von jedem wirklichen Einfluß fernhalten wollte. Die vaterländische Vergangenheit wird hier zum Ansatzpunkt, an der Gegenwart Kritik zu üben und Reformen zu fordern.

Im Umkreis dieses patriotischen Denkens ist auch Hölderlin zu sehen. In seinen allerersten Gedichten hatte er noch ganz unkritisch „Der Kirche und des Staates Wohl“<sup>11</sup> als gültige Werte akzeptiert. Daneben jedoch setzte bald eine – wenn auch noch traditionell bestimmte und allgemeine – Kritik der Welt der „Thoren“ ein, einer Welt, die, von Stolz und Eitelkeit getrieben, in Tugendlosigkeit gesunken ist und der gegenüber es nur Distanzierung, Rückzug, ja Weltflucht geben kann<sup>12</sup>.

Diese Weltsicht steigert sich dann in dem Gedicht 'Die Ehrsucht'<sup>13</sup> zu einer intensivierten Kritik an der weltlichen und geistlichen, hier allerdings noch lediglich der katholischen, Aristokratie; in bezug auf die weltliche Ordnung heißt es:

*Um wie Könige zu pralen, schänden  
Kleinre Wütriche ihr armes Land;  
Und um feile Ordensbänder wenden  
Räthe sich das Ruder aus der Hand.*

Die Kritik an wesentlichen Werten des tradierten Systems steigert sich nun in den Gedichten Hölderlins stetig. Es bildet sich bei ihm ein im beschriebenen Sinne patriotisches Denken aus, das der eigenen Zeit gegenüber kritisch eingestellt ist. Zunächst stützt sich dieser Patriotismus des Dichters auf zwei Vorbilder, auf das zeitgenössische der republikanischen Schweiz und auf das antike Griechenland. Hölderlins Bild der Schweiz wird dokumentiert in 'Kanton Schweiz'<sup>14</sup>; hier beschreibt er die Erinnerung an eine Reise dorthin mit seinem Freund Hiller. Für Hölderlin ist die Schweiz das Land, in dem es keine Tyrannei gibt; die Freunde wünschen sich, des Opfers der Schweizer für die Freiheit eingedenk:

*Schlummre sanft, du Heldengebein! o schliefe auch wir dort  
Deinen eisernen Schlaf, dem Vaterlande geopfert,  
Walthers Gesellen und Tells, im schönen Kampfe der Freiheit!*

<sup>11</sup> 'Dankgedicht an die Lehrer', StA I, 1.

<sup>12</sup> 'Die Nacht', StA I, 3 f.; 'An M. B.', StA I, 5.

<sup>13</sup> StA I, 38 f.

<sup>14</sup> StA I, 143–145. Vgl. auch 'An Hiller', StA I, 173–175.

Für ihr eigenes deutsches Vaterland bleibt die Hoffnung auf den Tag,

*Wo in erfreuende That sich Schaam und Kummer verwandelt.*

Ein weiteres Vorbild einer freiheitlichen Gesellschaft ist Griechenland<sup>15</sup>. Griechenland ist, so wird in der 'Hymne an den Genius Griechenlands'<sup>16</sup> deutlich, das Land, das zugleich im Zeichen der „Freiheit“ wie der „Freude“ und der „Liebe“ steht. Zentral für Hölderlins Bild von Griechenland ist dann das dem Freund Stäudlin gewidmete Gedicht 'Griechenland'<sup>17</sup>. Grundgedanke ist hier: In griechischer Zeit hätte der Freund in und mit seinem Streben Erfüllung gefunden, gleiches gilt auch für den Dichter selbst sowie für die Freundschaft beider. So ist das Gedicht von der Sehnsucht nach der besseren Vergangenheit und dem Schmerz um die unvollkommene Gegenwart geprägt.

Vor allem jedoch macht sich fortan der Einfluß der vaterländischen Dichtung Klopstocks bemerkbar. Hölderlin, der als Knabe mit dem Bruder zusammen an einem „schönen Maitagnachmittag“ „im Walde bei Hahrd bei einem Krüge Obstwein“<sup>18</sup> Klopstocks 'Hermannsschlacht' gelesen hatte, der den Dichter als „Sänger Gottes“<sup>19</sup> verehrte, schlug nun auch in seinen Gedichten die Töne der Bardendichtung an. Hölderlin beschwört gleichfalls die vaterländische Vergangenheit, um sie mit der eigenen Epoche feudalabsolutistischer Unfreiheit kritisch zu konfrontieren und um Kriterien für eine Umgestaltung der Gegenwart zu gewinnen.

Zum ersten Male taucht diese Beschwörung der utopisch idealisierten vaterländischen Vergangenheit in dem Gedicht 'Die Demuth'<sup>20</sup> auf. Hölderlin wendet sich hier an die „größre[n], edlere[n] der Schwabensöhne“, in denen „das Kleinod Freiheit“ sich bewahrte, die deshalb „keiner Fürstenlaune“ sich beugen. In diesem Zusammenhang wird dann auch die vaterländische Vergangenheit zitiert, wenn es heißt:

*Geschlecht von oben! Vaterlandeskronen!  
Nur euch bewahre Gott vor Übermuth!  
O! Brüder! der Gedanke soll uns lohnen,  
In Hermann braußte kein Despotenblut.*

<sup>15</sup> Zum Thema der Einwirkung der Antike auf Hölderlins freiheitlich-politisches Denken vgl. Adolf Beck, Hölderlins Weg zu Deutschland, JbFDtHochst. 1977, S. 196 bis 246, bes. S. 203 ff.

<sup>16</sup> StA I, 125–127.

<sup>17</sup> StA I, 179 f. Zu diesem Gedicht vgl. Beck, aaO, S. 222 ff.

<sup>18</sup> Brief an den Bruder vom 13. 10. 1796, Nr. 126, StA VI, 217–219.

<sup>19</sup> 'Die Stille', StA I, 42–45.

<sup>20</sup> StA I, 40 f.

Geht es um das Ziel, sich der feudalabsolutistischen Realität seiner Zeit entgegenzusetzen, so tritt für Hölderlin die freiheitlich gefaßte vaterländische Tradition als bekräftigendes Element hinzu.

Auch in 'Auf einer Haide geschrieben'<sup>21</sup>, wo der Dichter die „Riesenspalläste“ und „das höfische Waagengerassel“ stellvertretend für die gesamte Welt der absolutistischen Fürstentümer nennt, nennt er zugleich – als Gegenwelt gleichsam – die „Helden der eisernen Vorzeit“ und schließt das Gedicht mit den Worten:

*Edle Greise und Männer, und edle Jünglinge, kommet!  
Laßt uns Hütten baun – des ächten germanischen Mannsins  
Und der Freundschaft Hütten auf meiner einsamen Haide.*

Hier also entsteht, fast könnte man sagen, eine Gegenkultur, die gleichermaßen im Zeichen patriotischer Traditionen als auch, eine weitere wichtige Kategorie in diesem Zusammenhang, eines empfindsamen Freundschaftsbegriffs steht.

Das Gedicht 'Die Tek'<sup>22</sup> ist wiederum der Erinnerung an die Vergangenheit, hier an die ehemaligen ritterlichen Bewohner der Gebirgslandschaft, die „Eisern waren und groß und bieder“, gewidmet. Eben diese Erinnerung gibt dem Dichter die Kraft, „der deutschen Biedersitte Verächter“, die seine Zeit weitgehend prägen, zu kritisieren. Zugleich taucht auch hier wieder das Motiv der „Hütten der biedereren Freundschaft“ auf, eine Welt, in der sich die Werte der deutschen Vergangenheit erhalten haben und auch in der Gegenwart lebendig geblieben sind.

Es sind immer wieder bestimmte große Ereignisse der vaterländischen Geschichte, sei es nun die Tat Hermanns, sei es Leben und Wirken Gustav Adolfs<sup>23</sup>, dessen die „Kinder von Teut“ als des Verteidigers der deutschen Freiheit gedenken sollen, die Hölderlin als Normen seiner Gesellschaftskritik heranzieht. Im Sinne dieser historischen Paradigmata freiheitlicher Taten kann Hölderlin in 'Burg Tübingen'<sup>24</sup> formulieren:

*Hier im Schatten grauer Felsenwände,  
Von des Städters Bliken unentweiht,  
Knüpfe Freundschaft deutsche Biederhände  
Schwöre Liebe für die Ewigkeit,*

<sup>21</sup> StA I, 29 f.

<sup>22</sup> StA I, 55–57.

<sup>23</sup> 'Gustav Adolf', StA I, 85–87; 'Ende einer Gedichtfolge auf Gustav Adolf', StA I, 88 f.

<sup>24</sup> StA I, 101–103.

*Hier wo Heldenschatten niederrauschen*

...

*Spreche Freiheit den Tyrannen Hohn!*

Es geht Hölderlin immer um den Glauben an die Kontinuität einer freiheitlichen deutschen Geschichte, die es auch in der Gegenwart entscheiden fortzusetzen gilt<sup>25</sup>.

Der Dichter, der angstvoll fragt:

*Was bin ich dir, was bin ich mein Vaterland?*<sup>26</sup>

versucht sein eigenes Dichten in den Dienst eben dieses Vaterlandes und seiner Entwicklung zu stellen. Über Hölderlins früher Dichtung wie über seinem frühen politischen Denken kann folgendes Bekenntnis stehen:

*Und du, der Geisterkräfte gewaltigste!  
Du löwenstolze! Liebe des Vaterlands!  
Die du auf Mordgerüsten lächelst,  
Und in dem Blut gewälzt, noch siegest.*<sup>27</sup>

## II

Als 1789 die Französische Revolution ausbrach, fand sie auch in Deutschland begeisterte Resonanz<sup>28</sup>. Vor allem die Angehörigen der deutschen

<sup>25</sup> Auch in 'Am Tage der Freundschaftsfeier', StA I, 58–63, beschwört Hölderlin die große Vergangenheit der deutschen Geschichte, in der es noch „Helden“ gab – so Gustav Adolf und Prinz Eugen –; ihr Beispiel prägt den Freundschaftsbund, dem sich Hölderlin zugehörig fühlt. Von hier aus wendet er sich abermals gegen die „weichlichen Teutonsöhne“ seiner Gegenwart, gegen die „verdornen Affen des Auslands“.

<sup>26</sup> 'Zornige Sehnsucht', StA I, 90 f.

<sup>27</sup> 'Männerjubiläum', StA I, 67 f.

<sup>28</sup> Vgl. insbes. Alfred Stern, *Der Einfluß der Französischen Revolution auf das deutsche Geistesleben*, Stuttgart, Berlin 1928; Hedwig Voegt, *Die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik 1789–1800*, Berlin 1955; Fritz Valjavec, *Die Entstehung der politischen Strömungen in Deutschland 1770–1815*, Kronberg/Ts., Düsseldorf 1978; Heinrich Scheel, *Süddeutsche Jakobiner*, 2., durchges. Aufl., Berlin 1971; Walter Grab, *Demokratische Strömungen in Hamburg und Schleswig-Holstein zur Zeit der ersten französischen Republik*, Hamburg 1966; Ders., *Leben und Werke norddeutscher Jakobiner*, Stuttgart 1973; Inge Stephan, *Literarischer Jakobinismus in Deutschland (1789–1806)*, Stuttgart 1976 (= Sammlung Metzler 150). – Zu der seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. stetig sich verstärkenden Diffamierung der Revolution und ihrer Ideen vgl. Walter Grab, *Französische Revolution und deutsche Geschichtswissenschaft*, *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte der Univ. Tel Aviv* 3, 1974, S. 11–43; Heinrich Scheel, *Das Bild von der Mainzer Republik im Wandel der Zeiten*, in: Mattenklott, Scherpe (Hrsg.), *Demokratisch-revolutionäre Literatur*, aaO, S. 11–60.

Intelligenz solidarisierten sich unter mannigfachen literarischen Formen<sup>29</sup> mit den Zielen der Großen Revolution; sie sahen in ihr das Vorbild einer umfassenden Erneuerungsbewegung, das auch die notwendigen Wandlungen im Deutschen Reich beeinflussen sollte. Klopstock schloß bereits 1787, als in Frankreich die Generalstände zusammentraten, von denen die Revolution ihren Ausgang nehmen sollte, seine Ode 'Die Etats Généraux'<sup>30</sup> mit folgenden Worten:

... Gallien krönet sich  
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!  
Der glänzet heller – und verdient es –  
Schöner als Lorbeer', die Blut entschimmert.

1789, im Jahr des Revolutionsausbruchs, schrieb Klopstock dann:

Frankreich schuf sich frei. Des Jahrhunderts edelste That hub  
Da sich zu dem Olympus empor.

Gleichzeitig geht der Blick des Dichters zum eigenen Volk, das immer noch in tiefer Ruhe verharret, Klopstock erhebt die Frage, ob diese Ruhe Resignation oder den nahen Aufbruch auch in Deutschland verkünde:

... und wir?  
Ach, ich frag' umsonst: ihr verstummet Deutsche? Was zeigt  
Euer Schweigen? bejahrter Geduld  
Müden Kummer? oder verkündet es nahe Verwandlung ...<sup>31</sup>

Diese Begeisterung teilte auch die württembergische Intelligenz. Am 18. August 1789 schrieb Schubart an seinen Sohn, es sei nun die Zeit gekommen, „da die Freiheitsgluth so weit um sich frißt, da es scheint, das menschliche Geschlecht wolle den Tirannen die Ketten ums Ohr schmeissen“; schmerzlich fügt Schubart, ähnlich wie Klopstock, hinzu: „Mein Gott, was für eine armseelige Figur machen wir krumme und sehr gebückte Deutsche – ietzt gegen die Franzosen!“<sup>32</sup> Auch der württem-

<sup>29</sup> Vgl. Scherpe, aaO, S. 150 ff.; Harro Segeberg, *Literarischer Jakobinismus in Deutschland. Theoretische und methodische Überlegungen zur Erforschung der radikalen Spätaufklärung*, in: Lutz (Hrsg.), *Deutsches Bürgertum*, aaO, S. 509–568.

<sup>30</sup> Friedrich Gottlieb Klopstock, *Sämtliche Werke*, Bd. 1–10, Leipzig 1854–55, hier Bd. 4, S. 306 f.

<sup>31</sup> 'Kennet euch selbst', *Werke*, Bd. 4, S. 313 f.

<sup>32</sup> David Friedrich Strauß (Hrsg.), *Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen*, Bd. 1–2, Berlin 1849, Bd. 2, S. 394.

bergische Dichter und Publizist Gotthold Friedrich Stäudlin<sup>33</sup>, Freund Hölderlins, der u. a. dessen erste und zweite 'Hymne an die Freiheit' veröffentlichte, begrüßte die Revolution enthusiastisch. In der Hymne 'Galliens Freiheit'<sup>34</sup> ist ihm Frankreich Vorbild der „Nationen der Erde“, weil hier das „Unthier Despotismus“ vernichtet wurde. Stäudlin ist sich sicher, daß im Prozeß der revolutionären Erneuerung „nur wenig des Blutes“ vergossen werden müsse; der Dichter sieht Ludwig XVI. als „guten König“ „in des Volksglücks grossen harmonischen Bund“ eintreten. In diesen Zitaten wird bereits deutlich, daß für die Rezeption der Revolution in Deutschland insbesondere der uneingeschränkte Optimismus charakteristisch ist, mit dem in der Anfangsphase die revolutionäre Bewegung verfolgt wurde, ein Optimismus, der nur von sehr wenigen kritischen Stimmen angezweifelt wurde.

Dieser Optimismus zeigt sich im Glauben an eine harmonische, unblutige Entwicklung zu einer neuen gesellschaftlich-politischen Ordnung in Frankreich und darüber hinaus in Europa, basierend auf dem geistig-philosophischen Fortschritt. In diesem Sinne schrieb Georg Forster am 30. Juli 1789 in einem Brief:

Schön ist es zu sehen, was die Philosophie in den Köpfen gereift und dann im Staate zustandegebracht hat, ohne daß man ein Beispiel hätte, daß je eine so gänzliche Veränderung so wenig Blut und Verwüstung gekostet hätte. Also ist es doch der sicherste Weg, die Menschen über ihren wahren Vorteil und über ihre Rechte aufzuklären; dann gibt sich das übrige wie von selbst.<sup>35</sup>

<sup>33</sup> Knappe Informationen zu Stäudlin bei Pierre Bertaux, Hölderlin und die Französische Revolution, Frankfurt a. M. 1969 (= edition suhrkamp 344), S. 56 ff.

<sup>34</sup> Gotthold Friedrich Stäudlin, Gedichte, Bd. 1–2, Stuttgart 1788–91, hier Bd. 2, S. 267–286.

<sup>35</sup> Zitiert nach Joseph Hansen (Hrsg.), Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der Französischen Revolution 1780–1801, Bd. 1–4, Bonn 1931–38, hier Bd. 1, Nr. 144, S. 383. – Nach seinen Erfahrungen am Beginn der Mainzer Revolution kam Forster zu einer völlig anderen Sicht des Verhältnisses von Denken und Handeln; in einem Brief aus dem Jahr 1792 schrieb er: „Nun, diese Freiheit [die „moralische und innere Freiheit“] muß der wahre Gegenstand unserer Verehrung sein; denn sie bleibt uns übrig, wenn Klugheit uns zeigt, wie ohnmächtig die in unsrer Gewalt stehenden Mittel sind, um uns den Besitz der politischen und bürgerlichen Freiheit zu verschaffen. Wer kann aber den Zeitpunkt bestimmen, wo es dem gerechten und denkenden Mann Pflicht wird, die Erwerbung dieser politischen und bürgerlichen Freiheit zu versuchen, ohne welche der große Haufe des Menschengeschlechts nie zur Vollkommenheit des intellektuellen und moralischen Wesens, zu der inneren Freiheit, dem wahren Endzweck seines Daseins gelangen kann. Mich dünkt, man muß die Augenblicke, wo der allgemeine Wille sich erklärt, erwarten und sogar ergreifen, um hervorzubrechen und zu dem

Dieser Optimismus zeigt sich weiter in der Überzeugung, beim revolutionären Aufbruch handle es sich um eine historisch notwendige und deshalb ungeteilte, von sozialen und politischen Gegensätzen nicht zersplitterte Bewegung des ganzen Volkes. Es wurde für möglich, ja gewiß gehalten, den historischen Prozeß in gemeinsamer und einiger Anstrengung realisieren zu können. Die Menschen schienen also geistig reif zu sein für ein besseres Los als unter dem feudalistischen System, die konkrete Politik folgte mit vermeintlicher Notwendigkeit der vorangegangenen Entwicklung des Menschen.

Ein Ideal, in dem sich in Frankreich die revolutionäre Begeisterung wesentlich konzentrierte, war der Patriotismus. Schon vor 1789 hatte es in Frankreich, gestützt auf den kulturellen und wirtschaftlichen Einigungsprozeß, einen Patriotismus gegeben, der sich den überholten Strukturen des Landes im idealen Bild einer erneuerten Nation entschieden entgegensetzte: „Throughout France there were people who had become patriots of a country not their own, âmes républicaines wandering in an ideal world. They created this world in the emotional state in which they reacted to unpleasant circumstances in the real France . . .“<sup>36</sup> Seit dem Jahre 1789 fühlte sich dann die ganze Nation zusammengeschlossen im Aufbruch zu einer besseren gesellschaftlichen und politischen Ordnung; vereint wollte man ein menschlicheres Dasein erkämpfen. Der erneuerte Staat sollte zu einem wirklichen Vaterland werden, das die patriotische Begeisterung der Menschen aufnahm und in sich vereinte.

Diese patriotischen Sehnsüchte fanden ihren Ausdruck in Festen, in denen das französische Volk seine Vaterlandsliebe dokumentierte, gleichsam zelebrierte. Vor allem ist in diesem Zusammenhang das Föderationsfest in Paris vom 14. Juli 1790 zu nennen, über dessen Höhepunkt Mignet schreibt:

Grenadiere trugen ihn [Lafayette] unter lautem Zujauchzen des Volkes zum Altar des Vaterlandes, und er sprach mit erhöhter Stimme für sich und im Namen der Truppen und der Föderirten: „Wir schwören der Nation, dem Gesetz und dem König stets treu zu seyn [...] und mit allen Franzosen durch das unauflöbliche Band der Bruderschaft vereint zu bleiben.“<sup>37</sup>

Die deutschen Beobachter, die diese Bewegung im Lande der Revolution

großen Werke des öffentlichen Wohls mit beizutragen“; zit. nach Karl Klein, Georg Forster in Mainz 1788–1793, Gotha 1863, S. 389 f.

<sup>36</sup> Robert R. Palmer, The National Idea in France before the Revolution, JHI 1, 1940, S. 95–111, hier S. 109 f.

<sup>37</sup> François Mignet, Geschichte der Französischen Revolution von 1789 bis 1814, Th. 1–2, Wiesbaden 1825, hier Th. 1, S. 126.

miterlebten, berichteten davon tief beeindruckt<sup>38</sup>. Nach dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und dem monarchischen Europa zeigte sich die Vaterlandsliebe dann in patriotischen Taten und feierlichen Gesten, die gleichfalls von deutschen Beobachtern beschrieben und in ihrem Land verbreitet wurden.

In diesem Zusammenhang sei noch einmal Georg Forster zitiert, der in seinem letzten Werk, in den im Oktober 1793 begonnenen 'Parisischen Umrissen', eine solche Manifestation des französischen Patriotismus festgehalten hat<sup>39</sup>. Forster berichtet, daß ein Volksrepräsentant an den Nationalkonvent schrieb, ein Bataillon, requiriert aus zwei Pariser Sektionen, habe sich rebellisch aufgeführt, konterrevolutionäre Abzeichen getragen sowie royalistische Lieder gesungen. Daraufhin traten die Vertreter der betreffenden Pariser Sektionen vor die Schranken des Konvents und sagten u. a.: „Die Sektion der Tuileries muß den Schmerz erdulden, diese Verräter an der Sache der Freiheit unter ihre Kinder zu zählen, wenn dieser Name Verrätern noch zukommt. Hier kommen die Väter und Mütter in Eure Versammlung; sie fordern ihre Bestrafung von Euch; sie entsagen ihnen auf ewig.“ Auf diese Distanzierung der patriotischen Eltern von ihren Kindern antwortete ein Konventsabgeordneter mit den folgenden Worten: „Durften wir glauben, daß unsern Unwillen über die neue Verräterei die würdigen Väter, die patriotischen Mütter teilen würden, die hier ganze Ströme von Tränen vergießen und gleichwohl nicht anstehen, Euch zuzurufen: Unsere Kinder sind schuldig; wir liefern sie dem Schwerte der Gerechtigkeit! Wer diese Sprache gegen Euch führen kann, ist unfehlbar tugendhaft. Laut also laßt uns verkünden, daß die Sektion der Tuileries sich um das Vaterland verdient gemacht habe!“ Georg Forster nun, ergriffen von der ihm an antike Größe gemahnenden Hingabe an die gemeinsame Sache des Volkes, fügt diesem Bericht kommentierend hinzu: „Die Überzeugung von der Strafbarkeit ihrer Kinder sprach augenblicklich das Todesurteil im Herzen selbst der Väter und Mütter; und zu gleicher Zeit behauptete der Schmerz über den Verlust ihrer Lieblinge seine traurigen Rechte. Ihre Tränen stürzten unaufhaltsam hervor; aber das Vaterland und die Gerechtigkeit forderten ihre Opfer.“

<sup>38</sup> Vgl. etwa Hermann Brüning-Oktavio, Johann Heinrich Merck und sein Bekenntnis zur Französischen Revolution, Weimarer Beiträge 3, 1957, S. 201–243 und 471–486.

<sup>39</sup> In: Georg Forster, Über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit und andere Schriften, hrsg. v. Wolfgang Rödel, Frankfurt a. M. 1966, S. 84–137, hier S. 125 ff.

Die deutsche Tradition eines freiheitlich-patriotischen Denkens konnte sich, da die Forderung nach Emanzipation des Bürgertums ein gemeinsames Drittes darstellte, 1789 mit dem revolutionären Patriotismus der Franzosen verbinden. Uneingeschränkt bewunderten gerade die deutschen Patrioten den revolutionären Aufbruch; 1790 schrieb Klopstock in 'Sie und nicht wir' die folgenden Zeilen:

Ach, du warest es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit  
Gipfel erstieg, Beispiel strahlte den Völkern umher;  
Frankreich war's!<sup>40</sup>

Von dieser Bewunderung der politischen Leistung aus, die die Franzosen 1789 vollbrachten, und der Enttäuschung, daß nicht das eigene Vaterland zum Beispiel Europas wurde, war es ein logischer Schritt, nun dieser Leistung in Deutschland nachzueifern, um den Vorsprung, den Frankreich auf dem Weg zu einer politischen Neuordnung gewonnen hatte, einzuholen. Die patriotische Forderung nach grundlegenden Reformen in Deutschland lud sich seit 1789 politisch auf, wurde durch das französische Vorbild brisanter und gefährlicher.

Wie sehr die Obrigkeit und ihre Agenten den revolutionären Patriotismus fürchteten, belegt eine Bemerkung, die der Zensor zu der Abhandlung des Theologen und Pädagogen Peter Villaume 'Welche sind die Mittel, die Vaterlandsliebe bey dem Volke zu erwecken?' an den Verleger schrieb: „Der Herr Hofbuchdrucker X wissen sehr wohl, daß ich nichts censiren kann, was wider den Staat, das ist, wider unsre deutsche Verfassung ist. *Die Empfehlung des Patriotismus paßt aber nur zum Staate der Neufranken.* Daher ich es, ohne höhern Orts anzufragen, nicht auf mich nehmen kann, dafür in Deutschland verantwortlich zu werden.“<sup>41</sup>

In dem Maße, in dem sich in Deutschland ein an der Französischen Revolution orientierter Patriotismus entwickelte und deutsche Intellektuelle entschiedene Reformen im eigenen Vaterland forderten, bemühte sich die konservative Propaganda um einen Patriotismus in ihrem Sinne. Zunächst ging es um die Abwehr jeglicher Neuerung, die als mit der vaterländischen Ordnung des Reiches unvereinbar hingestellt wurde. So erließ der Regensburger Reichstag am 25. Februar 1793 ein Rechtsgut-

<sup>40</sup> AaO, Bd. 4, S. 320 f.

<sup>41</sup> Abhandlungen über die von der Akademie zu Metz aufgegebene Preisfrage: Welche sind die Mittel, die Vaterlandsliebe bey dem Volke zu erwecken? in: [Peter] Villaume, Abhandlungen, das Interesse der Menschheit und der Staaten betreffend, Altona 1794, S. 7–60, Zitat aus dem 'Vorbericht', S. 5; Hervorhebung im Original.

achten, um „die deutschen Reichs-Eingesessenen ihrer Treue und Pflicht gegen das deutsche Reich, ihr Vaterland und ihre Obrigkeiten aufs neue zu erinnern und sie besonders vor der gefährlichen Klasse der jetzmaligen Volksverführer . . . zu warnen“<sup>42</sup>. Sodann wollte man die Bevölkerung des Reichs gegen die angeblichen französischen Feinde des Vaterlandes aufhetzen und zur Verteidigung des feudalen Systems einspannen. Man weckte dazu wieder die Erinnerung an die Greuel der Reunionskriege, um Vorurteile über die nationalen Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen zu schüren, so z. B. in 'Die alten Franzosen in Deutschland, hinter der neufränkischen Maske verschlimmert'<sup>43</sup>. Ein 'Aufruf an den teutschen Patriotismus'<sup>44</sup> rief zu Spenden für den Krieg gegen Frankreich auf, während die Schrift 'Ueber den Verfall der Vaterlandsiebe in Deutschland' die Fürsten ermahnt, ihr Volk zur „Vaterlandsiebe“ anzufeuern, „denn dadurch sichern sie die Grenze ihres Staats, und ihr ruhiges und zufriedenes Volk selbst vor dem allergefährlichsten Uebel, nemlich vor Aufruhr und Empörung“<sup>45</sup>.

Diese Versuche, einen reaktionären Patriotismus zu schaffen, waren allerdings nicht sonderlich erfolgreich. Die Stimmung in Deutschland war in den ersten Jahren nach 1789 von einem revolutionären Patriotismus geprägt, der – dem französischen Vorbild nacheifernd – die politischen und gesellschaftlichen Strukturen im Reich im progressiven Sinne zu verändern trachtete. Ein wichtiges Dokument dafür ist die Broschüre 'Sendschreiben an alle benachbarte Völker Frankreichs, zum allgemeinen Aufstand' (1791) von Karl Clauer<sup>46</sup>. Clauer spricht in seiner Schrift die Untertanen der deutschen Fürsten an, um sie von der Unhaltbarkeit des feudalen Systems zu überzeugen; in diesem Zusammenhang heißt es:

Das Wort Nation hast du wohl schon gehört, auch wohl selbst schon oft ausgesprochen. Aber hast du auch je dabei bedacht, was es eigentlich bedeutet? Was heißt denn Nation? Bist du nicht selbst ein Teil davon? Du, dein Weib, deine Kinder, deine Verwandten, deine Freunde, deine Nachbarn, und alle deine Landsleute, die zusammen machen die ganze Nation aus.<sup>47</sup>

<sup>42</sup> Zitiert nach Grab, Leben und Werke norddeutscher Jakobiner, aaO, S. 26.

<sup>43</sup> Deutschland 1793. Verfasser ist J. P. Riese.

<sup>44</sup> In: Politisches Journal [hrsg. v. G. B. v. Schirach u. W. v. Schirach], Jg. 1793, Bd. 1, Hamburg, S. 206–208.

<sup>45</sup> Ueber den Verfall der Vaterlandsiebe in Deutschland, Nürnberg 1795, S. 38.

<sup>46</sup> Abgedruckt bei Hans-Werner Engels, Karl Clauer. Bemerkungen zum Leben und zu den Schriften eines deutschen Jakobiners, Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte der Univ. Tel Aviv 2, 1973, S. 101–144, hier S. 126–144.

<sup>47</sup> AaO, S. 130.

Die Nation wird hier im demokratischen Sinne zur Gemeinschaft aller und gerade der einfachen, unterprivilegierten Menschen. Dieses demokratische Verständnis des Begriffs 'Nation' führt nun auch zu einer Umwertung der Funktion des Souveräns:

Die Souveräne, wenn sie von der Nation reden, über welche sie als Handhaber der Gesetze gesetzt sind, pflegen immer zu sagen: *Mein Volk, meine Nation*. Nun kann zwar freilich der Knecht eben so gut zu seinem Herren sagen, mein Herr; als der Herr zu ihm, mein Knecht. Aber in dem Sinne nehmen die Fürsten dies Mein und Dein nicht. Sie verstehen darunter ein Eigentumsrecht. Und in dem Verstande sollte vielmehr die Nation sagen: *Mein Fürst, mein König*. Denn die Nation ist es ja, die ihn zum Fürsten und Könige macht, damit durch seine Sorgfalt die Gesetze der Nation, zum Besten der Nation, beobachtet werden. Dafür bekommt er ja auch von der Nation seinen jährlichen Gehalt.<sup>48</sup>

Der König oder der Fürst steht hier also gleichsam als der oberste Beamte da, gebunden an die Nation, die ihn einsetzte. Der Herrscher hat eine Berechtigung nur noch als Repräsentant der Nation, eine unausgesprochene Drohung gegen den Souverän, der diese Beschränkung seiner Macht vergißt.

Dieser demokratische Patriotismus führt in letzter Konsequenz dazu, die revolutionäre Bewegung auf Deutschland zu übertragen, führt mithin zu einem revolutionär akzentuierten Patriotismus. In diesem Sinne schreibt Clauer: „Habt nur einmal das Herz, ernstlich zu wollen, was vor Gott und Menschen recht und billig ist. Vereinigt euch, und seid einmütig und standhaft in euern Gesinnungen. Bildet nach dem Beispiel der Franken Staatsversammlungen, die in euch das Feuer der Vaterlandsiebe entzünden und unterhalten können.“<sup>49</sup> Die „Vaterlandsiebe“ der Deutschen ist nun untrennbar mit der Übertragung des revolutionären Aufbruchs in Frankreich auf das eigene Vaterland verbunden. Der Patriotismus wird hier endgültig zum Element, das die tradierte Ordnung des Reichs zu sprengen trachtet.

### III

Bedenkt man, daß Hölderlin jahrelang um ein patriotisches Denken rang, daß seine Dichtung im Zeichen der Vaterlandsiebe stand, so kann es nicht wundernehmen, daß dem Dichter nach 1789, wie so vielen

<sup>48</sup> AaO, S. 134 f.; Hervorhebungen im Original.

<sup>49</sup> AaO, S. 136.

anderen deutschen Intellektuellen auch, der Zugang zum Patriotismus der Französischen Revolution leicht war. Hölderlins Gedichte in der Zeit nach 1789 spiegeln eben das patriotische Engagement wider, wie es von Frankreich nach Deutschland herüberdrang und sich mit der deutschen Tradition eines freiheitlich-vaterländischen Denkens verband. Um dies zu verdeutlichen, seien hier die 'Hymnen an die Freiheit', die erste entweder noch 1790 oder im Frühjahr 1791, die zweite etwa ein Jahr später entstanden, betrachtet<sup>50</sup>.

Hölderlins erste 'Hymne an die Freiheit' („Wie den Aar...“) ist in drei Abschnitte geteilt: der Einführung in die Thematik (Str. 1–2) folgt als Zentrum des Gedichts eine Rede der Göttin der Freiheit (Str. 3–8), im letzten Teil (Str. 9–13) spricht wieder der Dichter, aufbauend auf den Worten der Göttin. Die erste Strophe dieser Hymne nennt nach einem Vergleich, der der „Freuden Ungestümm“ des Dichters veranschaulichen soll, die Gründe dieser Freude. Das „neue niegenoss'ne Leben“ läßt den Dichter zu einem „neuen glühenden Entschluß“ gelangen. Das doppelt verwendete Adjektiv „neu“ prägt den Auftakt: dem neuen Leben folgt der neue Entschluß, der Dichter wird angesichts weiter Erfahrungsbereiche zu energischem, engagiertem Wollen angespornt. Noch die erste Strophe präzisiert dann, worin das eigentlich Neue besteht: Es ist die Überwindung von „Wahn und Stolz“<sup>51</sup>, die offensichtlich die bisherige Lebenswirklichkeit prägten, nun jedoch ihre Macht verlieren.

Die zweite Strophe setzt die Beschreibung der Gründe, die die Freude des Dichters konstituieren, fort. „Sint dem Staube mich ihr Arm entrisen“, seit sie, die in diesem Gedicht nie direkt genannte, nur aus der Überschrift erschließbare Freiheit den Dichter einem nun als niedrig empfundenen Dasein entriß, steht sein gesamtes Leben in ihrem Dienst. Der Eingang des Gedichts klingt so aus mit dem Wort vom „neugeschaff'nen Sinn“, von der völligen inneren Erneuerung des Dichters. Es bleibt dem Leser der Eindruck einer jetzt im Zeichen der Freiheit gestalteten Welt, die auch dem Dichter weite Möglichkeiten des Denkens und Handelns eröffnet. Prägend ist hier der Begriff des Neuen, der, vielfältig anklingend, den Beginn einer besseren, weil freiheitlicheren Welt bezeichnet.

<sup>50</sup> StA I, 139–142 und 157–161. Die erste Hymne erschien 1792 in Stäudlins 'Musenalmanach', die zweite in seiner 'Poetischen Blumenlese fürs Jahr 1793'.

<sup>51</sup> In der 'Hymne an die Freundschaft' (StA I, 162–165) polemisiert der Dichter gegen „Stolz und Lüge“, in der 'Hymne an die Göttin der Harmonie' (StA I, 130–134) gegen die „stolze Lüge“.

Hierauf aufbauend beginnt, durch die letzte Zeile der zweiten Strophe von der „Göttin Kunde“ eingeleitet, die Rede der Göttin der Freiheit. In einem schönen Aufsatz hat Wolfgang Binder<sup>52</sup> gezeigt, daß Hölderlin in den Tübinger Hymnen oberste Werte – die Schönheit, die Liebe, die Harmonie und eben auch die Freiheit – objektiviert, indem er sie zu Göttern mythisiert. Die Gottheit beginnt, zum Dichter zu sprechen, Hölderlin formt damit eine – natürlich poetisch fingierte – Realität, die dem im Gedicht beschworenen Wert vermehrtes Gewicht zu verleihen vermag<sup>53</sup>. Genau dies geschieht auch in der 'Hymne an die Freiheit', in der die Rede der Göttin das Zentrum des Gedichtes bildet.

In den ersten drei Strophen ihrer sechsstrophigen Rede zeichnet die Göttin das Bild eines glücklichen Urzustands. Hölderlin bekennt sich deutlich zu der utopischen Sicht, die in der Vergangenheit das Ideal sucht, um die Kriterien für eine Reform der Gegenwart zu gewinnen und den idealen Zustand wiederherzustellen<sup>54</sup>. Die das menschliche Leben prägenden Kräfte waren einst die „Liebe“ und die „Unschuld“, der Mensch war mit der Natur verbunden. Zudem – bereits ein Verweis auf die spätere negative Entwicklung – gab es nicht den „Übermuth auf Richterstühlen“, nicht die hier sich in einer entarteten Justiz ausdrückende Herrschaft des Menschen über den Menschen. Die vierte Strophe der Hymne beschreibt die Wirkung der „Liebe“, die den Menschen einst zu „hoher stiller That“ begeisterte, die „jeden Keim“, jede menschliche Anlage, sich entfalten ließ, die das Leben des Menschen mit dem Göttlichen verband<sup>55</sup>. Die fünfte Strophe ist dann der zweiten für den Urzustand des Menschen konstitutiven Macht, der „Unschuld“, gewidmet, die ins menschliche Leben „Freude“ und „Tugend“ brachte, die vor allem „die Genügsamen“ „friedlich“ zusammenleben ließ. Die Beschreibung klingt in zwei Zeilen aus, die summierend die Essenz des bisher Gesagten fassen:

<sup>52</sup> Einführung in Hölderlins Tübinger Hymnen, HJb 18, 1973/74, S. 1–19, hier S. 4–6.

<sup>53</sup> „Es findet eine wechselseitige Legitimation statt, die sogar den Sinn einer wechselseitigen Kreation hat. Der Dichter läßt in seinem Gesang Götter entstehen, die sich ihm in diesem Gesang offenbaren und als die Urheber seines Gesanges zu erkennen geben. Allgemeiner ausgedrückt: Hölderlin entwirft seinen Ursprung, aber er begreift ihn als den Ursprung seines Entwerfens und Entwerfenkönnens. Seine Gottheit ist transzendentaler und transzendenter Gott in einer Person“ (Binder, aaO, S. 4).

<sup>54</sup> Vgl. zur Utopie nach 1789 Soboul in: Droz (Hrsg.), Geschichte des Sozialismus, aaO, S. 260 ff.

<sup>55</sup> Im 'Lied der Liebe' (StA I, 110 ff.) und in der 'Hymne an die Liebe' (StA I, 166 f.) stellt Hölderlin die Liebe als allvereinigende und lebenspendende, aber auch als antidespotische Macht dar, die sich der Tyrannei der Könige entgegensetzt.

*Acht des Haders und der Sorge Flügel  
Rauschte ferne von den Glücklichen.*

Hölderlin folgt seinem schon früher beobachteten Denkmuster, sich verehrend einer vergangenen besseren Epoche zuzuwenden. Hier findet der Dichter das Bild einer Welt, die von den wahren, eigentlichen, das menschliche Leben und gerade auch Zusammenleben fördernden Werten geformt war. Eine solche Rückwendung, die bereits Hölderlins Dichten vor 1789 kennzeichnete, findet sich also auch in der 'Hymne an die Freiheit', findet sich darüber hinaus in anderen dichterischen Zeugnissen dieser Schaffensperiode<sup>56</sup>. Immer war in der früheren Dichtung diese Rückwendung mit einer Kritik der eigenen deploralen Gegenwart verbunden; wie sich die Gegenwartskritik nun – unter veränderten geschichtlichen Vorzeichen – gestaltet, soll die weitere Analyse der Hymne zeigen.

Die zweite Hälfte der Rede der Göttin der Freiheit (Str. 6–8) beschreibt zunächst, wie der ideale Urzustand zerbrach. „Der Elemente Wut“, also ein offenbar naturgesetzlich bedingter Aufruhr der Materie, sowie „der Übermuth“, ein damit korrespondierendes Phänomen der geistig-inneren Konstitution des Menschen, führten dazu, daß das „Paradies“, das die Freiheit „mein Paradies“ nennt, zerstört wurde. Die Freiheit, die „Liebe“ und die „Unschuld“ verschwinden aus dem menschlichen Leben. Dies verursacht, so die siebte Strophe, daß „des Gesezes Ruthe“ das, was einst natürlich-selbstverständlich existierte, nun nachzubilden trachtet: Der Mensch versucht, die Harmonie des ursprünglichen Lebens durch seine Gesetzlichkeit erneut herzustellen. Ergebnis dieses Unterfangens kann aber nur sein, eben weil der vom „Übermuth“ geprägte Mensch seine eigentliche Veranlagung und Aufgabe vergaß, daß die Ordnung mit rigider Gesetzlichkeit aufrechterhalten wird. Mit „dem Geist in schwarzen Ungewittern“ – gemeint wohl: mit der geistigen Tyrannei besonders kirchlicher Dogmen –, mit „dem Racheschwerdte des Gerichts“, der weltlichen Tyrannei, wird der Mensch beherrscht, wird so zum zitternden „blinden Sklaven“, nicht aber zum selbstbewußten Individuum. Auf die Epoche des glücklichen Urzustandes folgt in Hölderlins Sicht die Phase, in der mit dem Notbehelf einer kruden Gesetzlichkeit eine nur äußerliche, den Menschen im Kern deformierende Ordnung gewahrt wird<sup>57</sup>. Unschwer läßt sich erkennen, daß

<sup>56</sup> Zu nennen sind hier besonders die 'Hymne an den Genius der Jugend' (StA I, 168–171) und aus dem Jahr 1793/94 'Das Schiksaal' (StA I, 184–186).

<sup>57</sup> Eben dies Bild einer den menschlichen Anlagen inadäquaten Gesetzlichkeit findet sich vor allem noch in der 'Hymne an die Muse' (StA I, 135–138, bes. V. 57 ff.) sowie

Hölderlin hier die eigene Zeit meint, die Welt der despotischen Herrschaft, wie sie etwa in Württemberg ein Carl Eugen ausübte.

Die achte Strophe bildet dann den jubelnden Abgesang der Freiheit. Nun, so die Göttin, ist die Phase des Niedergangs vorbei, die Menschen werden aufgerufen, „zu Lieb' und Treue“ zurückzukehren, die „Liebe“ ihrerseits bindet die Freiheit wieder an das menschliche Leben. Es eröffnet sich in diesen Worten die Möglichkeit, die menschliche Existenzform umzuwandeln, eine Ordnung wiederzuerrichten, die dem Menschen gerecht wird, ihm die Möglichkeit gibt, sich seiner eigentlichen Anlage, die Krone der Schöpfung zu sein, würdig zu erweisen: „Herrschet wieder! Herrscher der Natur!“ Damit schließt der Ausgang der Rede der Göttin an die Einführungsstrophe des Gedichts an: Hatte hier der Dichter freudetrunken *seine* neue Existenzmöglichkeit beschworen, fühlte er sich befreit von aller Last, von allem „Wahn und Stolz“ der Vergangenheit, so wird dieses zunächst nur subjektive Gefühl in der Rede der Göttin der Freiheit gleichsam objektiviert. Nicht mehr hat nur der einzelne, wie zu Beginn der Dichtung, geschichtsphilosophisch hat jetzt die gesamte Menschheit die Möglichkeit, sich aus depravierter Existenz zu lösen und eine neue Form des Seins zu schaffen.

Von der neunten Strophe an ergreift wiederum der Dichter das Wort. Seine Reaktion auf die Rede der Göttin der Freiheit besteht aus dem Aufruf, „Kraft und That“ sollten das, was die Freiheit verkündete, realisieren. Ein anaphorisches „schon“ (Z. 67/68) betont dann die ungeduldige Gewißheit, mit der der Dichter „die neue Schöpfungsstunde“ beginnen sieht. „In königlicher Ferne“, d. h. hier: als ein nie ganz erreichbares, aber dennoch aktuell handlungsprägendes Ideal scheint ein „freies kommendes Jahrhundert“ auf; erst jetzt, in attributiver Wendung, wird der Begriff „frei“ zum erstenmal gebraucht und unterstreicht das Gewicht dieser Antwort auf die Worte der Freiheit. Gewißheit und aktivistischer Drang zu „Kraft und That“ also prägen die Reaktion auf die Rede der Göttin.

Die folgenden Strophen bis zum Schluß geben dann das vom Dichter geschaut Bild einer besseren Gesellschaft, vom Zusammenleben der Menschen im Zeichen der von der Göttin der Freiheit gesetzten Werte. Kennzeichnend ist zunächst die liebende Verbundenheit der Menschen, der „Millionen“, in der Gemeinschaft des *Vaterlandes*:

später im 'Hyperion' (StA III, 31 f.); vgl. auch Christoph Prignitz, Friedrich Hölderlin. Die Entwicklung seines politischen Denkens unter dem Einfluß der Französischen Revolution, Hamburg 1976, S. 160 ff.

*Stauend kennt der große Stamm sich wieder,  
Millionen knüpft der Liebe Band;  
Glühend steh'n, und stolz, die neuen Brüder,  
Stehn und dulden für das Vaterland [...]*

Die grundlegende Voraussetzung eines erneuerten menschlichen Lebens ist für Hölderlin also ein, so wird man hier sagen dürfen, wahrer Patriotismus, der die einzelnen zur Gemeinschaft zusammenschließt, sie in Solidarität und Opfersinn vereint<sup>58</sup>. Deutlich greift der Dichter an dieser Stelle das Ringen der Jahre nach 1789 um Patriotismus auf. Gemeinschaft der Menschen im Zeichen umfassender, freiheitlich gesellschaftlicher Erneuerung: dies ist das Ziel des damaligen revolutionären Handelns<sup>59</sup>.

Im Sinne eben dieses Neuerungsstrebens beschwört die elfte Strophe den Zustand, in dem sich die „freie Seele grauem Wahn“ nicht mehr beugt, in dem „Wahn und Stolz“, die der Dichter selbst für sich schon in der ersten Strophe als überwunden hinstellte, nun von allen Menschen überwunden sind. Nun auch findet der Mensch, geleitet von der „Muse“, zur Verbindung mit der Sphäre der „Götter“ zurück, die einst den Urzustand prägte. Im neuen Leben wird, so die zwölfte Strophe, die „niedre feige Lust“ überwunden, „die alte Schande“ früherer menschlicher Existenz ist getilgt, die „Bande“, die die Entwicklung des Individuums hinderten, sind gelöst, der „Übermuth“, einst die Kraft, die den Menschen seinen glücklichen Zustand verlassen ließ, ist vernichtet.

Die letzte Strophe formuliert schließlich den jubelnden Ausklang, wenn der Dichter sagt:

*Dann am süßen heißerrungnen Ziele,  
Wenn der Erndte großer Tag beginnt,*

<sup>58</sup> Ebenso bekennt sich die 'Hymne an die Muse' zu „süßem brüderlichem Bunde“ der „Millionen“ freiheitlich gesonnener Menschen. Daß diese neue Gesellschaft zugleich für Hölderlin eine Gesellschaft der Harmonie ist, belegt die 'Hymne an die Göttin der Harmonie'. Der Dichter beschreibt hier, wie zur Zeit der Welterschöpfung „Wesen nun um Wesen sich“ schlangen, das irdische Leben das Prinzip der Harmonie spiegelte. Der Mensch ist in besonderem Maße der Harmonie zugehörig. So kann der Dichter (V. 81 ff.) die Menschen aufrufen, der Göttin der Harmonie zu huldigen, ein Aufruf, der in ein antidespotisches Engagement gegenüber „verjährtem Wahne“ und in die Beschwörung eines von Liebe und Harmonie getragenen Bundes mündet, in dem das menschliche Leben seine Erfüllung findet.

<sup>59</sup> Daß in dieser Hymne die Menschen sich auch „am Helden“ aufrichten, aus großem Vorbild Mut schöpfen, wird auf das Wirken großer einzelner wie Mirabeau oder Lafayette am Beginn der Revolution zurückzuführen sein. In der zweiten Hymne ist dies Motiv getilgt.

*Wenn verödet die Tirannenstühle,  
Die Tirannenknechte Moder sind,  
Wenn im Heldenbunde meiner Brüder  
Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht;  
Dann, o Himmelstochter! sing' ich wieder,  
Singe sterbend dir das letzte Lied.*

In diesen Zeilen mit ihrer direkt politischen Zielrichtung gegen die monarchisch-absolutistischen Herrscher seiner Zeit formuliert Hölderlin auch am deutlichsten seine Hoffnung auf eine Erneuerung seines deutschen Vaterlandes<sup>60</sup>, auf eine Erneuerung im Geist der Freiheit als der ursprünglichen Veranlagung des Menschen. Die frühe Dichtung feierte die vaterländisch-deutsche Tradition, die 'Hymne an die Freiheit' berief sich dagegen zunächst auf ein Entwicklungsmodell der Menschheitsgeschichte. Nun aber bekennt sich der Dichter zum krönenden Abschluß wieder zur Erneuerung seines Vaterlandes. Beschrieb schon die zehnte Strophe dieser Hymne das „Vaterland“, in dem sich die „Brüder“ vereinen können, geht es hier ausdrücklich um Deutschland. Mit höchstem Pathos, stilistisch besonders hervorgerufen durch die steigende Reihung der wenn-Sätze, beschwört Hölderlin, angespornt durch die revolutionär patriotische Bewegung im Nachbarland, den Aufbruch im eigenen Vaterland. Der aktivistische Drang, die Gewißheit, in einer Zeit der Umkehr zu leben, kurz: der revolutionäre Patriotismus nach 1789 prägen die erste 'Hymne an die Freiheit', Hölderlins Denken zielt dezidierter denn je auf eine bessere Ordnung in Deutschland.

Setzt man die Aussage der ersten 'Hymne an die Freiheit' mit der Dichtung vor 1789 gerade im Hinblick auf die politische Grundstimmung in Beziehung, so stellt der Vergleich der Gegenwart mit einer früheren Epoche des menschlichen Seins den gemeinsamen Ausgangspunkt dar. Ein solcher Vergleich mündet immer – implizit oder explizit – in die Forderung nach einer Umgestaltung der eigenen Gegenwart. Sowohl vor 1789 als auch nach dem revolutionären Aufbruch Frankreichs ersehnt der Dichter diese Umgestaltung im Rahmen eines patriotischen Denkens. Nun aber ist in der Hymne die Gewißheit gewachsen, die Träume und Wünsche einer besseren Gesellschaft würden bald realisiert werden. Die 'Hymne an die Freiheit' geht von der Freude des Dichters über die geschichtliche Wende aus, diese Freude trägt die gesamte Hymne, mit ihr gehen Optimismus und Siegesgewißheit einher.

<sup>60</sup> In der Tübinger Zeit enthält auch das 'Lied der Freundschaft' (StA I, 104 ff.) die Vorstellung eines vaterländischen Bundes, von dem Formulierungen wie „deutsche Herzlichkeit“, „Wonne deutscher Brüder“ und „deutscher Handschlag“ zeugen.

Jetzt, nachdem in Frankreich der Umsturz der alten und der Aufbau einer neuen Gesellschaft begonnen hat, kann Hölderlin die Überwindung von „Wahn und Stolz“ feiern; „Kraft und That“ setzen in seiner Sicht „schon“ ein, die ideale Botschaft, die die Göttin der Freiheit verkündete, zu konkretisieren.

Die Krönung der Vision einer neuen Gesellschaft stellt das erneuerte Vaterland dar: in der patriotischen Hoffnung kristallisieren sich Wunsch und Gewißheit einer besseren Zukunft. Dieser Patriotismus, eine vaterländische Hoffnung, hat gleichwohl nichts mit Nationalismus oder gar Chauvinismus zu tun. Werden später seit der Zeit der Befreiungskriege die Vorzüge und Interessen des eigenen Volkes verabsolutiert, werden andere Völker mißachtet, so ist der deutsche Patriotismus, wie das Beispiel Hölderlins exemplarisch zu belegen vermag, nach dem Ausbruch der Französischen Revolution gerade vom Nachbarland inspiriert, sieht er die vaterländische Erneuerung immer in einem größeren Zusammenhang.

Der Dichter, der „deutsches Blut und deutsche Liebe“ in einer erneuerten Welt beschwört, hat sich ebenso zur kosmopolitischen Dimension im geschichtlichen Progreß bekannt. Dies bezeugt in der Tübinger Dichtung vor allem die 'Hymne an die Menschheit'<sup>61</sup>: Hier stellt sich Hölderlin ganz in den Dienst der „Menschheit“. Auch im Zusammenhang dieser Hymne taucht das Motiv der Überwindung tradierter Fehler, tradierter Unzulänglichkeiten auf. Im Zeichen der „Freiheit“ brechen die Erneuerer in die Welt überlebter Konventionen ein, die „Enkel“ werden einst, aufbauend auf der Leistung der Gegenwart, in einer vollkommenen Welt leben. Der Jüngling, vereint mit Gleichgesinnten im Freundsband, entwindet sein „Vaterland“ den „Räubern“. Dies, die Erneuerung des Vaterlands, ist hier nun zugleich die Voraussetzung, menschheitlich die Seinsbedingungen zu verbessern: „Und zur Vollendung geht die Menschheit ein.“ *Vaterland* und *Menschheit* stehen hier untrennbar verbunden nebeneinander, Hölderlin kann den geschichtlichen Fortschritt in beiderlei Dimensionen sehen, in der Dimension der menschheitlichen und in der Dimension vaterländischer Erneuerung. An diesen kosmopolitisch offenen Hintergrund ist auch zu denken, will man die patriotische Aussage der 'Hymne an die Freiheit' und gerade auch die Schlußstrophe dieser Hymne in ihrem rechten Zusammenhang würdigen.

<sup>61</sup> StA I, 146-148.

Die zweite 'Hymne an die Freiheit' weist der ersten gegenüber erhebliche Unterschiede auf, Unterschiede, die eine Differenzierung auch der politischen Aussage bedingen. Dies soll im folgenden belegt werden. Wiederum besteht die Hymne aus drei Teilen, der Einführung (Str. 1-3), der Rede der Göttin der Freiheit (Str. 4-9) und der abschließenden Reaktion des Dichters auf diese Rede (Str. 10-16). Der einführende Teil nennt zunächst die „Wonne“ des Dichters, der die Freiheit in ihrer Gänze kennenlernen durfte. Die zweite Strophe zeichnet dann ein Bild der Freiheit als einer die gesamte Schöpfung prägenden Macht, die deshalb auch von der belebten und unbelebten Natur verehrt wird. Die Freiheit, so wiederholt die dritte Strophe, offenbart sich dem Dichter, der von sich sagen kann, es „Jauchzte Sinn und Herz verschönert ihr“. Dies nun leitet über zur Rede der Freiheit, auch hier Zentrum des Gedichts.

Vergleicht man die einleitenden Abschnitte der beiden Hymnen, so fällt die Zurückhaltung des Dichters in der zweiten Hymne auf, politische Bezüge zu setzen. Redete er in der ersten Hymne u. a. von „Wahn und Stolz“ als überwundenen Übeln der alten Gesellschaft, fühlte er „das neue niegenoss'ne Leben“ entstehen, war hier mithin der Reflex des Zeitgeschehens deutlich erkennbar, so lassen sich in der zweiten Hymne politische Implikationen in dieser Vielzahl zunächst nicht aufzeigen. Lediglich in der dritten Strophe taucht in der Bezeichnung der Freiheit als „Richterin der Kronen“ die politische Dimension auf, wird aber eben in einer Bezeichnung der Freiheit, in einer Namensgebung formuliert, nicht mehr unmittelbar jubelnd verkündet. Es läßt sich also zunächst im Hinblick auf die politischen Bezüge eine größere Zurückhaltung, gleichsam eine größere Diskretion Hölderlins konstatieren.

Die Rede der Göttin der Freiheit, die in dieser Hymne nun direkt genannt wird (Z. 28, 86, 126), umfaßt, wie in der früheren Hymne, sechs Strophen. Zwei Phasen der geschichtlichen Entwicklung nennt die Göttin: Die Zeit „des alten Chaos“<sup>62</sup> war die Zeit, in der die Freiheit „Froh und wild“, jugendlich und ungezügelt erschien. Als aber die „Vernichtungsstunde“ dieser ersten Phase herankam, trat die Freiheit der Vernichtung entgegen:

<sup>62</sup> Wie hier die Freiheit „taumelnd in des alten Chaos Woogen“ erscheint, heißt es in der 'Hymne an die Göttin der Harmonie': „Thronend auf des alten Chaos Woogen,/ Majestätisch lächelnd winktest du“.

*Da berief zu brüderlichem Bunde  
Mein Gesez die Unermeßlichkeit.*

In der ersten 'Hymne an die Freiheit' hatte das „Gesez“ eine nur negative Bedeutung als Kennzeichen der mit dem Urzustand zerfallenen menschlichen Ordnung, es charakterisierte despotische Systeme, die den Menschen zum Sklaven denaturieren, ohne ihm seine ursprüngliche Schönheit und Würde zurückgeben zu können. Hier, in der zweiten Hymne, ist dagegen vom „Gesez“ der Freiheit die Rede, vom „Gesez“ als einer den Kosmos ordnenden Macht. Damit gewinnt der Dichter die Möglichkeit, die universale Wirkung der Freiheit gerade in ihrem „Gesez“ zu formulieren, die Bedeutung der Freiheit konkreter zu akzentuieren.

Die Wirkung des Gesetzes wird nun in vier Strophen (Str. 5–8) beschrieben. Dies „Gesez“ der Freiheit schützt „zartes Leben“ wie „Kühnen Muth, und bunte Freude“, die Welt kann in einer Harmonie leben, in der sowohl „Riesenkraft“ als auch „Schwächeres“ ihren adäquaten Platz haben. In der sechsten Strophe zielen dann vier rhetorische Fragen darauf ab zu zeigen, daß Mächtiges, Gewaltiges miteinander leben kann, leben kann im Zeichen einer positiven Gesetzlichkeit, von der die Freiheit nun auch als von „der Liebe seeligen Gesezen“ spricht. Freiheit und Liebe, in der früheren Hymne die wesentlichen Elemente des vergangenen Urzustands, entfalten jetzt ihre Gesetze, unter denen konkret alles Sein steht. Die siebente Strophe intensiviert diesen Gedanken: Drei Sternbilder sowie Helios sind hier die Sinnbilder für die geordnete „Unermeßlichkeit“ (so V. 32), die die genannte Gesetzlichkeit bewirkt. Im Bild des Helios, des sonnenhaften Elements, das auf Erden „Junges Leben“ hervorbringt, wird zudem die Bindung der kosmischen Ordnung an das irdische Leben in einer übergreifenden Harmonie beschworen.

Nach den Beispielen für ein Leben unter dem Gesetz der Freiheit und auch der Liebe kann der Dichter nun steigernd in der achten Strophe wiederholen, was schon die sechste Strophe über das „heilig Leben“ der Welt sagte:

*Unentweiht von selbsterwählten Gözen,  
Unzerbrüchlich ihrem Bunde treu,  
Treu der Liebe seeligen Gesezen,  
Lebt die Welt ihr heilig Leben frei.*  
(V. 45–48 sowie 57–60)

Um so deutlicher wird auf diesem Hintergrund der Bericht vom Abfall des Menschen, um so deutlicher, als nicht mehr nur wie in der ersten

Hymne geschildert wird, wie der Mensch in negativer Ordnung die Denaturierung seiner selbst bewirkt. Vielmehr zeigt Hölderlin nun auf dem Hintergrund der Harmonie der Welt den Abfall des Menschen, der sich als einziger Teil der Schöpfung außerhalb der positiven Gesetzlichkeit der Freiheit stellte:

*Einer, Einer nur ist abgefallen.*

Auf diesem – veränderten – Hintergrund spricht die Freiheit wie in der ersten Hymne die Gewißheit aus, es werde eine „neue Schöpfungsstunde“, eine im Zeichen der „süße[n] güldne[n] Zeit“ stehende Welt kommen, in der der Mensch die Möglichkeit besitzt, zu seiner eigentlichen Veranlagung zurückzufinden (Str. 9).

Die Reaktion des Dichters auf diesen Aufruf, der die Rede der Göttin der Freiheit beschließt, weist nun im Vergleich mit der Reaktion des Dichters in der ersten Hymne charakteristische Veränderungen auf (Str. 10). Bestand die Antwort in der früheren Hymne in einer durch ein anaphorisches „schon“ sinnfällig gemachten Gewißheit und Ungeduld, so ist die erste Reaktion des Dichters hier eine Frage:

*Nun, o Brüder! wird die Stunde säumen?*

Erst danach folgt ein engagierter Aufruf des Dichters, der, betont von vierfachem „nun“, die Gründe nennt, aus denen der Mensch der Aufforderung der Freiheit folgen sollte.

Bevor auch in dieser Hymne die kommende neue Welt beschrieben wird, schaltet Hölderlin eine Zwischenstrophe ein, die elfte Strophe, die eine für die Gesamttendenz charakteristische Funktion übernimmt. Der Dichter redet den „Gott der Zeiten“ an, hier den Gott des geschichtlichen Wandels, dessen „Tröstungen“ den Menschen „auf öder Dornenbahn“ ermutigen. In diesem Zusammenhang heißt es dann:

*Wenn der Schatten väterlicher Ehre,  
Wenn der Freiheit letzter Rest zerfällt,  
Weint mein Herz der Trennung bittere Zähre  
Und entflieht in seine schön're Welt.*

Hier also antwortet der Rede der Freiheit nicht die direkte Gewißheit des Dichters von der beginnenden neuen Epoche. Vielmehr betont Hölderlin, es handle sich um die *Vision* einer besseren Zukunft in der Verlassenheit einer ehre- und freiheitslosen Zeit, die mit den Traditionen der Väter gebrochen hat.

In der zwölften Strophe spricht Hölderlin einen weiteren, für sein späteres Werk grundlegenden Gedanken an, der in fünffachem Bild ausgeführt wird. Der Dichter sieht aus dem „Raube“ der Zeit eine Welt „in neuer Blüthe“ entstehen, „Aus Zerstörung wird der Lenz geboren“, aus dem Abgrund der „Fluthen“ stieg „Urania“ empor, gehen die „bläichen Sterne“ unter, strahlt „Hyperion“, der Sonnengott. Jedesmal, so diese in ihrer Redundanz stark akzentuierte Bildfolge, entsteht aus Vernichtung und Niedergang ein Neues, Besseres, das an die Stelle des Alten tritt. Im fünften Bild gibt Hölderlin dann den explizit politischen Bezug, wenn es heißt:

*Modert, Knechte! freie Tage steigen  
Lächelnd über euern Gräbern auf.*

Damit wird das Prinzip, Neues, hier: eine politisch freiere Welt, werde an die Stelle der tyrannischen alten Ordnung, der Ordnung der „Knechte“ treten, zur Norm historischer Entwicklung gemacht<sup>63</sup>. In dieser Norm kristallisiert sich der geschichtliche Optimismus Hölderlins.

So vorbereitet, kann der Dichter auch in dieser Hymne darangehen, Kriterien einer besseren Gesellschaft zu nennen (Str. 13–15), die die grundlegende Äußerung der soeben zitierten Verse konkret füllen. Die Nennung dieser Kriterien ist nun durch die elfte Strophe, die den visionären Charakter des Bildes der neuen Gesellschaft betont, sowie durch die geschichtsphilosophische Betrachtung der Strophe 12 weit besser eingeleitet und gedanklich abgesichert, als dies in der früheren Hymne der Fall war.

Als ersten Punkt nennt Hölderlin die „Gerechtigkeit“, die nun ins menschliche Leben zurückkehrt. Es entsteht ein Leben, in dem „Tugend“ und „des Ruhmes Heiligtum“ ihren Platz haben, das so an antike Größe, genannt werden „der göttlichen Catone Manen“, erinnert. Mit der Kategorie der Gerechtigkeit führt Hölderlin eine konkrete politische Kategorie ein, die ihm die Möglichkeit gibt, die neue Ordnung nun realer zu fassen, als ihm dies in der ersten Hymne möglich war. Dies wirkt sich vornehmlich in Strophe 14 aus:

*Aus der guten Götter Schoose regnet  
Trägem Stolze nimmermehr Gewinn,*

<sup>63</sup> Dieser Gedanke wird gleichfalls ausgesprochen in 'Das Schicksaal' (StA I, 184–186), 'An die klugen Rathgeber' (StA I, 223 f.), 'Gebet für die Unheilbaren' (StA I, 228), 'Diotima' (StA I, 231) und besonders in 'Die Musse' (StA I, 236 f.) sowie 'Die Völker schwiegen, schlummerten ...' (StA I, 238); vgl. auch Prignitz, Hölderlin, aaO, S. 227 ff.

*Ceres heilige Gefilde segnet  
Freundlicher die braune Schnitterin,  
Lauter tönt am heißen Rebenhügel,  
Muthiger des Winzers Jubelruf,  
Unentheilt von der Sorge Flügel  
Blüht und lächelt, was die Freude schuf.*

Hier geht es um die Befreiung der Agrarbevölkerung von den drückenden Lasten der Privilegienordnung. In einer erneuerten Welt wird „trägem Stolze“ kein unverdienter Gewinn mehr zufallen, die Menschen im Bereich der „Ceres“, der Göttin des Ackerbaus, können deshalb freudiger und selbstbewußter leben. Die bäuerliche Existenz, die Existenzform der weitaus überwiegenden Mehrheit der Menschen zu Hölderlins Zeit, ist nun „von der Sorge Flügel“ befreit.

Hölderlin, so ist einschränkend zu betonen, stößt nicht zur Konkretheit der radikalen sozialen Forderungen deutscher Jakobiner vor. Zum Vergleich sei aus einem Aufruf an die deutsche Landbevölkerung aus dem Jahre 1794 zitiert, der sich gegen die „faulen Menschen“ wendet, die doch die „Herrschaften“ seien; „sie wohnen in prächtigen Palästen, und die arbeitsamen, guten Menschen, welche den Befehl Gottes getreulich befolgen, haben kaum etwas zu essen, müssen sich mit den schlechtesten Sachen begnügen, und können sich kaum solche Häuschen aufrichten, wo sie für Regen und Frost zu bestehen vermögen. Machet doch, um Gotteswillen! Machet doch einmal Eure Augen auf und betrachtet Euren Jammerstand!“<sup>64</sup> Trotz der gleichen Opposition „faulen Menschen“, die gleichwohl „Herrschaften“ darstellen, oder – bei Hölderlin – „trägem Stolze“ gegenüber geht es dem Dichter nicht um einen Aufruf an die Bauern, um diese zur Erkenntnis ihrer Lage und zu konkreten politischen Veränderungen zu führen. Hölderlin vermag gleichwohl bestimmte brennende soziale Fragen in seine Dichtung aufzunehmen und in dem von ihm gesetzten, eben *poetischen* Rahmen einer Lösung näherzubringen.

In Strophe 15 werden dann wieder, die Konkretisation ablösend, allgemeinere Kategorien einer besseren Gesellschaft genannt. Die „Liebe“, auch „Männermuth“ und „hoher Sinn“ kehren ins menschliche Leben zurück. Es entsteht eine neue „Trauligkeit“, ein vertrautes Zusammenleben der Individuen. Deshalb auch können „Treue“ und Freundschaft

<sup>64</sup> Zitiert nach Helmut Reinalter, Die gesellschaftspolitischen Vorstellungen der österreichischen Jakobiner, Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte der Univ. Tel Aviv 6, 1977, S. 41–80, hier S. 64.

wachsen. Aus alldem resultiert, daß es wieder eine Bindung des einzelnen an ein Ganzes, des Individuums an ein Vaterland geben kann:

*Und des Vaterlandes Rächer wallen  
Im Triumphe nach der bessern Welt.*

Auch in dieser Hymne findet sich, hier bewußt ans Ende gestellt, der Vaterlandsbegriff als Krönung aller Vorstellungen einer erneuerten Gesellschaft. Das Vaterland ist wiederum der Fixpunkt aller politischen Hoffnungen, ist ein Wert, der das Opfer des einzelnen rechtfertigt.

In der letzten Strophe dieser Hymne formuliert dann Hölderlin den Ausklang: Wenn dies eben geschilderte Ziel eines wahren Vaterlandes erreicht ist, wird die Lebenszeit des Dichters selbst „Lange“ vergangen sein. Ihm bleibt im Leben „der Hofnung Kelch“, der „Dämmerchein“ der kommenden besseren Welt. Auch hier zeigt sich ein charakteristischer Unterschied zur früheren Hymne. Sang dort der Dichter zum Zeitpunkt der Realisierung einer freiheitlichen Ordnung „sterbend“ der Freiheit „das letzte Lied“, so ist sein Leben in der späteren Hymne „Lange“ vergangen, wenn sich seine Hoffnungen erfüllen. Die zeitliche Dimension wandelt sich mithin deutlich, das erneuerte Vaterland wird der Dichter zu Lebzeiten nicht mehr erblicken.

## V

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß Hölderlin in den beiden Hymnen einen Patriotismus vertritt, der auf die umfassende Umgestaltung aller Bereiche des menschlichen Seins abzielt, der die politische Bewegung von 1789 spiegelt. Gleichmaßen konfrontieren beide Hymnen – wie schon Hölderlins patriotische Dichtung vor 1789 – eine vergangene bessere Epoche mit dem geschichtlichen Niedergang, mit der Denaturierung des Menschen und verkünden den Anbeginn einer neuen Zeit. Die Gewißheit des Dichters, die Menschheit könne sich aus den Fesseln des gegenwärtigen politischen Systems befreien, ist unter dem Einfluß des revolutionären Aufschwungs gewachsen.

Diese geschichtliche Trias wird in der zweiten Hymne überzeugender dargestellt, weil Hölderlin jetzt vom „Gesez“ der Freiheit und auch der Liebe als von Mächten spricht, die den Kosmos und die belebte wie unbelebte Natur prägen, Mächten, von denen allein der Mensch abfiel. Auf dem Hintergrund einer tieferen Überzeugung von der Freiheit als universal gestaltender Macht wirkt dieser Abfall sehr viel schärfer als die undifferenzierte Beschreibung des historischen Verfalls in der ersten

Hymne. Der von der Göttin der Freiheit abschließend verkündete Aufbruch zu einer besseren Ordnung des menschlichen Lebens erscheint um so notwendiger, als der Mensch sich dadurch wieder den für die gesamte Schöpfung gültigen Normen unterwirft.

Die Reaktion des Dichters auf diese Verkündung der Göttin der Freiheit ist, wie gezeigt, in der zweiten Hymne vorsichtiger formuliert als in der ersten 'Hymne an die Freiheit'. In der zweiten Hymne setzt der Dichter die politischen Bezüge sparsamer, denkt man an die Gesamtaussage: bewußter ein. Zudem betont Hölderlin, bevor er die neue Welt beschreibt, den visionären Charakter dieser Beschreibung, so wie er auch am Schluß der Hymne die zeitliche Dimension im Sinne eines weiteren Abstands zur Realisierung seiner Ideale verschiebt. Auch formuliert er ein übergreifendes geschichtsphilosophisches Gesetz vom historischen Werden und Vergehen, argumentiert also nicht mehr von einer ausschließlich begeistert-emotionalen Basis aus, dann erst stellt Hölderlin die entstehende neue Gesellschaft dar.

Der Grund für Zurückhaltung und bewußtere Gestaltung wird in der politischen Entwicklung Frankreichs im Zeitraum zwischen der ersten und der zweiten 'Hymne an die Freiheit' liegen. Diese Entwicklung ist durch eine allseitige Verschärfung der Lage gekennzeichnet. Im Innern Frankreichs wuchs das Mißtrauen gegen Ludwig XVI. vor allem nach dessen mißglücktem Fluchtversuch im Juni 1791, auf der anderen Seite entstanden gegensätzliche Parteiungen innerhalb der revolutionären Kräfte selbst. Gleichzeitig verstärkten die Reaktion in Frankreich und die Emigranten jenseits der Grenzen ihre Aktivitäten gegen die Revolution, während die europäischen Monarchien, hier vertreten durch den König von Preußen und den Kaiser, am 27. Juli 1791 in der Deklaration von Pillnitz Frankreich offen drohten. Frankreich begann daraufhin seine Verteidigungsanstrengungen zu intensivieren, die Girondisten propagierten scharfe Maßnahmen gegen die verfassungsfeindliche Geistlichkeit und die Emigranten. Insgesamt läßt sich sagen, daß sich schon im Laufe des Jahres 1791 die Konfrontation des revolutionären Frankreich mit seinen Feinden vorbereitete, die dann am 20. April des nächsten Jahres in der Kriegserklärung Frankreichs ihren Ausdruck fand. Die Reaktion Hölderlins in der zweiten 'Hymne an die Freiheit' auf diese verschärfte politische Entwicklung, auf die prekär werdende Lage der Revolution besteht darin, daß nicht mehr nur jubelnde Gewißheit, sondern überlegt geformte politische Akzente eine Aussage bedingen, die gleichwohl um nichts weniger begeistert als in der ersten Hymne ist, die aber, gerade weil überlegter formuliert, überzeugender wirkt.

In beiden Hymnen steht am Ende das Bild des erneuerten Vaterlands. Während die frühere Hymne dieses Bild jedoch im Ton der traditionellen deutschen Bardendichtung mit höchstem Pathos feierte, „deutsches Blut und deutsche Liebe“ nannte, spricht die zweite Hymne sehr viel schlichter davon, wie „des Vaterlandes Rächer“ für ihr Ideal zu jedem Opfer bereit sind. Das Wort 'deutsch' fällt nicht mehr. War die erste Hymne von einem revolutionsbegeisterten Pathos getragen, inspirierte der französische Aufbruch den deutschen Dichter zur Gewißheit, auch für sein Vaterland werde eine bessere Zukunft anbrechen, so bemüht sich Hölderlin in der zweiten Hymne um eine weniger pathetische Formulierung vom Prozeß vaterländischer Erneuerung. Auch hier gewinnt die Aussage durch schlichtere und bescheidenere Diktion an Überzeugungskraft.

Diese bescheidenere Diktion vereint Hölderlin mit einem präziseren Wirklichkeitsbezug. Der Dichter geht in der späteren Hymne von der „Gerechtigkeit“ als konkreter Kategorie aus und kann so in Ausschnitten auch ein konkreteres Bild der kommenden geschichtlichen Epoche zeichnen. Hölderlin zielt auf eine gerechtere Ordnung für die Agrarbevölkerung ab, die in Frankreich am 4. August 1789 verwirklicht zu werden schien, als in der Nationalversammlung die Privilegierten einen Teil ihrer Rechte opferten: „Es war ein Wettstreit von großmüthigen Anerbietungen und Vaterlandsliebe unter ihnen. Alle wurden hungerissen; in einigen Stunden beschloß man das Aufhören aller Mißbräuche.“<sup>65</sup> Ein derartiges vaterländisches Opfer der Privilegierten zugunsten der ärmsten, entrechteten Schicht erhofft auch Hölderlin, um die „Sorge“ aus dem Leben der bäuerlichen Bevölkerung zu verbannen.

Der Patriotismus, der in Deutschland schon vor 1789 die Gegenwart an der Vergangenheit kritisch maß, verbindet sich mit dem patriotischen Grundgedanken der Französischen Revolution und radikalisiert sich in seinem politischen Anspruch, eine neue Welt zu schaffen. Die Analyse der Hymnen läßt nun erkennen, daß auch für Hölderlin das Vaterlandsideal seiner frühen Dichtung durch die Ereignisse von 1789 an Intensität gewinnt. An die Stelle vaterländischer Begeisterung, die im Sinne der Bardendichtung die Vergangenheit preist und an der Gegenwart eine moralisch geprägte, deshalb politisch noch vage Kritik übt, treten patriotische Forderungen, die politisch doch relativ differenzierter gestaltet sind.

Der Aufbruch in Frankreich scheint Hölderlin – von kosmopoliti-

<sup>65</sup> Mignet, aaO, Th. 1, S. 76.

scher Grundposition aus betrachtet – für das Geschick seines Vaterlandes bedeutsam. Die Ereignisse der Französischen Revolution werden in den Rahmen des deutschen Patriotismus eingepaßt und erhalten für Hölderlin erst in diesem Rahmen ihre volle geistige Bedeutsamkeit. Innerhalb dieses vaterländischen Denkens vollzieht sich dann im Zeitraum eines Jahres, von der Wende 1790/91 an gerechnet, eine bedeutsame Entwicklung. Hölderlin vermag seine politischen Ideale nun gedanklich überlegter abzusichern, der Ton, in dem er seine patriotischen Ziele – wenn auch in poetisch-visionärer Form – beschwört, wird einfacher, verliert an überschwänglichem Pathos und gewinnt an Überzeugungskraft.

Hölderlin hat sich auch im Jahr 1792 noch vorbehaltlos mit der Französischen Revolution identifiziert. Als in diesem Jahr der Krieg zwischen Frankreich und dem monarchischen Europa begann, stand der Dichter in Übereinstimmung mit weiten Teilen der öffentlichen Meinung in Deutschland<sup>66</sup> auf seiten der Franzosen. So schreibt er im Juni 1792 an seine Schwester:

*Es muß sich also bald entscheiden. Glaube mir, liebe Schwester, wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Oestreicher gewinnen. Der Misbrauch fürstlicher Gewalt wird schröcklich werden. Glaube das mir! und bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlichen Rechte.<sup>67</sup>*

Im November dieses Jahres, als sich die Franzosen nach der Schlacht von Jemappes (oder Mons) und der Eroberung von Mainz Württemberg näherten, heißt es in einem Brief an die Mutter:

*Es ist wahr, es ist keine Unmöglichkeit, daß sich Veränderungen auch bei uns zutragen. Aber gottlob! wir sind nicht unter denen, denen man angemäße Rechte abnehmen, die man wegen begangner Gewaltthätigkeit u. Bedrückung strafen könnte. Überall, wohin sich noch in Deutschland der Krieg zog, hat der gute Bürger wenig oder gar nichts verloren, u. viel, viel gewonnen. Und*

<sup>66</sup> Eine Absage an den Krieg gegen das revolutionäre Frankreich findet sich z. B. bei Clauer in der Schrift 'Der Kreuzzug gegen die Franken' (1791), vgl. Engels, aaO, S. 117 ff. Klopstock gab der französischen Regierung Ratschläge für die Abwehr der deutschen Intervention; vgl. Franz Muncker: F. G. Klopstock, 2. Aufl., Berlin 1900, S. 511. – Selbst ein Mann wie der preußische Feldprediger Wagener, durchaus kein 'Jakobiner', geißelt die Greuel des Interventionskrieges, von Begeisterung für die Sache der eigenen Armee ist bei ihm nichts zu spüren; vgl. Erich Schneider, Samuel Christoph Wagener. Ein preußischer Aufklärer im Zeitalter der Französischen Revolution, Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte der Univ. Tel Aviv 6, 1977, S. 81–130, hier S. 91 ff.

<sup>67</sup> Br. 51, StA VI, 77.

## Nachtrag zum 'Systemprogramm' und zu Hölderlins Philosophie

Von

Friedrich Strack

*wenn es sein muß, so ist es auch süß und groß, Gut u. Blut seinem Vaterlande zu opfern, und wenn ich Vater wäre von einem der Helden, die in dem großen Siege bei Mons starben, ich würde jeder Träne zürnen, die ich über ihn weinen wollte. Rührend ist und schön, daß unter der französischen Armee bei Mainz, wie ich gewiß weiß, ganze Reihen stehen von 15 u. 16jährigen Buben.*<sup>68</sup>

Die Überzeugung von der Gerechtigkeit und Notwendigkeit der Revolution, von Veränderungen gerade auch in Deutschland, im eigenen Vaterland, bleibt für Hölderlin gültig. Er preist den Opferwillen besonders der jungen französischen Soldaten, wie er schon früh vom patriotischen Freundesbund der Jünglinge geträumt hatte, er läßt die Bereitschaft zum patriotischen Opfer für die Sache des eigenen Vaterlandes deutlich anklingen. Diese Überzeugung stützt sich nun aber, wie der Vergleich der ersten mit der zweiten 'Hymne an die Freiheit' zeigt, auf eine zunehmend differenzierte und vertiefte gedankliche und dichterische Grundlage.

Als Krönung des Erneuerungsprozesses stellt sich Hölderlin die vaterländische Gemeinschaft dar, die durch Gerechtigkeit, liebende Solidarität der einzelnen und durch die Freiheit charakterisiert wird. Im Verein mit anderen, d. h. unter Ausrichtung auf die patriotische Gemeinschaft, entwickelt sich das Individuum. In einer Gesellschaft ohne Unterdrückung des Menschen durch den Menschen kann, anders als im feudalabsolutistischen System, der Mensch frei alle seine Anlagen entfalten und diese Anlagen eben der freiheitlichen Sozietät dienstbar machen.

Es war abzusehen, daß die Diskussion um das sogenannte „älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus“ auch nach der Villigster Tagung<sup>1</sup> nicht verstummen würde. Bekanntlich sind dunkle Texte „die Lust des Philologen“ und des Philosophen<sup>2</sup>; sie wird um so mehr angestachelt, je offener die Geheimnisse sind, die solche Texte vorenthalten. Wenn dann noch – wie im Falle des Systemsprogramms – ein geheimer Religionsstifter zu suchen ist, kann die Wahrsagung kein Ende finden.

Die Auseinandersetzung um das zweiseitig beschriebene Blatt ist fast in ein alexandrinisches Stadium getreten. Da das Originalmanuskript noch immer nicht zur Verfügung steht<sup>3</sup>, bleibt man weiterhin auf kriminalistische Spurensicherung anhand der einzig erhaltenen Photographie angewiesen. Die Erkenntnisse, die daran gewonnen wurden, reichen nicht aus, die Zuschreibung des Manuskripts entscheidend zu befördern. So wundert es nicht, wenn Skeptiker auf ihrem bisherigen Standpunkt beharren. Doch schadet das auch nicht; denn – wie Harris in seiner Rezension der Villigster Beiträge bemerkt – „we all tend to know our own author best, and to perceive his relation to a disputed question clearest“<sup>4</sup>. Das könnte der Sache zugute kommen und die Argumente schärfen, wenn die entsprechenden Gründe zur Kenntnis genommen und

<sup>1</sup> Deren Ergebnisse sind zusammengefaßt in dem Band: Das älteste Systemprogramm. Studien zur Frühgeschichte des deutschen Idealismus, hrsg. von Rüdiger Bubner, Bonn 1973, Hegel-Studien, Beih. 9. – Nach der Edition dieses Bandes (S. 263–65) wird das Systemprogramm ohne weitere Verweise zitiert.

<sup>2</sup> In Abwandlung eines Zitats von Arthur Henkel, Wanderers Sturmlied, Frankfurt 1962, S. 11.

<sup>3</sup> Man darf erwarten, daß es im Zusammenhang der Freigabe des Grüssauer Depots der Preussischen Staatsbibliothek durch die Volksrepublik Polen bald wieder zugänglich sein wird. – Vgl. Dieter Henrich, Beethoven, Hegel und Mozart auf der Reise nach Krakau, NRs 1977, S. 165 ff.

<sup>4</sup> Henry S. Harris, Rezension der Beiträge der Villigster Tagung, hrsg. von Rüdiger Bubner, Bonn 1973, Hegel-Studien, Beih. 9. In: Hegel-Studien, Bd. 10, 1975, S. 299 ff.

<sup>68</sup> Br. 55, StA VI, 81 f. Aus demselben Geist wie hier Hölderlin preist Georg Forster an der oben S. 46 zitierten Stelle die Bereitschaft, die die Eltern vor dem Konvent zeigten, ihre Kinder für die Rettung des Vaterlandes zu opfern.

in die Diskussion eingebracht werden. So nötigen sich bereits die Parteien gegenseitig zur Beweisführung und umreißen das Aufgabenfeld ihres Gegners, um Belege für dessen These herauszufordern.

Dieter Henrich hat zuletzt deutlich gemacht, was die Hegelforschung leisten müßte, wenn sie ihren Favoriten erfolgreich ins Ziel bringen wollte<sup>5</sup>.

Eine ihrer dringlichsten Aufgaben wäre es nach wie vor, Beweise dafür zu erbringen, daß Rosenzweigs Datierung der Niederschrift Hegels tatsächlich „falsch“ ist<sup>6</sup>. Das heißt genauer: Sie müßte sogar zeigen, daß das Fragment mit einiger Wahrscheinlichkeit in Hegels Frankfurter Zeit (1797) geschrieben sein kann. Denn darauf laufen fast alle Argumente der Hegel-Partei hinaus: allein in der Nähe Hölderlins, dessen Anteil am zweiten Teil des Systemfragments unbestritten ist, kann dieses Programm entstanden sein<sup>7</sup>. Nur um Raum für eine spätere Datierung zu gewinnen, an der die Verfechter der Hegel-These ein profundes Interesse bekunden, sind Rosenzweigs Überlegungen angefochten worden. Der Nachweis, das Fragment könne *auch* „in Hegels ersten Frankfurter Monaten“ geschrieben sein<sup>8</sup>, reicht deshalb nicht aus. Die zaghaft erwogene Möglichkeit einer späteren Niederschrift erfordert unter den gegebenen Umständen größere Überzeugungskraft. Erst dann, wenn die Hegelforschung zeigt, daß das bekannte Manuskript *nicht* schon 1796 geschrieben sein kann, ist ein entscheidender Schritt getan im Hinblick auf eine mögliche Autorschaft Hegels. Harris' Vermutung, Hegel könne das Programm aufgrund seiner Briefkontakte mit Hölderlin und Schelling auch schon in Bern entworfen haben<sup>9</sup>, klingt wenig überzeugend, wenn

man bedenkt, wie zögernd er sich zu dieser Zeit erst in die neue Philosophie hineinarbeitet<sup>10</sup>. Von den Verfechtern der Hegel-These wird diese Vermutung deshalb kaum in Betracht gezogen: Hegel fehlte in Bern die begriffliche Großzügigkeit und die Freiheit der souveränen Handhabung eines disparaten Ideenprogramms, die das Systemfragment in fast lässiger Manier voraussetzt.

Im Falle einer späteren Niederschrift aber wäre zu fragen, ob man Hegel im Februar oder März 1797, nach zwei oder drei Monaten seiner Anwesenheit in Frankfurt, ein solches „Agitationsprogramm“<sup>11</sup> zutrauen dürfte, in dem er einerseits sich mit „fremden Federn“ schmückte, andererseits – wem gegenüber? – derart „prunkte“<sup>12</sup>? Es käme doch kaum jemand anders als Schelling in Frage, eine recht verfängliche Situation, wenn man bedenkt, daß Hölderlin seine neuen Ideen wenig vorher diesem schon anvertraut hatte, was Hegel gewiß nicht entgangen war.

So wird es die Hegelforschung nicht leicht haben, ihren Beweis zugunsten einer Autorschaft Hegels anzutreten, selbst wenn es ihr gelingen sollte, die Handschrift eindeutig in das Jahr 1797 zu datieren<sup>13</sup>.

Auch im Hinblick auf die Frage der *Abschrift* sind neue Argumente vorgetragen worden, die Rosenzweigs Vermutung unterstützen. Henrich, der den Gang des Manuskripts durch die Hände der Erben, der Editoren und des Auktionators so weit als möglich zurückverfolgt hat<sup>14</sup>, konnte

<sup>10</sup> Vgl. z. B. Hegels Brief an Schelling vom 30. August 1795, in dem es heißt: „Bemerkungen über Deine Schrift [Vom Ich] kannst Du von mir nicht erwarten. Ich bin hier nur ein Lehrling; ich versuche es, Fichtes Grundlage zu studieren.“ Oder: „Von meinen Arbeiten ist nicht der Mühe wert zu reden . . .“ (Briefe von und an Hegel, hrsg. von Johannes Hoffmeister, Bd. 1, Hamburg 1952, S. 32 f.)

<sup>11</sup> Henrich, Systemprogramm?, Hegel-Studien, Beih. 9, S. 11.

<sup>12</sup> Henrich, ebd., S. 14.

<sup>13</sup> Wenn ich früher dafür plädierte, Rosenzweigs Ergebnisse nicht voreilig umzu stoßen (Hegel-Studien, Beih. 9, S. 108/09), so geschah das nicht ohne Grund: Pöggeler hatte zuvor *an der Photographie* festgestellt, „daß das Blatt [d. h. das Original der Handschrift] längs und quer geknickt worden (war), – vielleicht schon von Hegel selbst“ (Hegel-Studien, Beih. 4, 1969, S. 19) – und daran die Erwägung geknüpft, es könne sich um eine Briefbeilage gehandelt haben. Rosenzweig aber beschrieb das *Original* unmißverständlich als „ein ungebrochenes Folioblatt“ (Franz Rosenzweig, Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus, Heidelberg 1917, S. 1). – Will man diese Feststellung nicht in Zweifel ziehen – wozu kein Anlaß besteht –, so kann das Blatt erst nach 1917 gefaltet worden sein. D. h. aber auch, daß zumindest die überlieferte Handschrift als Briefzirkular ausscheidet. Das schließt nicht aus, daß sie dennoch Abschrift eines andern Briefes gewesen sein könnte.

<sup>14</sup> Henrich, ZfphF 30, 1976, S. 510 ff.

<sup>5</sup> Vgl. Dieter Henrich, Aufklärung der Herkunft des Manuskriptes 'Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus', ZfphF Bd. 30, 1976, bes. S. 522 ff.

<sup>6</sup> Otto Pöggeler, Hegel, der Verfasser des ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus, Hegel-Studien, Beih. 4, Bonn 1969, S. 18.

<sup>7</sup> Vgl. insbes. Pöggeler, aaO, S. 25/26.

<sup>8</sup> Pöggeler, Hölderlin, Hegel und das älteste Systemprogramm, Hegel-Studien, Beih. 9, S. 232 (Anm. 23); und Klaus Düsing, Die Rezeption der kantischen Postulatenlehre in den frühen philosophischen Entwürfen Schellings und Hegels, Hegel-Studien, Beih. 9, S. 81. Dieser Nachweis wird in einer unveröffentlichten Manuskriptbeschreibung, die vom Hegel-Archiv in Bochum angefertigt wurde und die mir Otto Pöggeler freundlicherweise zur Verfügung stellte, tatsächlich erbracht. Danach *kann* das Manuskript des Systemprogramms „(entgegen der Annahme von Rosenzweig) aus Hegels ersten zwei oder drei Frankfurter Monaten stammen“. (Manuskriptbeschreibung S. 4) Hervorhebungen des Verfassers werden hier und anderswo kursiviert, Hervorhebungen des Autors gesperrt.

<sup>9</sup> Harris, aaO, S. 305.

die Abschriftenthese plausibel untermauern und damit Hegels Verfasserschaft entscheidend in Zweifel ziehen. Sollte das Blatt dennoch eine Abschrift von *Eigenem* sein, so bliebe nach wie vor die mangelnde Konsistenz seiner Gedanken zu erklären und der leichtfertige Umgang mit bestimmten Begriffen, die man dem Systemdenker Hegel nicht gerne anlasten möchte. Darüber hinaus haben geistige Umbruchsfragmente, die für den Frankfurter Hegel kennzeichnend sind<sup>15</sup>, gewöhnlich keinen prophetischen Charakter wie das Systemprogramm, das mit feurigem Pathos und souveränem Anspruch geschrieben ist.

Über der Datierungs- und der Abschriftenfrage, die nach wie vor als nicht völlig geklärt gelten müssen, ist die inhaltliche Diskussion des Fragments zu Unrecht vernachlässigt worden; denn die sachlichen Probleme, die das Systemprogramm aufwirft, sind keineswegs ausdiskutiert. Gerade weil sein *zweiter* Teil unverkennbar Hölderlins Handschrift trägt, blieb der erste bisher so rätselhaft. Das Spannungsverhältnis zwischen Ethik und Ästhetik muß entweder als Bruch hingenommen, oder aber doch als Einheit – wie paradox auch immer – plausibel gemacht werden.

Wenn aber Hölderlins Anteil am zweiten Teil zugestanden wird, so ist es nicht unbillig zu fragen, ob er auch den ersten formuliert haben könnte. Jedenfalls liegt diese Frage näher als die nach einem anderen Autor, der schließlich doch auf Hölderlin angewiesen bliebe. Überdies steht der Text unter dem Anspruch eines selbstbewußt fordernden Subjekts, das kaum einen Rivalen neben sich duldet. So sehr diese Pose bei Hölderlin befremden mag – obgleich sich Beweise dafür finden lassen<sup>16</sup> –, ist sie kein Hinderungsgrund, Hölderlins Verfasserschaft auch für den ersten Teil des Programms zu erwägen. Allein die wörtlichen Anspielungen in diesem Passus auf Schillers 'Briefe über die ästhetische Erziehung'<sup>17</sup>, denen Hölderlin besonders nahestand, hätten die Aufmerksamkeit auf ihn lenken können. Da man aber immer noch Hölderlins philosophischem Engagement mit Vorbehalt oder nur unter gewissen Prämissen begegnet, ist die Frage seiner möglichen Autorschaft des *ersten* Teils hartnäckig umgangen worden.

<sup>15</sup> Pöggeler sieht das Systemprogramm als „Dokument eines Übergangs und Wandels“ im Denken Hegels. Hegel-Studien, Beih. 9, S. 251.

<sup>16</sup> Vgl. z. B. den fast überheblichen Ton Hegel gegenüber im Brief vom 26. Januar 1795, StA VI, S. 156, 68 f., Nr. 95, oder einzelne Passagen im 'Hyperion', bes. die sog. Scheltrede an die Deutschen, StA III, 153 ff.

<sup>17</sup> Vgl. dazu meine Ausführungen Hegel-Studien, Beih. 9, S. 124 ff.

Ich habe dazu eine These vorgelegt<sup>18</sup>, die Michael Franz im letzten Hölderlin-Jahrbuch in einer Manier zu destruieren versuchte, die an die Stelle von Argumenten Invektiven setzt. Dem wissenschaftlichen Gespräch wird unter solchen Voraussetzungen der Garau gemacht. – Die außerordentliche Kompliziertheit der Sachfragen fordert aber noch einmal zur Stellungnahme heraus, zumal der Rezensent aus einem Zitierfehler meinerseits Folgerungen zieht, die das entscheidende Problem verstellen<sup>19</sup>. Da Hölderlins Fragment 'Über das Gesez der Freiheit' einen „moralischen“ Zustand postuliert, der für den „Ethik“-Begriff des Systemprogramms von einiger Bedeutung sein dürfte, lohnt es sich, die Verunklärung zu beseitigen.<sup>20</sup>

Der Sache nach geht es in Hölderlins Text um nichts anderes als um eine „moralische“ Organisation der *Einbildungskraft*, die – nach Schillers Vorbild – zum Prinzip der poetischen Gestaltung erhoben werden sollte. Daß dieser irritierende Gedanke entscheidende Transformationen der Kantischen Moral erfordert, die dem Systemprogramm – soweit man in dessen Konzeption der „Moral“ eindringen kann – weitgehend entsprechen, habe ich andernorts ausgeführt<sup>21</sup>; die einzelnen Argumente sind hier nicht zu wiederholen.

Insgesamt – so darf man im Blick auf das Systemprogramm resümieren – eröffnet die „moralische“ Organisation der „Einbildungskraft“ oder „Phantasie“ unter dem „Gesez der Freiheit“ die Möglichkeit, das Systemfragment als eine *Einheit* zu begreifen – und sogar als ein „Programm“, das freilich 'übersetzt' werden muß, da seine Terminologie und sein Duktus mehr verbergen als enthüllen. „Nimmt man das 'Systemprogramm' philosophisch-theoretisch beim Wort“, so formuliert Dieter Henrich, „liest man es also wörtlich und zugleich als philosophische Position ohne Hintergedanken, so kann es gar nicht konsistent

<sup>18</sup> Hegel-Studien, Beih. 9, S. 107 ff.

<sup>19</sup> Vgl. dazu: Michael Franz, Hölderlin und das 'Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus', HJb 19/20, 1975/77, S. 337. In dem genannten Aufsatz habe ich die *moralische Organisation der Einbildungskraft*, die ich aus Hölderlins Fragment 'Über das Gesez der Freiheit' glaubte folgern zu dürfen, – nicht ganz sachgemäß – in Anführungszeichen gesetzt, um ihre Bedeutung stärker zu akzentuieren; eine Unkorrektheit, die ich bedaure, vor allem weil sie so viel Verwirrung stiften konnte. Sie war aber als Hervorhebung eines sehr sonderbaren Sachverhaltes gedacht. – Die Behauptung, daß auf diesem „falschen «Zitat»“ meine Argumentation beruhe (so Franz, aaO, S. 337), schießt an dem Problem vorbei.

<sup>20</sup> Franz, ebd.

<sup>21</sup> Friedrich Strack, Ästhetik und Freiheit, Hölderlins Idee von Schönheit, Sittlichkeit und Geschichte in der Frühzeit, Tübingen 1976, S. 9 ff.

gemacht werden“<sup>22</sup>. – Bringt man aber Hölderlins Fragment mit seinen terminologischen Transpositionen in die Debatte um den Kontext dieses Papiers ein, so wird die zunächst unbestreitbare Spannung zwischen Ethik und Ästhetik – sofern man sie *nicht wörtlich* nimmt – mit einem Mal zurückgenommen: denn Hölderlin behandelt in seinem Entwurf beide – Ethik und Ästhetik – unter dem gemeinsamen Prinzip der „Freiheit“. Diejenige Organisationsform, die dem „moralischen“ Begehungsvermögen zukommt, soll auch für die Phantasie gelten, so daß Schönheit und Kunst letztlich ebenso dem „Gesetz der Freiheit“ unterstehen wie der Wille<sup>23</sup>. Das heißt zum einen, daß die Einbildungskraft – und mit ihr das Prinzip der Schönheit – wie im Systemprogramm in den Horizont der „Moral“ gezogen werden; das heißt zum andern aber auch – und das ist für das Systemprogramm entscheidender –, daß Struktur und Idee der Kantischen Ethik sich völlig verwandeln: Ist das moralische Gesetz (als „Gesetz der Freiheit“) lediglich eine Einheitsfunktion der Vernunft unter dem Spontaneitätsprinzip der Freiheit, so wundert es kaum mehr, wenn „diese Ethik nichts anders als ein vollständiges System aller Ideen“ oder – was *nur für den Verfasser des Programms* „dasselbe“ sein kann – „aller praktischen Postulate“ ist. Alles, was aus Freiheit gedacht werden soll – auch Naturwissenschaft, Geschichte und Schönheit – gehört zu solch einer „Ethik“. Dann versteht es sich auch von selbst, daß „die erste Idee“ „natürl[ich]“ die „Vorst[ellung] von mir selbst, als einem absolut freien Wesen“ sein muß; ganz entsprechend nannte Hölderlin bereits im Brief an den Bruder vom 13. April 1795 als erste Voraussetzung zur „Vervollkommnung (unsrer) Sittlichkeit“ „*natürlich* Freiheit des Willens“ (StA VI, 162, 30 ff.).

Wenn weiterhin – wie aus Hölderlins Fragment zu schließen ist – die Schönheit ihrerseits schon unter einer „moralischen“ Regel gedacht werden soll, dann ist auch der Stein des Anstoßes, der den Weg von der Ethik zur Ästhetik versperrt, beseitigt; oder besser gesagt, gar nicht vorhanden. Ohne Zögern geht so auch der Verfasser des Systemprogramms

<sup>22</sup> Henrich, ZfphF 30, 1976, S. 526.

<sup>23</sup> Nicht zu Unrecht erwägt Michael Franz, aaO, S. 338/39, ob die „theoretische“ und die „moralische“ Organisation der Einbildungskraft in Hölderlins Fragment vielleicht zurückgehe auf Kants Unterscheidung des Schönen und des Erhabenen. Da aus eindeutigen Indizien (vor allem aus dem Kantmotto der 'Hymne an die Schönheit') jedoch zu schließen ist, daß Hölderlin auch das Schöne dem Bereich der Moral annähern wollte und da er überdies die Kantische Lehre vom Schönen und Erhabenen zu *«vereinfachen»* gedachte (StA VI, 137, 94), darf man diese Möglichkeit mit größter Wahrscheinlichkeit ausschließen.

über dieses Schattenhindernis hinweg. Wie selbstverständlich gehört für ihn die Schönheit zu dem „vollständige(n) System aller Ideen“ dieser „Ethik“ hinzu, ragt jedoch dadurch über sie hinaus, daß sie alle andern Ideen *«vereinigt»*. So werden paradoxerweise die Schönheit im Horizont der Moral, die Moral aber im Glanz der Schönheit vorgestellt und miteinander versöhnt.

Obgleich im Hinblick auf die „moralische“ Organisation der Phantasie im „Gesetz der Freiheit“ die Hauptschwierigkeit beim Verständnis des Systemprogramms behoben werden kann, ist nicht gesagt, daß Hölderlin es geschrieben haben *muß*. Auch Schelling und Hegel haben den Kantischen Freiheitsbegriff über seine Grenzen ausgedehnt, ja strapaziert. Aber mit jener souveränen Flüchtigkeit, die Hölderlins Gebrauch der philosophischen Begriffe auszeichnet, haben sie ihn nicht verwendet<sup>24</sup>. Und sie hätten sich wohl gehütet, ihrer „Ethik“ den Schleier der Anmut überzuwerfen, der ihr den Reiz der Verführung nicht nahm, sondern allererst gab<sup>25</sup>.

Auch die Umwandlung der Postulatenlehre Kants im Systemprogramm liefert kein zwingendes Argument für Hegels Autorschaft<sup>26</sup>. Hölderlins Brief an Hegel vom 26. Januar 1795 „beweist“ nicht, „daß Hegel bei seinem Rückgang von der Ethiktheologie zur Physikotheologie «die Religionsbegriffe» erörtern und den Begriff der Vorsehung «ganz parallel mit Kants Teleologie» behandeln wollte“, wie Klaus Düsing hervorhebt<sup>27</sup>. Eher gilt das Gegenteil: Hegel empfängt von Hölderlin die Anregung, den Begriff der „Vorsehung“ nach Kants Teleologie zu erläutern (StA VI, 156, 70 f.). Er spricht lediglich die Vermutung aus, daß Hegel „wohl“ ohnehin entsprechend verfahren werde. Hölderlins Gestus in diesem Zusammenhang läßt aber keinen Zweifel daran, daß er selbst – in fast überheblicher Weise – Überlegenheit prätendiert; eine Überlegenheit, die durchaus dem hochfahrenden Ton des Systemprogramms entspricht<sup>28</sup>.

<sup>24</sup> Später wußte Hölderlin um seine inadäquate Kantrezeption, die bei ihm – wie bei seinen Freunden – durch die Stiftsituation mitbedingt war. Im Brief an den Bruder vom 2. November 1797 schreibt er (StA VI, 254, 28 ff.): „Kann man nur thätig seyn, kann man nur über irgend einem Stoffe sich ermüden, so ist vieles gut. Man stellt sich dadurch doch immer einen Schatten des Vollkommenen vors Auge, und das Auge waidet sich von einem Tage zum andern daran. *Mit dieser Stimmung las ich ehemals Kant. Der Geist des Mannes war noch ferne von mir. Das Ganze war mir fremd, wie irgend einem.*“

<sup>25</sup> Vgl. Düsing, aaO, S. 73 (zu Hegel) und S. 61 (zu Schelling).

<sup>26</sup> Düsing, aaO, S. 53 ff. Auf diesen Aufsatz beziehe ich mich im folgenden.

<sup>27</sup> Düsing, aaO, S. 76.

<sup>28</sup> Möglicherweise ist Hölderlins Brief an Hegel vom 26. Januar 1795 vor demjenigen

Wichtiger noch ist allerdings, daß Hölderlin im Brief an den Bruder vom 13. April 1795 selbst eine Auslegung der Kantischen Postulatenlehre vorlegt, die mit den Vorstellungen des Systemprogramms nicht in Widerspruch steht. Wie hier werden in jenem Brief die beiden praktischen Postulate (Gott und Unsterblichkeit) von dem dritten, der Freiheit, abgesondert und für sich betrachtet. Diese wird – dem praktischen Grundsatz gemäß – als positiv wirkende Kraft unserer intelligiblen Teilhabe, die keiner weiteren Rechtfertigung bedarf, vorausgesetzt. Noch aufschlußreicher ist die Art der Behandlung der beiden übrigen Postulate: Weil das Ziel der „höchstmöglichen Sittlichkeit“ „auf Erden unmöglich, weil es in keiner Zeit erreicht werden“ könne, so argumentiert Hölderlin, zugleich aber „der *unendliche* Fortschritt im Guten unwidersprechliche Forderung unsers Gesezes“ sei, müsse auch „der Glaube an eine *unendliche* Fortdauer“, d. h. an ein ewiges Leben, angenommen werden. Diese unendliche Fortdauer aber sei „nicht denkbar ohne den Glauben an einen Herrn der Natur, dessen Wille dasselbe (wolle), was das Sittengesetz in uns gebiet(e)“ (StA VI, 163, 45 ff.).

Obleich diese Ausführungen weitaus mehr in kantischem Boden wurzeln als diejenigen Schellings oder Hegels<sup>29</sup>, insofern Hölderlin den moralischen Glauben nicht zugunsten einer „internen Absolutheit der Vernunft“<sup>30</sup> verwirft, zeigen sich auch hier erhebliche Abweichungen von der Postulatenlehre Kants: denn danach erweisen Postulate sich als Bedingungen der Möglichkeit des „höchsten Guts“, das zu befördern uns durch das moralische Gesetz auferlegt ist, das sich aber nach Kant aus *zwei* „Bestandstücken“ zusammensetzt<sup>31</sup>: dem „ersten und vornehmsten Teil“, der *Sittlichkeit*; und dem „zweiten“ zum höchsten Gut gehörigen Teil, der „jener Sittlichkeit angemessenen *Glückseligkeit*“ (KpV, A 223), ohne deren Annahme unser sittliches Bemühen resignieren müßte, weil ihm keine Hoffnung auf eine dem moralischen Gesetz angemessene *Realität* bliebe. Denn „das moralische Gesetz für sich *verheißt* doch keine Glückseligkeit; . . . diese ist, nach Begriffen von einer Naturordnung überhaupt, mit der Befolgung desselben

Hegels an Schelling zu datieren, der von J. Hoffmeister nur ungenau mit „Ende Januar 1795“ eingeordnet wurde. Die Rühmung Fichtes, die Hegel an Schelling weitergibt, könnte an Hölderlins Bemerkungen in obigem Brief anknüpfen. – Dann hätte unter Umständen sogar Hölderlin Hegels Gedanken im Brief an Schelling mitbestimmt.

<sup>29</sup> Vgl. Düsing, aaO, S. 54 ff. und 68 ff.

<sup>30</sup> Henrich, ZfphF 30, 1976, S. 525.

<sup>31</sup> Vgl. Kritik der praktischen Vernunft, A 219 ff. und Kritik der Urteilskraft, bes. B 461 (Anm.).

nicht notwendig verbunden“ (KpV, A 232); auch ist „das handelnde vernünftige Wesen in der Welt . . . *doch nicht zugleich Ursache der Welt und der Natur selbst*“ (KpV, A 224). So bleibt nach Kant das Postulat vom Dasein Gottes – als ein „Bedürfnis“, nicht als „Pflicht“ (KpV, A 226) – unlösbar mit dem Bestandteil der *Glückseligkeit* verbunden, auf die wir hoffen dürfen, die wir aber nicht als Belohnung für sittliches Handeln *voraussetzen können*.

Es fällt sogleich auf, daß Hölderlin den zentralen Begriff des „höchsten Guts“ mit seinen *beiden* Bestandstücken nicht mehr kennt. Ihm scheint die Forderung der Sittlichkeit, die auch nach Kant der „vornehmste Teil“ ist, zu genügen, um beide Postulate daran zu knüpfen. So folgert er zunächst aus der Unvollendbarkeit des Sittlichen auf Erden das Postulat des ewigen Lebens; dieses aber knüpft er – anders als Kant – an die Notwendigkeit der Existenz Gottes als eines „Herrn der Natur, dessen Wille dasselbe will, was das Sittengesetz in uns gebietet“ (StA VI, 163, 51 ff.).

Letztlich gründen damit beide Postulate als „Ideen“ auf dem „heilige(n) Gesetz in uns“ (StA VI, 163, 57–58), das sich früher bereits als das „Gesetz der Freiheit“ erwies.

Noch auffälliger – und Kant völlig entgegen – gebraucht Hölderlin das Unsterblichkeitspostulat im Brief an Schiller vom 4. Sept. 1795: Er versuche, so führt er aus, „die Idee eines unendlichen Progresses der Philosophie zu entwickeln“ und zu zeigen, „daß, um ein System des Denkens zu realisieren, eine Unsterblichkeit eben so notwendig (sei), als sie es ist für ein System des Handelns“ (StA VI, 181, 10 ff.). Damit wird das Unsterblichkeitspostulat aus dem praktischen Bereich herausgelöst, um es in der Theorie anzuwenden. Abgetrennt vom sittlichen Handeln aber sind Postulate nach Kants Lehre völlig sinnlos und inhaltsleer. So zeigt auch diese Verwendung, daß Postulate für Hölderlin nichts weiter sind als „Ideen“, die der spontanen Selbsttätigkeit der freien Subjektivität anhängen. Sie fügen sich zwanglos in den Rahmen jener „Ethik“ des Systemprogramms, die als ein „vollständiges System aller Ideen“ gedacht werden soll. – Daß Hegel „Ideen“ und „praktische Postulate“, denen er eine wichtige Funktion als Triebfeder der Sittlichkeit zubilligte, als „*dasselbe*“ bezeichnet haben sollte, bleibt mehr als zweifelhaft.

So wird unter der Perspektive des Freiheits-Fragments und der Jenaer Gedankengänge Hölderlins deutlich, daß er – zumindest ebensogut wie einer seiner Freunde – den *ersten* Teil des Systemprogramms geschrieben haben kann, so daß kein Grund besteht, ihm diesen Passus von vornherein abzuspochen. Vielleicht ergeben sich weitere Anhaltspunkte

te, die ihn sogar eher zum Verfasser qualifizieren als Schelling oder Hegel.

Michael Franz bestreitet, daß „Selbsttätigkeit“, mit andern Worten: die Idee des „*selbst*, als eine(s) absolut freien Wesen(s)“ beim jungen Hölderlin überhaupt eine Rolle spiele. Nicht von „Selbsttätigkeit“, sondern nur von „Selbstständigkeit“ sei in den Waltershäuser Fragmenten die Rede<sup>32</sup>. Diese Behauptung erledigt sich von selbst: denn im Prinzip der Freiheit, das nicht nur in obigem und andern Fragmenten von Hölderlin expliziert, sondern auch in den frühen Hymnen besungen wird, dachte die nachkantische Generation in jedem Falle „*Selbsttätigkeit*“, gleich ob sie in den politischen, den religiösen oder philosophischen Kontext eingebracht wurde. Auch wenn das Wort beim frühen Hölderlin nicht zu finden ist, genügt ein Blick in Kants Schriften, mit denen sich Hölderlin 1794 immer wieder beschäftigt, um zu begreifen, daß „Selbsttätigkeit“ dort zu den tragenden Begriffen der Sittenlehre gehört. In der 'Grundlegung zur Metaphysik der Sitten' sagt Kant an zentraler Stelle – einem Abschnitt, der für Hölderlins Überlegungen im Fragment 'Über den Begriff der Straffe' eine wichtige Rolle spielt, weil hier wie dort die Gefahr der Zirkelstruktur in der Begründung der Freiheit (bzw. des Gesetzes) abgehandelt wird:

Nun findet der Mensch in sich wirklich ein Vermögen, dadurch er sich von allen andern Dingen. ja von sich selbst, so fern er durch Gegenstände affiziert wird, unterscheidet, und das ist die Vernunft. Diese, als reine Selbsttätigkeit, ist sogar darin noch über den Verstand erhoben: daß, obgleich dieser auch Selbsttätigkeit ist, und nicht, wie der Sinn, bloß Vorstellungen enthält, die nur entspringen, wenn man von Dingen affiziert (mithin leidend) ist, er dennoch aus seiner Tätigkeit keine andere Begriffe hervorbringen kann, als die, so bloß dazu dienen, um die sinnlichen Vorstellungen unter Regeln zu bringen und sie dadurch in einem Bewußtsein zu vereinigen, ohne welchen Gebrauch der Sinnlichkeit er gar nichts denken würde, da hingegen die Vernunft unter dem Namen der Ideen eine so reine Spontaneität zeigt, daß er dadurch weit über alles, was ihm Sinnlichkeit nur liefern kann, hinausgeht, und ihr vornehmstes Geschäft darin beweiset, Sinnenwelt und Verstandeswelt von einander zu unterscheiden, dadurch aber dem Verstande selbst seine Schranken vorzuzeichnen. (Grundlegung, BA 108)

Obgleich Hölderlin die hier gegebene Unterscheidung zwischen Spontaneität des *Verstandes* und Spontaneität der *Vernunft* nicht beachtet – eine Nachlässigkeit, die erst den lockeren Gebrauch des Freiheitsbegriffes und der moralischen Termini ermöglicht –, ist es der (ver-

<sup>32</sup> Franz, aaO, S. 330 ff.

meintliche) Begriff „reiner Selbsttätigkeit“, der ihn – wie seine Stifts-genossen – fasziniert und den er in die Ästhetik hineinträgt. Und das Moment der „*Selbstständigkeit*“ im Thalia-Fragment des 'Hyperion' meint gar nichts anderes als das *Prinzip* der Selbsttätigkeit, nämlich die Freiheit, die Melite von Hyperion fordert.

Auch sonst ist der Begriff der „Selbsttätigkeit“ Hölderlins frühem Werk keineswegs fremd. Im Pathos der Tübinger Hymnen findet er ebenso seinen Niederschlag wie in dem Fragment über die Strafe, in dem es heißt: „Im Factum [d. h. im moralischen Akt] ist aber das Gesetz thätiger Wille“ (StA IV, 214, 25–26). Obgleich Franz aus der Vorrede des Thalia-Fragments zitiert<sup>33</sup>, sieht er hartnäckig an der Formulierung vorbei, daß der „Zustand der höchsten Bildung“ durch die „*Organisation*, die wir uns selbst zu geben im Stande sind“, herbeigeführt werden soll (StA III, 163, 7 f.). – An all diesen Belegen, die vermehrt werden könnten, wird deutlich, daß der Gedanke der *selbsttätigen Freiheit* beim frühen Hölderlin eine entscheidende Rolle spielt und daß er sich dabei an der Kantischen Moral orientiert. Es besteht kein Zweifel, daß von diesem Ansatz her das Systemprogramm gedacht ist, so daß es – unter diesem Gesichtspunkt – Hölderlin ohne Schwierigkeit zugeschrieben werden kann.

Dem scheint allerdings Hölderlins Jenaer und Frankfurter Entwicklung im Wege zu stehen; denn hier wird in der Tat sichtbar, daß Hölderlin die Selbsttätigkeit nicht mehr als *alleiniges* Prinzip menschlichen Lebens gelten lassen will. In angestrenzter Auseinandersetzung mit Fichtes absolutem Ich, die an den Briefen und Hyperion-Fragmenten der Jenaer Zeit zu verfolgen ist, findet Hölderlin zu seiner neuen Idee der Vermittlung und Einigkeit, die seinem weiteren Schönheitsbegriff zugrunde liegt.

D. h. aber nicht, daß der Gedanke der Selbsttätigkeit aufgegeben würde. Sie wird nur in Grenzen gesetzt, um im Widerstreit mit der Natur zum Ausgleich, zum „Frieden“ zu gelangen. Nach wie vor aber ist es die Aufgabe des „*Trieb(es) in uns, das Ungebildete nach dem Göttlichen in uns zu bilden*“ (StA III, 200). Und das gilt auch späterhin, selbst wenn das Ziel des freien Strebens seine Befriedung findet, die im Ideal der Schönheit vorausleuchtet.

Was die Frage der „Vereinigung“ angeht<sup>34</sup>, stehe ich somit in keinem entscheidenden Widerspruch zu Franz, obgleich er diesen Anschein

<sup>33</sup> Franz, aaO, S. 332.

<sup>34</sup> Franz, aaO, S. 335 f.

mehrfach zu erwecken versucht, um seiner eigenen Vorstellung von Hölderlins frühem Entwicklungsgang mehr Gewicht zu verleihen. Wichtig ist zu beachten, daß die Waltershäuser Konzeption von der Jenaer stärker abweicht, als diese von der Frankfurter. Der frühe Autonomieanspruch macht die gewaltige Spannung zum Leidens- und Demutpathos des Spätwerks überhaupt erst faßbar. Durch eine verschleifende genetische Betrachtung jedoch wird Hölderlins Entwicklung nicht erklärt, sondern verdeckt. – Für die Ideenkonstellation des Systemprogramms bedeutet Hölderlins veränderte philosophische Grundlegung in Jena und Frankfurt kein Hindernis; sie ist deren Voraussetzung. Die Idee der Schönheit, „die alle vereinigt“, erhält so erst ihre überragende Stellung im Gesamtgefüge des Entwurfs. An ihrem Urbild haben alle anderen Ideen, die in freier Selbsttätigkeit zu bearbeiten sind, sich zu orientieren. Während Hölderlin noch in Waltershausen die Schönheit nach dem Muster des moralischen Sollensanspruchs zu begreifen suchte, wird sie jetzt zum Richtmaß allen endlichen Strebens, das sich in „Frieden“ und „Einigkeit“ aufheben soll. Das heißt aber nicht, daß sie ihren „moralischen“ Status damit aufgegeben hätte und so aus dem Rahmen der „Ethik“ herausfallen müßte; nur der ungenügende Strebensimpuls wird ihr genommen, der in ihr seine Versöhnung erlangt. Während „Wahrheit“ und „Güte“ in einem unendlichen Progreß zur Vollendung gelangen müssen, stellt Schönheit sie bereits faktisch dar<sup>35</sup>. In ihr als einer herrschaftsfreien „Einigkeit“ sind jene Ideen „verschwistert“. Aus diesem Grund soll „der Philosoph ... eben so viel ästhetische Kraft besitzen, als der Dichter“, und die Menschen „ohne ästhetischen Sinn“ erscheinen als „Buchstabenphilosophen“. – Da diese kühnen Gedanken, die in Schillers und Fichtes Termini vorgetragen werden<sup>36</sup>, Hölderlins Idee einer neuen ästhetischen Erziehung, wie sie im Brief an Niethammer vom 24. Februar 1796 angedeutet und im ersten Band des 'Hyperion' ausgeführt ist, weitgehend entsprechen, sehe ich im Systemprogramm

<sup>35</sup> Vgl. Vorrede der vorletzten Fassung des 'Hyperion', StA III, 237: „jenes Seyn, im einzigen Sinne des Worts ... ist vorhanden – als Schönheit.“ Vgl. auch Hyperions emphatischen Ausruf im endgültigen 'Hyperion', StA III, 52: „Ich hab' es Einmal gesehn, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung ... die hab' ich gegenwärtig gefühlt.“

<sup>36</sup> Die entsprechenden Termini tauchen in Fichtes Schrift 'Über Geist und Buchstab in der Philosophie' auf, einem fingierten Brief-Essay, der 1795 in Schillers 'Horen' erscheinen sollte, aber von diesem verworfen wurde. Der Text erschien dann erst 1798 im 'Philosophischen Journal', so daß Hegel ihn zur Zeit der Entstehung des Systemprogramms gar nicht kennen konnte, während Hölderlin aufgrund seiner Jenaer Kontakte mit Schiller und Fichte ohne Zweifel damit bestens vertraut war.

nach wie vor einen „Plan“ zu jenen „Briefen“<sup>37</sup>, den Hölderlin Hegel mitteilte und den dieser – aus welchem Grund auch immer – abschrieb.

Die Frage der „creatio ex nihilo“, an die Franz überraschend und auf sonderbare Weise Hegels Autorschaft binden will<sup>38</sup>, verlangt ebenfalls eine Klarstellung: Franz' verwirrende Argumentation in dem entsprechenden Zusammenhang trifft insofern das Richtige, als der Satz „a nihilo nihil fit“ in der Tat „für Hölderlin eben[so] Geltung besessen“ hat wie für Schelling<sup>39</sup> und – wie man hinzufügen darf – selbstverständlich auch für Hegel. Daraus ist aber nicht zu folgern, daß Hölderlin nicht das Systemprogramm formuliert haben könnte. Die Art, wie hier der Gedanke einer „Schöpfung aus Nichts“ ins Spiel gebracht wird, läßt kaum einen Zweifel daran, daß der Autor darüber erhaben ist. Es geschieht in der Manier dessen, der glaubt, einen interessanten und provozierenden Einfall in die Debatte zu werfen und dabei ein gewisses Vorverständnis voraussetzen darf. Eine „Schöpfung aus Nichts“ – das zeigen bereits die vorausgehenden kantianisierenden Passagen – kommt für ihn gar nicht in Betracht. Er will begreiflich machen, wie das, was sich hinter dieser Vorstellung allenfalls verbirgt, nach dem kritischen System gefaßt werden müßte: nämlich nur als gleichzeitiges Hervortreten des „freyen, selbstbewußten Wesen(s)“ und „eine(r) ganze(n) Welt“, aus einem, das hier provozierend „Nichts“ genannt wird, weil es allem Bewußtsein vorausliegt und deshalb gar nicht gedacht werden kann. Eben diese Behauptung entspricht weitgehend Hölderlins Gedankenführung im Hegelbrief vom 26. Januar 1795 (StA VI, 155, 39 ff.), im Brief an den Bruder vom 13. April 1795 (StA VI, 164, 69 ff.), in 'Hyperions Jugend' (StA III, 201, 20 ff.) und in der metrischen Fassung des 'Hyperion', in der es heißt (StA III, 195, 131–146):

*Der leidensfreie reine Geist befaßt  
Sich mit dem Stoffe nicht, ist aber auch  
Sich keines Dings und seiner nicht bewußt,  
Für ihn ist keine Welt, denn außer ihm  
Ist nichts. – Doch, was ich sag', ist nur Gedanke. –  
Nun fühlen wir die Schranken unsers Wesens  
Und die gehemmte Kraft sträubt ungeduldig  
Sich gegen ihre Fesseln, und es sehnt der Geist  
Zum ungetrübten Aether sich zurück.*

<sup>37</sup> Vgl. StA VI, 203, 37 und 201, 29.

<sup>38</sup> Franz, aaO, S. 344 ff.

<sup>39</sup> Franz, aaO, S. 346.

*Doch ist in uns auch wieder etwas, das  
Die Fesseln gern behält, denn würd in uns  
Das Göttliche von keinem Widerstande  
Beschränkt – wir fühlten uns und andre nicht.  
Sich aber nicht zu fühlen, ist der Tod,  
Von nichts zu wissen, und vernichtet seyn  
Ist Eins für uns. –*

In der Aufnahme des Gedankens der Fichteschen Wechselbestimmung sucht Hölderlin hier zu zeigen, daß Bewußtsein und Empfindung nur im Zustand der Endlichkeit möglich sind. Der „leidensfreie reine Geist“ ist sich „keines Dings und seiner nicht bewußt“, eine Erwägung, die Hölderlin als „nur Gedanke“ schnell beiseite schiebt, weil er gar nicht *als* Gedanke gefaßt werden dürfte. Der „leidensfreie Geist“ läßt sich nicht denken; ebensowenig ist für diesen eine „Welt“, – derselbe Terminus, der im Systemprogramm im entsprechenden Zusammenhang auftaucht.

Der Zustand aber, sich „nicht zu fühlen“, wird hier „für uns“ als „Tod“ und „vernichtet seyn“ begriffen. Wenn diese Kennzeichnung etwas anderes meinen sollte als das „Nichts“ im Systemprogramm, das allem Bewußtsein von Ich und Welt vorausliegend gedacht werden soll, bin ich bereit meine These aufzugeben. Der abstruse Gedanke, den Franz mir unterstellt, „Seyn“ und „Nichts“ in eins zu werfen<sup>40</sup>, bedarf keiner Diskussion: Nur vom Standpunkt des Bewußtseins und der endlichen Erfahrung aus nennt Hölderlin das Vorausliegende auch „Nichts“; unter dem Gesichtspunkt des Absoluten aber (des „leidensfreie(n) reine(n) Geist(s)“), der – streng genommen – gar nicht zu behaupten ist, den Hölderlin aber dennoch im Schönen zu erfahren glaubt, nennt er es „intellectuale Anschauung“, „Seyn“, „Einigkeit“ und „Friede“<sup>41</sup>.

Auch der Hegelbrief (Nr. 94) steht dazu nicht in Widerspruch. Keinesfalls zeigt Hölderlin hier die Absicht, Fichtes absolutes Ich für „null

<sup>40</sup> Franz, aaO, S. 348.

<sup>41</sup> Es ist allerdings bemerkenswert, daß Hölderlin nur zu Beginn des Jahres 1795 das allem Bewußtsein Vorausliegende „Nichts“ nennt. In 'Urtheil und Seyn' und in der Hyperion-Vorrede der vorletzten Fassung ist das nicht mehr der Fall. Hier tauchen nur noch die positiven Termini auf. – Dies darf als Zeichen dafür gewertet werden, daß Hölderlins neue Schönheitsidee sich erst im Laufe des Jahres 1795 in Auseinandersetzung mit Fichtes Bewußtseinsphilosophie entwickelt und als „Einigkeit“ dem endlichen Streben entgegengesetzt wird. Wenn er dann aber im Systemprogramm noch einmal den Terminus „Nichts“ aufgreift, so ist zu bedenken, daß es sich hier um einen *philosophischen* Entwurf handelt. Auch die diskussionsinterne Situation der Gespräche mit Schelling und Hegel mag eine Rolle gespielt haben.

und nichtig“ zu erklären<sup>42</sup>. Er setzt es ja gerade in eins mit „Spinozas Substanz“ (StA VI, 155, 48). Das heißt doch wohl, daß er ihm deren Absolutheit zugesteht. Selbst noch im Brief an Schiller vom 4. September 1795 läßt Hölderlin die „Vereinigung des Subjects und Objects in einem absoluten – Ich oder wie man es nennen will“ als möglich gelten (StA VI, 181, 13 f.); freilich deutet er mit dem Nachsatz an, daß er den Terminus „Ich“ für nicht angemessen hält. Im gleichen Sinne kritisiert er auch im Hegelbrief nicht etwa Fichtes absolutes Ich grundsätzlich, sondern nur Fichtes Idee des Absoluten als eines Ich. Er will Hegel zu verstehen geben, daß das Absolute nicht sinnvoll als „Ich“ begriffen werden kann, weil in einem Ich immer Bewußtsein und Endlichkeit mitgedacht werden müssen<sup>43</sup>. Dies entspricht auch Hölderlins Argumentation in 'Urtheil und Seyn', wo er die „Identität“ von der wahren „Verbindung des Subjects und Objects“ zu unterscheiden sucht (StA IV, 216, 22 ff.). Insofern ist Hölderlins Formulierung im Hegelbrief, Fichtes absolutes Ich sei „(für mich) Nichts“ (StA VI, 155, 56), durchaus sachgerecht und kann als Beleg im Blick auf das Systemprogramm dienen<sup>44</sup>; denn auch diese will keineswegs eine Schöpfung aus Nichts in irgendeinem dogmatistischen Sinne behaupten, wie bereits die akzentuierenden Gedankenstriche anzudeuten scheinen; sein Verfasser spielt vielmehr in ironisch provozierender Weise mit dieser Vorstellung, um die Aufmerksamkeit seines Adressaten um so mehr zu erhaschen. Insofern aber Bewußtsein gegeben ist – was für ein denkendes Wesen, dessen „erste Idee“, die „Vorst[ellung] von mir selbst“ sein soll, immer gilt –, muß auch Endlichkeit, „Welt“ gegeben sein, beide treten – wie das Systemprogramm formuliert – „zugleich“ „aus dem Nichts hervor“. Das entspricht völlig der „Ur=*Theilung*“ im Fragment 'Urtheil und Seyn', in der „schon

<sup>42</sup> Franz, aaO, S. 349.

<sup>43</sup> Darin gründet auch Hölderlins spätere Kritik an Schelling, wie Pöggeler gezeigt hat (Hegel-Studien, Beih. 9, S. 247).

<sup>44</sup> Vgl. demgegenüber Franz, aaO, S. 348. Binders Vermutung, die Formulierung „für mich“ im Hegelbrief könne vielleicht ein Schreibfehler sein und sei womöglich durch „für sich“ zu ersetzen, eine Vermutung, die Franz zur Stützung seiner Behauptungen heranzieht (aaO, S. 349), ist keineswegs notwendig. Ebensogut – und mit noch besseren Gründen – könnte man die entsprechende Stelle in 'Hyperions Jugend' (StA III, 202, 2) als „Schreibfehler“ deuten; denn diese steht einzig, während die Stelle im Hegelbrief durch die Parallele in der metrischen Fassung des 'Hyperion' gedeckt wird (StA III, 195, 146). Es scheint auch viel vernünftiger, den „reinen Geist“ als „nichts für (*mich*)“ zu verstehen, wo er selbst doch „alles“ ist (StA III, 202, 1). Da ihm aber *als solchem* kein Bewußtsein zukommen könnte, steht auch der überlieferten Form nichts im Wege. D. h., es ist am besten, man ändert an Hölderlins Formulierungen gar nichts.

der Begriff der gegenseitigen Beziehung des Objects und Subjects aufeinander, und die nothwendige Voraussetzung eines Ganzen . . .“ gelegen ist (StA IV, 216, 6 f.).

In diesem 'Zugleich' des Hervortretens von Ich und Welt in einer Art „Ur-Theilung“, worauf der Verfasser seine Gedanken zuspitzt, liegt aber noch ein weiteres Problem verborgen, das eine unterschwellige Polemik verrät und das Systemprogramm in der Tat als „Agitationsprogramm“ ausweist<sup>45</sup>. Denn mit der Akzentuierung der „einzig wahre(n) und gedenkbare(n) Schöpfung aus Nichts“ will der Verfasser sich nicht nur von „dogmatischen Anmaßungen“ distanzieren<sup>46</sup>, sondern offenbar auch von der Alternative Schellings, der die creatio ex nihilo in seinen frühen Schriften strikt verwarf, an ihre Stelle aber – im Blick auf einen fichtisierten Spinoza – ein „immanentes Princip“, „eine inwohnende, ewig in sich unveränderliche Ursache der Welt“ setzen wollte<sup>47</sup>. Nach Schellings Version konnte die „Welt“ – verkürzt gesagt – nur als Folge der absoluten Kausalität des Ich gedacht werden. Davon distanziert sich das Systemprogramm in entschiedener Weise, indem es auf dem gleichzeitigen Hervortreten von Ich und Welt beharrt. Diese Fakten sind für mich entscheidende Gründe dafür, daß Schelling als Verfasser des Systemprogramms – auch des ersten Teils – nicht in Frage kommt. Da der hier ausgesprochene Gedanke aber vollkommen zu Hölderlins Jenaer und Tübinger Entwürfen paßt und Hölderlin darüber hinaus in den Briefen an Niethammer vom 22. Dezember 1795 und vom 24. Februar 1796 auf seine Kontroverse mit Schelling hinweist, habe ich es gewagt, den entsprechenden Passus im Systemprogramm als eine Spitze gegen Schelling zu begreifen und somit das Fragment als einen Entwurf, der von Schelling nicht nur nicht geschrieben, sondern der geradezu gegen ihn geschrieben ist. – Hier eifert einer um den Vorrang in der kritischen Überbietung des vermeintlichen „Dogmatismus“ der Tübinger Schule und glaubt dabei gewichtige Gründe auf seiner Seite zu haben: nämlich einerseits die Unvordenklichkeit eines Absoluten, das unter keinen Umständen „Ich“ heißen dürfe und wohl auch deswegen provokativ „Nichts“ genannt wird; andererseits die Idee der Schönheit, nach deren Urbild die „Trennungen, in denen wir denken und existiren“ (StA VI, 203, 30), durch selbsttätige Vermittlung wieder aufgehoben werden sollen.

<sup>45</sup> Henrich, Hegel-Studien, Beih. 9, S. 11.

<sup>46</sup> Franz, aaO, S. 345.

<sup>47</sup> Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kriticismus, 1795, 7. Brief.

Wenn es stimmt – wie Plitt berichtet<sup>48</sup> –, daß Hölderlin bei seinem Besuch in Tübingen im Sommer 1795 Schelling über seine philosophischen Versuche 'getröstet' und zu ihm gesagt haben soll: „Sei du nur ruhig, du bist grad soweit als Fichte, ich habe ihn ja gehört“, dann besagen diese Worte auch, daß Hölderlin sich dem Freund gegenüber philosophisch gewachsen fühlte und ihm sogar noch einiges voraus zu haben glaubte, während Hegel zur gleichen Zeit im Brief an Schelling darüber klagt, „nur ein Lehrling“ in der neuesten Philosophie zu sein<sup>49</sup>. Dann ist aber auch sehr zu bezweifeln, daß Hegel bereits „in den ersten Monaten“ seines Frankfurter Aufenthalts eine so selbstbewußte und ironisch-kritisch dezidierte Stellungnahme abgegeben haben dürfte, wie sie das Systemprogramm zu Anfang enthält<sup>50</sup>. Hölderlins Waltershäuser, Jenaer, Tübinger und Frankfurter Entwürfe beweisen, daß er fähig war, ein solches Programm zu entwickeln. Und es besteht auch kein Zweifel daran, daß es nur aus genauester Kenntnis der Tübinger und vor allem der Jenaer philosophischen Szene geschrieben sein kann. Will man keinen ominösen „Vierten“ ins Spiel bringen, so bleibt kaum eine andere Wahl, als Hölderlin das Systemprogramm zuzuschreiben, das er mit größter Wahrscheinlichkeit in der Kontroverse mit Schelling hervorgerufen hat und das wohl den „Plan“ seiner „Philosophischen Briefe“ darstellt<sup>51</sup>.

<sup>48</sup> Gustav Leopold Plitt, Aus Schellings Leben in Briefen, Leipzig 1869, Bd. 1, S. 71.

<sup>49</sup> Briefe von und an Hegel, aaO, S. 32.

<sup>50</sup> Henrich spricht von der „theoretischen Doppelbödigkeit“ seines philosophischen Gehalts: ZfphF 30, 1976, S. 524.

<sup>51</sup> Vgl. Brief an Niethammer vom 24. Februar 1796, StA VI, 203, 36 und Brief an den Bruder vom 11. 2. 1796, StA VI, 201, 28 f. Diesen „Plan“ hätte Hölderlin – ebenso wie seinem Bruder – dann auch Hegel mitgeteilt. Zumindest ein Brief vom „Anfang des Sommers“ ist verloren gegangen (vgl. StA VI, 219, 4 ff.); vielleicht sogar noch ein früherer, denn Hölderlin läßt seinen Bruder am 11. Januar 1796 wissen, er habe „dieser Tage etliche Briefe zu schreiben“ (StA VI, 198, 30 ff.), von denen nur einer an Neuffer (vom 15. Januar) überliefert ist. Zudem ist der Abstand vom letzten Brief an Hegel (25. November 1795) bis zu dem verschollenen Brief „zum Anfang des Sommers“ (so am 24. Oktober 1796) ungewöhnlich groß. In diesem Zusammenhang ist vielleicht nicht unerheblich, daß Friedrich Förster, aus dessen Nachlaß das Systemprogramm später zur Versteigerung gelangte (vgl. D. Henrich, ZfphF 30, 1976), nicht nur dieses in seinem 'Privatarchiv' zurückbehielt, sondern auch Hölderlins Briefe an Hegel, die Rosenkranz ausdrücklich angefordert hatte (vgl. Friedhelm Nicolin, Aus der Überlieferungs- und Diskussionsgeschichte des Ältesten Systemprogramms, Hegel-Studien 12, 1977, S. 30). Christoph Theodor Schwab hat sie bei Förster im Juli 1851 eingesehen; sie kamen erst durch dessen Erben an Johannes Brahms (vgl. Nicolin ebd. und Katalog der Hölderlin-Handschriften, bearb. von J. Authenrieth und A. Kellert, Stuttgart 1961, S. 321). – Es wäre also denk-

Wenn die stilistischen Mittel des Systemprogramms gelegentlich als Hinderungsgrund angesehen wurden, Hölderlin das Fragment zuzuerkennen, so ist einerseits mitzubedenken, daß es aus einer polemischen Situation entsprang, andererseits aber auch darauf hinzuweisen, daß das unbekümmerte Ich-Sagen in einem Brief nichts Ungewöhnliches an sich hat. Drastische Formulierungen sowie direkte Anreden der Betroffenen („Ihr seht von selbst . . .“) sind bei Hölderlin ebenfalls gängige Stilmittel. So äußert er sich z. B. recht deftig und verächtlich zu seiner ehemaligen Lehranstalt – auch das in einem Brief an den Freund Hegel –: das Tübinger Stipendium „riech(e) (ihn) durch ganz Württemberg und die Pfalz herunter . . . an, wie eine Bahre, worinn schon allerlei Gewürm sich regt“ (StA VI, 220, 52 f.); wie im Systemprogramm ist hier die stilistische Form durch den Adressaten und den gemeinsamen Erfahrungshintergrund mitgeprägt. Sie erlauben Freiheiten, die bei Hölderlin auf den ersten Blick ungewohnt erscheinen mögen. Die rhetorischen Anredeformen wie ‚ihr‘, ‚euer‘ etc. mit meist imperativem Duktus, sowie das feurige Pathos des Systemprogramms finden sich häufig im ‚Hyperion‘<sup>52</sup>.

Hier – vor allem im letzten Brief des ersten Bandes (StA III, 76 ff.) – sind nahezu alle Gedanken, auf die das Systemprogramm anspielt, zusammengefaßt, nicht nur die Idee der „Eine(n) Schönheit“ (StA III, 90, 21), wie in der Forschung betont wird.

Im Blick auf die „Treflichkeit des alten Athenervolks“ (StA III, 77) werden zunächst die Ideen von „Kunst und Religion, und Philosophie und Staatsform“ knapp exponiert, um dann – in Abhängigkeit von der „göttlichen Schönheit“ (StA III, 79 ff.) – entwickelt zu werden. In gesteigertem Enthusiasmus – Diotima hebt es hervor – legt Hyperion die Prinzipien einer „Geschichte der Menschheit“ dar, bei denen die klimatischen Verhältnisse, besonders aber die „wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt“ – und damit die *moralische* Größe – eine besondere Rolle spielt (StA

bar, daß das Systemprogramm als eine Hegelsche Abschrift eines Hölderlinbriefes (oder eines Teiles davon) ursprünglich dem Konvolut der Hölderlinbriefe zugehörte und möglicherweise aus diesem Grund von Förster nicht in den ‚Vermischten Schriften‘ Hegels veröffentlicht wurde.

<sup>52</sup> Vgl. z. B. die emphatische Gebärde, mit der dort die absolute Schönheit gegenüber den Prinzipien des „Wissens“ und des „Handelns“ ins Spiel gebracht wird (StA III, 52f.): „O ihr, die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinth der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr seinen Nahmen? den Nahmen deß, das Eins ist und Alles?/ Sein Nahme ist Schönheit.“

III, 77 ff.). Auch das „Menschenwerk“ von Staat, Regierung und Gesetzgebung wird erörtert, das *dann* als „elend“ gelten kann, wenn es „ohne . . . Liebe der Schönheit“ praktiziert wird (StA III, 80). Aus ihr leitet Hyperion dann auch den „Sinn für Freiheit“ ab (StA III, 80).

„Schöne Wesen, oder, was dasselbe ist“<sup>53</sup>, Menschen“ werden erst dann die Erde bewohnen, „wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen“ (StA III, 78). So ist auch hier die Idee vom „ewigen Frieden“ eine „u n t e r g e o r d n e t e“ Idee, die – wie im Systemprogramm – nach Kants Schrift von 1795 gedacht ist. Selbst das Problem der *creatio ex nihilo* wird in diesem Zusammenhang angesprochen: „Aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren“, sagt Hyperion (StA III, 82) und meint damit die „leere Unendlichkeit“ des „Aegyptiers“, der die „stumme finstre Isis“ anbetet, aber von der „Schönheit“, die das Leitbild sein müßte, nichts weiß, weil er es in seiner Jugend nicht erfahren hat wie der Athener. – So zeigt diese Formulierung *expressis verbis*, daß eine „Schöpfung aus Nichts“ für Hölderlin nicht ernstlich in Betracht kam und daß die entsprechende Bemerkung im Systemprogramm nur provokativ-ironisch gemeint sein kann, sowie auch die Formulierung „*diese* Ethik“ deutlich einen Kontrastakzent trägt<sup>54</sup>.

Und wie im Systemprogramm schließlich die „neue Mythologie“ und die „neue Religion“ beschworen werden, so im Athenerbrief des ‚Hyperion‘ mit prophetischer Gewißheit die „neue Gottheit“ und die „neue Zukunft“ (StA III, 89). Hyperion, der „Künstler“, der das ewige Wesen der Schönheit erkannt hat, soll zunächst noch lernen „die Hand . . . zu führen“, um dann als „Erzieher (seines) Volks“ den „alten Bund der Geister“ wieder zu stiften (StA III, 89 ff.), in dem die „Weisen“ und das „Volk“ – auch dieser Gegensatz wird hier bedacht (StA III, 79 f.) – versöhnt miteinander leben.

Auf *eine* „Idee“ legt Hyperion in seinem Vortrag allerdings einen verstärkten Akzent, und er führt sie – „*seiner Sache gewiß*“ – mit Enthusiasmus aus: die Idee, daß die Athener „*ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen*“ wären (StA III, 81).

Mit dieser Behauptung zeigt Hölderlin, daß er sich der paradoxen Konstruktion einer Rechtfertigung der „Ethik“ (denn sie enthält die Prinzipien der neuen Philosophie, wie das Systemprogramm lehrt) *durch die Ästhetik* völlig bewußt war, daß er sie aber nicht als Widerspruch

<sup>53</sup> Eben diese Wendung findet sich auch im Systemprogramm: „Ideen, oder, was dasselbe ist, . . .“

<sup>54</sup> Nämlich zu jener Schellings, die eine „Ethik à la Spinoza“ hätte werden sollen, so Schelling im Brief an Hegel. Briefe von und an Hegel, aaO, S. 15.

empfand. „Das ist ein paradoxer Mensch“, läßt Hölderlin Diotima bei Hyperions Behauptung ausrufen, aber sie glaubt ihn zu „ahn(en)“ (StA III, 81).

So bietet diese 'Hyperion'-Stelle einen sicheren Beweis dafür, daß die Spannung zwischen Ethik und Ästhetik im Systemprogramm nicht notwendig als Bruch begriffen werden muß. Genau besehen gibt das Fragment – wie gezeigt wurde – dazu auch keinen Anlaß. Es spricht aus der Sicherheit eines gewollt paradoxen, aber durchaus einheitlichen Wurfs. Der vermeintliche Bruch zwischen Ethik und Ästhetik ist von den Interpreten hineingetragen, weil sie das Wort „Ethik“ wörtlicher nehmen als es dort gebraucht ist. Es meint nichts anderes als Philosophie der freien Selbsttätigkeit oder der „strebenden Vernunft“ – wie es im 'Hyperion' heißt (StA III, 83) –, die allerdings dem Leitbild der Schönheit verpflichtet bleibt. Und dies ist das punctum saliens, auf das sowohl das Systemprogramm als auch der erste Teil des 'Hyperion' hinauslaufen und worauf sich sein Verfasser am meisten zugute hält, auch wenn er damit Kants Zustimmung kaum mehr erwarten darf, der in dem Aufsatz 'Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie' nüchtern feststellt: „Im Grunde ist wohl alle Philosophie prosaisch; und ein Vorschlag, jetzt wiederum poetisch zu philosophieren, möchte wohl so aufgenommen werden, als der für den Kaufmann: seine Handelsbücher künftig nicht in Prose sondern in Versen zu schreiben“ (A 425). Mit Blick auf das Ideengefüge des Systemprogramms und auf Hölderlins frühe philosophische Entwicklung neige ich zu einer parodistischen Paraphrase des bekannten Diktums von Ludwig Strauß<sup>55</sup>, das in der Forschung immer wieder herangezogen wurde, um Hölderlin als Verfasser zu diskreditieren. Es könnte nunmehr lauten: Das Systemprogramm lesen und Hölderlin *nicht* dabei denken, heißt die Einheit einer Partitur zerstören<sup>56</sup>.

<sup>55</sup> Vgl. Ludwig Strauß, Hölderlins Anteil an Schellings frühem Systemprogramm, DVjs. 5, 1927, S. 695: „Das Systemprogramm im Kopf, Hölderlin lesen, heißt soviel wie Mozart spielen und Brahms dazu singen.“

<sup>56</sup> Die sogenannte Schallanalyse, die Johannes Jeremias 1938 auf Anregung von Rudolf Pannwitz durchführte und die neuerdings herangezogen wurde, um den Blick von Hölderlin weg auf Hegel als Verfasser des Systemprogramms zu lenken (vgl. F. Nicolin, Hegel-Studien 12, 1977), ist gänzlich ungeeignet, die sachliche Diskussion um den Urheber des Programms zu befördern. Verdiente diese 'Methode' nicht wissenschaftsgeschichtlich eine gewisse Aufmerksamkeit, so bliebe sie besser – samt Jeremias' Studie im „Deutschen Pfarrblatt“ von 1938 – versunken. Ihr ideologischer Hintergrund ist noch bedenklicher als ihre methodische Unzulänglichkeit, die hier nicht zu diskutieren ist. Allerdings könnte vielleicht eine neue – auch über Joachim Thieles sprachstatistische

Untersuchung hinausgehende „mathematisch-stilistische Analyse des Systemprogramms“ – wie Nicolin sie anregt (aaO, S. 41) – zu genaueren Ergebnissen führen. Eine breite und gesicherte Textgrundlage der in Frage kommenden Verfasser zur Entstehungszeit des Systemprogramms (1796/97) hätte dabei jedoch die notwendige Vergleichsbasis zu gewährleisten. Ebenso wäre das Problem des entsprechenden literarischen Gattungstyps genauer zu beachten: Handelt es sich beim Systemprogramm um den Teil eines Essays, um einen Redeentwurf, um ein Agitationsprogramm, um einen Brief oder gar einen anderen Typus sprachlicher Mitteilung? Von der Entscheidung dieser Frage hängt auch die Wahl der Vergleichstexte ab, die der stilistischen Analyse zugrunde zu legen sind. Darüber hinaus wäre zu bedenken, daß der Zitiergestus in der sprachlichen Mitteilung (besonders einer internen Gesprächssituation) nicht ohne weiteres Rückschlüsse auf einen 'gewachsenen' Individualstil zuläßt.

# Hölderlins 'Hyperion': Compendium, Roman, Rede

Von

Ulrich Gaier

## 1. Appellstruktur der Vorrede

„Ich fange an den Hyperion zu lesen – Bruder! Bruder! – Der *Sinclair* sah in dem Buch ein personifiziertes Moralsystem. Daß Gott erbarm! was werden die Andern alle drinn erblicken!“<sup>1</sup> So schrieb Hölderlins Freund Siegfried Schmid im November 1797 nach dem Erscheinen des ersten Bandes an den Dichter. Man könnte sich durch ein solches Wort warnen lassen und getrost den 'Hyperion' jenen kunstvollen literarischen Text voll Sprachschönheiten, Naturreligion und Griechenschwärmerei sein lassen, als den ihn so viele seiner Leser betrachtet haben.

Ein paar Sätze aus der Vorrede dieses ersten Bandes<sup>2</sup> ermutigen jedoch wieder zu tiefer dringendem Blick: „Ich verspräche gerne diesem Buche die Liebe der Deutschen.“ Das Buch sollte demnach an eine literarische Öffentlichkeit gerichtet sein, die national bestimmt war, sollte nicht etwa Leser im allgemeinen oder die Menschheit, darunter auch die Deutschen, anreden, sondern diese Nation in ihrem historischen Zustand am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Die berühmte Scheltrede am Ende des zweiten Bandes ist darum auch ausdrücklich auf das Volk der Deutschen bezogen, Hyperion klagt an, schilt, denunziert auch im Namen Bellarmins, des schönen Deutschen<sup>3</sup>, die gottverlassenen Barbaren dieses Landes. Schon in diesem ersten Satz der Vorrede eröffnet Hölderlin einen Kommunikationsraum, in dem der Partner nicht als ästhetisch rezipierender Leser eines fiktionalen Romantextes angesprochen ist, sondern als Angehöriger eines bestimmten Volkes in einem bestimmten Zeitpunkt, als Partner eines Sprechers, der sich Ich nennt und ungeniert als Autor Hölderlin zu erkennen gibt – am Schluß der Vorrede bedauert

<sup>1</sup> StA VII 1, 52.

<sup>2</sup> StA III, 5.

<sup>3</sup> Vgl. Wolfgang Binder, Hölderlins Namenssymbolik. In: W. B., Hölderlin-Aufsätze, Frankfurt 1970, S. 134–260; 212 f.

nämlich dasselbe Ich, „daß für jezt die Beurtheilung des Plans noch nicht jedem möglich ist“<sup>4</sup>.

Die Liebe der Deutschen verspräche der Autor gern seinem Buche und zweifelt schon in diesem ersten Satz, ob die Partner ihm diesen Wunsch erfüllen werden; schließlich wird er ihnen ihre Griechenschwärmerei als Wahn, ihre Handlungsethik als blinden Aktionismus, ihre Denk- und Lebensweise als barbarische Fachidiotie demonstrieren. Das kann der Leser hier noch nicht wissen, doch schon dieser Zweifel an seiner Fähigkeit zu lieben muß ihn im Grunde empören. Die Publikumsbeschimpfung geht gleich weiter: „Aber ich fürchte, die einen werden es lesen, wie ein Compendium, und um das *fabula docet* sich zu sehr bekümmern, indeß die andern gar zu leicht es nehmen, und beede Theile verstehen es nicht. Wer bloß an meiner Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, bloß, um daran zu lernen, kennt sie auch nicht.“ Damit spricht Hölderlin seinem Publikum die Fähigkeit des Verstehens ab, wie sie seinem Werk entgegengebracht werden müßte: eine Fähigkeit, zugleich zu lernen und zu genießen, die wohl erst mit der „Liebe“ gegeben wäre. Der Text ist kein Compendium, kann aber als solches mißverstanden werden, z. B. als „personifiziertes Moralsystem“ wie von Hölderlins Freund Sinclair. Compendien sind Handbücher, systematische kurzgefaßte Leitfäden für bestimmte Wissensgebiete; es ist deshalb ganz sinnvoll, wenn der eingeweihte Freund von einem Moralsystem spricht. Die Rede vom Compendium trifft ja zwei Gattungen schlechter Leser; die einen werden gewarnt, sich zu sehr um das *fabula docet* zu bekümmern, die andern werden aufgefordert, es nicht gar zu leicht zu nehmen, sich um die Lehre, den Leitfaden, den systematischen Aufbau, die vollständige Darstellung eines Wissensgebiets zu bemühen. Entsprechend soll der intellektualistische Leser die ästhetische Qualität des Textes nicht versäumen; ein Zusammenwirken ästhetischer und intellektueller Rezeption, des gedanklichen Begreifens und des sinnlichen Empfangens ist von ihm gefordert, das er nach der Befürchtung des Autors nicht wird leisten können. Er soll sich zugleich auf einen literarischen *und* nichtliterarischen, einen poetischen *und* mitteilenden, einen ästhetischen *und* apophantischen Text beziehen und damit eine Form seiner selbst annehmen, die zwei sonst getrennte Lesehaltungen zusammenfügt, wie sie mit sinnlich-ästhetischer Wahrnehmung und intellektuellem Begreifen zwei im damaligen Verständnis sorgfältig getrennte Weisen erkennenden Weltbezugs zur Synthese bringt. Richtig lesen würde also der deutsche Leser, wenn er in einer synthetischen Form seiner selbst in die Kommunikation einträte,

<sup>4</sup> StA III, 5.

als Liebender, wo er nur entweder als Trivialkonsument mit „leerer Lust“ oder als Gelehrter mit „bloßem Nachdenken“ zu lesen gewohnt oder fähig ist.

Die Beschimpfung, die Implikation eines Mangels beim Leser, ist jedoch listigerweise nicht ausdrücklich behauptet, sondern durch ein „Ich versprache gerne“, ein „ich fürchte“ relativiert, offengelassen, in Zweifel gezogen. Damit bleibt dem einzelnen Leser die Wahl, entweder mit dem Großteil des gemeinten Publikums sich zu solidarisieren und die Beschuldigung empört, grollend oder gleichgültig auf sich sitzen zu lassen, oder aber sich von dem allgemeinen Publikum abzusetzen, mit dem Autor und seiner Kritik sich zu solidarisieren und zu behaupten, er könne in der geforderten Weise synthetisch, liebend lesen. Dies müßte er dann sich selbst und implizit dem Autor während des Lesens in jedem Moment der Rezeption beweisen, müßte es andern Lesern gegenüber vertreten können durch ein Verständnis, das zugleich Kenntnis und ästhetischen Genuß zeigt. Stellte er sich in dieser Weise auf die Seite des Autors, so würde er sich also vor sich selbst, dem Autor und andern Lesern in Pflicht nehmen, würde sich selbst bestimmen, eine synthetische Form seiner Rezeption und Erkenntnishaltung anzustreben und durchzuhalten. Das aber heißt: er würde sich selbst bestimmen, im Vollzug des Lesens dieses Textes sich zu ändern, sich zu der gleichzeitigen Verwirklichung seiner immer nur arbeitsteilig verwirklichten entgegengesetzten Fähigkeiten zu bestimmen. Dies aber ist, wie das Motto des 'Hyperion' sagt, göttlich. Die List des Zweifels in der Beschimpfung stellt also den Leser vor eine Entscheidung, in der er sich frei zu bestimmen hat, ob er in einer verächtlichen Weise bleiben will wie er ist, oder ob er nach einer rezeptiven Handlungsweise streben soll, in der entgegengesetzte Aspekte seiner selbst eins werden. Der Autor unternimmt es also, das Publikum der Deutschen zu spalten, eine Elite derer zu formieren, die willens sind, sich zur menschlichen Einheit zu bilden, die sie in ihrer gegenwärtigen Deformiertheit verloren haben, wie sie dann die Scheltrede im zweiten Band im einzelnen anklagt. Das Lesen des von diesem kühnen und unklugen Autor angebotenen Textes soll Probe, Selbstbeweis, Schulung des Lesers sein, Festigung seiner Einheit, Objekt und Bestätigung seiner Liebe. Damit ist der 'Hyperion' ein Bildungsroman im eigentlichen Sinne auch des 'Agathon' und der 'Lehrjahre', die zwar einen Bildungsgang vorführen, aber letztlich den Leser verändern wollen und damit eine ähnlich über die bloß literarische Kommunikation hinausgehende, ins Leben des Lesers eingreifende Funktion beanspruchen.

Ich habe um der Kürze willen diese Argumente aus der Betrachtung dreier Sätze der Vorrede entwickelt. Mit einigen Belegen möchte ich sie nun sichern, bevor die Frage nach dem Inhalt des „Compendiums“ zu stellen ist. Zum Stichwort „Bildungsroman“ ist sicher bedeutsam, daß Hölderlin 'Wilhelm Meisters Lehrjahre' unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Bandes im Januar 1795 begeistert kommentierte<sup>5</sup> und sich den ihn persönlich beschäftigenden Aspekt des Sichausbildens einer Person bestimmt ebensowenig entgehen ließ<sup>6</sup> wie den ebenfalls kompendiösen Charakter des Goetheschen Romans, von dem Friedrich Schlegel in seiner Rezension 1798 sagte:

Ja, man dürfte eine systematische Ordnung in dem Vortrage dieser poetischen Physik oder Poesie finden; nicht eben das tote Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeschichte und Bildungslehre.<sup>7</sup>

Mit diesem Bezug auf Goethes Roman soll nur die Vergleichbarkeit des Eintretens in die Kommunikation mit dem Leser und die Vergleichbarkeit der Rezeptionsweise angedeutet werden, wie Hölderlin sie für seinen Roman vorsieht und wie Schlegel sie für die 'Lehrjahre' demonstriert. Keineswegs möchte ich damit eine enge Anlehnung Hölderlins an die 'Lehrjahre' behaupten; dafür bestehen wenigstens im Stoff, in der Erzählform und in der Intention zu große Unterschiede, wengleich in struktureller Hinsicht auf die „lebendige Stufenleiter“ bedeutende Ähnlichkeiten sich herausstellen ließen<sup>8</sup>. Vielmehr schrieb Hölderlin am

<sup>5</sup> Brief 93 an Neuffer vom 19. 1. 1795, StA VI, 151. Goethe hatte das erste Exemplar am 3. 1. 95 an Schiller geschickt. Im Herbst 1796 erschien der 4. Band. Interessanterweise nennt Erich Trunz die 'Lehrjahre' „Ein Kompendium des Theaters, ein zyklisches Bild von Lebensformen, eine Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Goethes Werke. Hamburger Ausgabe Bd. 7, S. 624).

<sup>6</sup> Vgl. noch aus dem Stift die Erkenntnis Hölderlins, „daß mir die Natur diesen unüberwindlichen Trieb gab, die Kräfte in mir immer mer und mer auszubilden“ (Brief 66 an die Mutter, wohl Mitte September 1793; StA VI, 94).

<sup>7</sup> Friedrich Schlegel, Über Goethes Meister. In: Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, ausgew. und bearb. von Curt Grütz-macher, Hamburg 1969, S. 207.

<sup>8</sup> Vgl. meine Kurzanalyse der 'Lehrjahre' als „Experiment“ in meinem Buch 'Krumme Regel. Novalis' „Konstruktionslehre des schaffenden Geistes“ und ihre Tradition', Tübingen 1970, S. 253–63 und das Hyperion-Kapitel in meiner Dissertation 'Der gesetzliche Kalkül. Hölderlins Dichtungslehre', Tübingen 1962. Zur Diskussion über den 'Hyperion' als Bildungsroman vgl. auch Lawrence Ryan, Hölderlins 'Hyperion' – ein romantischer Roman? In: Jochen Schmidt (Hrsg.), Über Hölderlin, Frankfurt 1970, S. 177 ff.; Jürgen Jacobs, Wilhelm Meister und seine Brüder, München 1972; Gerhart Mayer, Hölderlins 'Hyperion' – ein frühromantischer Bildungsroman. HJb 19/20, 1975/77, S. 244–57. Mayer

26. 1. 1795 an Hegel, „mit dem Ideal einer Volkserziehung“ gehe er schon lange um<sup>9</sup>, hatte er doch schon an Pfingsten 1794 gehofft, in Herders 'Briefen zur Beförderung der Humanität' zu veröffentlichen<sup>10</sup>, von denen 1793–95 sechs Sammlungen erschienen. Volkserziehung unter anderem auch durch Literatur, wie sie die Humanitätsbriefe beschrieben und betrieben, muß Hölderlin gerade im Herderschen Sinne sehr nahegelegen haben; daß er seine Dienstherrin Charlotte von Kalb in Waltershausen unablässig drängte, ihn in Herders Nähe zu bringen<sup>11</sup>, daß er sich über Herders alleinige Verfasserschaft nicht einmal klar war, weist auf ein Werben aus der Ferne um den großen Anreger und Volkserzieher, dessen Humanitätsbegriff noch in Hölderlins Zeitschriftenprojekt eine zentrale Rolle spielte<sup>12</sup>. Die Definition dieses Begriffs, wie Herder sie in den 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' gab, ist „die Formel des Gleichgewichts gegen einander strebender Kräfte, auf dessen Harmonie der ganze Weltbau ruhet. Ein und dasselbe Gesetz also

kann diese im Titel angekündigte These nur durch eine Einebnung der Verhältnisse belegen, einerseits wertet er, ohne den oratorischen Charakter zu beachten, die Scheltrede nur als verzweifelte Abrechnung mit einer Gesellschaft, „innerhalb deren er nicht mehr existieren kann“, andererseits bezeichnet er die Schlußvision als Erlebnis, das Hyperion erst zu „überleben“ ermögli- che (S. 247), chronologisch also hinter die Scheltrede zu stellen wäre. Zur spezifischen „volkserzieherischen“ Leistung dieser beiden Stücke vgl. unten S. 140–143.

<sup>9</sup> Brief 94; StA VI, 156.

<sup>10</sup> Brief 81; StA VI, 120 f.

<sup>11</sup> Dok. 134; StA VII, 2, 7.

<sup>12</sup> Hölderlin traf im Dezember 1794 mit Herder zusammen, dem „Verf. der Geschichte der Menschheit“ (Brief 93; StA VI, 151). Neben diesem Hauptwerk des Humanitätsideals und den 'Briefen' kannte Hölderlin schon seit seiner Magisterarbeit 1790 Herders 'Briefe, das Studium der Theologie betreffend', 'Vom Geist der Ebräischen Poesie' (vgl. StA IV, 387 zu S. 184, 12), die Schrift 'Liebe und Selbstheit' (vgl. StA VI, 629 zu Brief 62, 4), die Palingenesie-Schrift 'Tithon und Aurora' (vgl. Friedrich Beißner, HJb 1, 1944, S. 76–87); sein lebhaftes Interesse an dem 'Pantheismusstreit' (StA IV, 398, 9f.) hat ihn bestimmt Herders Gespräche über 'Gott' studieren lassen, in denen nicht nur zum Spinozismusproblem Stellung genommen wird, sondern auch der Humanitätsgedanke der 'Ideen' in einer Weise theologisch fundiert wird, der die Hölderlins außerordentlich nahe kommt. Zum Verhältnis Hölderlins zu Herder vgl. P. Nickel, Die Bedeutung von Herders Verjüngungsgedanken und Geschichtsphilosophie für die Werke Hölderlins, Masch. Diss. Kiel 1963. (Bis zum Abschluß des vorliegenden Aufsatzes konnte ich in diese Arbeit leider nicht Einblick nehmen.) Zum Humanitätsbegriff im Zeitschriftenprojekt vgl. u. a. den Brief an Schelling vom Juli 1799 (Brief 186; StA VI, 346 f., 30–40). Die in vielem ungenaue Arbeit von Ingeborg Brose: Natur und Geschichte. Studien zur Geschichtsauffassung in Hölderlins 'Hyperion' und 'Empedokles', Masch. Diss. Göttingen 1968 braucht hier nicht diskutiert zu werden.

erstreckt sich von der Sonne und von allen Sonnen bis zur kleinsten menschlichen Handlung: was alle Wesen und ihre Systeme erhält, ist nur Eins: Verhältniß ihrer Kräfte zur periodischen Ruhe und Ordnung.“<sup>13</sup> Ein solches Gleichgewicht antagonistischer<sup>14</sup> Tendenzen haben wir schon als Forderung Hölderlins an den Leser des 'Hyperion' kennengelernt; das Motto

*Non coerceri maximo, contineri minimo, divinum est*

formuliert ein solches Gleichgewicht. Die Bildung des Lesers, die erzieherische Spaltung des Publikums, wie wir sie festgestellt haben, ist die konsequente Anwendung eines Programms der Menschenbildung, dem Hölderlin gemeinsam mit Herder zu dienen sich bewußt war. Der historische Zweck eines solchen Programms läßt sich unmittelbar aus dem Hyperion-Roman ablesen: wenn Hyperion, von Diotima als „Erzieher unsers Volks“ angesprochen<sup>15</sup>, seinen Plan aufgibt, die menschlichen Verhältnisse „von Grund aus anders“ werden, „aus der Wurzel der Menschheit . . . die neue Welt“ sprossen zu lassen, wenn er in einer kurzschlüssigen Zusage an Alabanda das Bildungsgeschäft hinwirft, um für einen noch nicht bestehenden „neuen Geisterbund“ einen Platz auf der Erde zu erobern<sup>16</sup>, dann versucht er eine positive Institution, einen „Freistaat“ zu errichten, ohne daß es schon die Menschen gibt, die darin leben sollen. Die schmähliche Niederlage bei Misistra wird verstanden als rächen-

<sup>13</sup> Herders sämtliche Werke, hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 14, S. 234.

<sup>14</sup> Herder ebd., „So gehet wie in der Maschine unsres Körpers durch einen nothwendigen Antagonismus das Werk der Zeiten zum Besten des Menschengeschlechts fort und erhält desselben daurende Gesundheit.“

<sup>15</sup> StA III, 89.

<sup>16</sup> StA III, 89 und 96. Friedbert Aspetsberger, Welteinheit und epische Gestaltung. Studien zur Ichform von Hölderlins Roman 'Hyperion', München 1971, versucht aus der fehlerhaften Voreiligkeit im Handeln Hyperions eine Geschichtsbedingung des „zeitgenössisch Möglichen“ überhaupt zu konstruieren: „das Schöne läßt sich in der Geschichte im größeren gesellschaftlichen Rahmen nicht verwirklichen“ (350). Er kann dies, weil er Diotimas Auftrag an Hyperion, „Erzieher unsers Volks“ zu werden, nur als einen „möglichen Beruf“ (76), als ein „z. B.“ (69) auffaßt. Die Kausalität in der Äußerung „Diotima wirkt als Dasein in der Geschichte auf Hyperion, der dadurch zum Handeln, zur Verwirklichung des Schönen, angeregt wird. Er scheitert, das Schöne läßt sich in der Geschichte im größeren gesellschaftlichen Rahmen nicht verwirklichen“ (350), diese Kausalkette bezieht ein erzieherisches Handeln Hyperions als geschichtliche Alternative gar nicht mehr ein. Dadurch wird dann der Schluß des Romans, wo Hyperion für die Deutschen erzieherisch zu wirken ansetzt, nicht in seiner Funktionalität erkannt.

de Nemesis<sup>17</sup> für das „außerordentliche Project, durch eine Räuberbande mein Elysium zu pflanzen“: „unsre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unsre Brüder sind erschlagen, die Griechen in Misistra, die Unschuldigen, oder irren sie hülflos herum und ihre todte Jammermiene ruft Himmel und Erde zur Rache gegen die Barbaren, an deren Spitze ich war.“<sup>18</sup> Hyperions Fehler ist es hier, einen Staat gründen zu wollen, bevor das Volk, die Menschen mit dem synthetischen Bewußtsein und der synthetischen Handlungsfähigkeit dafür da wären. Man wird hier unschwer eine Kritik nicht am Inhalt, wohl aber am Verfahren der Französischen Revolution erkennen, deren Terror und nachfolgende Reaktion Hölderlin wie so viele seiner deutschen Zeitgenossen von der ursprünglichen Begeisterung abwandten und in einem Brief zur Meinung kommen ließen: „Je stiller ein Staat aufwächst, um so herrlicher wird er, wenn er zur Reife kömmt.“<sup>19</sup> Im selben Brief an den in Paris weilenden und die dortigen Verhältnisse beklagenden Freund Ebel macht er deutlich: „Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die alles bisherige schaamroth machen wird. Und dazu kann Deutschland vielleicht sehr viel beitragen.“ Im 'Hyperion' bezieht Hölderlin also deutlich Position in der geschichtsphilosophischen Streitfrage, ob die Institution den Menschen oder der Mensch die Institution bilde<sup>20</sup>. Kant hatte den Staat bis zur Internalisierung des Rechts als Zuchthaus verstanden: „der Mensch ist ein T i e r , das, wenn es unter andern seiner Gattung lebt, e i n e n H e r r n n ö t i g h a t . Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung anderer seinesgleichen; und, ob er gleich, als vernünftiges Geschöpf ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit aller Schranken setze: so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige tierische Neigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf also einen H e r r n , der ihm den eigenen Willen breche, und ihn nötige, einem allgemeingültigen Willen, dabei jeder frei sein kann, zu gehorchen.“<sup>21</sup> Herder dagegen, der geschichtsphilosophische Antipode Kants, hatte noch im 8. Buch seiner 'Ideen' argumentiert, daß durch den Staat, insbesondere durch größere Staaten (und solche hatte

<sup>17</sup> Vgl. Herders Aufsatz 'Nemesis', Suphan 15, S. 395 ff.

<sup>18</sup> StA III, 117.

<sup>19</sup> StA VI, 229.

<sup>20</sup> Vgl. Pierre Bertaux, Hölderlin und die französische Revolution, Frankfurt 1969, S. 113.

<sup>21</sup> Immanuel Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784). In: I. K., Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, Darmstadt 1964, S. 33–50; 40.

Kant ja tendenziell gefordert), die Selbstbestimmung des Menschen als die Bedingung seiner Glückseligkeit eingeschränkt und unterdrückt werde. Hölderlin stellt sich offenbar weder auf Kants noch auf Herders Seite: Staatsform, Kunst, Religion und Philosophie sind ihm „Blüthen und Früchte des Baums, nicht Boden und Wurzel“<sup>22</sup>, und es kommt sozusagen ganz auf den Baum an, welche Funktion der Staat für die Menschen haben soll; kaum spürbar für den nötigen Sinn für Freiheit der Athener<sup>23</sup> nach der wundergroßen Tat des Theseus, der freiwilligen Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt<sup>24</sup>, dagegen Zucht und Schule für die „übermüthige Natur“ der Spartaner, die „zu frühe die Ordnung des Instinkts“ durchbrachen und aus der Art schlugen<sup>25</sup>. Wie die Spartaner deshalb „ewig ein Fragment“ blieben, so hätte auch Hyperions unorganische, übereilte Staatsgründung, selbst wenn sie gelungen wäre, niemals den Zweck erreichen können, eine „Theokratie des Schönen“ zu errichten<sup>26</sup>, denn die Institution wäre nicht Organisation eines Volkes, sondern Setzung, Positivität, versteinertes Dogmatismus gewesen.

Wenn sich der 'Hyperion' an die Deutschen wendet, so ist demnach in diesem Roman ein politisches Programm intendiert, das den Umsturz der vielen deutschen Staaten und die Einrichtung einer neuen Staatsform vor der durch Volkserziehung zu fördernden Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten als voreilig ausschließt. Für die intendierte Erziehung und ihr Humanitätsziel gibt schon die Provokation des Lesers durch die Vorrede, noch mehr die Scheltrede über die Deutschen und die Schlußvision Anhaltspunkte.

## 2. Anthropologische Grundlegung der Geschichtsphilosophie

Hölderlin hat es nicht bei einer Provokation des Lesers zur Selbstbestimmung bewenden lassen: er hat ihm auch Argumente, Stoff, Inhalte angeboten, eben jene, die das Mißverstehen des Romans als Compendium bedingen können. Wir haben jetzt zu fragen, was der Gegenstand dieses Leitfadens, Handbuchs, vollständigen Abrisses sei und was an dem Gegenstand oder seiner Präsentation eine Auffassung als Compendium von der Sache her unrechtmäßig erscheinen läßt.

<sup>22</sup> StA III, 77.

<sup>23</sup> Ebd. 80.

<sup>24</sup> Ebd. 79.

<sup>25</sup> Ebd. 78.

<sup>26</sup> Ebd. 96.

Wenn mit dem Roman Volkserziehung geleistet werden soll, wie der Zugriff der Vorrede vermuten läßt, so bieten sich als wissenschaftliche Gegenstände eines dazugehörigen Compendiums eben wieder die Grundlagentheorien der Volkserziehung, nämlich Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Bildungstheorie an: führt man den zu erziehenden Leser an einem bestimmten Punkt seiner Bildung zur Erkenntnis dieser Bildung selbst in ihrer Gesetzmäßigkeit, so kann er, in Freiheit gesetzt, am Leitfaden des so erkannten Bildungsgesetzes selbst fortschreiten und seine Bildung ziel- und methodensicher zu Ende führen.

In der Tat: Hölderlin scheint so gedacht zu haben, denn die Vorreden zu den Vorstufen des Romans haben deutlich die Tendenz, auf zunächst anthropologischen, später ontologischen Prämissen einer Theorie der Bildung und Geschichte aufzubauen. Die Betrachtung dieser Geschichtsphilosophie des Romans und seiner Vorstufen wird einerseits zeigen, daß Hölderlin im Kontext der zeitgenössischen Geschichtsphilosophie eine selbständige und in ihrer Konsequenz unerhört kühne Position einnimmt; andererseits wird sich ergeben, warum diese Philosophie nicht Philosophie bleiben, sondern Poesie werden muß, wie es ja auch im Roman heißt, die Dichtung sei „der Anfang und das Ende“ der Philosophie<sup>27</sup>.

Die Vorrede zu dem 1794 in Schillers 'Thalia' erschienenen 'Fragment von Hyperion' spricht von den zwei Idealen unseres Daseins, „wo unsre Bedürfnisse mit sich selbst, und mit unsern Kräften, und mit allem, womit wir in Verbindung stehen . . . gegenseitig zusammenstimmen“, und zwar beim „Zustand der höchsten Einfalt“ „durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zuthun“, beim „Zustand der höchsten Bildung“ „durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind“<sup>28</sup>. Die anthropologische Grundlage ist hier zunächst eine Deckungsgleichheit der Bedürfnisse nach bestimmten Objekten, der Kräfte und Fähigkeiten, sich diese Objekte zu verschaffen, und der Umweltbedingungen, in denen die Objekte vorkommen müssen und die Kräfte sich betätigen können. Ich habe schon in meiner Dissertation darauf hingewiesen<sup>29</sup>, daß Hölderlins erste Begriffsschicht und die Vorstellung ihrer Übereinstimmung an Rousseaus 'Emile' orientiert ist, wo „la sagesse humaine ou la route du vrai bonheur“ stoisch in der Einschränkung des Überschusses der „dé-

<sup>27</sup> Ebd. 81.

<sup>28</sup> Ebd. 163.

<sup>29</sup> Gaier, Kalkül, S. 31 ff. Die im folgenden zitierten Stellen aus Rousseaus 'Emile ou de l'Education' finden sich in der Ausgabe der Classiques Garnier (éd. François et Pierre Richard) auf S. 63 f.

sirs“ über die „facultés“ des Menschen gesehen wird, damit „la puissance et la volonté“ auf diese Weise „en égalité parfaite“ gebracht werden:

C'est ainsi que la nature, qui fait tout pour le mieux, l'a d'abord institué. Elle ne lui donne immédiatement que les désirs nécessaires à sa conservation et les facultés suffisantes pour les satisfaire.

Um eine solche Übereinstimmung herzustellen, genügt offenbar ein Willensentschluß, der die Exzesse der Einbildungskraft und des Wünschens auf ein realistisch-praktikables Maß zurückschneidet, obwohl nach Rousseaus Ansicht die Willensfreiheit, die ein solcher Entschluß fordert, erst in einem Zustand jener „égalité“ von Wollen und Können gegeben ist<sup>30</sup>. Dieser Begründungszirkel mag Hölderlin veranlaßt haben, den auf die Übereinstimmung im Objektbereich bezogenen Begriffspaaren *désirs* – *facultés* und *puissance* – *volonté* drei andere Begriffspaare zu unterlegen, deren Bezug zum ersten nicht expliziert ist, die aber offenbar als Begründungen seiner Möglichkeit, des Zustandekommens der Bahn sowie der Exzentrität der Bahn zu denken sind. Das erste Begriffspaar ist „möchte gerne *in* allem und *über* allem seyn“; hier werden zwei antagonistische Strebungstendenzen angegeben, von denen „in allem . . . seyn“ den Wunsch nach Bestimmung durch alles, nach Abhängigkeit von allem, nach Hingabe an alles bezeichnen kann und dessen Wirkung und Erscheinung die Bedürfnisse sind; dagegen steht der Wunsch, „über allem“ zu sein, der die Selbständigkeit, Absolutheit, Unabhängigkeit von aller äußeren Bestimmung bezeichnen kann und dessen Anlaß und Verwirklichungsmittel die „Kräfte“ sind. Bedürfnisse und Kräfte erscheinen so als die Oberflächenstrukturen anthropologischer Grundtendenzen; ihre pragmatische Deckungsgleichheit oder Inkongruenz im Objektbereich gehen auf ein begründendes Verhältnis von Strebungsrichtungen zurück. Hier gibt es, wie immer beim Antagonismus-Modell, den Zustand des Gleichgewichts, den Hölderlin als „den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand“ bezeichnet, und den Zustand des Ungleichgewichts, wo eine der Strebungen herrschend geworden ist und damit die „gefährliche Seite des Menschen“ erscheint. Der Wunsch, 'in allem zu sein', wird dann ein 'alles Begehren', der Wunsch, 'über allem zu sein', wird ein 'alles Unterjochen'<sup>31</sup>. Mit dieser Konzeption des

<sup>30</sup> Rousseau, *Emile*, S. 68 f.

<sup>31</sup> Friedrich Strack, *Ästhetik und Freiheit. Hölderlins Idee von Schönheit, Sittlichkeit und Geschichte in der Frühzeit*, Tübingen 1976 (= Studien zur deutschen Literatur 45) setzt die Beziehungen der Begriffspaare hier anders und verwickelt sich dabei in Widersprüche, die er dann einer Verfälschung des Textes durch Schiller anlastet (S. 213–19).

möglichen Ungleichgewichts im System der Tendenzen ist der Grund für Bahn und Verlauf gegeben, denn ein aus dem Gleichgewicht gekommenes System versucht sich wieder einzupendeln: diese Begründung entnimmt z. B. Herder aus Lamberts Überlegungen, wie später zu zeigen sein wird. Nicht im Gleichgewicht aber ist das System schon am Anfang, denn der Mensch fängt realiter gar nicht im Idealzustand der Übereinstimmung, sondern nur bei „einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt)“ an; hinzu kommt die Vervielfältigung und Verstärkung der Bedürfnisse und Kräfte, die, wenigstens nach Rousseau, ungleichmäßig geschieht<sup>32</sup>. Gerade in dieser Vervielfältigung und den daraus resultierenden Ungleichgewichten scheinen sich die Bedingungen für die „Richtungen“ der Bahn zu ergeben.

Die „Sentenz in der Grabschrift des Loyola“ formuliert noch einmal den Antagonismus, nun aber in passivischer Gestalt: der Trieb, über allem zu sein, liest sich als „nicht durch das Größte bezwungen zu werden“; der Trieb, in allem zu sein, als „vom Geringsten in Schranken gehalten zu werden“<sup>33</sup>. Hier werden nicht Tendenzen des Menschen

„In allem ... seyn“ darf nicht als Bezeichnung für den natürlichen Harmonie-Zustand begriffen werden, sondern für das, was die Metrische Fassung als „Trieb, beschränkt zu werden, zu empfangen“ (StA III, 195, 150, vgl. Prosa-Fassung: „bestimmt zu werden, zu empfangen“), und was das 'Fragment' z. B. so beschreibt: „Mit Freud' und Wehmuth denk' ich daran, wie *mein ganzes Wesen* dahin *trachtete*, nur dahin, ein herzlich Lächeln zu *erbeuten*, wie ich mich *hingab* für einen Schatten von Liebe, wie ich mich *wegwarf*. Ach! wie oft glaubt' ich das Unnennbare zu finden, das *mein, mein werden* sollte, dafür, daß ich es wagte, *mich selbst an das Geliebte zu verlieren!* Wie oft glaubt ich den *heiligen Tausch* getroffen zu haben ...“ (StA III, 164; Hervorhebungen vom Vf.). Das „in allem ... seyn“ ist mit seiner Gefahr vorgebildet in Herders 'Liebe und Selbstheit', wo es für das Extrem des Verlangens/Begehrens (désir) steht: „Wir sind einzelne Wesen, und müssen es seyn, wenn wir nicht den Grund alles Genußes, unser eigenes Bewußt-seyn, über dem Genuß aufgeben, und uns selbst verlieren wollen, um uns in einem andern Wesen, das doch nie wir selbst sind und werden können, wieder zu finden. Selbst wenn ich mich, wie es der Mysticismus will, in Gott verlöre, und ich verlöre mich in ihm, ohne weiteres Gefühl und Bewußtseyn meiner: so genöße Ich nicht mehr; die Gottheit hätte mich verschlungen, und genöße statt meiner.“ (Suphan 15, S. 321) – Für das „über allem seyn“ und das Unterjochen vgl. Herder ebd. S. 323 und Hölderlin StA III, 165.

<sup>32</sup> Rousseau, Emile, S. 64: „Ce n'est que dans cet état primitif que l'équilibre du pouvoir et du désir se rencontre, et que l'homme n'est pas malheureux. Sitôt que ses facultés virtuelles se mettent en action, l'imagination, la plus active de toutes, s'éveille et les devance. C'est l'imagination qui étend pour nous la mesure des possibles, soit en bien, soit en mal, et qui, par conséquent, excite et nourrit les désirs par l'espoir de les satisfaire.“

<sup>33</sup> Während der erste Teil der Sentenz „non coaceri maximo“ mit einem instrumentalen Ablativ nichtmenschliche, unpersönliche Agenten in dem maximo andeutet, gibt

direkt benannt, sondern ihre Auswirkungen am Objekt: wer strebt, über allem zu sein, läßt sich selbst durch das Größte nicht bezwingen, wer strebt in allem zu sein, läßt sich vom geringsten (Menschen) bestimmen, beschränken, zügeln. Diese beiden Aspekte in der Sentenz scheinen also auf die „Zurechtweisungen“ hinzudeuten, die die Strebungsrichtungen beim Durchlaufen der Bahn erhalten: gefährlich wäre es also, sich nicht einmal vom Größten bezwingen lassen zu wollen, alles zu unterjochen und despotisch gegen die Umwelt zu verfahren; gefährlich wäre es auch, sich vom Geringsten willenlos einschränken und bestimmen zu lassen. Höchster und schönster Zustand wäre es, „bey unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften“ das Gleichgewicht unbezwinglichen Willens mit unendlicher Hingabe zu halten.

Der freie Wille jedes einzelnen, so steht am Schluß der Vorrede, habe zu entscheiden, ob die Sentenz für ihn im Sinne eines der gefährlichen Extreme oder im Sinne der Harmonie der Tendenzen gelten solle. Man braucht nicht auf Schillers „Wahlfreiheit“ zu rekurrieren, um für diesen nicht im Kantischen Sinne genötigten Willen einen Anhaltspunkt zu finden<sup>34</sup>. Der Schluß des Fragments betont, nach der „Zurechtweisung“ durch das Vorbild des Knaben, der vom Blick in die Sonne doch schließlich ablassen mußte: ich „hatte mir beinahe vorgenommen, abzulassen von dieser verwegnen Neugier. Aber ich kann nicht! ich soll nicht!“<sup>35</sup> Das Nicht-Können beruht auf einer Nötigung der Natur, das Nicht-Sollen auf einer Nötigung durch die Vernunft, wie Schiller es formulieren würde – in der Gegenstrebigkeit der beiden Begründungen für dieses Bestreben zeigt sich das Zusammenwirken des Bestimmtseinwollens („in allem seyn“) und des Bestimmens („über allem seyn“), von „désir“ und „volonté“ im Sinne Rousseaus, der gerade daraus die Bestimmung

der zweite Teil mit dem Separativ „a minimo“ für das „contineri“ einen persönlichen Agenten an, also Menschen, die den Inhaber des Wahlspruchs in Schranken halten, zähmen, zügeln können. Die in der Grabschrift auf den tumulus abhebende Deutung (vgl. Beißner Erläuterung zu Hyp. I 2, 1.2, StA III, 437) ist eine barock witzige Interpretation, die bezeichnenderweise wieder mit Instrumental (tumolo continetur) arbeitet und den durch den Separativ gegebenen moralischen Sinn der zweiten Sentenzhälfte in einen räumlichen umfunktioniert. Es entspricht dem Praxis und Ästhetik verbindenden Charakter des Fragments, daß dieser Aspekt der Sentenz bewahrt bleibt, während er in dem konsequent ästhetischen Hyperion-Roman (vgl. das Motto) getilgt ist. – Ganz unzulässig ist es, die interpretierende Beschränkung durch den Grabhügel in die Fragment-Vorrede einzubeziehen, wie das Strack, Ästhetik und Freiheit, S. 214 tut.

<sup>34</sup> Strack ebd. S. 218.

<sup>35</sup> StA III, 184. Strack ebd. S. 218 spricht hier von einer „uneingeschränkten Sollensforderung“.

der Freiheit des Menschen gezogen hatte<sup>36</sup>. Man kann mit gutem Grund annehmen, daß es sich bei diesem freien Willen schon um einen ästhetisch freien, in der Zusammenstimmung des moralischen Unbedingtheitsstrebens mit dem sinnlichen Bedingtheitsstreben befreiten Willen handeln soll. Damit kann Hölderlin einerseits behaupten, die Geltung der Sentenz etwa im Sinne der Zusammenstimmung müsse jeder für sich entscheiden – ein nur moralisch freier Wille könnte eine mit seiner moralischen Nötigung übereinstimmende Sinnlichkeit gar nicht fordern –; andererseits kommt er damit aber in den schon für Rousseau angedeuteten Zirkel, ein Wille, der erst durch Zusammenstimmung entsteht, müsse entscheiden, daß Zusammenstimmung sein soll. An dieser Stelle erhält die Bahn die Zeit und Geschichte konstituierende Funktion für den Menschen: Das aus dem Gleichgewicht gekommene Strebungssystem pendelt vermittels der „Zurechtweisungen“ jeweils durch den Indifferenzpunkt hindurch auf die andere Seite: „Und ausgeglichen / Ist eine Weile das Schicksaal“ (StA II, 147). Es kommt dann darauf an, die Momente der Freiheit erinnernd festzuhalten<sup>37</sup> und über die Perioden der Gefahr, des Leids, der Nacht hinweg das Bewußtsein des freien Selbst zu bewahren.

Darüber wird im Zusammenhang des Geschichtsgangs weiter zu handeln sein. Die Erörterung der anthropologischen Begründung hat gezeigt, daß der Rousseau-ähnlichen Deckungsgleichheit von Kräften und Be-

<sup>36</sup> In dem Fragment 'Über das Gesez der Freiheit' hält sich Hölderlin, wie Strack richtig sieht (S. 217 f. und 44–106), hinsichtlich des Freiheitsbegriffs „eng an Kants Begriff, der einen intellektuellen Zwang und sogar Nötigung impliziert“. Gerade deshalb kommt er mit seinem Argument dort in Schwierigkeiten: für die „Gleichstimmung“ des Notwendigen mit der Freiheit, des Bedingten mit dem Unbedingten, des Sinnlichen mit dem Heiligen, die nach der zufälligen natürlichen Unschuld als fester Zustand wieder hergestellt werden soll, wäre nach dem Vorgang Kants und Schillers der Begriff der Freiheit im Spiel der Einbildungskraft zu setzen. Da Hölderlin in diesem Fragment die Vermittlung des Freiheitsbegriffs aus dem Bereich der praktischen Vernunft mit dem Freiheitsbegriff aus der Ästhetik plante, hätte er zwei verschieden definierte Freiheitsbegriffe verwenden müssen, wie dies Kant tut (diesem blieb die Systematik der Vermögen ein Rätsel, das Hölderlin mit seiner Ästhetik und poetischen Logik gelöst glaubte). Hölderlin bricht deshalb ab; Schiller zieht in seinen 'Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen' die Unklarheit gewaltsam durch; ob Freiheit des Spiels oder Freiheit der Moralität, ästhetischer oder moralischer Staat der Zweck sein soll, wird deshalb dort nicht klar.

<sup>37</sup> Rousseau, Emile, S. 61 argumentiert psychologisch: „La mémoire étend le sentiment de l'identité sur tous les moments de son existence; il devient véritablement un, le même, et par conséquent déjà capable de bonheur ou de misère. Il importe donc de commencer à le considérer ici comme un être moral“. Für Hölderlin erhält hier das mythische Zeichen und damit die Poesie konstitutive Funktion.

dürfnissen das System der Harmonie oder Disharmonie antagonistischer Strebungen unterlegt wird, mit dessen Hilfe bestimmte bei Kant und Schiller offen gebliebene Fragen gelöst werden können. Hölderlin hat offensichtlich auch hier vorliegende Gedankengänge aus dem Bereich der sogenannten „Vereinigungsphilosophie“ verarbeitet.

Die Begriffspaare des „in allem seyns“ und „über allem seyns“, des Begehrens und Unterjochens nähern sich dem Herderschen Begriffspaar von Liebe und Selbstheit, die er in seinem gleichnamigen Aufsatz als kritisch weiterführende Interpretation des Hemsterhuis-Briefs über das Verlangen einführt. Daraus eine unmittelbar entsprechende Stelle:

Die Natur hat schmale Grenzen um jedes *Einzelne* gezogen; und es ist der gefährlichste Traum, sich unumschränkt zu denken, wenn man eingeschränkt ist, sich Despot des Weltalls zu glauben, wenn man von nichts als einzelnen Allmosen lebet. Die ganze Schöpfung mit Liebe zu umfassen, klingt schön ... Die allgemeinsten Cosmopoliten sind meistens die dürftigsten Bettler: sie die das ganze Weltall mit Liebe umfassen, lieben meistens nichts, als ihr enges Selbst.<sup>38</sup>

Hölderlin ist begrifflich genauer als Herder, der zwischen dem entgrenzenden Verlangen oder Begehren, wie es Rousseau und Hemsterhuis formuliert hätten, und der Liebe nicht deutlich unterscheidet. Liebe soll jedoch Menschen vereinigen, die je durch Verlangen und Selbstheit, also durch ein System antagonistischer Tendenzen, bestimmt sind. Das wird deutlich etwa in folgendem Satz: „Freundschaft und Liebe sind nie möglich, als zwischen gegenseitigen freien, consonen, aber nicht unisonen, geschweige identificirten Geschöpfen.“<sup>39</sup> Bei Herder ist also implizit die Liebe als dritte synthetische Tendenz neben dem begehrenden Bedürfnis und der einschränkenden, sich gegen alles behauptenden Selbstheit und Selbstbezogenheit anzunehmen<sup>40</sup>. Entsprechend bleibt auch Hölderlin

<sup>38</sup> Herder, Liebe und Selbstheit; Suphan 15, S. 323.

<sup>39</sup> Suphan 15, S. 326.

<sup>40</sup> Gegen Dieter Henrich ist festzuhalten, daß Herder in der Freundschaft keineswegs „spannungslose Übereinstimmung“ gesehen hat (Hegel und Hölderlin, in D. H.: Hegel im Kontext, Frankfurt 1971, S. 16), daß er darin vielmehr die prekäre Mitte zwischen Bewußtlosigkeit und Zerstörung, Selbstverlust und Leid gesehen hat, so daß gerade auch bei Herder eine Strebung als dritte Tendenz entsteht: „Du dürstest nach Vollkommenheit, aber du hast sie nicht! Verschmache nicht am Brunnen dieses einzelnen Genußes, sondern raffe dich auf und sterbe weiter.“ (Suphan 15, S. 321) Mir ist unklar, warum Gerhard Kurz in seiner begrüßenswerten Darstellung der Vereinigungsphilosophie (Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Hölderlin, Stuttgart 1975, S. 16–31) einerseits bei Herder z. B. Leben „als ständigen Akt der Versöhnung und Vereinigung widerstreitender Kräfte und Tendenzen“ bezeichnen kann (26),

nicht bei den beiden Grundtendenzen stehen<sup>41</sup>; deren harmonische Organisation ist sowohl als höchste Einfalt wie als höchste Bildung nur ideal, nur in Momenten ohne Dauer tatsächlich verwirklicht. Tatsächlich beginnt der Mensch bei einem „Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt)“ und endet bei einem Punkte „(der mehr oder weniger vollendeten Bildung)“<sup>42</sup>. Daß Hölderlin für die sichere Durchmessung dieser Bahn eine selbständige dritte Tendenz sucht, erhellt, wie immer man ihn sonst auffaßt, aus dem freien Willen, der am Ende der Vorrede über das gefährliche beziehungsweise harmonische Verhältnis der beiden Grundtendenzen entscheiden muß, also nicht mit einer von ihnen identisch sein kann<sup>43</sup>. Der Text des Fragments ergänzt dann diesen freien Willen durch den Begriff der „Mutter alles Lebens“, der unbegreiflichen Liebe<sup>44</sup>,

auch Liebe als Vereinigung von Hingabe und Selbstheit erkennt (30) und warum er andererseits Hölderlins Liebesbegriff „als Vereinigung von gegensätzlichen Tendenzen und Strebenzielen“ nicht deutlicher auf Herder zurückbezieht (48). Mitzuspielen scheint noch die unzulässige Reduktion der Vereinigung in 'Liebe und Selbstheit' auf unriskante, utilitäre Freundschaft, der „Verlangen, Passion und restlose Hingabe“ fehle (28). Diese auch von Henrich vertretene Auffassung ist nur möglich, wenn die (alte) Unterscheidung Herders zwischen Venus Urania und Aphrodite, zwischen auf „irrdische, sinnliche Reize“ gerichtetem Verlangen und der Freundschaft übersehen wird, zu der die Liebe werden soll (Suphan 15, S. 313). Ebenfalls übersehen ist der Aufstieg der „Grade von Vereinigung der Wesen“ vom sinnlichen Genuß über Düfte, Musik, Bilder, Freundschaft und Liebe, Elternzärtlichkeit zur Liebe zu Gott, der den Stufenweg des platonischen Eros neu formuliert (ebd. S. 317 f.). Herders Begriffssystematik ist am Schluß des Aufsatzes genau formuliert, wo er „Daseyn und Bewußtseyn“ mit „Liebe und Sehnsucht“ konfrontiert (325): „isolirtes einzelnes Daseyn“ (320) steht dem Verlangen gegenüber, „wie Meeresschleim mit allem zusammenfließen“ (325, vgl. 321); Bewußtsein als „Grund alles Genußes“ (321) und „Liebe“ als begrenzter Genuß, der deshalb „nach Vollkommenheit“ dürstet und weiterstreben muß, stehen paarig als vermittelnde Tendenzen der Vereinigung der Extreme von Sehnsucht und „isolirtem Daseyn“, jeweils in sich selbst schon vermittelt, darüber. Der Titel „Liebe und Selbstheit“ enthält also schon zwei Vereinigungstendenzen, deren jede in sich die gegenstrebigenden Tendenzen vermittelt. Die in der Metrischen Fassung mythisch begründete Gleichzeitigkeit der Entstehung von Liebe und Bewußtsein ist bei Herder, zusammen mit dem Mythos, vorgegeben.

<sup>41</sup> Wie Henrich ebd. S. 30 f. für die ganzen Jahre bis 1798 behauptet. Die Liebe als Vereinigung der beiden Triebe, die selber Tendenz ist, indem sie geschichtlich wird, ringt, wandelt und irrt, wird jedenfalls in der metrischen Fassung des 'Hyperion' präzise herausgearbeitet, die Henrich gar nicht beachtet.

<sup>42</sup> StA III, 163.

<sup>43</sup> Das freie Schweben zwischen den beiden Antrieben, von Henrich ebd. S. 30 f. erst für die Homburger Zeit als wichtige Änderung gegenüber dem frühen Entwurf behauptet, ist mit dem freien Willen eindeutig postuliert; vgl. auch Anm. 36.

<sup>44</sup> StA III, 183.

einen Begriff, der dann als Eros im platonischen Sinne in der metrischen Fassung als dritte Tendenz volle Deutlichkeit erlangt.

Diese Einläßlichkeit war nötig, um damit Hölderlins schon vor der Fichte-Begegnung erreichte Position hinsichtlich der anthropologischen Grundverfassung im Kontext der zeitgenössischen Anschauungen bestimmen zu können. Rousseaus und Herders Auffassungen wurden schon gestreift; bei Rousseau ist neben der *Dyas puissance – volonté, faculté – désir* keine dritte freie Kraft abzusehen, die die zur Herstellung des Gleichgewichts nötige willentliche Einschränkung der Bedürfnisse leisten könnte; bei Herder hatten wir begriffliche Unschärfe, aber implizit die Trias selbständiger Tendenzen erkannt, die er im übrigen in anderen Werken unermüdlich beschreibt<sup>45</sup>. Kant hatte in seinen drei Kritiken mit Erkenntnisvermögen und Willen zwei Vermögen beschrieben, die durch die Urteilskraft im Bereich des Schönen und der Zweckmäßigkeit der Natur ebenfalls über ihr antagonistisches Verhältnis hinausgehoben werden sollten – Kant jedoch hatte hier nur regulative Prinzipien angenommen, während es Hölderlin um eine Erfahrung von ähnlicher Realität ging wie Kant sie nur für das „ich denke“ der transzendentalen Synthesis der Apperzeption und für die Tatsache der Freiheit im Bereich der praktischen Vernunft zuzugeben bereit war. Ein beide vereinigendes Prinzip als ebensolche Bewußtseinstatsache festmachen zu können und damit über die „Kantische Gränzlinie“<sup>46</sup> der Subjektivität hinauszukommen, ist das offenbare Bestreben Hölderlins in den Ansätzen zum 'Hyperion': Im 'Fragment' werden die beiden Grundtriebe durch die Lebensbahn quasi mechanisch, durch den Willen frei ins Verhältnis gesetzt. Dabei ist aber die Freiheit dieses Willens nicht jederzeit, sondern nur momentan und als Ziel der geschichtlichen Entwicklung verfügbar. Schon der Text des Fragments geht über die Vorrede durch die der Liebe Hyperions entgegenkommende Liebe aus der Natur hinaus: „Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu

<sup>45</sup> Z. B. im Zusammenhang der Humanitätsdefinition der 'Ideen': „Wie wir uns nun bei der Schöpfung die *Macht*, die das Chaos schuf, zuerst und sodann in ihm ordnende *Weisheit* und harmonische *Güte* gedenken: so entwickelt die Naturordnung des Menschengeschlechts zuerst rohe *Kräfte*; die Unordnung selbst muß sie der Bahn des *Verstandes* zuführen und je mehr dieser sein Werk ausarbeitet, desto mehr siehet er, daß *Güte* allein dem Werk *Dauer*, *Vollkommenheit* und *Schönheit* gewähre.“ (Suphan 14, S. 243; Hervorhebungen zum Teil vom Vf.) Der Schönheitsbegriff des 'Hyperion', nicht als Vorschein des Wahren, als sinnliches Symbol der Vernunft, sondern als Organisationsform des Natürlichen, hat hier eine seiner Wurzeln.

<sup>46</sup> Brief 88 an Neuffer vom 10. 10. 94; StA VI, 137.

mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meers mir zuzurufen, warum liebst du nicht *mich*?“<sup>47</sup> Diese nicht mehr entgrenzende, sondern das „Selbstständige“<sup>48</sup> erst begründende Liebe als Bewußtseinstatsache mit der Erfahrung eines umfassenden, sich als Gegenstand des liebenden Kampfes anbietenden Naturganzen wird dann in der metrischen Fassung ausgearbeitet. Hier kommt durch den platonischen Mythos ein Element größerer Selbständigkeit in den Begriff der Liebe: ihr Irren, Suchen und Arbeiten ist es, was den Weg der Lebensbahn bestimmt. Die Begriffe des Bewußtseins, der Schönheit, des Schicksals, der Dürftigkeit, der Sehnsucht, der Vereinigung, wie Hölderlin sie mit dem platonischen Mythos von Poros und Penia verbindet, hat auch schon Herder in 'Liebe und Selbstheit' daraus abgeleitet, ja er spricht vom reichen und zarten „Saitenspiel der Empfindungen von vielerlei Tönen und Modis“, das durch die verschiedenen Grade und Arten der Anziehungskraft entstehe „und unser Herz und Leben gleichsam eine Harmonika des Verlangens, das Kunstgebilde einer immer reinern, unersättlichen, ewigen Sehnsucht würde“<sup>49</sup>; Menschen können sich wie

<sup>47</sup> StA III, 183.

<sup>48</sup> Ebd., 179.

<sup>49</sup> Suphan 15, S. 306 f. Hölderlin, der auch hier konsequenter vorging als Herder, dachte nicht nur an eine „Harmonika des Verlangens“, sondern ebenso des „isolierten einzelnen Daseyns“ und der Vereinigungstendenzen und -richtungen beider, sowie an die harmonischen Verhältnisse der drei „Harmoniken“ (bei der Harmonika oder Glasharmonika werden Glasglocken, -stäbe oder -röhren durch Streichen mit dem Finger zum Klingen gebracht). Henrich meint eine entscheidende Veränderung in Hölderlins Denken mit der Fichte-Begegnung 1794/95 ansetzen zu können (Hegel und Hölderlin 20). Nur Fichte habe den transzendenten Grund der Weisen des Bewußtseins und Strebens und „das Gegensätzliche in den Strebensrichtungen des Menschen und die Notwendigkeit zu ihrer Vereinigung“, Platonische und Schillersche Ansätze in Hölderlins Denken, zugleich rechtfertigen können. Hierzu habe Fichte zwei Entdeckungen gemacht, die erste: „daß Bewußtsein nur aus dem Gegensatz, nicht schon aus Kants Verbindung von Mannigfaltigem verständlich wird.“ Man vergleiche damit Herder in 'Liebe und Selbstheit' (1781): „Wir sind einzelne Wesen, und müssen es seyn, wenn wir nicht den Grund alles Genußes, unser eigenes Bewußtseyn, über dem Genuß aufgeben, und uns selbst verlieren wollen, um uns in einem andern Wesen, das doch nie wir selbst sind und werden können, wieder zu finden. Selbst wenn ich mich, wie es der Mysticismus will, in Gott verlöre, und ich verlöre mich in ihm, ohne weiteres Gefühl und Bewußtseyn meiner: so genöÙe Ich nicht mehr; die Gottheit hätte mich verschlungen, und genöÙe statt meiner. Wie gut hat es also die Vorsehung gemacht, daß sie das Saitenspiel unsrer Empfindungen nur nach und nach, in sehr verschiednen Klängen und Arten wecket, daß sie unsre Sehnsucht jetzt auffodert, jetzt einschränkt, unser Verlangen hier thätig, dort leidend übet, überall aber, auch nach dem süßesten Genuß, uns auf unser armes Ich zurückwirft, sagend gleichsam: «Du bist doch ein eingeschränktes,

„consone Töne“ zueinander verhalten in der Freundschaft und „Ehe der Seelen“, so daß in ihrem Zusammensein „die Melodie des Lebens und des Genußes“ entstehe<sup>50</sup>. Formulierungen wie „die stillen Melodien des menschlichen Lebens“<sup>51</sup>, „die Melodie des Schicksals . . . Seine Dissonanzen“<sup>52</sup> aus der Metrischen Fassung und 'Hyperions Jugend'<sup>53</sup>, wie „Lebendige Töne sind wir“<sup>54</sup> und „Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die großen Akkorde der Freude“<sup>55</sup> aus dem 'Hyperion' – solche Formulierungen zeigen, daß nicht nur die Grundlagen für die anthropologische Trieblehre der 'Hyperion'-Frühstufen, sondern auch für die Lehre vom Wechsel der Töne in diesen Anregungen Herders zu suchen sind.

Mit Herder gelangt Hölderlin auch über die „Kantische Gränzlinie“ und über Schiller hinaus, der ihm in 'Anmut und Würde' noch zu wenig über diese Linie der Subjektivität hinausgegangen war, wie Hölderlin zur Zeit der Veröffentlichung des 'Thalia'-Fragments schon kritisch bemerkte<sup>56</sup>. In seiner Schrift 'Gott. Einige Gespräche' von 1787 entwickelt Herder eine neue Form des Spinozismus, in der die für Hölderlins über Kant und Schiller hinausstrebendes Denken charakteristische Differenzierung von „Seyn“ und „Urtheil“ schon vorformuliert ist. Herder unterscheidet da ein „durch sich selbst Unendliches“, ein „völlig unteilbares Einziges Daseyn“, eine „Macht der Gottheit, die sich, wenn ich so kühn reden darf, in das Wesen jeder Organisation gleichsam selbst

einzelnes Geschöpf! Du dürstest nach Vollkommenheit, aber du hast sie nicht! Verschmachte nicht am Brunnen dieses einzelnen Genußes, sondern raff dich auf und strebe weiter.“ (Suphan 15, S. 321) Auch Fichtes zweite Entdeckung, „daß die Entgegensetzung selbst auch einen Einheitsgrund verlange“, ist hier vorgegeben, deutlicher noch in Herders Weiterentwicklung des Spinozismus in der Schrift 'Gott' (1787). In der Verarbeitung der Fichteschen Philosophie, die er mit Spinoza in Zusammenhang bringt (Brief 94 an Hegel vom 26. 1. 95; StA VI, 155), braucht Hölderlin sich nur auf Herders Begriff „eines völlig unteilbaren Einziges Daseyns“ in dieser Schrift (Suphan 16, S. 457) zurückzubeziehen. Ich kann nicht beurteilen, wie weit nicht auch Fichte seine 'Entdeckungen' auf Herder gestützt hat; jedenfalls scheint mir der polemische Verdacht eines „umgekehrten Spinozismus“ bei Fichte nicht unbegründet.

<sup>50</sup> Suphan 15, S. 322.

<sup>51</sup> StA III, 186, 19.

<sup>52</sup> Ebd., 192, 1 f.

<sup>53</sup> Parallelstellen ebd. 199, 22 und 201, 12 f.

<sup>54</sup> StA III, 159.

<sup>55</sup> StA III, 148. Im Anschluß daran noch einmal die Formel vom „flüchtigen Lebensliede“.

<sup>56</sup> StA VI, 137.

beschränkt hat<sup>57</sup>, und die Welt als Ausdruck<sup>58</sup> dieses Daseins, die durch wirkende und gegenwirkende Kräfte und deren vergängliche Organisationen bestimmt ist. Es ist kein Tod, keine Vernichtung in der Schöpfung, wohl aber „ein Hinwegeilen dessen, was nicht bleiben kann, d.i. Wirkung einer ewig-jungen, Rastlosen, daurenden Kraft“.<sup>59</sup> Wenn aber „Alles Fortgang, Eile, Wanderung“ ist<sup>60</sup>, so läßt sich auch ein Fortgang ohne Fortgang nicht denken<sup>61</sup>, das heißt der Progreß ist keine gleichförmige Bewegung, sondern wirkt als Progreß des Progresses auf sich zurück, beschleunigt sich und verstärkt die in ihm wirkenden qualitativen Prinzipien: „sehen Sie allenthalben ein Fort r ü c k e n a u s d e m C h a o s z u r O r d n u n g, eine innige Vermehrung und Verschönerung der Kräfte in neu-erweiterten Schranken nach immer mehr beobachteten Regeln der Harmonie und Ordnung.“<sup>62</sup>

Diese ontologische Grundlegung hat Hölderlin offenbar auf die neuen philosophischen Probleme angewandt, vor die er sich durch Kant, Schiller und Fichte gestellt sah; Zeugnis dafür ist der früh zu datierende und von dem Hegelforscher Dieter Henrich als nahezu instantane Verwandlung der Fichte-Position in Hölderlins eigene Antwort bezeichnete<sup>63</sup> Aufsatz 'Urtheil und Seyn', vor allem auch die Vorrede der vorletzten Fassung des 'Hyperion', in der Hölderlin das spinozistisch-lessingscherderische "Ev καὶ Πᾶν, „Die seelige Einigkeit, das Seyn, im einzigen Sinne des Worts“ an den verlorenen Anfang und „den Frieden alles Friedens, der höher ist, denn alle Vernunft“, die Vereinigung mit der Natur „zu Einem unendlichen Ganzen“ an das erstrebte Ziel stellt<sup>64</sup>. Damit ist der Mensch vollständig aufgehoben im Sein, von dem auch Materie und Geist, Vernunft und Sinnlichkeit nur Ausdrücke, entgegengesetzte und aufeinander wirkende Kräfte sind, die zum Frieden kommen sollen und werden. Die Position der Vernunft, der Freiheit, der

<sup>57</sup> Suphan 16, S. 456–58. Herder formuliert seinen Gott immer von der Schöpfung her, als deren Dasein er sich offenbart. Hölderlin, aus dem Anlaß der Auseinandersetzung mit Fichte, betrachtet in 'Urtheil und Seyn' das „Seyn schlechthin“ und unterscheidet es von der „Wirklichkeit“, „Möglichkeit“ und „Nothwendigkeit“ als seinen weltlichen Modalitäten.

<sup>58</sup> Suphan 16, S. 457.

<sup>59</sup> Ebd., S. 566.

<sup>60</sup> Ebd., S. 564.

<sup>61</sup> Ebd., S. 568.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Henrich, Hegel und Hölderlin, S. 20.

<sup>64</sup> StA III, 236.

Subjektivität außerhalb der Natur, wie sie das Denken Kants und Schillers bestimmt, ist damit überwunden, aber auch die Hegelsche Einschränkung auf den Geist und seine Bewegung nicht vollzogen<sup>65</sup>. Hölderlin erkennt die Bewegung der Welt und ihrer Geschichte als radikale Dialektik gleichmächtiger Tendenzen untereinander und mit dem umfassenden Sein auf allen Ebenen der Welt, angefangen vom Gang der Gestirne, dem Klima und den geographischen Vorgängen, dem Lauf der Flüsse, dem Verhalten der Menschen zueinander im privaten und öffentlichen Leben, in der Geschichte und im Verhältnis zur Natur. Hier erscheint ein Aspekt des Compendiums, als welches dann der 'Hyperion' genommen werden kann: gezeigt werden soll die große *analogia entis*, die Gleichheit der Strukturen und Gesetzmäßigkeiten in Welt und Menschen, sowie das Ein- und Gegenwirken von allem mit allem. Noch eines der letzten Worte des schreibenden Hyperion stellt eine solche Analogie her:

*Bester! ich bin ruhig, denn ich will nichts bessers haben, als die Götter. Muß nicht alles leiden? Und je treflicher es ist, je tiefer! Leidet nicht die heilige Natur? O meine Gottheit! daß du trauern könntest, wie du seelig bist, das konnt' ich lange nicht fassen.*<sup>66</sup>

<sup>65</sup> Henrich, Hegel und Hölderlin, S. 27 f. stellt fest, „daß Hegel Hölderlins Denken nur verkürzt übernahm. Für Hölderlin war »Liebe« Vereinigung von *Strebensrichtungen*, deren eine aufs Unendliche, deren andere auf Hingabe ging. Die eine verstand er aus der Beziehung zum Ursprung, die andere aus der Beziehung zu dem, das gleich uns die Einigkeit des Seins verlor. In Hegels Liebesbegriff ist von dieser Doppelung nichts zu finden. »Liebe« ist geradezu als Vereinigung von Subjekt und Objekt gedacht ... Das Geschehen der Vereinigung selber, nicht ein Grund, aus dem es herzuleiten ist, ist das wahre Absolute ... [weshalb] Hegel gerade darum zu der Überzeugung kam, es müsse »Geist« und nicht »Seyn« genannt werden.“ Von diesem entscheidenden Punkt ab gilt der Geschichtsphilosophie nur entweder die Faktizität der Substanz oder die Faktizität der Vermittlung als Ausgangspunkt des geschichtlichen Prozesses, nicht, wie Hölderlin es bis 1806 durchhielt, die radikale Dialektik von Substanz und Vermittlung.

<sup>66</sup> StA III, 150. Aspetsberger, Welteinheit, S. 299 meint, in diesem Satz drücke sich nichts entscheidend anderes aus als in dem Anfangssatz des Romans: „Der liebe Vaterlandsboden giebt mir wieder Freude und Laid.“ Dies relativiert nach seiner Ansicht die Vorstellung von der Entwicklung des Erzählers (300), die man aus dem Satz von der „Auflösung der Dissonanzen“ abgeleitet hatte. Er sieht „im Erzählvorgang keine Bewußtseinsbildung, sondern eine Anreicherung und Differenzierung des Bewußtseins“ (327, vgl. die Zusammenfassung 342). Wer nachliest, kann leicht feststellen, daß Freude und Leid am Anfang in getrennten Zeitmomenten und Gegenständen vorkommen und einander jeweils vernichten und daß Hyperion am Ende gelernt hat, daß Freude nur zugleich mit dem Leid, durch das Leid und so in jedem Gegenstand der Natur und des Menschenlebens möglich ist, daß der Schmerz am Herzen der Menschen liegt und Vertrauter der Natur ist: „Denn er nur führt von einer Wonne zur andern,

Die Anerkennung des Leides als Notwendigkeit in der Beschränkung, die sich das Unendliche geben muß, um geschichtlich zu werden, löst die Dissonanzen im Charakter des Hyperion vollends auf, indem die Dissonanz als integrierender, ermöglichender Aspekt der Natur und des menschlichen Lebens erkannt wird. Hölderlin konnte auch in diesem Bezug auf Herders Vorgang zurückgreifen, der die neuplatonische Mikrokosmostheorie wieder aufnimmt und „durch die ganze belebte Schöpfung unserer Erde das Analogon einer Organisation herrschen“ sieht, zu deren Erkenntnis „der Mensch natürlicher Weise an sich selbst einen Leitfaden [bekomme], der ihn durchs große Labyrinth der lebendigen Schöpfung begleite“<sup>67</sup>.

Natürlich waren weder Hölderlin noch Herder bereit, die kruden Analogien nachzuvollziehen, die man in der Geschichte des analogischen Denkens manchmal gezogen sehen kann und die bis in die Exzesse der Alchemie, der Astrologie, Chiromantie, Signaturenlehre und anderer Geheimwissenschaften gehen. Nichtsdestoweniger ist die mythische Geographie Hölderlins, die Analogie zwischen Fluß und Halbgott und Mensch, die Vorstellung von der Kultivierung der Erde durch Blitz, Flüsse und Pflanzenwuchs noch bis in die Spätzeit hinein Ausdruck dieses analogischen Denkens und findet sich in den ersten Büchern von Herders 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' zum Teil bis ins einzelne vorbereitet.

In den Vorstufen des 'Hyperion' bis zur Vorrede der vorletzten Fassung hin wird also eine anthropologische Grundlage in Gestalt des Verhältnisses antagonistischer Triebe zum Unbedingten und zur Wechsel-Bestimmung sowie ihrer Vereinigung durch den Eros geschaffen. Dieses anthropologische Modell ist zugleich als Aufhebung des Gegensatzes von Erkenntnis und Praxis in der ästhetischen Erfahrung gedacht, die, sofern sie kosmologisch durch die *analogia entis* und ontologisch durch die Einheit des Seins, ihre Ur-Teilung und Vereinigung gesichert werden soll, über den regulativen Spielcharakter der Ästhetik Kants und Schillers hinausgeht. Hölderlin kann vielmehr in entscheidenden Punkten auf die Vermittlung der platonisch-neuplatonischen Vereinigungsphilosophie u. a. durch Herder zurückgreifen. Er bleibt insoweit kritizistisch, als er,

und es ist kein anderer Gefährte, denn er.“ (StA III, 150) Die Analogie zwischen Natur und Mensch in dem vom Schmerz geführten Weg „von einer Wonne zur andern“ ist erst hier bewußt geworden, Erfahrung geworden, anerkannt. Vergleichsweise leichtsinnig klingt dagegen die Formulierung vom „Streit der Liebenden“ in der Schlußvision. Über die Funktion dieser „Leichtsinn“-Stufe vgl. unten.

<sup>67</sup> Suphan 13, S. 69 f.

wie noch zu zeigen sein wird, den Anspruch der ästhetischen Vereinigung nicht in philosophischer Argumentation, sondern in der ästhetischen Erfahrung der philosophischen Dichtung, der „Mythe“ einlöst. Trotzdem kann eine verkürzende Lesung im 'Hyperion' ein „Compendium“ erfassen, dessen philosophisch-wissenschaftlicher Anspruch im Hinblick auf Anthropologie skizziert worden ist; nun sollen noch die darauf aufbauenden Aspekte der Geschichtsphilosophie angedeutet werden.

### 3. Die „exzentrische Bahn“ im Kontext

Nach Kants herber Kritik an Herders analogischem Denken<sup>68</sup> konzentrierte sich dieser in seinen 'Ideen' auf strukturelle Analogien hauptsächlich im Bereich der Entwicklung und damit der Geschichte. Auch hier sind seine Anschauungen für Hölderlin entscheidend in seinem Versuch, ein in allen Lebensbereichen und in der menschlichen Geschichte gleichermaßen gültiges Entwicklungsgesetz zu formulieren, eine „lebendige Stufenleiter jeder Naturgeschichte und Bildungslehre“, wie Friedrich Schlegel sie in 'Wilhelm Meisters Lehrjahren' entdecken sollte<sup>69</sup>. Ein Naturgesetz geschichtlicher Entwicklung zu entdecken war die Aufgabe, die sich die Geschichtsphilosophie oder Universalgeschichte von Bossuet über Vico bis ins späte 18. Jahrhundert gestellt hatte. Wie die Naturwissenschaft, insbesondere die Physik, aber auch Zoologie und Botanik die verwirrende Vielfalt der Welt auf einfache Prinzipien zu reduzieren, in den entstehenden Reihen Lücken zu entdecken, die Reihen prognostisch zu verlängern im Gange waren, so sollte auch für die Entwicklung des Menschen im einzelnen und allgemeinen eine Gesetzmäßigkeit gefunden werden, die das Vergangene zu erklären, das Gegenwärtige als sinnvoll zu erkennen und das Zukünftige planvoll einzuleiten gestatten würde. Kant drückt das in seinem Aufsatz 'Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht' von 1784 folgendermaßen aus:

Da die Menschen in ihren Bestrebungen nicht bloß instinktmäßig, wie Tiere, und doch auch nicht, wie vernünftige Weltbürger, nach einem verabredeten Plane, im ganzen verfahren: so scheint auch keine planmäßige Geschichte (wie etwa von den Bienen oder den Bibern) von ihnen möglich zu sein. Man kann sich eines gewissen Unwillens nicht erwehren, wenn man ihr Tun und

<sup>68</sup> Immanuel Kant, Rezension zu J. G. Herders Ideen 1784. In: Schriften zur Anthropologie, S. 781–797.

<sup>69</sup> Vgl. Anm. 7.

Lassen auf der großen Weltbühne aufgestellt sieht; und, bei hin und wieder anscheinender Weisheit im einzelnen, doch endlich alles im großen aus Torheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht zusammengewebt findet: wobei man am Ende nicht weiß, was man sich von unserer auf ihre Vorzüge so eingebildeten Gattung für einen Begriff machen soll. Es ist hier keine Auskunft für den Philosophen, als daß, da er bei Menschen und ihrem Spiele im großen gar keine vernünftige eigene Absicht voraussetzen kann, er versuche, ob er nicht eine Naturabsicht in diesem widersinnigen Gange menschlicher Dinge entdecken könne; aus welcher, von Geschöpfen, die ohne eigenen Plan verfahren, dennoch eine Geschichte nach einem bestimmten Plane der Natur möglich sei. – Wir wollen sehen, ob es uns gelingen werde, einen Leitfaden zu einer solchen Geschichte zu finden; und wollen es dann der Natur überlassen, den Mann hervorzubringen, der im Stande ist, sie darnach abzufassen. So brachte sie einen Kepler hervor, der die exzentrischen Bahnen der Planeten auf eine unerwartete Weise bestimmten Gesetzen unterwarf; und einen Newton, der diese Gesetze aus einer allgemeinen Naturursache erklärte.<sup>70</sup>

Hier klärt sich zunächst einmal der Begriff der exzentrischen Bahn aus der Vorrede zum Thalia-Fragment des 'Hyperion', wo es heißt: „Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu seyn.“<sup>71</sup> Exzentrische Bahnen, so macht das Astronomie-Gleichnis Kants deutlich, sind die merkwürdigen unregelmäßigen Schleifen, das unsystematische Vor- und Zurückgehen der Planeten, die der naive Beobachter von seinem irdischen Standort aus feststellen muß, die die Ptolemäische Astronomie aufgrund ihres geozentrischen Weltbildes zu akzeptieren hatte und mit deren Berechnung sie sich bis zu Kopernikus und Kepler vergeblich abmühte. Die Unordentlichkeit, Verwirrung und Unerklärlichkeit so aufgefaßter Planetenbahnen ist es, was Kant zu dem Vergleich anregt und was bis heute dem Begriff „exzentrisch“ anhaftet. In diesem Sinne kommt er auch bei Hölderlin an anderen Stellen vor<sup>72</sup>, und mit dieser Auffassung stimmt, als eines von vielen Beispielen, ein Satz

<sup>70</sup> In: Schriften zur Anthropologie, S. 34. Strack, Ästhetik und Freiheit, S. 186–191 zitiert neben der angeführten Stelle noch weitere aus Kant, Herder und Moritz, meint aber dann doch, Hölderlin habe die „gesetzlich bestimmten Tätigkeiten des Menschen 'exzentrisch' nennen“ wollen (189). Kants geschichtsphilosophische Absicht war ja gerade, sie nach Auffindung ihrer Gesetzmäßigkeit nicht mehr exzentrisch nennen zu müssen.

<sup>71</sup> StA III, 163.

<sup>72</sup> Sein Zögling Fritz von Kalb habe „auf keine Art exzentrische Geisteskräfte“

Hyperions über Alabanda überein: „ich hatte, wie sonst, auch diesmal wieder meines Herzens Freude daran gehabt, diesem Geist auf seiner kühnen Irrbahn zuzusehn, wo er so regellos, so in ungebundner Fröhlichkeit, und doch meist so sicher seinen Weg verfolgte.“<sup>73</sup> Das Irren der Liebe in der metrischen Fassung und in 'Hyperions Jugend', das Irren der Ströme, etwa des Rheins im Vaterländischen Gesang, Formulierungen wie „alle die irrenden Ströme der menschlichen Thätigkeit“<sup>74</sup> gehören hierher. Die exzentrische Bahn des Menschen ist also wie die Planetenbahn für den naiven Beobachter eine Irrbahn, ein regelloses Vor- und Zurückgehen, Kreisen und Schleifenziehen. Gibt er aber wie Kopernikus und Kepler seinen naiven empirisch subjektiven Standpunkt auf, so erkennt er die einfachen Gesetzmäßigkeiten aller dieser Planetenbahnen (die „wesentlichen Richtungen . . . nebst ihrer Zurechtweisung“); schließlich kann er wie Newton diese Gesetzmäßigkeiten auf natürliche Ursachen zurückführen („Der Mensch möchte gerne in allem und über allem seyn“). Das Verhältnis von Oberflächen- und Tiefenstruktur zwischen dem Begriffspaar Bedürfnisse–Kräfte und dem Paar In allem–Über allem haben wir schon festgestellt; dazwischen schieben sich, jetzt mit dem Bahn-Problem erst in Betracht gekommen, die „Richtungen“ als zeitliche Erscheinungsformen der Tiefenstruktur. In Hölderlins Fragment-Vorrede spiegelt sich also genau der von Kant angegebene Dreischritt der „Kopernikanischen Wende“ in der Geschichtsphilosophie samt den drei Schichten der geschichtsphilosophischen Erkenntnis, die daraus resultieren. Die Verwirrung menschlicher Dinge als Bedeutungsaspekt des Begriffs der exzentrischen Bahn ist damit wohl gesichert.

Verwirrung menschlicher Dinge ist überhaupt ein Topos universalgeschichtlicher Betrachtung und begründet sie erst in ihrer Aufgabe, in der Verwirrung, Regellosigkeit und Unüberschaubarkeit der Weltbegebenheiten einen vernünftigen Sinn zu finden. Kants Aussage dazu habe ich schon zitiert, bei Schiller heißt es: „Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie [die Geschichte] dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Notwendigkeit geleitet wird.“<sup>75</sup> Herder hat denselben Ge-

(StA VI, 126). „Man würde so leicht exzentrisch in seinen Meinungen bei gänzlicher Zurückgezogenheit“ (StA III, 211, 1 f.).

<sup>73</sup> StA III, 30.

<sup>74</sup> Brief 179; StA VI, 329.

<sup>75</sup> Friedrich Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Sämtliche Werke, Säkular-Ausgabe Bd. 13, S. 22.

danken: „der Weg der Menschen ward einem Labyrinth gleich, mit Abwegen auf allen Seiten, wo nur wenige Fußtapfen zum innersten Ziel führen... Die Philosophie der Geschichte also... ist eigentlich die wahre Menschengeschichte, ohne welche alle äußere Weltbegebenheiten nur Wolken sind oder erschreckende Misgestalten werden. Grausenvoll ist der Anblick, in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmer zu sehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schicksals ohne dauernde Absicht!“<sup>76</sup> Das war die Aufgabe der Universalgeschichte: die Angst des mündig und vernünftig gewordenen Menschen vor der möglichen Sinnlosigkeit seines Mündigseins zu besänftigen, im schiefesten Orkus, wie Hölderlin sagt, ein Grades, ein Recht noch aufzudecken. Ganz nahe an Hölderlin kommt Herder in folgender Äußerung:

Ueberhaupt zeigt der ganze Gang der Cultur auf unsrer Erde mit seinen abgerissenen Ecken, mit seinen aus- und einspringenden Winkeln fast nie einen sanften Strom, sondern vielmehr den Sturz eines Waldwassers von den Gebürgen; dazu machen ihn insonderheit die Leidenschaften der Menschen. Offenbar ist es auch, daß die ganze Zusammenordnung unsres Geschlechts auf dergleichen wechselnde Schwingungen eingerichtet und berechnet worden. Wie unser Gang ein beständiges Fallen ist zur Rechten und zur Linken und dennoch kommen wir mit jedem Schritt weiter: so ist der Fortschritt der Cultur in Menschengeschlechtern und ganzen Völkern.<sup>77</sup>

Hyperions Schicksalslied scheint mir hier im Sturz des Waldwassers vorgedacht; Hyperion hat es auch, wie er sagt, „einst in glücklicher unverständiger Jugend meinem Adamas nachgesprochen“<sup>78</sup>.

Ebenso topisch wie der Gedanke der scheinbaren Regellosigkeit der menschlichen Handlungsweisen, für die Kant und Hölderlin die Metapher der exzentrischen Bahn verwenden, ist die Aufgabe, in dieser Regellosigkeit einfache Gesetze zu finden und die Gesetze aus einer allgemeinen Naturursache zu erklären, Aufgaben, die in der Astronomie Kepler und Newton gelöst haben.

Kant selbst kann sich angesichts des Widersinns menschlicher Handlungsweisen nur durch die Annahme vor der Verzweigung retten, daß gerade dieser Widersinn die Naturabsicht befördere, die Menschen zum unbeschränkt freien Gebrauch ihrer Vernunft zu bringen. Für ihn ist der Mensch im Grunde selbstüchtig, faul, herrsch- und habsüchtig, gierig, mißgünstig, eitel<sup>79</sup>; der gesellschaftliche Antagonismus solcher Antriebe

<sup>76</sup> Suphan 13, S. 351 f.

<sup>77</sup> Suphan 14, S. 233 f.

<sup>78</sup> StA III, 143.

<sup>79</sup> Erläuterungen zum 5. Satz der 'Idee'.

zwingt ihn schließlich dazu, vernünftig zu werden und friedlich mit den andern zusammenzuleben; der Staat, zunächst als Zwangseinrichtung, endlich als „allgemein das Recht verwaltende bürgerliche Gesellschaft“ ist „die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung“<sup>80</sup>. Wertakzente dieser Geschichtsphilosophie liegen auf der Gattung Mensch und auf dem Ende der Menschenreihe, die sich asymptotisch der Bestimmungslinie nähert<sup>81</sup>; memorable Geschichtseignisse sind Fortschritte in Aufklärung und gesellschaftsbestimmter Unterdrückung der wilden Freiheit der einzelnen Menschen.

Schiller in seiner universalgeschichtlichen Vorlesung argumentiert ähnlich, nur daß er optimistischer als Kant „Unser menschliches Jahrhundert“<sup>82</sup> als Zielpunkt aller Anstrengungen vergangener Zeitalter betrachtet. Die Universalgeschichte hebt die Daten heraus, „welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben“<sup>83</sup>. Der Zweck der Universalgeschichte ist die Vermittlung eines größeren Weitblicks, die tendenzielle Vermeidung selbstsüchtiger Urteile, vor allem aber die 'optische Täuschung', die dem Individuum die „Grenzen von Geburt und Tod“ verbergen, „die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen“<sup>84</sup>.

Herder polemisierte vehement gegen Kants Verlegung des geschichtlichen Wertes aus dem jeweiligen Geschichtsmoment und aus dem Individuum. Geschichte war für ihn zeitliche Erscheinungsform des unendlichen Daseins, das in den eingeschränkten Kräften und Verbindungen, im Zusammensetzen und Auflösen, im Fortgang von Chaos zu Ordnung sich jeweils selbst genießt und dessen Naturgesetz die von Lamberts Organon und Architektonik<sup>85</sup> übernommene Formel von dem tendenziell sich immer herstellenden Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte ist.

Es ist unschwer zu erkennen, daß auch Hölderlins 'Hyperion'-Ansätze und der Roman selbst nicht nur, wie besprochen, in anthropologischer und ontologischer Hinsicht die Stellung des Menschen im Sinne einer *analogia entis* begründen, sondern daß auch hinsichtlich der zeitlich-geschichtlichen Dimension geschichtsphilosophische Aussagen gemacht werden, mit denen sich Hölderlin in den Kontext der zeitgenössi-

<sup>80</sup> Kant, Schriften zur Anthropologie, S. 39.

<sup>81</sup> Rezension des 2. Teils der 'Ideen' (1785); Schriften zur Anthropologie, S. 805.

<sup>82</sup> Schiller, Universalgeschichte, S. 23.

<sup>83</sup> Ebd., S. 18.

<sup>84</sup> Ebd., S. 22.

<sup>85</sup> Hinweis auf den Ursprung dieses 'Naturgesetzes' bei Lambert: Suphan 16, S. 469 f.

schen Diskussion stellt. Wenn in der Vorrede des Fragments gesagt wird, „der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen“, durchlaufe eine Bahn, so wird hier eine für Gattung und Individuum gleichermaßen gültige Gesetzmäßigkeit behauptet – der Streit Herders und Kants soll aufgehoben werden, eine Analogie von Individuum und Gattung wird behauptet. Es wird behauptet, die Bahn des Menschen scheine sich „nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu seyn“; diese hätten „Zurechtweisung“ nötig. Daß es sich nur um eine Richtung handeln kann, wie Lawrence Ryan in seiner 'Hyperion'-Interpretation annimmt<sup>86</sup>, nämlich eine zentrifugale Richtung und ihre ins Zentrum zurücklenkende Zurechtweisung, schließt Hölderlins auf „Richtungen“ bezogener Satz aus: „Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück sind, dargestellt werden.“ Schon in der Vorrede werden ja zwei Grundrichtungen angegeben, nämlich der Wunsch, „i n allem“ zu sein, und der Wunsch, „ü b e r allem“ zu sein, die sich gefährlich als alles Begehren und als alles Unterjochen manifestieren oder sich in ein Gleichgewicht mehr oder weniger genauer Harmonie zueinander begeben können.

In einem solchen Kräftesystem muß es, wenn es nicht in harmonischer Ruhe ist, Phasen der Störung des Gleichgewichts geben, in denen jede der Kräfte entweder dem Einfluß und der Beschränkung der andern zu entgehen meint – je weiter sie sich aber entfernt, um so stärker wird sie von der anderen zur Mitte zurückgezogen – oder in der sie die andere zurückzudrängen, zu unterjochen meint – um so stärker wird dann die selbsterhaltende Gegenkraft auf der andern Seite sein. Da aber die menschliche Bahn nicht harmonisch, sondern nur an einem Punkte der mehr oder weniger reinen Einfalt beginnt, besteht schon von vornherein ein gestörtes Gleichgewicht, das infolgedessen seiner harmonischen Wiederherstellung zustreben muß, in um so stärkeren Oszillationen, je weiter entfernt vom idealen Punkte der Harmonie sie beginnt. Man kann hier von einem zweiten Bedeutungsaspekt des Begriffs „exzentrisch“ ausgehen, von einer realen Exzentrizität des Menschen, die der jüngst wieder von Helmuth Plessner<sup>87</sup> beschriebenen exzentrischen Position des Menschen sehr nahe kommt und bei Hölderlin sicher auf pietistische Vorstellungen von der Zentralität Gottes und der Exzentrizität des Menschen zurückgeht.

<sup>86</sup> Lawrence Ryan, Hölderlins 'Hyperion'. Exzentrische Bahn und Dichterberuf, Stuttgart 1965, S. 11–14. Der Plural „Richtungen“ bedeutet für ihn nur „Wiederholbarkeit“ (14).

<sup>87</sup> Helmuth Plessner, Philosophische Anthropologie, Frankfurt 1970.

Herder hat in der Schrift 'Gott' bei der Erklärung der raumzeitlichen und intellektuell-moralischen Welt als der Explikation des „völlig untheilbaren Einzigens Daseyns“ verwiesen

auf den Satz eines meiner geachtetsten Philosophen, den ich den Leibnitz unsrer Zeit nennen möchte, Lamberts. Sowohl in seinem Organon als in seiner Architektonik kann er nicht oft genug auf die Wahrheit zurückkommen, „daß der Beharrungsstand, mithin das Wesen jedes eingeschränkten Dinges, allenthalben auf einem Maximum beruhe, bei welchem gegenseitige Regeln einander aufheben oder einschränken, mithin die Bestandheit der Dinge und ihre innere Wahrheit, nebst dem Ebenmaas, der Ordnung, Schönheit, Güte, die sie begleiten, auf eine Art innerer Nothwendigkeit gegründet sei.“<sup>88</sup>

Ich habe schon einmal aus Herders 'Ideen' „die Formel des Gleichgewichts gegen einander strebender Kräfte“ zitiert, „auf dessen Harmonie der ganze Weltbau ruhet“, eine Formel, die sich „von allen Sonnen bis zur kleinsten menschlichen Handlung“ erstrecken soll<sup>89</sup>. Es kann meines Erachtens kein Zweifel bestehen, daß hier die Wurzeln von Hölderlins Ästhetik liegen, von der Theorie des Einen in sich selbst Unterschiedenen<sup>90</sup>, die er schon in dem ἐν διαφέρειν ἑαυτῷ, der παλίντροπος ἀρμονίη<sup>91</sup> des Heraklit und Platons Lehre vom Schönen (in deren Zusammenhang Heraklit diskutiert wird) vorfand. Lambert wird bei Herder weiter zitiert mit einer Theorie der Veränderung, „daß wenn Dinge oder Systeme von Dingen in ihrem Beharrungszustande gestört werden, sie sich demselben auf Eine oder die andere Weise wieder zu nähern trachten“<sup>92</sup>. Herder wendet dieses Gesetz auch geschichtsphilosophisch als Naturgesetz der geschichtlichen Veränderung an: Es sei erwiesen, „daß wenn ein Wesen oder ein System derselben aus diesem Beharrungszustande seiner Wahrheit, Güte und Schönheit verrückt worden, es sich demselben durch innere Kraft, entweder in Schwingungen oder in einer Asymptote wieder nähere, weil außer diesem Zustande es keinen Bestand findet. Je lebendiger und vielartiger die Kräfte sind: desto weniger ist der unvermerkte gerade Gang der Asymptote möglich, desto heftiger werden die Schwingungen und Oscillationen, bis das gestörte Daseyn das Gleichgewicht seiner Kräfte oder ihrer harmonischen Bewegung, mithin den ihm wesentlichen Beharrungszustand erreicht.“<sup>93</sup>

<sup>88</sup> Suphan 16, S. 469 f.

<sup>89</sup> Suphan 14, S. 234.

<sup>90</sup> StA III, 81.

<sup>91</sup> Heraklit fr. 5 Diels.

<sup>92</sup> Suphan 16, S. 470.

<sup>93</sup> Suphan 14, S. 226.

Die musikalische Metapher oder Analogie für diesen Vorgang der Wiederherstellung eines harmonischen Beharrungszustands aus einem gestörten System ist wohl „Auflösung der Dissonanzen“, und damit sind wir wieder beim 'Hyperion', dessen Thema und Aufgabenstellung als „die Auflösung der Dissonanzen in einem gewissen Charakter“ (also in einem bestimmten Kräftesystem) beschrieben wird. Man kann also annehmen, daß Hölderlin sich die geschichtsphilosophische Aufgabe von Kant hat stellen lassen: „Ein philosophischer Versuch, die allgemeine Weltgeschichte nach einem Plane der Natur, der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung abziele, zu bearbeiten, muß als möglich und selbst für diese Naturabsicht beförderlich angesehen werden.“<sup>94</sup> Ja, sogar die literarische Form seines Unternehmens ließ er sich von Kant vorgeben: „es scheint, in einer solchen Absicht könne nur ein *Roman* zu Stande kommen.“<sup>95</sup> Seinem kosmologisch analogischen Denken gemäß<sup>96</sup> orientierte er sich in der Durchführung der Aufgabe an der Vereinigungsphilosophie und gab mit der Aufhebung der Wissenschaft in der Poesie dem ironischen Romangedanken Kants eine positive Wendung.

#### 4. Menschheits- und Individualgeschichte

Im Hinblick auf den 'Hyperion' als „Compendium“ lassen sich auch hier eine Anzahl von Entwicklungsgängen erkennen, an denen zum Teil explizit auf die Richtungen und Arten von geschichtlicher Veränderung vom individuellen bis zum nationalhistorischen Zusammenhang hingewiesen wird. Augenfällig sind zwei geschichtstheoretische Passagen im 2. Buch des 1. Bandes, von denen die eine am Beispiel der Entwicklung Athens die prozessualen Richtungen und Aspekte der natürlichen Reifung eines Volkes darstellt, die andere, textlich früher aber systematisch anschließend, die nach der Reifung erfolgende „Gärung“ und Auflösung und den Übergang zu einem zweiten Lebensalter der Welt in den Blick nimmt.

Diese erste Geschichtsanalyse<sup>97</sup> ist ungemein weiträumig. Ihren Anlaß bietet die Rede von der „Freundschaft des Aristogiton und Harmodius“,

<sup>94</sup> Kant, Schriften zur Anthropologie, S. 47.

<sup>95</sup> Ebd., S. 48.

<sup>96</sup> Vgl. Uvo Hölscher, Empedokles und Hölderlin, Frankfurt 1965, S. 50: „Was ihn von der zeitgenössischen Philosophie immer und durchaus trennte, war, daß er nicht idealistisch, sondern kosmologisch dachte.“

<sup>97</sup> StA III, 63.

zweier athenischer Jünglinge, die den Tyrannen Hipparch ermordeten, dabei selbst erschlagen wurden und später als die ersten Märtyrer der republikanischen Freiheit gefeiert und verehrt wurden. Hinzu kam, daß Harmodius als Halbgott galt, wodurch für Hölderlin zum Vereinigungsband der Freundschaft noch die Verbindung zwischen Göttlichem und Menschlichem bedeutsam wurde.

Hyperion blickt nicht nur zurück auf die republikanische Vergangenheit: „Das ist auch meine Hoffnung, meine Lust in einsamen Stunden, daß solche große Töne und größere einst wiederkehren müssen in der Symphonie des Weltlaufs.“ Der Weltlauf wird also hier als Symphonie erhofft, in der bestimmte Töne wieder erscheinen sollen. Die musikalische Metaphorik für Lebens- und Geschichtsverläufe ist bei Herder vorgebildet<sup>98</sup>; sie gehört zum Grundbestand der astronomischen und vor allem zahlenspekulativen Vereinigungsphilosophie seit Platon, den Pythagoräern bis zu Keplers Weltharmonik und der *analogia entis* bei Herder<sup>99</sup>.

In die Einheit der Symphonie mit ihren wiederkehrenden Tönen wird nun eine Zweiteilung eingeführt: „Die Liebe gebahr Jahrtausende voll lebendiger Menschen; die Freundschaft wird sie wiedergebären.“ Herder hatte in ähnlicher Weise Liebe und Freundschaft als Entwicklungsstufen zueinander in Bezug gesetzt: „F r e u n d s c h a f t und L i e b e, jene die Ehe der Geister, diese der Körper“<sup>100</sup>; „Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar auf eine andre Seele zu wirken: wo könnte es natürlicher seyn, als bei der Freundschaft?“; sie ist deshalb „der ächte Vorschmack einer künftigen höhern Existenz“;

Aber die Natur sah, daß diese reine himmlische Flamme für uns auf Erden meistens zu fein wäre: sie kleidete sie also in irrdische, sinnliche Reize, und nun erschien Venus Urania als – Aphrodite. Liebe soll uns zur Freundschaft laden, Liebe soll selbst die innigste Freundschaft werden.<sup>101</sup>

Hölderlins Begriff der Wiedergeburt kündigt eine „Revolution“ im ursprünglichen Sinn, den Wiederbeginn eines strukturell analogen Verlaufs auf höherer Ebene an. Die politische Dimension dieser Revolution im Zeichen der Freundschaft ist durch das athenische Freundespaar deutlich

<sup>98</sup> Z. B. Liebe und Selbstheit; Suphan 15, S. 322.

<sup>99</sup> In diesen Zusammenhang gehört auch die Philosophie Oetingers, die ich in meiner Dissertation als Beispiel herangezogen habe.

<sup>100</sup> Suphan 15, S. 317.

<sup>101</sup> Ebd., S. 312 f.

genug bezeichnet – Hyperion sieht hier als Möglichkeit noch die gewaltsame Revolution, die sich in seinem eigenen Leben als fruchtlos erweisen sollte. Zugleich ist mit der Wiedergeburt auf das alte Bild der Renaissance angespielt, dessen metaphorischer Ursprung im Vergleich mit dem verdorrten Baum und seinem frischen Gipfel präsent gemacht wird<sup>102</sup>.

Der dritte Satz „Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte seyn“ bezeichnet mit „Harmonie“ das Gleichbleibende des Anfangs einer Weltgeschichte, mit „Kinderharmonie“ und „Harmonie der Geister“ den Unterschied der alten Völkergeschichte von der „neuen“ Weltgeschichte: Die Einheit im Argument des ersten und die Zweiheit im Argument des zweiten Satzes sind hier verbunden; auch die Trennung der „Völker“ ist im Begriff der „Welt“ vereinigt. Hier scheint Kants „weltbürgerliche Absicht“ durchzuschlagen; es ist aber bedeutsam, daß sie nicht durch Kampf, sondern durch Freundschaft erreicht werden soll und daß nicht Vernunft, Moralität, größtmögliche Freiheit unter äußeren Gesetzen, sondern Schönheit das Ziel sein soll: wie beim Problem der exzentrischen Bahn erkennen wir die geschichtsphilosophische Aufgabenstellung bei Kant, die Mittel zu ihrer Lösung bei der platonischen Vereinigungsphilosophie. Schiller versuchte in den ‚Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen‘ dieselbe Aufgabe zu lösen, die sich ihm wie Hölderlin durch die Französische Revolution, wo „das große Schicksal der Menschheit . . . vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht“ wurde<sup>103</sup>, ungleich brisanter stellte als Kant im Jahre 1784. Für Schiller ging es um die Aufhebung des Naturstaats, den „die Not . . . nach bloßen Naturgesetzen“ eingerichtet hatte, durch die Vernunft mit dem Ziel der Einrichtung eines „moralischen Staats“.<sup>104</sup> Auch hier ist Anfang und Ziel des „zweiten Lebensalters der Welt“, wie Hölderlin es nennt, von der praktischen Philosophie Kants bestimmt. Da es darum geht, „das rollende Rad [des Staats] während seines Umschwunges auszutauschen“, muß man „für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht“<sup>105</sup>; diese Stütze ist für Schiller die Schönheit, denn sie ist es, „durch welche man zu der Freiheit wandert“<sup>106</sup>. Wie

<sup>102</sup> Vgl. Jost Trier, Zur Vorgeschichte des Renaissance-Begriffes, Arch. f. Kulturgeschichte 33, 1951, S. 45–63.

<sup>103</sup> 2. Brief; Säk. A. 12, S. 6.

<sup>104</sup> 3. Brief, ebd., S. 7, 4. Brief, ebd., S. 10.

<sup>105</sup> 3. Brief, ebd., S. 9.

<sup>106</sup> 2. Brief, ebd., S. 7.

gewöhnlich in seinen theoretischen Schriften, bleibt Schiller nicht konsistent. So setzt er im 15. Brief, der Mensch sei „nur da ganz Mensch, wo er spielt“, „und er soll nur mit der Schönheit spielen“: die höchste Zwecksetzung müßte also in der Ästhetik gesucht werden; am Ende wird versöhnend von einem „Reiche des ästhetischen Scheins“, einem „ästhetischen Staat“ neben dem „Staat der Rechte“ und dem „Staat der Pflichten“ gesprochen<sup>107</sup>, womit die eigentliche Aufgabe, der Gesellschaft eine den Menschen nicht sich entfremdende Form zu geben, nicht gelöst ist.

Hölderlin wollte „Neue Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ schreiben, in denen er das Prinzip suchte, „das mir die Trennungen, in denen wir denken und existieren, erklärt, das aber auch vermögend ist, . . . den Widerstreit zwischen dem Subject und dem Object, zwischen unserem Selbst und der Welt, ja auch zwischen Vernunft und Offenbarung . . .“ aufzuheben<sup>108</sup>. Es ist nicht schwer zu vermuten, daß sein Konzept einer ästhetischen Erziehung, kurz nach dem Erscheinen von Schillers Abhandlung, eben die Schillerschen Trennungen hatte überwinden sollen. Ja man kann, den Compendien-Charakter des ‚Hyperion‘ in Betracht ziehend, diesen Roman als Einlösung des Versprechens an Niethammer betrachten. Inwiefern hier, nicht nur durch die gedankliche Konsistenz, sondern vor allem durch den Text selbst die Aufgabe gelöst wird, soll im folgenden noch deutlicher gezeigt werden.

In einem vierten Ansatz wird nun, wieder am Anfang ansetzend, der geschichtliche Lauf durch verschiedene Stufen beschrieben: Einheit des „Weltlaufs“, Zweiheit der „Lebensalter“, Verbindung von Einheit und Trennung in auseinander sich entwickelnden Stufen sind hier als Geschichtsentwurf synthetisch zusammengefaßt. Die Stufen sind: Pflanzenglück – Wachstum bis zur Reife – Gärung<sup>109</sup> von innen und außen – jetzt Chaos des Menschengeschlechts – Flucht der Schönheit aus dem Leben in den Geist – Erkenntnis und Einheit der Wenigen im bestehenden Ideal – Beginn des zweiten Lebensalters der Welt. Das „jetzt“ in der chaotischen Mitte dieses Stufenwegs scheint auf die Zeitstelle hinzuweisen, an der sich der Sprecher Hyperion befindet; darauf deutet

<sup>107</sup> 15. Brief, ebd., S. 59, 27. Brief, ebd., S. 117, 119.

<sup>108</sup> Brief 117 an Niethammer vom 24. 2. 1796, StA VI, 203.

<sup>109</sup> Der Begriff der *fermentation* für geschichtliche Auflösungsprozesse schon bei Rousseau, Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes, Ausgabe Classiques Garnier, S. 71; dann häufig in der Zeit, vgl. Kurz, Mittelbarkeit, S. 139 (es ist allerdings falsch, wenn Kurz ebd. behauptet, Hölderlin sehe an der besprochenen Stelle „die Weltgeschichte selbst“ als Gärung; es handelt sich um einen wohldefinierten Abschnitt des ersten Lebensalters der Welt).

auch der Übergang aus dem Praeteritum zum Praesens an dieser Stelle; Hyperion sollte sich durch seine Erfahrungen unter den Deutschen darin bestätigt finden. Daraus würde sich ableiten lassen, welchen historischen Weg ein sich in diesem schwindelerregenden Chaos befindlicher Leser vor sich erkennen sollte: nämlich Konzeption der Schönheit im Geiste – Erkennen und Selbsterkennen in wenigen anderen, denen Schönheit ebenfalls Ideal ist – Harmonie der Geister mit ihnen als Beginn der Weltgeschichte. In der Konsequenz dieses Gedankens hatte Hölderlin gleich am Beginn seines Romans sein Publikum gespalten, die Wenigen ausgesondert, damit sie im Durchhalten des liebenden Lesens das Ideal bilden und einander daran erkennen sollten. Die Revolution, deren Gewalttätigkeit durch das athenische Freundespaar angedeutet schien, sollte also, von wenigen ausgehend, keineswegs sich im staatlichen Umsturz ausdrücken, sondern in der schon zitierten Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten, die erst langsam sich institutionalisieren sollte.

Für unsere Überlegungen ist es bedeutsam, daß Hyperions Gedanke nun auf Diotima übergeht. Begeistert hat sie „ganz verstanden, so viel es sagt“, und wiederholt die geschichtstheoretische, gegenwartsanalytische Idee Hyperions so, daß sie in der Redesituation noch eine weitere, von Hyperion gar nicht intendierte Bedeutung bekommt. Sie nennt Hyperion „Lieber“, zum erstenmal, und wenn ihre Formulierung der Idee mit „Die Liebe gebahr die Welt“ beginnt, so ist hier nicht nur ein Geständnis ihrer Liebe impliziert, sondern zugleich eine Steigerung dieser Liebe in die Freundschaft vorgenommen: sie reicht ihm beide Hände und unterscheidet damit die Freundschaftsgeste von der Geste der Liebe, um die Hyperion die Betroffene später bittet: „du weißt es, mußt es wissen, hast längst es gesehen, daß ich untergehe, wenn du nicht die Hand mir reichst.“<sup>110</sup> Mit dieser Anwendung des Weltgeschichtsgesetzes stellt Diotima überdies ihr und Hyperions individuelles Schicksal in Analogie zur Weltgeschichte; zugleich erklärt sie sich durch ihre Freundschaftsgeste zusammen mit Hyperion als zu den wenigen gehörig, von denen das zweite Lebensalter der Welt beginnen soll; sie wendet also seine „Hoffnung“, seine „Lust in einsamen Stunden“, seine geschichtsphilosophische

<sup>110</sup> Hyp., S. 120; StA III, 68. Von der Geschichte der Personen her ist zu erkennen, daß Hyperion sie mit dieser späteren, fast erpressenden Liebesforderung überfordert und in tragischen Konflikt mit sich selbst bringt: „jezt zum erstenmale wünsch' ich, mehr zu seyn, denn nur ein sterblich Mädchen“. Eine Freundschaft mit Hyperion, so wie sie sie hier noch frei von sich aus wählt, hätte ihr inneres Gleichgewicht nicht so stark gestört und den Entwicklungsgang nicht tragisch verlaufen lassen.

Spekulation historisch unmittelbar an und macht sich und ihn so zum Subjekt der Geschichte. – Im nächsten Schritt ihrer Rede nimmt sie den künftigen Moment des Erkennens vorweg, an dem Hyperion von den „neuen Dioskuren“, den neuen idealen Freunden als einer der Ihrigen erkannt wird, so daß wiederum die Künftigen sich als in einer geschichtlichen Kontinuität, einem zweckvollen Prozeß stehend erfahren. Wie sich in Hyperions theoretischem Geschichtsgang die Freunde einen in der Erkenntnis des Einen in ihnen, so soll in der konkreten Erfüllung des theoretischen Geschichtsgangs die Erkenntnis der Zukünftigen als Erinnerung des Einen in verschiedenen Menschen und Zeitmomenten das Leben der Welt in ihrem zweiten „Lebensalter“ fördern. In diesem Sinne, weil hier durch Diotimas Eingriff das Leben dieses neuen Lebensalters schon konkret und erfahrbar da war, kann Hyperion sagen: „ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt.“ Die Freundschaft Diotimas hat in diesem Moment einen lebendigen Menschen aus ihm wiedergeboren, wie es im zweiten Satz der analysierten Stelle heißt; für ihn hat „das zweite Lebensalter der Welt“ in diesem Augenblick begonnen; dies ist einer der wenigen Momente, die für den schreibenden Hyperion volle Gültigkeit haben. Mit Diotimas Handlung hat sich auch die Hoffnung des ersten Satzes auf Wiederkehr des Tones der Freundschaft in der „Symphonie des Weltlaufs“ bewahrheitet, die „Harmonie der Geister“ hat sich eingestellt<sup>111</sup>; Diotima hat die Einsamkeit der „Sonderlinge in Kalaurea“ transformiert, hat Tagträume Einzelner in geschichtliche Wirklichkeit verwandelt, die Hölderlin über den Roman und seine Appellstruktur hin auf die Leser seiner Zeit hin zu verlängern versuchte.

Für die Erkenntnis der analogen Struktur geschichtlicher Abläufe, wie Hölderlin sie wenigstens in der Vorrede zum Fragment für den Menschen „im Allgemeinen und Einzelnen“ postuliert hat, ist diese ganze Passage von höchster Bedeutung, wird doch hier durch Diotima ein von Hyperion als geschichtstheoretisches „Allgemein“-Konzept gedachter Geschichtsgang im „Einzelnen“, im individuellen Leben zur Anwendung gebracht, wobei dann wieder „allgemein“ Geschichte gemacht wird. Was Diotima hier leistet, entspricht im allgemeinen Geschichtskonzept der Stelle, wo die Schönheit aus dem Leben der Menschen in den Geist flüchtet und Ideal wird, was Natur war: das „gebärende“ Prinzip für die neue Geschichtsepoche ist die Freundschaft und, wie gezeigt, transformiert Diotima hier ihre latente Liebe in die konkrete Geste der Freundschaft, mit der sie zugleich den gegenwärtigen Moment in den Zusammenhang der Geschichte stellt und ihm so unendliche Bedeutung verleiht.

<sup>111</sup> StA III, 63.

– Dem Erkennen der Wenigen an der Freundschaft, die Eines in ihnen ist und sie über die Trennungen hinweg vereinigt, entspricht die prophezeitige Erkenntnis der neuen Dioskuren hinsichtlich der Zugehörigkeit Hyperions trotz der Trennung durch den Tod; dem Beginn des zweiten Lebensalters der Welt entspricht die Erfahrung des vollen mangellosen Lebens wenigstens in diesem Moment, von der Hyperion als erinnernder Erzähler spricht.

Die drei letzten Stufen des Geschichtsgangs sind also von Diotima genau reproduziert; sie hat durch ihre Freundschaftsgeste das Sonderling-Dasein mindestens Hyperions überwunden, das seine Einschätzung des gegenwärtigen historischen Zustandes auf der vierten Stufe seines Geschichtskonzepts bestimmt: „bis jetzt das Menschengeschlecht, unendlich aufgelöst, wie ein Chaos daliegt“ – also auch die vierte Stufe des Geschichtskonzepts stimmt mit dem Geschehen in der individuellen Gesprächssituation überein. Nun ist es auffallend, daß Hyperion vor der Explikation seines Geschichtskonzepts, wie besprochen, dreimal ansetzt, und daß zwischen der Argumentstruktur der Ansätze und den Stufen des Geschichtskonzepts wiederum strukturelle Ähnlichkeiten bestehen:

Der erste Ansatz geht von der Einheit des Weltlaufs und der Wiederkehr von Tönen aus; dem entspricht das Pflanzenglück des Menschenbeginns, wo in der Einheit der Natur eine ewige Wiederkehr des Gleichen gedacht werden kann. Der zweite Ansatz trennt Geburt durch Liebe von Wiedergeburt durch Freundschaft, zurückliegende Jahrtausende von neuer Zukunft, (unvollkommene erste) Geburt von (vollender) Wiedergeburt derselben lebendigen Menschen und Jahrtausende<sup>112</sup>; dem entspricht Wachstum und Reifezustand im verkleinerten Maßstab des ersten Lebensalters. Der dritte Ansatz setzt eine Gleichartigkeit des harmonischen Beginns (in Wiederaufnahme der Einheit des ersten Ansatzes) bei der Trennung von „Kinder“- und „Geister“-Harmonie, Völkergeschichte und Weltgeschichte (in Wiederaufnahme

<sup>112</sup> In der Formulierung „Die Liebe gebahr Jahrtausende voll lebendiger Menschen; die Freundschaft wird sie wiedergebären“ ist deutlich Bezug genommen auf die Lehre von der ἀποκατάστασις τῶν πάντων, der Wiederbringung aller Dinge oder Wiedergeburt, wie sie durch Bibelstellen wie Mt. 19,28, Apg. 3,21 und 2.Petri 3,7–13 angeregt wurde und eine Grundposition des Chiliasmus, vor allem auch des pietistischen Endzeitglaubens darstellte. In dieser Wiedergeburt sollte die Unvollkommenheit, der Mangel der gegenwärtigen Welt aufgehoben sein und Gott in seiner gerechtfertigten Herrlichkeit erscheinen. – Eine die Entwicklungen der neuen Hölderlinforschung einarbeitende Untersuchung zu diesem Problem nach der verdienstvollen Arbeit von Annemarie Christiansen, Die Idee des goldenen Zeitalters bei Hölderlin, Masch. Diss. Tübingen 1947, wäre wünschenswert.

der Trennung des zweiten Ansatzes); da vom harmonischen Anfang geredet wird, ist eine Auflösung dieser Harmonie impliziert, die den Beginn auf einer höheren Harmoniestufe erst möglich und notwendig macht. Dem entspricht die Gärung, die als Vorgang „von innen und außen“ einheitlich ist, aber zersetzend und trennend wirkt und zugleich „Geist“, nämlich Alkohol, produziert. Der vierte Ansatz endlich ist die in einzelne Stufen aufgelöste Geschichtskonzeption, wo sich in der Einheit des Geschichtsgangs auf trennbaren Stufen die Auflösung einer ersten physisch-natürlichen und damit zugleich die Herstellung einer zweiten geistigen Geschichtsperiode vollzieht; diesem Ansatz entspricht die vierte Stufe des Geschichtsgangs, wo die Einheit des Menschengeschlechts in unendlich viele Einzelne aufgelöst ist und zugleich als Chaos die Möglichkeit des uranfänglichen Neubeginns darstellt<sup>113</sup>.

Die analysierte Stelle enthält also, ineinanderprojiziert, zwei Geschichtsgänge, deren Stufen gleich strukturiert und zwar deutlich jeweils dialektisch aufeinander bezogen sind<sup>114</sup>. Die vierte als die Mitte der sieben Stufen stellt als Ergebnis der ersten Hälfte des Wegs eine Auflösung des Anfangs dar, die zugleich die Möglichkeit des Neubeginns auf höherer, vergeistigter Stufe enthält; dieser, zunächst als Idee gefaßt, leitet umgekehrt den Weg der Konkretisierung, Verwirklichung und Ausbreitung des idealen Prinzips ein, so daß am Ende eine Wiederbringung des konkreten wirklichen Anfangs auf höherer geistiger Ebene stattfindet. Mit diesen Bestimmungen des Entwicklungsgangs, der sowohl für individuelle wie allgemeinste Geschichtsprozesse gilt, sind zugleich die wesentlichen Kriterien des späteren Aufsatzes über das ‚Werden im Vergehen‘ angegeben. Man kann also die These aufstellen, daß sich an Hölderlins Vorstellung von der Struktur des Geschichtsprozesses vom ‚Hyperion‘ bis zum ‚Werden im Vergehen‘ und bis zur Vaterländischen Umkehr der Sophokles-Anmerkungen nichts ändert.

<sup>113</sup> Das chemische Bild der Gärung und des durch sie produzierten „Geistes“ ist hier, für den Leser des 18. Jahrhunderts erkennbarer, weitergeführt: „Chaos“ ist zugleich der Ausgangsbegriff für „Gas“, und die Betäubung durch den aufsteigenden Alkoholdunst reproduziert sich im Bild von „Schwindel“, der die Fühlenden und Sehenden ergreift.

<sup>114</sup> Hölderlin verfährt also gleich – und nach dem gleichen Strukturprinzip – wie Novalis und eine Anzahl anderer in der Tradition der Vereinigungsphilosophie stehender Dichter und Philosophen der Zeit. Vgl. mein Buch ‚Krumme Regel. Novalis‘ ‚Konstruktionslehre des schaffenden Geistes‘ und ihre Tradition, Tübingen 1970, wo ich Ineinanderprojektionen ähnlicher Komplexität an dem ‚Lehrling zu Sais‘ aufgezeigt und die Tradition des schon in meiner Dissertation als „Denkrhythmus“ angesprochenen Bildungsgesetzes besprochen habe.

## 5. Der Athenerbrief

Der bekannte Athenerbrief, der letzte des ersten Bandes, zeigt einerseits die schöne harmonische Entwicklung eines schönen Volkes, andererseits, was oft übersehen wird, disharmonische, fragmentarische Entwicklungen anderer Völker. Die Spartaner, so heißt es, „durchbrachen zu frühe die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist . . . Die Spartaner blieben ewig ein Fragment . . .“ Gegenbilder zu Athen sind auch „der Norden“ und „der orientalische Himmelsstrich“ oder „die Aegyptier“: „Der Norden treibt . . . seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Aegyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schickt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.“<sup>115</sup>

Hier zeigen sich eine Reihe mißlungener Geschichtsentwicklungen, die alle auf eine zu frühe unzeitige Reifung zurückgeführt werden<sup>116</sup>. Hölderlins geschichtsphilosophischer Blick ist also nicht selektiv wie derjenige Kants und Schillers, die die Weltbegebenheiten nur hinsichtlich einer bestimmten Zielvorstellung in Betracht ziehen – wobei Schiller sich sogar der optischen Täuschung bewußt ist –: Hölderlin hält den Blick auf das Fragment, das Mißlungene, den Mißtritt und Fehler, den Schmerz und das Leid aus, sucht Erklärungen dafür, die Handlungsanweisungen für zukünftiges planvolles Verhalten implizieren.

Die athenische Entwicklung ist dabei allerdings Richtschnur. Sie un-

<sup>115</sup> StA III, 82.

<sup>116</sup> Dies war sicher eine der einschneidendsten Erfahrungen Hölderlins als Erzieher Fritz von Kalbs, der in seinen Augen einerseits von sich selbst aus durch sein »Laster«, andererseits von außen durch die „Prügelmethode, welche vor meiner Ankunft allem nach bis zum höchsten Exzeß gegen ihn ausgeübt wurde“, eine „verwilderte Natur“ geworden war (Brief 92; StA VI, 146 f.). Zugleich hatte er sich als Erzieher vorgenommen, „in meinem Zögling nicht frühe genug sein Edelstes entwickeln zu können . . . Wenn es also möglich war, es jezt schon zum Bewußtsein seiner sittlichen Freiheit zu bringen, es zu einem der Zurechnung fähigen Wesen zu machen, so mußte diß geschehen.“ (Br. 76 an Schiller; StA VI, 111). Im 'Hyperion' heißt es dann: „Man muß im Norden schon verständig seyn, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei [„Zurechnung“], noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist“ (StA III, 82f.). Eine genauere Revocation kann es kaum geben. Vgl. im übrigen schon das Erziehungsprogramm für Henri Gontard im Brief 103 an Ebel (StA VI, 177 f.).

terscheidet sich von den andern durch eine erste Phase, in der die von den Spartanern zu früh durchbrochene „Ordnung des Instinkts“ sich harmonisch herstellte, so daß „vollendete Natur“ in den Menschen lebte<sup>117</sup>. Die Athener konnten ihren geschichtlichen Weg also im Sinne der Vorrede zum Thalia-Fragment an einem Punkte reinerer Einfachheit beginnen „als irgend ein Volk der Erde“, weil sie ungestört von äußeren Einflüssen und von innerer Unzeitigkeit in einem mittelmäßigen Klima aufwuchsen und die freiwillige Machtbeschränkung des Theseus eine Art Wunderoffenbarung im Sinne von Lessings 'Erziehung des Menschengeschlechts' bewirkte<sup>118</sup>. Dieselben Prinzipien gelten für die Individual-erziehung:

*Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre und so von ihm euch unterscheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm giebt, denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, so bald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.*<sup>119</sup>

Die Analyse der athenischen Entwicklung dient also nicht nur zum Zwecke der Erkenntnis eines geschichtlichen Ablaufs, sie bietet dem Geschichtsphilosophen ein Beurteilungsmodell für andere geschichtliche Entwicklungen, und sie dient dem Pädagogen, dem zukunftsgerichteten Individual- und Volkserzieher, als Richtschnur für sein Handeln. Falsch wäre es anzunehmen, Hölderlin wolle damit alle Menschen in nostalgischer Griechenschwärmerei zu Athenern erziehen: Die Athener sind ihm ja nur eine individuelle Verwirklichung, ein historischer Beleg dafür, wie Menschen zu Menschen werden können, wie harmonische Ordnung des Instinkts, vollendete Natur sich bei jedem Volk und jedem einzelnen bilden kann, wenn sie nicht unzeitig zur Reife getrieben werden. Die Athener stehen demnach als historischer Beweis eines allgemeinen Bildungsgesetzes, das sich immer da rein verwirklicht, wo es ungestört wirken kann. Wird es gestört, entstehen Mißbildungen:

*Kein außerordentlich Schicksaal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe*

<sup>117</sup> StA III, 78.

<sup>118</sup> Zusammenfassung der Angaben auf den Seiten StA III, 77–79 oben.

<sup>119</sup> StA III, 79.

*ist, Menschen werden sie nie, oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.*<sup>120</sup>

Die das Bildungsgesetz bestimmenden „Kontraste“ reagieren unter außerordentlichem Einfluß zu scharf aufeinander, das System wird zu weit aus der Gleichgewichtslage gebracht, als daß sich eine harmonische Naturordnung einstellen könnte. Gleich bleiben also auch bei den disharmonischen Entwicklungen die bestimmenden entgegengesetzten Kräfte; was nicht oder erst spät nach der Ermüdung eintritt, ist ihr lebendiges Gleichgewicht, das Hölderlin mit dem Begriff der Ruhe<sup>121</sup> beschreibt. Damit hat Hölderlin ein Naturgesetz geschichtlicher Entwicklung gefunden, ähnlich wie es Herder sich mit dem Prinzip des labilen, sich durch Oszillation oder asymptotische Bewegung wieder herstellenden Gleichgewichts nach Lamberts Vorgang gebildet hatte<sup>122</sup>.

Hinsichtlich der inneren Struktur dieses Bildungsgesetzes geht Hölderlin, wie schon gezeigt, deutlich über Herder hinaus, der sich bei ungestörtem Verlauf nur eben den „unvermerkten geraden Gang der Asymptote“ vorstellen konnte<sup>123</sup>, indem er auch bei den Athenern eine sinnvolle Folge verschieden gerichteter Entwicklungsstufen ansetzt.

Als zweite Stufe nach der Reifung zur schönen Natur sieht er die Entwicklung der Kunst, die er aus dem Bedürfnis des göttlichen Menschen, sich selbst zu fühlen und seine Schönheit sich gegenüberzustellen, ableitet. Die griechischen Götter werden ähnlich wie bei Herder in den Humanitätsbriefen als „anschauliche Kategorien der Menschheit“ verstanden<sup>124</sup>. Auf der dritten Stufe folgt die Religion als Liebe zur Schönheit entweder philosophisch in ihrer unendlichen Idee oder populär in Gestalt der durch die Kunst aufgestellten Götter. In diesen beiden Phasen wechselt also eine produktive, den Menschen an und gegenüber seinen Werken definierende Richtung mit einer rezeptiven, hingebend-empfangenden Richtung. Aus der Geistesschönheit, die sich durch Projektion menschlich schöner Göttergestalten und die nicht zu knechtische, nicht zu vertrauliche Liebe zu ihnen bildet, folgt als vierte Stufe „der nöthige Sinn für Freiheit“<sup>125</sup> gegenüber den Institutionen und

<sup>120</sup> StA III, 78.

<sup>121</sup> „Bester! ich bin ruhig“ (StA III, 150) und Beißners Erläuterung zur Ode 'An die Ruhe', StA I, 392.

<sup>122</sup> Vgl. Herders „drittes Naturgesetz“, Suphan 14, S. 226, schon zitiert bei: Anm. 93.

<sup>123</sup> Ebd.

<sup>124</sup> Suphan 17, S. 344.

<sup>125</sup> Von Ryan, Hölderlins 'Hyperion', S. 138 f. völlig übersehen. Seine ebd. vorgenommene Identifikation von „Dichtung“ (5. Phase) mit „Kunst“ (2. Phase) ist un-

Gesetzen der Gesellschaft, also wieder eher eine Richtung der Selbstkonstitution und Selbstbehauptung. Mit diesem Sinn für Freiheit geht das „Saamenkorn“ der „wundergroßen That des Theseus“ auf, mit der er seine königliche Gewalt zugunsten der Demokratie beschränkt hatte<sup>126</sup>. Als fünfte Stufe folgt „Dichtung eines unendlichen göttlichen Seyns“, die auf den Zustand aufbaut, wo der Mensch „volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben am Irisbogen, in einander spielten“. Dieser Zustand, in dem der Mensch die Schönheit *in sich* fühlt, ist erst jetzt nach dem bewußtlosen Schönsein, nach der Projektion der Schönheit, der Ausbildung der Liebe zur projizierten oder der unendlichen Schönheit, der Entwicklung des Sinns für Freiheit in den menschlichen Verhältnissen möglich. Die Verselbständigung der Kräfte auf den vorhergehenden Stufen ist nötig, damit sie als eigene Kräfte erkannt werden können. Nötig ist auch, damit sie „wie die Farben am Irisbogen in einander spielen“ können, ein geklärtes Verhältnis der Kräfte zueinander. Auch dies wird in den ersten Phasen geleistet. Während die Kunst die schöne Einheit der ersten Stufe trennt durch die Gegenüberstellung des Kunstwerks und der Schönheit außer sich projizierenden und reflektierenden Menschen, holt die Religion als Liebe entweder zur unendlichen Schönheit oder ihren Repräsentationen in den Göttergestalten die antithetischen ersten Phasen verbindend wieder zusammen, wenn auch unvollkommen, da die Religion der Weisen sich von der des Volks unterscheidet und so der Gegensatz der beiden ersten Stufen innerhalb der dritten strukturell wieder auftritt. Der Sinn für Freiheit richtet sich nach Hyperions Aussagen entweder „an das reine freie Leben der Natur“ oder bezieht sich auf Gesetze als Projektionen ideal gedachter menschlicher Verhältnisse, er ist natürlicher „Sinn“ als Bedürfnis von Gesetzen in manchen Bereichen, Glaube an die Freiheit der Natur und Widerwille gegen die Willkür und die unnötige Gesetzlichkeit –: in dem Sinn für Freiheit sind die Richtungen der drei ersten Phasen und die Struktur ihrer Objekte synthetisch aufgehoben.

möglich, denn diese Kunst ist Trennung von Mensch und Schönheit, Objektivierung des Schönen, während die Erfahrung der 5. Stufe das Gefühl der Schönheit *im* Menschen selbst ist, die also die Identität objektivierter und subjektiver Schönheit und damit das Bestehen eines nicht durch die menschliche Subjektivität unterbrochenen „unendlichen göttlichen Seyns“ ahnen und später philosophisch begreifen läßt.

<sup>126</sup> Im poetischen Prozeß ist dies der „Wiederklang der ursprünglichen lebendigen Empfindung“ (StA IV, 261); vergleichbar läutert die ursprüngliche Empfindung des Dichters bis zur vierten Stufe „durch entgegengesetzte Versuche, sich zum Ton, zur höchsten reinen Form derselben Empfindung“ (StA IV, 263, 12–14).

Dies erst macht eine Reflexion auf sich selbst möglich, wie sie in der fünften Phase geschieht mit dem Gefühl, in sich „volle laute Schönheit“ zu haben und damit Schönheit nicht nur objektiv wie seither, sondern auch subjektiv zu erfahren. Das Gefühl der Übereinstimmung des Subjektiven mit dem Objektiven (dessen Entstehung als Projektion und Werk unbewußt blieb und das nun als „Harmonie der mangellosen Schönheit“ auch über die eigenen Werke hinaus objektiv erfahren wird), das Gefühl, daß „in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt“, gibt Anlaß zur „Dichtung eines unendlichen göttlichen Seyns“; diese Dichtung ist insofern wieder idealisierende Projektion<sup>127</sup>, als der Moment der Begeisterung verallgemeinert, „Widerspruch und Mangel“ überspielt, allwaltende prästabilisierte Harmonie behauptet wird: gerade hier, in der Erkenntnis der Allharmonie als Überschwang, in der Anerkennung des Leides und Widerspruchs als historischen Werts, unterscheidet sich ja Hölderlins Geschichtsphilosophie von der seiner Zeitgenossen. Mit der Entdeckung des Gesetzes vom Einen in sich selber Unterschiedenen entstand dann als sechste Phase die Philosophie der Athener, auch wieder durch ihr Aufsitzen auf der schönen Natur und Geschichte des ganzen Volkes unterschieden vom Notwerk der Philosophie in anderen Völkern, insbesondere des Nordens. Und bei dieser „läuft am End“ auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zusammen“: Dichtung ist Vereinigung des Unvereinbaren der Philosophie als letzte Reifungsstufe des athenischen Volks. Wahrscheinlich hat Hölderlin hier an die Mythen des Empedokles, die Mythen in den platonischen Dialogen, im ‘Symposion’, ‘Staat’, ‘Phaidros’, ‘Timaios’ und anderen gedacht, in denen die philosophische Problematik dichterisch gelöst, aufgehoben und transformiert ist. Dichtung eines unendlichen göttlichen Seyns, die aus dieser gespeiste Philosophie und die beide aufhebende philosophische Dichtung<sup>128</sup> führen den Menschen also wie-

<sup>127</sup> Deshalb heißt noch vor der „Dichtung eines unendlichen göttlichen Seyns“ das Athenervolk das „dichterische religiöse Volk“ (StA III, 81); die Ähnlichkeit mit der zweiten Stufe ist strukturell die der idealisierenden objektivierenden Projektion, die hier allerdings das Subjekt als reflektierendes mit einschließt. Auf der zweiten Stufe will der Mensch sich fühlen und stellt sich *deshalb* Götter gegenüber. Weil der Mensch sich fühlt, ahnt er dichtend unendliches göttliches Sein. Die Projektionen sind entsprechend verschieden: dort sinnlich schöne eingeschränkte Göttergestalten, hier unendliches göttliches Sein. Ryan, Hyperion S. 139, begreift Dichtung bloß als „Kunstform“.

<sup>128</sup> Die drei Schlußphasen sind der Sache nach getrennt, wohl aber der Zeit und Abhängigkeit nach gleichgestellt: Die Philosophie entspringt „Wie Minerva aus Jupiters Haupt“ (StA III, 81), also ohne genetischen Prozeß aus der „Dichtung eines unend-

der vollends in die Symmetrie des harmonischen Seins zurück, die er durch seine heteronomen Richtungen in den ersten Phasen verloren hatte: nach der „Schule“ zeigt „das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr ... aus der Schule zu vollendeter Natur“<sup>129</sup>. Die geschichtliche Entfaltung, die sich in der Entwicklung zunächst positiv-institutionell als Kunst, Religion und Staat manifestiert, wird im zweiten Teil in den Bereich der Ahnung/Erinnerung, Reflexion und Dichtung gehoben, der erste Teil bildet sozusagen den Stoff des zweiten, durch dessen Verarbeitung sich erst die vollendete Harmonie bei ausgebildeten Kräften und menschlich selbstbewußter Freiheit herstellt. Es braucht, glaube ich, keiner näheren Ausführung, daß die im Abschnitt 4 analysierten Individual- und Weltgeschichtsverläufe strukturell mit dem Verlauf der athenischen Entwicklung gleich sind.

Das gefundene Gesetz bestimmt nun aber genau die Struktur des ‘Hyperion’-Romans selbst: der in Briefen sein Leben erzählende Hyperion ist der Eremit in Griechenland, von dem der Untertitel des Romans spricht und der den eigentlichen Helden des Romans darstellt. Der erzählte Hyperion wird von der durch Adamas beschützten Kindheit über die Vergötterung des Alabanda, die Liebe zu Diotima bis zum Freiheitskampf geführt, dem die Dichtung des unendlichen göttlichen Seyns vom Ende des Romans sowie die Verzweiflung über die dürftige Gegenwart folgt, mit der der Roman beginnt und die zeitlich unmittelbar an das Romanende anschließt. Die Dissonanz, in der wir den schreibenden Hyperion am Beginn des Romans finden, ist also diejenige, die den Zweifel aufgrund der begeisterten momentanen Erfahrung der innigsten Übereinstimmung seiner selbst mit der Welt hervorbringt: „Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird.“<sup>130</sup> Mit dem Moment der Begeisterung, in der Hyperion die Stimme der toten Diotima hört und in dem sein Denken entschlummert, mit der Erkenntnis der Versöhnung mitten im

lichen göttlichen Seyns“, das Unvereinbare in der Philosophie läuft in der „Quelle der Dichtung zusammen“ (Hervorhebung vom Verf.), also schließt sich das Ende in den Anfang, wie es ja heißt, die Dichtung sei der Anfang und das Ende der Philosophie. Analog diesem strukturellen Befund einer Trennung und Entgegensetzung der vier ersten Phasen und einer „Durchgängigkeit“ der drei letzten Phasen ist das ‘Gesetz’ des ‘Rhein’-Gesangs zu verstehen, vgl. meine Interpretation in ‘Der gesetzliche Kalkül’, S. 264–75.

<sup>129</sup> StA III, 78.

<sup>130</sup> StA III, 81.

Streit, mit der Erkenntnis „Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist Alles“<sup>131</sup> ist bei Hyperion selbst das *ἐν διαπέρον ἑαυτῷ* zur Erfahrung geworden, während er es im Athenerbrieff nur als geschichtsphilosophisches Wissen darlegte. Und wie bei den Athenern kann man bei Hyperion erkennen:

*Man konnt' es aus einander sezen, zertheilen im Geiste, konnte das Getheilte neu zusammendenken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Geseze geben in des Geistes manigfaltigen Gebieten*<sup>132</sup>.

Genau das ist das Erzählen des Lebens für Hyperion: er findet darin allgemeine Gesetze, die durch die Geschichte, die Natur und das individuelle Leben hindurch gleichermaßen gelten. Es wäre nicht schwer, dieselben Gesetze im Leben Diotimas und Alabandas aufzuzeigen.

### 6. Konstitution der poetischen Subjektivität

Hat sich Hölderlins Unterscheidung von Herder bereits in der präzisen und differenzierten Strukturierung des Geschichtsprozesses gezeigt<sup>133</sup>, so wird hier ein weiterer entscheidender Schritt über Herder hinaus sichtbar, mit dem Hölderlin die in der allgemeinen und insbesondere auch geschichtsbezogenen Philosophie einander widerstrebenden Richtungen der Transzendental- oder Bewußtseinsphilosophie und der Vereinigungsphilosophie selbst wieder zu vereinigen suchte: die Konstitution der progressiven poetischen Subjektivität. Herder hatte zwar mit der Konzeption des Volks als kulturell sich entwickelnder wachstümlicher Einheit geschichtliche Individuen in Betracht gezogen, hatte auch mit der schon besprochenen Idee vom „Fortgang des Fortgangs“ eine nicht bloß lineare, sondern gewissermaßen geometrische Progression in der geschichtlichen Entwicklung angenommen; dennoch blieb seine Geschichtsvorstellung organisch wachstümlich, die geschichtlichen Individuen blieben quasi pflanzliche Ausdrücke eines sich selbst genießenden göttlichen Daseins, sie sollten in ihrer Entwicklung zu Gott, nicht etwa zu sich selbst

<sup>131</sup> StA III, 159 f.

<sup>132</sup> StA III, 82.

<sup>133</sup> Herder verwendet die von ihm in der 'Ältesten Urkunde' eingeführte 'Symbole', das Grundgesetz der Naturpoesie (vgl. dazu den Herder-Abschnitt meines zitierten Buchs über Novalis), in den 'Ideen' nur als Algorithmus der Gedankenentwicklung, nicht aber, soweit ich sehe, zur Beschreibung historischer Prozesse selbst.

kommen. Wer seine theologischen und ontologischen Prämissen nicht annahm, konnte in seinem philosophisch-historischen Werk deshalb nur schöne anregende Phantasien eines geistreichen Verfassers sehen, wie ihn Kant in seinen beiden Rezensionen charakterisierte. Unbefriedigend für denjenigen, der sich das Bedürfnis der Vereinigungsphilosophie nach Einheit und Vereinigung zu eigen gemacht hatte, war auch die strenge Beschränkung der Bewußtseinsphilosophie auf die engen Grenzen dessen, was durch Tatsachen des Bewußtseins wie den „Aktus der Spontaneität“, mit der die Vorstellung des „Ich denke“ hervorgebracht wird<sup>134</sup>, oder durch das moralische Gesetz, durch das sich die Freiheit offenbart<sup>135</sup>, gesichert ist. Denn diese Philosophie ließ nicht nur die Verhältnisse unter den einzelnen Bewußtseinstatsachen und den aus ihnen abgeleiteten „Logiken“ ohne eine mit gleicher Stringenz herbeigeführte Klärung, sie einzelte auch den Menschen als erkennendes und moralisches Wesen rigoros und ließ ihn in geschichtsphilosophischer Hinsicht nur auf die Gattung als Ganzes bezogen sein und für deren zukünftige, sozusagen letzte Generationen arbeiten. Wenn diese mit der Aufklärung insgesamt einhergehende Privatisierung und Anonymisierung vermieden werden sollte, mußte also die Aufgabe sein, die durch Reflexion auf Bewußtseinstatsachen ermöglichte wissenschaftliche Sicherheit mit dem Bedürfnis zur vereinigenden, Verhältnisse setzenden Kommunikation mit den anderen Menschen und mit dem Ganzen von Natur und Kosmos zu verbinden.

Fichtes Position braucht hier nicht diskutiert zu werden; Hölderlin hat methodisch und begrifflich bei ihm gelernt, aber sein Lösungsangebot, den Kantschen Aktus der Spontaneität kurzerhand aufgrund des aus der Verstandestätigkeit erst entspringenden Identitätssatzes  $A = A$  Ich zu nennen und aus diesem Aktus auch die Freiheit in praktischer Hinsicht abzuleiten, scheint Hölderlin von Anfang an nicht überzeugt zu haben<sup>136</sup>.

Mit dem Gedanken, das Bewußtsein des Menschen und die wachsende bewußte Verfügungsgewalt des Menschen über sich selbst und die Natur habe, da natürlich, auch in einer natürlichen Teleologie einen Zweck zu erfüllen, versuchte Hölderlin dem Dilemma zu entgehen: „der Mensch, dem die Natur zum Stoffe seiner Thätigkeit sich hingiebt, den sie, als ein mächtig Triebrad, in ihrer unendlichen Organisation enthält“, erweist

<sup>134</sup> Kant, KrV, B 132.

<sup>135</sup> Kant, KpV, 5 mit Anmerkung.

<sup>136</sup> Vgl. den Brief Nr. 94 an Hegel vom 26. 1. 95; StA VI, 155 f. und den Brief Nr. 97 an den Bruder vom 13. 4. 95; StA IV, 163 f. Vgl. auch meinen Aufsatz 'Hölderlin und der Mythos' in Manfred Fuhrmann (Hrsg.): Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption, München 1971 (= Poetik und Hermeneutik IV), S. 295-340.

durch seinen Bildungstrieb der Natur einen „eigentlichen Dienst“<sup>137</sup>. Der Mensch als reflektierender Teil der Natur ist damit nicht nur, wie Kant es sah, von der Natur in Gang gesetzt, um seine „Naturanlagen . . . einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln“, was insbesondere gilt für „diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind“<sup>138</sup>, sondern der Mensch hat im Weltplan gerade durch die Fähigkeit zur Reflexion und zur Entwicklung des Bewußtseins und der Vernunft die Aufgabe der „Wiederbringung“ der Dinge in den Zustand der ursprünglichen spirituellen Vollkommenheit. Hölderlins Wiedergeburt-Gedanke wurde schon zitiert; er geht auf eine lange Tradition zurück, in der z. B. Ficino in seiner *Theologia Platonica* schreibt: „die Seele des Menschen stellt die gefallene Welt wieder her, da durch ihr wohlthätiges Handeln die einst spirituelle Welt, die jetzt körperlich geworden ist, unaufhörlich gereinigt und von Tag zu Tag spirituell wird.“<sup>139</sup> Auch Lessing mit der 'Erziehung des Menschengeschlechts' steht in dieser Tradition; der Offenbarende, Gott, bringt sich im Menschengeschlecht progressiv zum Bewußtsein und zur Vernunft, er kommt im Progreß des Menschengeschlechts zu sich selbst.

*Denn weil  
Die Seeligsten nichts fühlen von selbst,  
Muß wohl, wenn solches zu sagen  
Erlaubt ist, in der Götter Nahmen  
Theilnehmend fühlen ein Andrer,  
Den brauchen sie . . .*<sup>140</sup>

Die Reflexion der menschlichen Subjektivität ist demnach naturteleologisch gesichert, die exzentrische Position des Menschen ist sinnvoll. Aller-

<sup>137</sup> Brief 179 vom 4. 6. 1799; StA VI, 329 (Hervorhebung vom Verf.). Vgl. schon die Metrische Fassung des 'Hyperion'.

<sup>138</sup> Kant, *Schriften zur Anthropologie*, S. 35.

<sup>139</sup> Marsile Ficino, *Théologie Platonicienne de l'Immortalité des Âmes. Texte critique établi et traduit par Raymond Marcel*, Paris 1970, Buch 16, Kap. 3 (= Bd. 3, S. 118): *hominis anima iam labefactatum restituit mundum, quoniam eius munere spiritualis olim mundus, qui iam corporalis est factus, purgatur assidue atque evadit quotidie spiritualis.*

<sup>140</sup> 'Der Rhein' v. 109–114; StA II, 145. Vgl. Ficino, *Théologie* ebd. 105 f.: *cum essentia Dei penitus absoluta sit, non tantum ab omni materia materiaeque proprietate, sed etiam ab omni certa conditione respectuque ad hanc rem creatam aut illam, atque sit infinita, idcirco indifferenter, ut ita dixerim, se habet ad omnia.* Jacobi in seinen Spinozabriefen ging bis zur Behauptung, der spinozistische Gott könne keine Erkenntnis haben, weil für ihn kein Objekt sei; Herders Gottheit „muß sich selbst kennen“, aber wie Lessing ist Herder „weit entfernt, dem Unendlichen eingeschränkte Vorstellungsarten, Kännntnisse a posteriori, fehlbare Berathschlagungen, willkührliche Absichten zu leihen“ (Suphan 16, S. 503).

dings, und das ist unabdingbar mit der Konzeption verbunden, nur als ständig bewegte, nie mit sich identische Subjektivität, wie sie die Reflexionsphilosophie als transzendente Synthesis der Apperzeption oder als absolutes Ich vorausgesetzt hatte. Die Gründe für die Bewegtheit des Subjekts sind folgende: Aus der dem Zitat aus dem 'Rhein' entsprechenden notwendigen Fühlung geht zunächst hervor, daß das Göttliche zu seiner Selbsterfahrung ständiges Leid, ständige Reibung und Einschränkung, ständige Qual der eingeschränkten Teile braucht. Diese tragische Auffassung bestimmt erst das Spätwerk Hölderlins und ist Grund der „strengen Mittelbarkeit“, die dort eingehalten wird. Im 'Hyperion' ist sie erst impliziert; Hyperion erkennt am Schluß die Analogie zwischen dem Leid des Menschen und dem Leid der Natur und die Funktion des Schmerzes für die Herbeiführung der Momente der Wonne<sup>141</sup>.

Dies ist nicht notwendigerweise nur im Sinne einer Frühstufe zu verstehen, die erst in der Spätdichtung ihre Vollendung findet; es hängt wesentlich mit der Eingeschränktheit der poetischen Subjektivität Hyperions zusammen, die ihrerseits wieder die epische Darstellung bedingt. Hyperion ist ein „elegischer Charakter“<sup>142</sup>. Als Subjekt hat er einen „Ton“, eine bestimmte ihm gemäße Haltung, die sich in je bestimmter Weise auf die Gegebenheiten der Umwelt einstellt und Haltungen, die anderen ursprünglich eigentümlich sind, nur „unter dem Einflusse des Elements“<sup>143</sup> annimmt<sup>144</sup>. Die elegische Haltung bildet sich während der Reifezeit des Kindes Hyperion als „Nachhall seiner [Adamas'] stillen Begeisterung“, er wird „Göttliches“, aber im Blick auf seine Vergangenheit<sup>145</sup>. Nach den Versuchen der Projektion des Göttlichen in Alabanda und der Liebe zum Göttlichen in Diotima, nach dem Scheitern aller Verwirklichungsversuche, dem Weggang Alabandas und Tod Diotimas, keimen Hyperion „die dichterischen Tage“<sup>146</sup>. Hier konstituiert sich also seine Subjektivität als poetische, die idealisierende Ausdruckshaltung, die durch Überforderung der Wirklichkeit und der Menschen Alabanda und Diotima aus dem Gleichgewicht gebracht und zerstört hatte, die einen Freiheitstraum im ungeeigneten Medium hatte verwirklichen wollen, um

<sup>141</sup> StA III, 150.

<sup>142</sup> StA III, 5.

<sup>143</sup> StA V, 196, 2.

<sup>144</sup> Daraus erklärt sich, warum im „Wechsel der Töne“ nur sechs Tonkombinationen so verschiedene Gattungs- und Stildifferenzierungen sollen leisten können: es kommt darauf an, auf welcher Stufe des Bildungsganges ein bestimmter Ton eingenommen wird.

<sup>145</sup> StA III, 13.

<sup>146</sup> StA III, 149.

damit alles zu zerstören – diese idealisierende Tendenz wird da dichterisch, wo nicht bloß im Nachhall fremder Begeisterung und Trauer, sondern durch eigene Erfahrung rein und wahr geworden der idealische Ausdruckston, nun aber auf dem Grund des Leidens, wieder erscheint: Es ist der Punkt, wo Hyperions „Erkenntniß . . . über sich selbst hinausgeht, und in der ganzen Unendlichkeit sich wiederfindet, d. h. durch die stofflose reine Stimmung gleichsam durch den Wiederklang der ursprünglichen lebendigen Empfindung, den sie gewann und gewinnen konnte durch die gesammte Wirkung aller innerlichen Versuche, durch diese höhere göttliche Empfänglichkeit ihres ganzen innern und äußern Lebens mächtig und inne wird“<sup>147</sup>. Die Bewegung der Subjektivität ist also notwendig, weil nur so eine Reinigung, eine Gleichzeitigkeit von Individualität und Unendlichkeit in der Empfindung möglich ist; diese Phase in der Entwicklung des Subjekts stimmt strukturell mit der Chaos-Phase des Weltgeschichtsgangs überein, wo die Schönheit sich „herauf in den Geist flüchtet“, nachdem ringsum Elementarisierung eingetreten ist, ebenso mit dem „Sinn für Freiheit“ im Athenerbrief, wo der Eindruck der wundergroßen Tat des mythischen Theseus sich zum „Sinn“ der Athener entwickelt hat.

Nachdem die quasi biologische Bewegung des Subjekts eine Reinigung der ursprünglichen Bestimmung herbeigeführt hat, ist deren Verarbeitung im Geiste möglich. Der Athenerbrief spricht hier von der „Dichtung des unendlichen göttlichen Seyns“, die begleitet ist vom Zweifel, von der Erfahrung des Widerspruchs und der Einschränkung in den gegebenen Verhältnissen. Die Unendlichkeit des „göttlichen Seyns“ ist also behauptet aufgrund eines schwärmerisch begeisterten Hinwegsehens über die Momente des Widerspruchs; um so empörender muß auf der andern Seite das sein, was diese behauptete All-Einheit stört und trennt oder den Menschen ihr gegenüber vereinzelt. Das Subjekt befindet sich hier also im Wechsel zwischen Zuständen der begeistert geahnten oder erfahrenen Einheit mit seiner Welt und Zuständen der verzweifelten, erbittert gefühlten Uneinigkeit mit ihr. Diesen Wechsel im Leben des erzählten Hyperion spiegeln die der Scheltrede über die Deutschen zugrundeliegenden Erfahrungen und die der Schlußvision zugrundeliegenden Gedanken. Die Scheltrede mißt ja die Deutschen an dem Ideal der Schönheit und Übereinstimmung mit der Natur; daß die von Hyperion in diesem Stadium geübte Hingabe an die Natur gefährlich und schwärmerisch ist, zeigt die Schlußvision: Er gibt sich „fast zu endlos“

<sup>147</sup> StA IV, 261.

der Natur hin, vergißt seine Individualität und behauptet, alles geschehe aus Lust und ende mit Frieden<sup>148</sup>. Diese Selbstvergessenheit kann nur in Verbindung mit ihrem äußersten Gegensatz, dem Gefühl der extremen Kränkung der persönlichen individuellen Werte durch die Deutschen gesehen werden – Hyperion befindet sich bezeichnenderweise während der Schlußvision noch in Deutschland. Dieser Wechsel von Selbstbezogenheit und Selbstvergessenheit, Selbstheit und Liebe, hier in einem elegischen Subjekt, das die Ideal und Wirklichkeit konfrontierende Haltung auf dieser Stufe strafend satirisch und schwärmend-leichtsinnig idyllisch äußert, dieser Wechsel ist für die Konstitution der poetischen Subjektivität in der Hinsicht bedeutsam, als Beschränktes mit dem Anspruch des Unendlichen konfrontiert wird, Unendliches im Beschränkten sich zeigen soll und damit Sprache geahnt, Zeichen konstituiert wird durch den Wechsel der dichterischen Subjektivität zwischen dem Traum vom unendlichen göttlichen Sein und der Verzweiflung über die Eingeschränktheit der realen Welt, die dem Dichter zum Stoff wird<sup>149</sup>. Blicke diese Subjektivität gewissermaßen ortsfest, so könnten sie selbst und die Dinge der Welt gerade nicht diesen Sprach- und Zeichencharakter annehmen, Träger des „höheren mehr als mechanischen Zusammenhangs“ werden, „in dem sich der Mensch mit seiner Sphäre befinden kann“<sup>150</sup> und in dem theoretische, moralische und physische Beziehungen aufgehoben sind, wo also wiederum eine Vereinigung von Reflexions- und Vereinigungsphilosophie postuliert ist. Deutlich ist hier auch, daß Hölderlin mit der Verzweiflung an der Realität und der Begeisterung über die unendliche Übereinstimmung die eine solche ästhetische Vereinigung rechtfertigende Bewußtseinstatsache auffindet: „der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird.“<sup>151</sup>

Aufgrund dieser Bewußtseinstatsache und der Zeichenhaftigkeit des Eingeschränkten für das Ganze kann dann im Athenerbrief eine ästhetische Philosophie, in der poetischen Subjektivität eine „Bestimmung“ und „Zergliederung“ der poetischen Subjektivität in ihrem Verhältnis zur Welt und damit ein entscheidender Progreß der poetischen Subjektivität stattfinden: indem sie nämlich sich der Momente der Übereinstimmung und der Disharmonie, der Mängel in Gegenständen und Verhaltens-

<sup>148</sup> StA III, 158 f.

<sup>149</sup> Zusammenfassung des Gedankengangs StA IV, 264, 12–21 und öfter auf den Seiten IV, 261–64.

<sup>150</sup> StA IV, 275 u. 277.

<sup>151</sup> StA III, 81.

weisen, der Widersprüche und Harmoniestellen in dem Gesamtverhältnis erinnert, sie ordnet und vergleicht, um darin Gesetzmäßigkeiten, richtige und falsche Handlungen etc. zu entdecken, bildet sie sich als Selbiges im Wechsel aus und gewinnt immer mehr an Konsistenz, je weiter diese Analyse fortschreitet. Die Selbigkeit ist jedoch nicht Identität des theoretischen Subjekts und nicht Absolutheit des praktischen Ich, sondern sie ist nur bestimmt durch den Vollzug ihres Bildungsgangs in dieser Sphäre und damit wieder Individuelles der Sphäre, Allgemeines des Bildungsgangs und Reines des gefühlten Unendlichen vereinigend. Die poetische Subjektivität, die sich in dieser Analyse als progressive erkennt, muß jedoch zugleich die Unvereinbarkeit des Individuellen, Allgemeinen und Reinen im Sinne der wissenschaftlichen Verallgemeinerbarkeit erkennen: Da es hier um die Herstellung einer Vereinigung von Mensch und Natur geht, die nur progressiv erreicht werden kann, ist die Lösung dieses Problems durch ein Teilvermögen des Menschen, eben die wissenschaftliche Erkenntnis, ganz undenkbar. Die Philosophie als solche muß notwendig zu unvereinbaren Thesen – Reflexions- und Vereinigungsphilosophie – kommen, sie muß kritisch die Notwendigkeit dieser Antinomie in ihr selbst erkennen und damit an einem bestimmten Punkt den Anspruch auf Feststellung von Erkenntnissen aufgeben. Erst wenn sie sich selbst als Progreß, nicht mehr als Philosophie, sondern als Philosophieren<sup>152</sup> versteht, wird sie den Konsequenzen dieser Selbstkritik gerecht. Damit ist aber jede philosophische Aussage nur wieder Zeichen des Progresses, Übergang, Mythos. Es ist deshalb müßig, Hölderlin in der Absicht der Vereinigung von Vereinigungs- und Reflexionsphilosophie, des „Einen“ mit dem „Unterschiedenen“, ein philosophisch unmögliches Unterfangen zuzuschreiben: Hölderlin war sich völlig klar darüber, daß sie philosophisch unvereinbar sind; was im Athenerbrief in der Dichtung zusammenfließt, ist „das Unvereinbare“ in der Philosophie<sup>153</sup>. Was philosophierend erkannt werden kann, ist die Mittelbarkeit, Zeichenhaftigkeit, die Regel des poetischen Progresses – auch diese progressiv erkannt in

<sup>152</sup> Vgl. Brief 104 an Schiller vom 4. 9. 95: „ich suche mir die Idee eines unendlichen Progresses der Philosophie zu entwickeln, ich suche zu zeigen, daß die unnachlässliche Forderung, die an jedes System gemacht werden muß, die Vereinigung des Subjects und Objects in einem absoluten – Ich oder wie man es nennen will – zwar ästhetisch, in der intellectualen Anschauung, theoretisch aber nur durch eine unendliche Annäherung möglich ist“ (StA VI, 181); die intellectualen Anschauung ist die „Dichtung eines unendlichen göttlichen Seyns“ aufgrund der (ästhetischen) Erfahrung der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung im Sinne der „Harmonie der mangellosen Schönheit“.

<sup>153</sup> StA III, 81 (Hervorhebung vom Verf.).

einfachen Formeln wie Ausflug und Rückkehr, in Bildern wie Darstellung des Vollendeten im Wechsel, in komplexen Theoremen wie den beiden in Abschnitt 4 und 5 analysierten oder der Lehre vom Wechsel der Töne.

Da die Analyse, deren Form und Ergebnis der Progreß ist, Unvereinbares für einen unendlichen Weg stehen läßt, konstituiert sich die poetische Subjektivität erst vollends im jeweiligen Vollzug, im Handeln selbst, indem sie in einer neuen Aufstufung sich vor sich selbst bringt und bildend konkretisiert, indem sie sich in ihrem Charakter, ihrem Traum und ihrer Verzweiflung, ihrem Bildungsgesetz in einen frei verfügbaren Stoff überträgt<sup>154</sup>. Hier hat sie (und der Leser, der damit auch tendenziell zum poetischen Subjekt erhoben wird) die Möglichkeit, sich handelnd zu fühlen, sich als Zeichen zu erfahren, sich als gesetzmäßig fortschreitend zu erkennen und sich über sich selbst verfügend zu begreifen. Hölderlin nennt diese poetische Konstitution der poetischen Subjektivität „schöne heilige, göttliche Empfindung“<sup>155</sup>. Wesentlich ist, daß dabei nicht nur die reflexive Empfindung möglich wird, sondern daß in die Wirklichkeit bildend eingegriffen wird in dem Sinne, daß sie einer bestimmten Empfindung unterworfen, mit unendlichem Anspruch konfrontiert und zum Zeichen transformiert, selbst in einen Progreß nach Regeln des Bildungsgesetzes gebracht wird mit dem Ziel der Schönheit und freien Verfügung über sich.

Wie weit der 'Hyperion' diese Konsequenzen, die hier mithilfe von Gedankengängen aus der Homburger Zeit expliziert worden sind, bereits zieht, soll jetzt noch gezeigt werden.

### 7. Die Appellstruktur der Schelte und der „Vision“

Im gezeigten Sinne ist der 'Hyperion'-Roman ein geschichtsphilosophisches Compendium: Er ist ein philosophisches Lehrbuch über eine die Natur, die Geschichte und den Menschen, sein Erkennen, Handeln und künstlerisches Schaffen unter einem einzigen Gesichtspunkt fassende Wissenschaft; ich möchte ihn in diesem Sinne ein Enzyklopädie-Projekt vergleichbar dem Hardenbergs nennen. Allerdings, und darin unterscheidet sich Hölderlins 'Hyperion' wohl entscheidend von dem ja nicht endgültig absehbaren Enzyklopädie-Projekt Hardenbergs und auch von

<sup>154</sup> Eine vergleichbare Übertragung („Metapher“) findet zwischen eigentlichem und uneigentlichem Ton, Grundton und Kunstcharakter statt (StA IV, 266 f.).

<sup>155</sup> StA IV, 259.

Herders enzyklopädischen 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit': Die Wissenschaft wird in Poesie, das Nachdenken in Handeln, die Eremitage ins Leben übergeführt; entsprechend kann der Leser nicht wissenschaftlich objektiver Beobachter sein: Er muß sich entscheiden, sich verwandeln und verwandelt lassen durch diese Poesie, beschimpfen lassen durch die Scheltrede auf die Deutschen – oder er muß irgendwo abbrechen, verständnislos werden und Fragment bleiben wie in der Geschichte die Spartaner oder im Roman die Gestalt des Alabanda.

Nach dem Athenerbrief ist Dichtung das Ende der Wissenschaft, wenn sie nicht bloß Notwerk bleiben soll. Danach liegt es also in der Konsequenz schon dieses historischen Modells, daß der 'Hyperion' als wissenschaftliches Compendium dann in Dichtung übergehen muß, wenn die Wissenschaft sich kritisch über ihre Beschränkung Rechenschaft gegeben hat. Schon die Vorreden zu den Vorstufen bestätigen dies: Wenn als das Ziel der Bahn des Menschen ein Zustand der höchsten Bildung, der gegenseitigen Zusammenstimmung unendlich vielfältigster und verstärkter Kräfte und Bedürfnisse sein soll, so muß die Wissenschaft, die dies als Geschichtsziel erkennt, ihre eigene Überwindung durch eine höhere, dann nämlich poetisch schöne Form des Erkennens, die zugleich eine Form des Lebens sein muß, als notwendig anerkennen. Noch mehr gilt dies in der Vorrede zur vorletzten Fassung von dem „Ziel all' unseres Strebens“, „den Frieden alles Friedens, der höher ist, denn alle Vernunft, den wiederzubringen, uns mit der Natur zu vereinigen zu Einem unendlichen Ganzen“<sup>156</sup>. Die Wissenschaft muß sich aber nicht nur zum Ende der geschichtlichen Entwicklung hin als begrenzt und aufhebbar in ein Gesamtverhältnis von Wissen und Handeln, Selbst und Welt erkennen, sie muß sich schon jetzt als Übergang, als ständigen Progreß und Zurücklassen des momentan Gültigen verstehen – „die bestimmte Linie vereinigt sich mit der unbestimmten nur in unendlicher Annäherung“<sup>157</sup> – keiner ihrer Sätze und Begriffe kann deshalb als endgültig verstanden werden. Diese Konsequenz läßt sich am 'Hyperion' leicht nachprüfen: Keine der Hunderten von Stellen, an denen z. B. das Wort „Schönheit“ oder „schön“ verwendet wird, stimmt begrifflich mit einer andern genau überein; vielmehr kann man, wenn man die Stellen in Hyperions Leben chronologisch ordnet, ein kontinuierliches Wachstum des Begriffsinhalts feststellen, übrigens nach denselben Bildungsgesetzen wie sie im Athenerbrief beschrieben sind. Jede wissenschaftliche Aussage

<sup>156</sup> StA III, 236.

<sup>157</sup> Ebd.

hat deshalb nur Stellenwert in der Entwicklung eines nie zuende entwickelbaren Ganzen. Das heißt aber, wenn Poesie gegenüber der feststellenden Wissenschaft als Bildungsprozeß verstanden wird: Die wissenschaftliche Aussage hat immer nur poetischen Wert und Charakter. Damit wird sie aber analog der Handlung, Stimmung, Einstellung, Lebenshaltung eines Menschen, die sich mit seiner Bildung ebenfalls verändert und somit ebenfalls eine notwendige Stufe mit Durch- und Übergangswert darstellt. Wissenschaft ist damit wieder ins Leben integriert, ist als bildendes und sich selbst bildendes Handeln verstanden. Deshalb kann Hölderlin in seiner Vorrede die eigentlich erstaunliche Vermutung äußern, man könnte den Roman als „Compendium“ mißverstehen, einen Roman, der doch die Lebensgeschichte einiger Menschen erzählt. Deshalb heißt der Held „Hyper-ion“<sup>158</sup>, denn der Übergang, das Vermeiden aller tödenden Positivität ist hier sogar zur Maxime der Wissenschaft geworden – die Aufklärung ist in ihrer äußersten Konsequenz zur Erkenntnis gekommen, daß sie, um nicht dogmatisch und positiv zu werden, nichts mehr für wahr festsetzen, sondern eine Form des sich selbst ständig weiterentwickelnden Behauptens, die Poesie, wie bei Schlegel und Novalis das Fragment und das Märchen, finden müsse.

Während aber im romantischen Fragment die Entwicklung leer gelassen, im Märchen durch eine sich selbst aufhebende Fiktivität nur wie in Lessings Offenbarungsverständnis angereizt wird, während also bei den Romantikern die Wissenschaft sich ins Ideal, in den Traum davon macht, holt Hölderlin sie ins Leben zurück. Der Lesevollzug, so haben wir schon in den ersten Sätzen der 'Hyperion'-Vorrede gesehen, setzt eine Entscheidung des Lesers voraus und ist ständige Probe auf ein liebendes Verstehen, das zugleich Lernen und Genießen sein muß. Einerseits heißt das genießendes Lernen und Erkennen insofern, als die Durchgängigkeit der Strukturierung nach dem Gleichgewicht von Kräften, seiner Störung und tendenziellen Wiederherstellung auf einer Bahn mit leiseren oder extremeren, in ihren Richtungen sich gleichbleibenden Bewegungen erkannt und genossen wird. Andererseits heißt das lernendes Genießen insofern, als die Kräfte, die da ins Gleichgewicht oder aus dem Gleichgewicht kommen, sich der *analogia entis* gemäß in den Objekten, den Menschen und vor allem in der Sprache manifestieren müssen. „Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen mit deinem Wohl laut, Natur“<sup>159</sup>, erkennt Hyperion. Die Töne, die da in direkter oder harmo-

<sup>158</sup> Vgl. Wolfgang Binder, Hölderlins Namenssymbolik. In: W. B., Hölderlin-Aufsätze, Frankfurt 1970, S. 180–92.

<sup>159</sup> StA III, 159.

nischer Entgegensetzung zueinander stehen und einander in jeweils neue Verbindungen auf einem nach dem Modell des Athenerbriefs aufsteigenden Wege drängen, sind die drei Phasen der naiven natürlichen Harmonie, der heroischen reflektierenden und leidenden Bahn, der idealischen Einheit als Erinnerung in der Vergangenheit und Vereinigung als Sehnen in die Zukunft; als Grundtöne bedeuten sie Haltungen und Einstellungen des Subjekts, als sogenannter Kunstcharakter die entgegengesetzten, zurechtweisenden Funktionen, die diese Haltungen durch die Sphäre, die Objekte der Welt und die Menschen erfahren. So wird zum Beispiel die selbstgenügsame Diotima dadurch aus ihrer natürlichen Ruhe herausgetrieben, daß der idealische Hyperion sie als Verkörperung der seligen Einheit des Seins liebt und daß sie bald weiß, sie könne ihm „nicht Alles seyn“<sup>160</sup>. Solche Tonverhältnisse drücken sich in der Sprache aus, die Sprache wird Träger von Einstellungen und Gegenwirkungen auf sie, so daß im sinnlich wahrnehmbaren Text von Wort zu Wort genau das vorgeht, was als Bildungsprozeß das Leben der Menschen, die Geschichte der Völker und die Vorgänge in der Natur überhaupt bestimmt. Der Leser ist dabei nicht ausnehmbar: Auch er hat die Einstellungen, der Text wirkt auf ihn als Konfrontation mit inneren Gesetzen seiner Persönlichkeit und deren Bildung, er bringt also tendenziell die Elemente seiner Persönlichkeit in Bezug zueinander. Während dies prinzipiell mit jeder auch prosaischen Sprache geschieht, bringt ein Sprachtext, der nach der Regel des Bildungsgesetzes formuliert ist, den Leser intentional in einen Bildungsprozeß seiner selbst ein: Dem Leser also, der sich für ein liebendes Verstehen entschieden hat und schon im Durchhalten dieses Entschlusses sich bildet, kommt der Text durch ein bildendes Eingreifen in sein unmittelbares Leben und Erfahren entgegen.

In dieser Intentionalität, nicht nur das Wissen und Erfahren, sondern das Leben des Lesers selbst ändern zu wollen, steht Hölderlins Roman allein – dieselbe Intentionalität gilt übrigens für seine ganze Dichtung nach dem 'Hyperion'. Daß konkret die Verhältnisse geändert werden

<sup>160</sup> StA III, 129. Diese Selbstinterpretation der Diotima ist wieder eine Verwirklichung des Bildungsgesetzes. Im Leben der Diotima haben diese Schlußbriefe dieselbe Funktion wie das Erzählen des eigenen Lebens bei Hyperion: Vollendung des Bildungsganges durch Analyse der eigenen Entwicklung, die in Poesie sich aufhebt. Von der Romanstruktur her ergibt sich damit eine Art mikrokosmischer Spiegelung des ganzen Romangeschehens im Bildungsgang einer Frau, wie sie sich in Rousseaus 'Emile' mit 'Sophie ou la femme' im 5. Buch, in Wielands 'Agathon' mit der Geschichte der Danae, in Goethes 'Wilhelm Meisters Lehrjahre' mit den 'Bekanntnissen einer schönen Seele', und noch in Stifters 'Nachsommer' mit der Geschichte des alten Paares (allerdings in abgewandelter Form und Funktion) findet.

sollten, beweisen auch die letzten Worte des schreibenden Hyperion, die Scheltrede über die Deutschen und die Formulierung der „Schlußvision“. Beide Texte beruhen auf Erfahrungen des erzählten Hyperion wie alles, was abgesehen von den anfänglichen und sonst in die Erzählung eingestreuten Selbstreflexionen gesagt wird. Die Schelte auf die Deutschen differiert jedoch in der Form der Kommunikation entscheidend nicht nur von der erzählenden und reflektierenden Briefform des 'Hyperion', sondern vom Roman überhaupt: Sie ist Rede, nicht nur an Bellarmin gerichtet, sondern in großen Teilen an die Deutschen selbst. Damit hat der Roman, der literarische Text seinen Rahmen gesprengt, ist unmittelbares eingreifendes Handeln geworden, das als Schelte eine Aufforderung zur Änderung enthält. Hölderlin riet einmal dem Bruder:

*Ist es Dein Ernst, als Schriftsteller auf den deutschen Charakter zu wirken und diß ungeheure Brachfeld umzuakern und anzusäen, so wollt' ich Dir rathen, es lieber in oratorischen, als poetischen Versuchen zu thun. Du würdest schneller und sicherer zum Zwecke gelangen. Ich wunderte mich schon oft, daß unsere guten Köpfe nicht häufiger darauf gerathen, eine kraftvolle Rede zu schreiben, z. B. über den Mangel an Natursinn bei den Gelehrten und Geschäftsleuten, über religiöse Sklaverei p. p.<sup>161</sup>*

Von dieser Rede an rückblickend muß das Erzählen Hyperions als Vorbereitung dieses Wirkens „auf den deutschen Charakter“ verstanden werden, wie schon die Vorrede den deutschen Leser hinsichtlich seines Leseaktes bewußt macht und angreift. Hyperions Eremitendasein, in dem er zu sich selbst und in Analogie zur Natur gekommen ist, mündet in politische, volkerzieherische Handlung. Als Sphäre für seinen Bildungstrieb wählt er sich Deutschland und die Deutschen; neben seiner poetischen Subjektivität spricht er im „Nahmen“ des schönen Deutschen Bellarmin und spricht „für alle, die in diesem Lande sind und leiden“<sup>162</sup>, dann also auch für den liebenden Leser, dessen Subjektivität sich an der Sphäre Hyperions gebildet hat und der deshalb mit poetischer Notwendigkeit dieselben Gedanken entwickelt haben muß wie Hyperion und wie Hölderlin, der sich als Autor ja in der Vorrede schon dem Leser gestellt hatte. Die Scheltrede ist also ihrer Kommunikationsform nach einwirkende Sprache Hölderlins und aller der Personen, die den Roman liebend gelesen haben, aus dem Roman heraus an die Deutschen als Volk, das durch die Sprache dieser Wenigen in seinem Leben und seinen

<sup>161</sup> Brief 152 vom 14. 3. 1798; StA VI, 263 (Hervorhebung vom Verf.).

<sup>162</sup> StA III, 156.

Lebensverhältnissen verändert, aus der Entfernung der Barbarei herausgeführt werden soll<sup>163</sup>.

Inhaltlich beruht, wie besprochen, die Scheltrede auf der Erfahrung der Übereinstimmung und Harmonie, die als Ideal richtend an die unzulängliche Wirklichkeit gehalten wird und die strafende Satire ermöglicht. Die andere Seite dieses Verhältnisses, nämlich die „Dichtung eines unendlichen göttlichen Seyns“, bildet den Inhalt der „Schlußvision“; er gehört erläuternd zum verzweifelt Ingrimm der Schelte. Von der Kommunikationsform her fällt dieser Text genau so aus dem Romanganzes heraus wie die Scheltrede. Als einziger Text ist er durchgängig mit Anführungszeichen als Zitat gekennzeichnet. Allein die Einleitung betont:

*Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren, wie des Feuers Rauschen, wenn es auffliegt und die Asche hinter sich läßt –<sup>164</sup>*

Der Erzähler Hyperion kann sich jedenfalls nicht an die Worte erinnern, die er gesprochen hat, bezeichnet sie außerdem als nicht mehr zeichenhaft, sondern elementar verzehrend. Trotzdem steht die Passage als Zitat, welches gerade auf Bewahrung des Wortlauts hinweist. Innerhalb des Zitats und am Schluß wird das Gesagte auf „So dacht' ich“ bezogen; daraus ist auf ein Denken in Worten, ein Zeichen und Vermittlung gewordenen Denken zu schließen. Zugleich aber ist dieses Denken ein Sagen<sup>165</sup>, der ganze Text ist Rede, Anrede und Frage, an die Natur und ihre Elemente, an Diotima, an die Seele der Welt; erst am Schluß stehen Aussagen.

Es gibt also keinen bestimmten Verfasser – der erzählte Hyperion hat nichts Verständliches gesprochen, der schreibende Hyperion würde sich nicht zitieren –, keine bestimmte Zeichenart – Gedanke oder zitierbares Wort –, keine bestimmte Kommunikationsform – Gedachtes oder Anrede und Frage –, keinen bestimmten oder viele Adressaten – Natur, Diotima, Weltseele –: der Text ist auf eine unerhörte Weise nur da, Faktum, Zeichen eines unendlichen über alles Bestimmte hinweg sich vollziehenden Prozesses. Insofern ist er für den Leser, der mit dieser deutungslosen Zeichenhaftigkeit konfrontiert wird, in höchstem Maße beunruhigend, wie er ja auch inhaltlich von den Menschen als „Friedenslosen“, als „Menge“, als „faulen Früchten“, als „wunderlichen“ spricht.

<sup>163</sup> Eine erste Rede mit ähnlicher Struktur, allerdings noch resignativem Ton, findet sich im Schlußbrief des 1. Buches des 1. Bandes, StA III, 45 f.

<sup>164</sup> StA III, 159.

<sup>165</sup> StA III, 159.

Ausgeschlossen von der Faktizität des Prozesses, in den Hyperion und Diotima integriert sind als lebendige Töne, müßte er sich zu den faulen Früchten rechnen, wenn er nicht sich selbst als lebendigen Ton ausbilden würde. Der Text hat also in mit der Scheltrede vergleichbarer Weise Appellcharakter, will den Leser nicht mehr durch strafende Satire einwirkend verändern, sondern durch Angst vor dem Ausgeschlossensein aus dem großen Naturprozeß selbst sich bewegen und in den Prozeß einer poetischen Subjektivität eintreten lassen. Die Schmähung und die Lockung mußte wirken, und sie war ja das einzige von Hölderlin, was noch im 19. Jahrhundert und heute nachklang. Er hat, das muß man zugeben, wenige Leser gefunden, die der Provokation, ihr Leben in die Hand zu nehmen und liebend ändern zu lassen, gerecht geworden sind. Aber die Provokation bleibt bestehen, wie das Problem der Einheit von Wissen und Handeln, von Wissenschaft und Leben und Kunst bestehen bleibt. Wenn wir den 'Hyperion' bloß entweder mit leerer Lust konsumieren oder mit bloßem Nachdenken analysieren, bestehen wir die Probe auf unsere Freiheit nicht besser als so viele vor uns.

# Hölderlins Gedichtfragment 'O Schlacht fürs Vaterland...'

Von

Erich Hock

O Schlacht fürs Vaterland,  
Flammendes blutendes Morgenroth  
Des Deutschen, der, wie die Sonn, erwacht  
Der nun nimmer zögert, der nun  
5 Länger das Kind nicht ist  
Denn die sich Väter ihm nannten,  
Diebe sind sie,  
Die den Deutschen<,> das Kind<,>  
Aus der Wiege gestohlen  
10 Und das fromme Herz des Kinds betrogen,  
Wie ein zahmes Thier, zum Dienste gebraucht.

Diese Verse<sup>1</sup>, von Hölderlin auf einem Einzelblatt<sup>2</sup> in unmittelbarem Anschluß an die aus dem Jahr 1796 stammende Übersetzung eines Chorliedes aus dem 'Oedipus auf Kolonos' (StA V, 32) niedergeschrieben, gelten als „Vorentwurf“<sup>3</sup> oder „erster Entwurf“<sup>4</sup> zu der Ode 'Der Tod fürs Vaterland' (StA I, 299). Das Wort „Entwurf“ ist bei diesem Text jedoch nur mit Einschränkung zu gebrauchen, jedenfalls nicht im gleichen Sinn wie bei den drei Odenentwürfen, die auf den letzten beiden Seiten einer anderen Handschrift<sup>5</sup> aufeinanderfolgen und nach Beißner „noch 1797“ (StA I, 552 f.) entstanden sind: 'Buonaparte' (StA I, 239), 'Diotima' (StA II, 316) und 'Empedokles' (StA I, 554). Der 'Diotima'-Splitter deutet mit der Form der zweiten Zeile darauf hin, „daß eine Ode im alkäischen Silbenmaß geplant war“ (StA II, 929); auch 'Buonaparte' „meint deutlich die Form der Ode“ (StA I, 553); das nämliche muß für

<sup>1</sup> StA I, 605. Über die Abweichungen von Beißners Text s. Anm. 22 und 31.

<sup>2</sup> Stuttgart I, 27 (s. das beigegebene Faksimile); vgl. die Beschreibung StA I, 540.

<sup>3</sup> L. v. Pigenot (Hell. 3, 490; Hell.: die von N. v. Hellingrath begonnene Ausgabe, 3. Aufl. 1943; Bd. 3 zuerst 1922); W. Böhm (in seiner Ausgabe Jena 1924, Bd. 2, S. 318).

<sup>4</sup> Beißner (StA I, 540; 605); danach E. Müller (in seiner Ausgabe Stuttgart 1952, Bd. 1, S. 484); G. Mieth (in seiner Ausgabe München 1970, Bd. 1, S. 999); D. Lüders (in seiner Ausgabe der Sämtlichen Gedichte, Homburg v. d. H. 1970, Bd. 2, S. 166).

<sup>5</sup> Stuttgart I, 3; vgl. die Beschreibung StA I, 505.

Alle die stehen mit der Kunst nicht kann ich sie nicht  
o die Kunst ist in unserm Leben für die Kunst und Kunst  
Kunst ist das was man nicht kann nicht

So ist es auch mit der Kunst nicht kann ich sie nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht

Alle die stehen mit der Kunst nicht kann ich sie nicht  
o die Kunst ist in unserm Leben für die Kunst und Kunst  
Kunst ist das was man nicht kann nicht

O Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht

Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht

Alle die stehen mit der Kunst nicht kann ich sie nicht  
o die Kunst ist in unserm Leben für die Kunst und Kunst  
Kunst ist das was man nicht kann nicht  
Kunst ist das was man nicht kann nicht

den 'Empedokles'-Entwurf gelten, dessen drei Absätze inhaltlich genau den späteren Odenstrophen (StA I, 240) entsprechen. Die beiden letztgenannten Entwürfe, die man auf den ersten Blick mit dem „Entwurf“ 'O Schlacht fürs Vaterland...' gleichzusetzen geneigt ist, sind stilistisch und rhythmisch auf den Odenvers hin mehr oder minder stark vorgeformt. Weil sie erst in der Ode zu ihrer eigentlichen rhythmischen Gestalt kommen (oder – bei 'Buonaparte' – kämen), wäre es nicht möglich, die Entwürfe als einheitliche rhythmische Gebilde zu lesen<sup>6</sup> – ganz im Gegensatz zu 'O Schlacht fürs Vaterland...'. Hier nämlich handelt es sich offenbar nicht um einen Rohentwurf, nicht um vorläufiges, für den Einguß in die Odenform bestimmtes, sich ihr tastend näherndes Sprachmaterial, sondern vielmehr um sprachlich und rhythmisch voll ausgeformte, von einer durchgehenden Bewegung getragene Verse<sup>7</sup>.

Am Anfang steht ein zweigliedriger Ausruf („O Schlacht fürs Vaterland“ – „Flammendes blutendes Morgenroth/Des Deutschen“) – ein

<sup>6</sup> Das gilt im ganzen auch für den Entwurf zu der Ode 'Der Mensch' (StA I, 263) mit der Überschrift 'Der Geburtstag des Menschen' (StA I, 578; 585 f.), der partiell jedoch in ausgeprägterem Maße als die genannten Entwürfe eigenrhythmischen Charakter aufweist. – Wilhelm Böhm (Hölderlin, Halle 1928. 1930) macht unsere Unterscheidung nicht, sondern bezeichnet 'O Schlacht fürs Vaterland...', 'Empedokles', 'Buonaparte' und 'Diotima' als „Entwürfe in flutenden Rhythmen“ (Bd. 1, S. 313) und stellt sie den abgeschlossenen Gedichten dieser Form – 'Der Geburtstag des Menschen', 'Hyperions Schiksaalslied' und 'Da ich ein Knabe war...' – an die Seite (Bd. 1, S. 304 ff.). Von den beiden letzten und 'O Schlacht fürs Vaterland...' spricht er auch als „Ergüssen“, denen er „tiefe Wirkung“ und „Ursprünglichkeit“ zuerkennt, bei denen aber dem Dichter bewußt gewesen sei, daß er „sich ohne die Kontrolle der Form nicht halten“ könne; daher das Streben zur Odenform (Bd. 1, S. 307; Bd. 2, S. 272 f.). – R. Wirth, der den Text des Bruchstücks erstmals (in unzulänglicher Form) veröffentlicht hat (Arch. f. Literaturgesch. 14, 1886, S. 432 f.), spricht von einem „prosaischen Entwurf“, bei dem der alkäische Rhythmus bereits durchklinge.

<sup>7</sup> Der rhythmische Ablauf läßt sich wie folgt darstellen:

|                       |                       |
|-----------------------|-----------------------|
| x'x'x'x'x'x'          | x'x'x'x'x'x'x'        |
| x'x'x'x'x'x'x'x'x'    | x'x'x'x'              |
| x'x'x'   x'x'x'x'x'x' | x'x'x'x'   x'x'       |
| x'x'x'x'x'x'   x'x'   | x'x'x'x'x'x'          |
| 5 x'x'x'x'x'x'        | 10 x'x'x'x'x'x'x'x'x' |
|                       | x'x'x'x'x'x'x'x'x'    |

Der erregte Ton fordert eine starke Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenhebungen, wohl sogar weitgehende Einebnung dieser. So entstünde z. B. in v. 4/5 eine das Sprachtempo beschleunigende Doppelsenkung in dem anaphorischen „der nun“ vor den sinntragenden Wörtern „nimmer“, „länger“. Die stärksten Ikten liegen auf den Wörtern „Väter“ und „Diebe“ (v. 6/7). Die leichten Einschnitte (') werden von der heftigen Sprachbewegung weitgehend überspült.

machtvoller Einsatz mit den hallenden A der ersten vier Hebungen und der Länge des versübergreifenden zweiten Glieds. Daraus geht ein weitgeschwungener Nebensatz hervor, der sich in drei, durch Anapher verknüpften, Stufen aufgipfelt („der, wie die Sonn, erwacht“ – „Der nun nimmer zögert“ – „der nun / Länger das Kind nicht ist“), wiederum mit eindrucksvollem Zeilensprung des letzten Glieds. So, in einer sich beflügelnden rhythmischen Bewegung auf den Höhepunkt geführt, endet die erste Periode und der erste Sinnabschnitt: die Feier des lange ersehnten, „nun“ erschienenen Augenblicks. Der Rest der Verse, zunächst gestauter im Rhythmus, ohne Enjambement, mit schwer fallenden Ikten, ist die zornige Rückschau auf das Vorher. Die Periode ist ein Begründungssatz, der mit „Denn“ beginnt, worauf, nach dem Anlauf des Subjektsatzes („die sich Väter ihm nannten“), im ganz kurzen Hauptsatz (und kürzesten Vers) die vernichtende Anklage fällt („Diebe sind sie“), mit drei schrillen I-Lauten, die in den die Untat brandmarkenden Wörtern „Wiege“, „Thier“ und „Dienste“ nachklingen. Dem zweigliedrigen, semantisch, rhythmisch und klanglich auf scharfen Kontrast gestellten Satzgebilde (v. 6/7) entspringt, dem dreistufigen Relativsatz zu Anfang entsprechend, ein Nebensatz mit dreigliedrigem Prädikat („Die den Deutschen <,> das Kind <,> / Aus der Wiege gestohlen“ – „Und das fromme Herz des Kinds betrogen“ – „Wie ein zahmes Thier, zum Dienste gebraucht“). In den letzten beiden Gliedern – jeweils *ein* langer Vers und in einem Atem zu sprechen – steigert sich die Sprachbewegung, indem sie sich wie in der ersten Triade über den durch Zäsuren gehemmtten Gang des ersten Gliedes<sup>8</sup> emporschwingt.

Für diesen Ausbruch freudig aufflammender Hoffnung und zürnender Anklage müssen dem Dichter die lyrischen Formen, deren er sich in den ersten Frankfurter Monaten bediente – Reimstrophen, Hexameter, Distichen, Blankverse – nicht brauchbar erschienen sein. So griff er auf die schon früher verwendete eigenrhythmische Form zurück, die auch in der späteren Frankfurter Zeit, neben der dann vorherrschenden Ode, in 'Hyperions Schiksaalslied' (StA I, 265) und 'Da ich ein Knabe war . . .' (StA I, 266) noch begegnet. Ihr eignet eine große Variationsbreite des Tons. 'O Schlacht fürs Vaterland . . .' scheint mit seinem bei aller Dynamik klaren Gefüge den genannten späteren, wenn auch ganz anders gestimmten Gedichten näher zu stehen als der von Klopstock und Stolberg bestimmten frühen Manier des „ziemlich regellosen Hinfließens“<sup>9</sup>.

<sup>8</sup> v. 8/9, entsprechend der zweiten Hälfte von v. 3.

<sup>9</sup> Karl Viëtor, *Die Lyrik Hölderlins* (1921), Neudr. Darmstadt 1967, S. 116. – Die „großbogige Syntax [. . .], welche die Hypotaxe vorzieht“, sowie die Anapher – nach

Mit dem elften Vers bricht die Handschrift ab. Was vorhanden ist, ist eine in sich geschlossene Verspartie. Man kann sie kaum „Entwurf“ (vor allem nicht Entwurf für eine Ode) nennen; richtiger ist es, von dem Fragment eines Gedichts in eigenrhythmischer Form zu sprechen. Wäre es vollendet worden, hätte es die am Anfang begrüßte „Schlacht fürs Vaterland“ besungen, wohl sicher auch den Schlachtentod, und natürlich den Sieg über die Mächte der Lüge und der Unterdrückung. Insofern ist das geplante eigenrhythmische Gedicht eine Vorstufe der späteren Ode und hätte wohl, wie auch diese zunächst, den Titel 'Die Schlacht' (StA I, 606) erhalten<sup>10</sup>.

Das Bruchstück 'O Schlacht fürs Vaterland . . .' ist nach dem handschriftlichen Zusammenhang nicht vor 1796 und spätestens 1797 anzusetzen<sup>11</sup>. Vom Inhalt her kommt nur der Sommer 1796 in Frage, die Monate von der Aufkündigung des zwischen Franzosen und Österreichern bestehenden Waffenstillstands durch die letzteren am 21. Mai bis zu dem Umschwung des Kriegsglücks durch die Siege von Erzherzog Karl seit Ende August. Dazwischen liegt die Invasion Süddeutschlands durch die Truppen der Generale Jourdan und Moreau, die den glänzenden Siegen Napoleons in Oberitalien nachzueifern und so Carnots „kolossalischen“ Feldzugsplan – die beiden in Deutschland kämpfenden Heere sich mit der italienischen Armee vor Wien vereinigen zu lassen – der Verwirklichung ganz nahe zu bringen schienen<sup>12</sup>. Solche Aussichten enthusiastisierten die revolutionär Gesinnten unter den Deutschen. Schon Jourdans und Pichegrus vorübergehende Erfolge am Niederrhein im September des Vorjahres hatten überschwengliche Hoffnungen auf eine grundlegende Umgestaltung der deutschen politischen Verhältnisse ausgelöst. Die seit 1792 währende militärische Auseinandersetzung schien in die entscheidende Phase zu treten, „der letzte Knoten des ganzen Krie-

Beißner (StA V, 361) stilistische Kennzeichen der Übersetzung des sophokleischen Chorlieds, die in der Handschrift unserem Bruchstück vorhergeht – haben die beiden im Ton so verschiedenen Texte gemein.

<sup>10</sup> Über die Weiterarbeit am Text s. Anm. 31. – Als „Entwurf“ ist das Gedicht nicht in den Textteil der Stuttgarter Ausgabe aufgenommen; so bleibt es aus der Kleinen Ausgabe, die keine Lesarten bringt, ausgeschlossen. Dagegen findet es sich in der von Beißner und Jochen Schmidt besorgten Leseausgabe der Werke und Briefe des Insel-Verlags 1969, Bd. 1, S. 58, wie schon in der Ausgabe von Böhm (Anm. 3). Die übrigen in Anm. 3 und 4 genannten Ausgaben bringen den Text in den Anmerkungen zu der Ode.

<sup>11</sup> Beißner (StA I, 605; V, 360); vgl. ders., *Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen* (1933), Stuttgart 1961<sup>2</sup>, S. 93.

<sup>12</sup> *Europäische Annalen*, Jahrg. 1796, Bd. 3, S. 332.

ges schien sich nun zu entwickeln; der gänzliche Rückzug der Oestreicher unvermeidlich.“ Es war eine „Zeit der grösten Erwartungen“<sup>13</sup>. „Die Naturgefühle deutscher Herzen, Freiheit und Biedersinn kündigen sich nun laut an, der Mensch fühlt seinen Wert, die willkürliche Herrschaft der kleinen Tyrannen ist ihrem Ende nahegekommen“, schrieb ein Ungenannter<sup>14</sup>. Der junge Görres gab mit seiner im Oktober 1795 im 'Brutus' erschienenen Satire auf die Fürsten der Ersten Koalition, 'Der allgemeine Friede'<sup>15</sup>, der Gewißheit Ausdruck, daß der kommende Sieg eine Neuordnung Europas bringen und der französischen Republik die Rheingrenze sichern werde, was, wie Posselts 'Annalen' auseinandersetzen, für den „uralten teutschen StaatsKörper“ den „mehr oder minder schnellen aber in jedem Falle gewissen Ruin“ bedeuten würde<sup>16</sup>. Der Herausgeber der Dekadenschrift 'Brutus' selbst, der Publizist Franz Theodor Biergans, erhob seine Stimme zum Lobpreis der Franzosen und zur Bekräftigung seiner Siegeszuversicht in ebenso begeisterten wie schlechten Versen. Als Zeugnis der Stimmung, die die deutschen Revolutionsanhänger beseelte, seien von den fünfzehn Strophen seiner Ode die dritte und die beiden letzten angeführt:

Ein ew'ges Lied dem Helden-Volk, das entfernt  
Vom Vaterland, für Freiheit und Menschenglück  
In hundert Schlachten, hundertmal die  
Horden der Kön'ge bekämpft – geschlagen! [. . .]

Eilt Krieger! Schlaget, stürmet, erobert,  
Zermalm't die Schlösser Kassel, und Königstein  
Zur zweiten Schlacht der Republikaner,  
Stürzet den Adler des Reichs zu Boden!

Der Freiheitsbaum soll grünen am Moenus, und  
Am Neckar schalle Himmelan Freiheit! dein  
Lied! auf dem hohen Stephansthurme  
Wehe noch heur das Panier der Freiheit!<sup>17</sup>

<sup>13</sup> Ebd., S. 131. Äußerungen Hölderlins zur politischen Situation im September 1795 sind nicht überliefert.

<sup>14</sup> Bonner Intelligenzblatt vom 18. Sept. 1795. In: J. Hansen, Quellen zur Gesch. d. Rheinlandes im Zeitalter d. Fr. Rev., Bonn 1931 ff., Bd. 3, S. 645.

<sup>15</sup> Ges. Schriften, Bd. 1, Köln 1928, S. 3 ff.

<sup>16</sup> Europäische Annalen, Jahrg. 1795, Bd. 4, S. 234.

<sup>17</sup> Brutus (Neudruck Nendeln 1972), 1. Jahrg., 14. Stück (12. Sept. 1795), S. 364. Königstein, die im Taunus gelegene Burgfestung des gehaßten Kurmainz, war schon 1792/93 umkämpft und wurde 1796, wie hier erhofft, von den Franzosen eingenommen und gesprengt. Das nicht minder gehaßte Hessen-Kassel mit seiner hier wohl gemeinten

Hoffnungen solcher Art, die nach den großen französischen Siegen des Jahres 1796 erneut emporflamten, müssen auch Hölderlins Vorstellungen von der nahen Zukunft bestimmt haben. Sie erfüllten ihn, als er aus Kassel – wohin ihn die Kriegereignisse vertrieben hatten – am 6. August dem Bruder über „die Riesenschritte der Republikaner“ schrieb, die „die Seele innigst stärken“ könnten<sup>18</sup>. „Es wird wichtige Auftritte geben“, hatte er schon bei der Abreise aus Frankfurt versichert (StA VI, 212); „große Begebenheiten“ hatten sich in der Tat seitdem zugetragen. Was in der Zeitung stand, die er in dem Brief erwähnt, konnte ihn in seiner Zuversicht nur sicherer machen<sup>19</sup>. Die endgültige Niederlage Österreichs als Hauptmacht der alten politischen Ordnung – das ist die „Schlacht“, deren Kommen das Gedicht begrüßt.

Die Aussicht darauf schwand schon nach wenigen Wochen. Auch hätte der französische Sieg nur Enttäuschung bringen können. Posselt bezeugt, daß man „beim Annähern der fränkischen Heere“ damit gerechnet hatte, „daß sie Aenderungen in den bisherigen Staatsformen begünstigen, oder gar befehlen würden“; doch wurde es bald offenbar, daß der französischen Direktorialregierung in Wirklichkeit solche Absichten im rechtsrheinischen Deutschland ganz fern lagen<sup>20</sup>. Im Oktober schrieb Hölderlin dem Bruder, er werde ihn beim Wiedersehen „weniger im revolutionären Zustand finden“ (StA VI, 218), worin sich eine realistischere Einschätzung der politischen Lage, nicht eine Verleugnung seiner republikanischen Ideale ausspricht. Als im April 1797 für kurze Zeit eine ähnliche militärische Situation eintrat wie im Sommer 1796 – General Hoche drang mit seiner Armee vom Rhein her erfolgreich gegen Frankfurt vor, als der Präliminarfriede von Leoben dem Unternehmen ein plötzliches Ende setzte –, hat dies den Dichter nicht mehr zu solch hoffnungsvoller Begeisterung entzündet wie im Jahr zuvor<sup>21</sup>.

Wie in dem Gedicht von Biergans ist auch in Hölderlins Versen unlösbar vereint Frohlocken über den kommenden Sieg und Fürstenhaß. Die deutschen Fürsten erscheinen Hölderlin als falsche Väter. Denn die, die sich dem Deutschen „Väter“ nennen, sind die echten Väter nicht: sie

„neuen hessischen Bastille“ (vgl. HJb 16, 1969/70, S. 267) war seit dem am 28. August 1795 erfolgten Beitritt zum Sonderfrieden von Basel kein Angriffsziel der Franzosen mehr.

<sup>18</sup> StA VI, 215 f. Auf diesen Brief hat schon Pigenot im Zusammenhang mit dem Gedicht 'O Schlacht fürs Vaterland . . .' und seiner Datierung hingewiesen (Hell. 3, 489).

<sup>19</sup> Vgl. Erich Hock, Die Nachrichtenquelle für Hölderlins Brief an seinen Bruder vom 6. August 1796, HJb 15, 1967/68, S. 255 ff.

<sup>20</sup> Europäische Annalen, Jahrg. 1796, Bd. 3, S. 219.

<sup>21</sup> Vgl. den Brief an die Schwester von Ende April (StA VI, 238 ff.).

sind Kindesräuber, die ihn, den Deutschen, als Kind aus der Wiege gestohlen<sup>22</sup>, sein hingabebereites Herz getäuscht<sup>23</sup>, ihn bis heute in demütigender Knechtschaft gehalten haben. Doch schon lange durchschaut er den Trug der angemäßigten Autorität, fühlt die ihm angetane Schmach. Und „nun endlich“<sup>24</sup> folgt der Erkenntnis die Tat: er erwacht, ist kein Kind mehr, zögert nicht länger, als „Freigeborner“ (wenn auch das Wort hier nicht steht<sup>25</sup>) sich zu erheben im Kampf um sein unveräußerliches Recht.

Ein packendes dichterisches Bild, ein ‚Mythos‘ der deutschen Revolution. Nicht nur ein entlarvendes Schimpfwort wird ausgesprochen („Diebe“)<sup>26</sup>,

<sup>22</sup> In v. 8 kann „den Deutschen“ nur acc. sing. und „das Kind“ nur Apposition sein. Daß die Kommas fehlen, besagt nichts; vgl. z. B. sowohl in der Heidelberger als auch in der Homburger Handschrift von ‚Heidelberg‘ (v. 13): „Und der Jüngling der Strom fort in die Ebne zog“ (StA II, 411). Daß Hölderlin unvermittelt vom Singular („Des Deutschen“, v. 3) zum Plural übergegangen wäre, ist schwer denkbar. Müller liest daher in seiner Ausgabe (Anm. 4) Bd. 1, S. 485, gegen die Handschrift, in v. 8 „dem Deutschen“. Soweit ich sehe, hat man bisher „den Deutschen“ stets als dat. plur. aufgefaßt; vgl. z. B. Werner Kirchner, Hölderlin, Göttingen 1967, S. 30; Christoph Prignitz, Friedrich Hölderlin. Die Entwicklung seines politischen Denkens unter dem Einfluß der Französischen Revolution, Hamburg 1976, S. 78, wo sogar der Text verändert wird: „[...] Landesväter, [...] die die Kinder [!] der Deutschen rauben und in ihrem Dienst ver-sklassen.“ (Ebenso in dem Anm. 69 angeführten Aufsatz, S. 100.) Wer „den Deutschen“ als dat. plur. liest, müßte erklären können, was das gestohlene Kind bedeutet, etwa die vorenthaltene Menschenwürde, Freiheit u. dgl.; aber wie könnten die Diebe *dieses* „Kind“ betrogen und „zum Dienst gebraucht“ haben? Sollte aber etwa der Soldatenhandel gemeint sein: warum dann die Einzahl?, warum „Aus der Wiege“?, warum das „Herz [...] betrogen“? Nach der Logik des Bildes muß das „Kind“, das die Diebe gestohlen haben, und derjenige, dem die sich als „Väter“ ausgeben (und der später „länger das Kind nicht ist“), die nämliche Person sein, der „Deutsche“.

<sup>23</sup> Der junge Hegel spricht davon, daß (im Laufe der geschichtlichen Entwicklung) zu einer Zeit, wo „das Volk längst aufgehört hat, eine Familie, und der Fürst, ein Vater zu sein“, die Völker bald fühlten, „daß ihr kindliches Vertrauen mißbraucht wurde“; an anderer Stelle, daß (geistliche) „Herrschaft die guten Herzen der Menschen [...] betrogen“ habe (Frühe Schriften. Theorie Werkausgabe, Frankfurt a. M. 1971, Bd. 1, S. 54 f.; 56).

<sup>24</sup> Späterer Zusatz; s. Anm. 31.

<sup>25</sup> „Die Freigebornen“ werden in ‚Emilie vor ihrem Brauttag‘ die in der Hermannschlacht gegen die „Welteroberer“ gefallenen „Deutschen“ genannt (StA I, 283). „Freigeborne“ begegnen auch bei Klopstock im Widerstand gegen den „Erobrer“ (Messias 7, 133 f.). „Freigeborne“ sind bei Hölderlin die Griechen (StA II, 437). Das Wort bezeichnet über die politische Freiheit hinaus die ursprüngliche, unzerstörbare Natur des Menschen, sein Sich-selbst-Gehören (StA II, 60; vgl. StA II, 143; StA IV, 15; 102). Vgl. Kirchner, aaO, S. 114 f.

<sup>26</sup> Fürstenschelte durch bloße Schmähung (Despot, Tyrann, Wütich, Räuber, Menschenwürger, Ungeheuer, Diebsgesindel, Mörderfürsten, Scheusale der Menschheit usw. –

sondern ein Vorgang von gleichnishafter Bedeutung evoziert: Kinderraub und spätere Empörung<sup>27</sup>. Dabei meint das „Länger-das-Kind-nicht“-Sein nicht nur den zeitlichen Vorgang des Erwachsenwerdens, sondern auch das Zu-sich-selbst-Kommen, den Durchbruch zum freien Selbstbesitz, der die innere Voraussetzung ist für die Erringung des „Vaterlandes“<sup>28</sup>. Was die ‚Hymne an die Menschheit‘ (StA I, 146 bis 148) von dem zur Tat entflammten „Jüngling“ sagt, gilt auch für den der Kindheit entwachsenen „Deutschen“:

*Er hat sein Element gefunden,  
Das Götterglück, sich ei'gner Kraft zu freu'n;  
Den Räubern ist das Vaterland entwunden,  
Ist ewig nun, wie seine Seele, sein!*

Man kann in diesen Versen einen Vorklang unseres Gedichtes sehen. Doch ist, was dort – zwei Jahre nach Beginn der Französischen Revolution und noch vor dem Ausbruch des Krieges – so begeistert verkündet wird, ein zeitlich unbestimmtes Künftiges, das durch die hymnische

besonders erfindungsreich war Görres) begegnet in der revolutionären (und vorrevolutionären) Rhetorik der Zeit allenthalben, gelegentlich auch mit Bezug auf die prätendierte Vaterrolle; so heißt es von dem Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl von Erthal: „dieser Stiefvater seines Volkes“ (H. Scheel, Die Mainzer Republik I, Berlin 1975, S. 284). Als Diebe erscheinen die Fürsten in einer Flugschrift ‚Der Deutsche Bürger an die Deutschen Fürsten zum Neuen Jahre 1793‘: „Ists bald genug, [...] / Daß ihr den Sohn vom Vaterschoose stelt / Für fremdes Geld?“ (Gemeint ist der Soldatenhandel.)

<sup>27</sup> Man vergleiche den Anfang einer (nach der Angabe des Dichters) viel zitierten ‚Ode sur les rois‘ von P. D. E. Lebrun: „Tyrens, les nations sommeillent. / Ah! si jamais ils se réveillent / Ces peuples souverains, détronés par les rois!“ Auch hier ein treffendes Bild für angemaßte Herrschaft: der Fürst als Usurpator, der wahre Souverain, das Volk, vom Thron gestoßen. Im Gegensatz zu Hölderlins Gedicht bleibt dies jedoch klassizistische Rhetorik: zwischen Schlaf und Thronverlust besteht kein Bildzusammenhang. Die Ode (nicht in der Ausgabe der ‚Œuvres‘ von 1811) ist angeführt in Usteris ‚Beiträgen zur Geschichte der französischen Revolution‘, 2. Bd., 1795, S. 127.

<sup>28</sup> Vgl. Jürgen Scharfschwerdt, Die Revolution des Geistes in Hölderlins ‚Hymne an die Menschheit‘, HJb 17, 1971/72, S. 56–73, hier S. 64 f., dessen weiteren Darlegungen ich jedoch nicht zu folgen vermag. (Vgl. auch die Einwendungen ebd. S. 125) Was Sch. als früheren „Zustand der Schwäche und moralischen Erniedrigung“ (S. 67) sehen will, gegen den sich die Kritik „in gleicher Weise“ wie gegen den fürstlichen Absolutismus wende (S. 66), ließe sich allenfalls als Depravation der Menschen durch das absolutistische Regime deuten. In Wahrheit aber spricht das Gedicht gar nicht von einer solchen „fehlerhaften Vergangenheit“ (S. 64); die Komparative usw. meinen den erhöhten Zustand in der Entscheidungsstunde, die Verse 55 f. und 69 f. die Unverführbarkeit des vom Höchsten Bestimmten durch niedrige Antriebe.

Sprachgestalt (mit leichter Verschleierung der Zeitverhältnisse<sup>29</sup>) doch fast wie ein Gegenwärtiges erscheint. Nichts von solchem Verschwimmen im Gedicht von 1796. Hier steht Verwirklichung im hic et nunc der geschichtlichen Situation greifbar bevor. Die Begeisterung ist ohne schwärmerischen Anflug, das dichterische Bild hat klare Kontur.

Ein Mangel dieses Bildes läßt sich freilich nicht übersehen: dem geraubten Kind kann sich nur *einer* als Vater ausgeben; der Bezug auf die deutschen Fürsten aber verlangt die Mehrzahl „Väter“. Zwar läßt sich von dem „Deutschen“ (synekdochisch für die deutsche Nation) sehr gut sagen, daß er aufsteht gegen die, die sich zu Unrecht „Väter“ nennen – nicht aber von dem aus der Wiege gestohlenen Kind: nur gegen einen einzigen angeblichen Vater kann dieses sich erheben. Vielleicht war diese Unstimmigkeit der Grund oder mit ein Grund<sup>30</sup> dafür, daß das Gedicht in dieser Fassung Fragment blieb<sup>31</sup>.

<sup>29</sup> Es ist alles darauf angelegt, das Gefühl dafür zu mindern, daß es sich dem Wortlaut nach um Künftiges handelt. Mitten in Str. V nimmt das Präsens unvermittelt futurische Bedeutung an (v. 38 ff.). In Str. VI wirkt leicht verwirrend, daß die Vergangenheitsform „entkeimten“ – vom „dann“ her gesehen – die Gegenwart bezeichnet, aus der der Dichter spricht (oder den Zeitraum zwischen dieser und „dann“). Zugleich fühlt man sich versucht, das „Schon“ dieser Strophe, das den zukünftigen Zeitpunkt meint, an das fünfmalige „Schon“ der Str. II–IV anzuschließen, das die Gegenwart bezeichnet. In Str. VII wird „dann“ zum „nun“, das in den beiden folgenden Strophen wiederkehrt und – wie „endlich“ in Str. XI – mit den Präsens- bzw. Perfektformen zusammenwirkt, um den futurischen Sinn in den Hintergrund zu drängen. Schließlich bleibt bei dem Imperativ im ersten Vers der Schlusstrophe ungewiß, ob er aus der Gegenwart des Dichters an die Gegenwärtigen oder aus dem künftigen Zeitpunkt an die „Enkel“ gerichtet ist; daß letzteres der Fall ist, macht erst der übernächste Vers deutlich, in dem mit „Wir ahndeten“ die Gegenwart des Dichters als Bezugspunkt erscheint. Das dringt aber wiederum weniger stark ins Bewußtsein, weil die übrigen Vergangenheitsformen („sang“, „gelang“) sich nicht auf diesen, sondern auf die ganze Vergangenheit der Menschheit beziehen.

<sup>30</sup> Eine Schwierigkeit hätte wohl auch darin bestanden, das Bild des sich erhebenden „Deutschen“ mit der Schilderung der Schlacht zu verbinden, wo eine Schar von Kämpfern erscheinen muß.

<sup>31</sup> Der Gedanke des aus der Wiege gestohlenen Kindes und was sich damit verbindet, ist, wie die Handschrift zeigt, Hölderlin erst während der Niederschrift der Verse gekommen. Ursprünglich folgte auf v. 3, den ersten Absatz beschließend, der Vers (3 a in Beißners Apparat): „Der nun länger das Kind nicht ist.“ (Beißner liest Komma statt Punkt.) Darauf begann gleich, nach links genau unter den Anfang von v. 1 hinausgerückt, der zweite Absatz mit dem Vers (3 b): „Ich sehe dich kommen heilige Schlacht,“ – dem zweiten Anruf der Schlacht (wie in der späteren handschriftlichen Odenfassung). Der erst nach Beginn des zweiten Absatzes neu aufblitzende Gedanke des Kindesraubes hatte zur Folge, daß die beiden zuletzt niedergeschriebenen Verse (der letzte des ersten und der erste des zweiten Absatzes) durch Einklammerung (vorerst) getilgt wurden und

Das Bild der falschen Väter scheint Hölderlins Eigentum zu sein. Die Bilder der Morgenröte, der Sonne, des Erwachens gehören dagegen zum gebräuchlichen revolutionären Metaphernschatz und kehren in der zeitgenössischen Literatur (und darüber hinaus) so häufig wieder, daß sich Belege erübrigen<sup>32</sup>. Weniger oft, doch keineswegs selten, begegnet die Gleichsetzung des seiner Würde und wahren Bestimmung entfremdeten Menschen mit dem „Thier“<sup>33</sup>. Gemeint ist mit dem Tiervergleich Fremd-

darunter der Gedankengang des ersten Absatzes, erweitert, mit v. 4 ff. fortgeführt wurde. v. 4 ist nicht mehr so weit nach links gerückt, so daß man nicht annehmen muß, daß damit ein neuer Absatz anfangen sollte; vermutlich war sich der Dichter, als er die umfangreiche Erweiterung vornahm, noch nicht im klaren darüber, wie er nun die Verse in Gruppen abteilen würde, und setzte irgendwo tiefer an, von neuem mit dem treppenartigen Einzug beginnend. – Auch mit v. 10 darf man sicherlich keinen neuen Absatz begonnen sehen; wenn Hölderlin den Vers etwas weiter links begann, als die Schräge der Einziehung es erforderte, so offensichtlich deshalb, weil er voraussah, daß sonst der untere Rand des Blattes nicht ausgereicht hätte. – Das „Und“ vor v. 5 kann nicht mit Beißner als „erster Ansatz“ zu diesem Vers angesehen werden. Nach seiner Stellung auf dem Blatt könnte es eher eine Markierung für einen ins Auge gefaßten dritten Absatz (nach „O Schlacht . . .“ und „Ich sehe . . .“) sein. – Hätte der Platz ausgereicht, wäre vermutlich der Vers „Ich sehe dich kommen heilige Schlacht“ als Ansatz für die Weiterführung des Gedichts erneut niedergeschrieben worden. – Die Zusätze zu v. 3, die Beißner – anders als Böhm in seiner Ausgabe (Anm. 3) – nicht in den Text aufgenommen hat, sind offenbar erst nach der Niederschrift der Verse 4–11 eingetragen; denn sonst hätte Hölderlin den noch freien Raum nach dem (ursprünglichen) ersten Absatz benützen können. Er hat zunächst, als Apposition zu „Sonn“, „die [Beißner: Die] Gespensterfeindin“ an den linken Rand geschrieben, dann die Worte „Mit siegendem Leben“ – diese aber nicht darunter, sondern darüber (weshalb er in den vorhandenen Text hineinschreiben mußte, was nicht nötig gewesen wäre, wenn nicht „die Gespensterfeindin“ schon dagestanden hätte); somit kommt „mit siegendem Leben“ auf die Höhe von „erwacht“ zu stehen, wozu es gehört. Man muß also nicht mit Beißner lesen: „Mit siegendem Leben / Die Gespensterfeindin“. Gleichzeitig wurde wohl auch in v. 3 „nun endlich“ eingefügt; es verstärkt die in „nimmer“ (v. 4) und „länger [...] nicht“ (v. 5) ausgedrückte Ungeduld der Erwartung. Der an Stelle von v. 3 gesetzte Text sollte somit lauten: „Des Deutschen, der nun endlich / Wie [in der Handschrift unkorrigiert: wie] die Sonn, die Gespensterfeindin / Mit siegendem Leben erwacht“. Die Ausweitung, mit ihrem Bestreben, schon am Anfang der Siegesgewißheit stärkeren Ausdruck zu leihen, beeinträchtigt die aufgezeigte Ausgewogenheit der sprachlich-rhythmischen Gliederung.

<sup>32</sup> Vgl. Hans-Wolf Jäger, Politische Metaphorik im Jakobinismus und im Vormärz, Stuttgart 1971, S. 16 ff.; Ursula Wertheim, Gesellschaftliche Verantwortung des Dichters und nationale Aufgabe der Dichtung in der poetischen Konzeption Friedrich Hölderlins, WZUJ 21, 1972, S. 384. Die Sonne als Vertreiberin der „Gespenster“ erscheint in einem nachgelassenen Gedicht Herders gegen „Obscuranten“ (Sämtliche Werke, hrsg. v. Suphan, Bd. 29, S. 662 f.), wohl auch sonst noch in zeitgenössischen Texten, spät noch bei Heine (‘Maria Antoinette’).

<sup>33</sup> Der Vergleich ist alt; vgl. Spinoza im ‘Tractatus Theologico-Politicus’: „Non,

bestimmung überhaupt und politische Unterdrückung im besonderen, dann meist verbunden mit der Anklage der Ausbeutung in erzwungener Fron<sup>34</sup> und des massenhaften Hinschlachtens in den dynastischen Kriegen<sup>35</sup>. „Kein Mensch kann verbunden werden, ohne durch sich selbst. [...] Läßt er durch einen fremden Willen sich ein Gesetz auflegen, so tut er auf seine Menschheit Verzicht und macht sich zum Tiere“, heißt es in Fichtes 'Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution'<sup>36</sup>, und Kant nennt die Tatsache, daß die Herrscher den Menschen „tierisch, als bloßes Werkzeug ihrer Absichten“ behandeln, „Umkehrung des Endzwecks der Schöpfung selbst“<sup>37</sup>. In einer Flugschrift von Karl Clauer aus dem Jahr 1791 heißt es von den Franzosen: „Diese unmenschlich behandelte Nation ist aus Haustieren der Könige, des Adels und der Priester – wieder zu Menschen geworden“<sup>38</sup>. Im gleichen Sinn rühmt Robespierre in seiner großen Rede über die Einführung des Festes des Höchsten Wesens am 7. Mai 1794 von Frankreich, daß hier nicht mehr zutrefte, was noch im übrigen Europa

inquam, finis Reipublicae est homines ex rationalibus bestias, vel automata facere“ (Opera, hrsg. v. Gebhardt, Bd. 3, S. 241). In der Aufklärung wird er Allgemeingut. Häufiger noch als „Tier“ erscheint das Wort „Vieh“, so z. B. bei Rousseau („bétail“), Klopstock, Voss, Wieland, Heine, Schubart, Mendelssohn, Kant, Fichte, später noch bei Büchner.

<sup>34</sup> In diesem Sinn häufig als „Lasttier“ (Ziegenhagen, Fichte), „Lastvieh“ (Voss, Forster). Auch bei Rousseau gibt es den durch den „Dienst“ zum Tier herabgewürdigten Menschen; vgl. in der 'Nouvelle Héloïse' (IV, Lettre III) den Bericht von Saint-Preux aus dem Kapland: „[...] voyant la quatrième partie de mes semblables changée en bêtes pour le service des autres, j'ai gémi d'être homme.“ In der berühmten Nachtsitzung des 4. August wurde die Abschaffung der Adelsprivilegien gefordert, weil sie „humilient l'espèce humaine, en exigeant que les hommes soient attelés à une charrette comme les animaux du labourage“ (La Rév. Fr. 64, 1913, S. 207). Im 19. Jahrhundert wird dann der Tiervergleich für den „exploitierten“ Industriearbeiter gebraucht, z. B. von Eduard Gans (1836). Marx sah das Merkmal „entfremdeter Arbeit“ darin, daß sich der Arbeiter „in seinen menschlichen Funktionen nur mehr als Tier“ fühlt (Marx/Engels, Werke, Erg.-Bd. 1, S. 514 f.). In anderem Sinn verwendet Marx den Ausdruck (in der Antwort auf den Brief Ruges, in dem Hyperions Scheltrede zitiert ist), indem er die Vertreter der deutschen „Philisterwelt“, die „weit hinter der französischen Revolution, die den Menschen wieder herstellte“, zurückgeblieben ist, in sarkastischem Wortspiel (im Blick auf Aristoteles) „politische Tiere“ nennt – denn „Menschen, das wären geistige Wesen, freie Männer Republikaner“ (Die Frühschriften, hrsg. v. S. Landshut, Stuttgart 1964, S. 161 f.).

<sup>35</sup> So u. a. in dem nicht angeführten Teil des im Text folgenden Kant-Zitats. Vgl. z. B. auch Klopstock: „würgbares Vieh“ ('Verhängnisse'); der Ausdruck wurde von Schubart übernommen ('Freiheitslied eines Kolonisten').

<sup>36</sup> Werke, hrsg. v. I. H. Fichte, Bd. 6, S. 81 f.

<sup>37</sup> Werke in sechs Bänden, hrsg. v. Weischedel, Bd. 6, S. 362.

<sup>38</sup> Mainz zwischen Rot und Schwarz, hrsg. v. C. Träger, Berlin 1963, S. 55.

gelte: „un laboureur, un artisan est un animal dressé pour les plaisirs d'un noble“<sup>39</sup>. Dem Ausdruck nach noch näher steht dem Vers Hölderlins eine Stelle aus Kants Schrift von 1793 über Theorie und Praxis: ein Mensch „kann durch keine rechtliche Tat [...] aufhören, Eigner seiner selbst zu sein, und in die Klasse des Hausviehes eintreten, das man zu allen Diensten braucht, wie man will“<sup>40</sup>. Bei Hölderlin gewinnt das gängige Bild Eindringlichkeit durch das Beiwort „zahn“<sup>41</sup> – zahn gemacht durch die falschen „Väter“, die nicht nur die natürlichen Gefühlskräfte mißbrauchen, indem sie das „Herz“ betrügen, sondern auch, um den „Dienst“ zu erpressen, das angeborene Streben des Willens nach Selbstbestimmung zerbrechen.

Was es bedeutet, den Fürsten die Rechtmäßigkeit ihrer Vaterrolle so entschieden zu bestreiten, ermißt man, wenn man das Gedicht im zeitgeschichtlichen Kontext sieht. Noch immer spielte das Bild des väterlichen Fürsten im politischen Denken und in der Dichtung der Zeit eine beträchtliche Rolle. Heimisch im Fürstenlob und auch im Selbstverständnis des absolutistischen Herrschertums<sup>42</sup>, kehrt es in der antirevolutionären Propaganda, die die altererbte Verbundenheit von Volk und Fürst gegen die neufränkische *liberté* ausspielt, ständig wieder. Als Beispiel für solche Aktivierung der Kindestreue zum Vater-Fürsten genüge eine Strophe aus dem 'Kriegslied für das württembergische Bürger-Corps', worin – im Namen „deutscher“ Freiheit, die sich aber *auch* als „Bürger“-Freiheit versteht und den „Hohn“ zurückweist, „um schnöden Sold“ im Feld zu stehn (die „phalanges mercenaires“ der Marseillaise!) – gegen die französische Bedrohung „zum Kampf fürs Vaterland“ aufgerufen wird:

Frei steht in lichter Sonne da  
Der Württemberger Schaar;  
Frei blickt sie ihren Vater an,

<sup>39</sup> Œuvres, Bd. 10, Paris 1967, S. 445.

<sup>40</sup> AaO, Bd. 6, S. 149.

<sup>41</sup> Bei Forster begegnet im gleichen Sinn „zahmer Sklave“ (Werke, hrsg. v. G. Steiner, Frankfurt a. M. 1970, Bd. 3, S. 705).

<sup>42</sup> Zwei Beispiele: In dem Erlaß Karl Eugens an seinem 50. Geburtstag heißt es: „Württembergs Glückseligkeit soll also von nun an und auf immer auf der Beobachtung der ächtesten Pflichten des getreuen Landes-Vaters gegen seine Unterthanen, und auf dem zärtlichen Zutrauen und Gehorsam der Diener und Unterthanen gegen ihren Gesalbten beruhen“ (Zit. nach: Hölderlin. Sonderausst. d. Schiller-National-Mus., Kat. Nr. 21, 1970, S. 22). – Mit der Begründung, daß er als „Pere de Mes sujets“ Einheimische bevorzugen müsse, lehnt Friedrich d. Gr. eine Bewerbung Knigges ab. (Ob Baron Knigge auch wirklich todt ist? Ausst.-Kat. d. Herzog-August-Bibl. 21, 1977, S. 21.)

Und Vater Ludwig strahlt voran  
In seiner Bürger Schaar . . .<sup>43</sup>

Aber auch die deutschen Bewunderer der ersten Phase der Revolution wissen kein besseres Bild für das, was in Frankreich so herrlich Wirklichkeit geworden und für Deutschland innigst zu wünschen ist, als das vom „weisen Bund / Zwischen Vater und Kindern“. So Klopstock in der Ode 'Ludwig XVI.'; ähnlich Voss in dem 1792 auf die „Melodie des Marseillermarsches“ gedichteten 'Gesang der Neufranken auf Gesetz und König':

O du Beherrscher, sei uns Vater;  
Und dir gehorcht kindlich das Volk!

Und Stäudlin richtet in seiner großen Hymne 'Am ersten Morgen des Jahres 1792' die Bitte an Gott:

O laß der edlen, der Gottnachahmenden Herrscher  
Immer mehr unter der Sonne werden,  
Und durch des liebenden Vaters  
Sanfte Herrschaft lehren ihr Volk:  
„Daß nicht allein vom menschenwimmelnden  
Tribunale der Demokratie –  
Daß auch vom Throne des edeln Monarchen  
Sich hundertarmig die Ströme des Segens ergießen  
Über das glückliche Land!“ –<sup>44</sup>

Verse, die deutlich anspielen auf die berühmte Ode 'Das neue Jahrhundert', in der Klopstock ein Menschenalter zuvor die Brechung der Adelherrschaft durch den dänischen König Friedrich V. gefeiert und das Volk als „des edlen Vaters / Glückliche Kinder“ gepriesen hatte<sup>45</sup>.

So lebt bis in die Jahre der Revolution hinein die Vorstellung des guten Fürsten weiter, mit der in der Dichtung Klopstocks und seiner Nach-

<sup>43</sup> Zit. nach Adolf Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, insbesondere von 1789 bis 1815, Hamburg 1875, S. 43 f. Verfasser ist der Hölderlin vom Stift her bekannte J. F. B. Bahnmeier, dem er ein Jahrzehnt später ein Exemplar der Sophokles-Übersetzung zudachte (StA VII 1, 181 f.; vgl. 252 f.). Das Lied ist in Bahnmeiers 'Gedichten', Stuttgart und Tübingen 1794 gedruckt. „Vater Ludwig“: Herzog Ludwig Eugen (1793–95). Über „bürgerliche Freiheit“ als „positiv aufgeladenen Gegenbegriff gegen die Freiheit der Französischen Revolution“ s. den Art. 'Freiheit' in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 484 f.

<sup>44</sup> Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins, hrsg. v. P. Böckmann, Tübingen 1965, S. 93.

<sup>45</sup> Vgl. bei Klopstock: „O Freiheit, Freiheit! nicht nur der Demokrat / Weiß, was Du bist, / Des guten Königs glücklicher Sohn, / Der weiß es auch.“

folger ein Gegenbild zu dem von ihnen so ausgiebig verfluchten „Tyrannen“ errichtet worden war. Selbst in Schubarts 'Fürstengruft' wird neben den „Menschengeißeln“ auch „der edle Fürst, der gute“ vor Augen gestellt, und der Schluß verkündet den „besseren Fürsten“, jenen nämlich, die ihre Untertanen, als ihre „Brüder“, „satt und froh gemacht“ haben: „Ihr seid zu herrschen wert“<sup>46</sup>. (In Hölderlins Jugenddichtung klingt der Tyrannenhaß vielfältig nach<sup>47</sup>; der gute Fürst erscheint nur an ganz wenigen Stellen<sup>48</sup>.)

Der deutsche Republikanismus ist nicht grundsätzlich antimonarchisch<sup>49</sup>. Weithin glaubte man, die notwendigen Veränderungen nicht gegen die Fürsten, sondern mit ihnen erreichen zu können<sup>50</sup>. Wer die Revolution in Frankreich bejahte, mußte sie deshalb nicht für Deutschland wollen; das gilt nicht nur für Kant, der das Recht auf Revolution bestritt, sondern auch für Fichte, der es verteidigte. Rebmann, Bewunderer Friedrichs d. Gr., erklärte zunächst, „nicht für die Partei“ zu sein, „welche auch in Deutschland eine Revolution *durch das Volk* bewirken

<sup>46</sup> Dieser Gedichtschluß hat nicht etwa Schutzfunktion. Schubart hielt unerschütterte am Idealbild des patriarchalischen Fürsten fest. Ziel ist ihm nicht die Abschaffung der Monarchie, sondern: auch „den zum Tyrannen entarteten Landesfürsten auf seine alte Rolle als Landesvater zurückzubilden“ (Gerd Müller, Literatur und Revolution. Untersuchungen zur Frage des literarischen Engagements in Zeiten des politischen Umbruchs, Uppsala 1974, S. 20).

<sup>47</sup> StA I, 24 f.; 354; 38; 40; 67 f.; 97; 102 f.; 105; 108; 111; 113; 118 f.; 416; 122; 142; 145; 147 f.; 158.

<sup>48</sup> Als Gegenbilder zu den absolutistischen Despoten erscheinen der „Fürst“ der deutschen Vorzeit in 'Die Tek' (StA I, 55 f.) und vor allem Gustav Adolf in den beiden ihm gewidmeten Gedichten (StA I, 85; 88). In dem Begrüßungsgedicht für die Herzogin Franziska (StA I, 24) wird sie (und damit auch „Carl“) gemäß jenem Topos dem (fürstlichen) „Menschenfeind“ entgegengesetzt. Am ausdrücklichsten ist der gute Fürst beschworen in der Schlußstrophe von 'Die Bücher der Zeiten' (StA I, 69 ff.) – Lüders, aaO, Bd. 2, S. 60 vermutet „Entstehung aus offiziellem Anlaß“ –: „Da steht geschrieben – / Völkerseegen, / Brods die Fülle, / Lustgefilde / Überall – / Allweit Freude / Niederströmend / Von der guten / Fürstenhand.“ Vielleicht wirkt hier der Schluß von Schubarts 'Fürstengruft' nach („Ihr habt sie satt und froh gemacht“).

<sup>49</sup> N. A. Hayfa, Der „republikanische“ Gedanke in Freiheitsdramen und -gedichten aus dem Umkreis des späten Schiller. Diss. Frankfurt a. M. 1974, S. 5 ff.; 104 ff.; 110 f.; Inge Stephan, J. G. Seume. Ein politischer Schriftsteller der deutschen Spätaufklärung, Stuttgart 1973, S. 69 ff. – Nach Kant, aaO, Bd. 6, S. 206 ist der „Republikanismus“ als Regierungsart mit der monarchischen Staatsform vereinbar. Ähnlich Rousseau (Contrat social II, 6).

<sup>50</sup> Harro Segeberg, Deutsche Literatur und Französische Revolution. Zum Verhältnis von Weimarer Klassik, Frühromantik und Spätaufklärung. In: Karl Otto Conrady (Hrsg.), Deutsche Literatur zur Zeit der Klassik, Stuttgart 1977, S. 243–266, hier S. 253 ff.

will<sup>51</sup>. Auch Forster setzte anfangs seine Hoffnung auf das aufgeklärte Fürstentum<sup>52</sup>. Und in Fichtes Revolutionsschrift heißt es: „Die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen.“<sup>53</sup> Der Rat an die Fürsten, der Revolution durch Reformen vorzubeugen, ist ein Hauptmotiv der politischen Publizistik. Im Jahrgang 1797 der 'Schildwache' steht eine 'Ode auf die gegenwärtigen Zeiten' mit den Strophen:

Wenn aber Fürsten gut und mild regieren,  
Das Recht verletzen nicht,  
Und treue Diener auch das Ruder führen,  
Dann ist Gehorsam Pflicht. [. . .]

O Fürsten denkt: im Busen sind Gefühle  
Für Menschheit und für Recht  
Noch nicht erkalt, drum sichert eure Stühle  
Durch Güte und durch Recht.

Allerdings wird hier dem Fürsten auch das Wehe! zugerufen, wenn er dem Rat nicht folgt: „Dann, *Volk*, ermanne dich, zerbrich die Kette / Und zeige Kraft und That.“<sup>54</sup> Im gleichen Jahrgang findet sich denn auch der offene Aufruf zur Revolution, ein Gedicht Rebmanns mit dem Titel 'Das Erwachen der Deutschen', das, anhebend mit dem Vers: „Es schlägt der Freiheit Morgenstunde“, sich mit folgenden Worten an die Fürsten wendet:

Es gaben treue Nationen  
des Volkes Macht in eure Hand,  
auf des Gesezes Unterpand  
begründeten sich eure Thronen.  
Als Väter, nach Vertrag und Pflicht,  
zu leiten uns habt ihr versprochen.  
Weh euch! ihr habt den Bund gebrochen  
gewürgt habt ihr, geherrscht nicht!

Es folgt der Refrain: „Zur Schlacht! zur Schlacht! die Freiheit siegt, / die Söldner fliehn! der Adler liegt!“<sup>55</sup>

<sup>51</sup> Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands (1793), hrsg. v. H. Voegt, Frankfurt a. M. 1969, S. 42.

<sup>52</sup> L. Uhlig, G. Forster, Tübingen 1965, S. 200; über Forsters Abkehr von dieser Vorstellung ebd., S. 209 f.

<sup>53</sup> AaO, Bd. 6, S. 44. Zur Diskussion der Stelle vgl. R. Schottky in seiner Ausgabe des 'Beitrags', Hamburg 1973, S. 254 ff.

<sup>54</sup> Die Schildwache, 3. Stück. Paris 1797, S. 124 ff.

<sup>55</sup> Ebd., S. 46 ff. „Gewürgt habt ihr“: durch den Krieg gegen das revolutionäre

Diese Strophe, deren triviale Rhetorik von der dichterischen Sprache der Hölderlinschen Verse durch eine breite Kluft geschieden ist, kommt ihnen doch im Inhalt nahe. Betrug an der „treuen“ Gesinnung hier, am „frommen Herzen“ dort wird den Fürsten vorgeworfen und der bevorstehende Sieg über sie verkündet. Während aber Hölderlins Fragment mit dem Bild des Kindesraubs die Vater-Kind-Metapher als Lüge und als Vorwand für angemähte Herrschaftsrechte entlarvt, will Rebmann die Stellung der Fürsten zum Volk immer noch als die von „Vätern“ und ihren Vertragsbruch als Verletzung der Vaterpflichten gesehen wissen. Wenn jedoch, wie hier ausdrücklich gesagt ist, der Rechtsgrund fürstlicher Macht in der vertragsmäßig vom Volk überantworteten Herrschaftsgewalt besteht, der Herrscher auch zur Rechenschaft gezogen und der Vertrag als ungültig erklärt werden kann<sup>56</sup>, ist diese Redeweise nicht mehr am Platz. Die alte Vorstellung wird jedoch agitatorisch eingesetzt, während der Text zugleich das neue politische Denken popularisiert.

Die Unbedingtheit, mit der Hölderlins Gedicht die Fürstentherrschaft angreift, hat ihren Grund sicherlich auch in persönlicher Erfahrung. Hier genügt ein Hinweis auf Bekanntes. Sein Fürstenhaß hat sich an Karl Eugens autokratischem Regiment entzündet. Die Maßnahmen des Herzogs zur Änderung der Stiftsordnung, die ihn so tief erregten<sup>57</sup>, betrafen ihn nicht nur als den sehr verletzbaren Einzelnen, sondern auch als Glied eines sozialen Körpers (als Stifter, als Württemberger), waren eine Sache des persönlichen sowohl als des gemeinsamen „Ehrgefühls“, wie die Reaktion deutlich macht: „Wir müssen dem Vaterlande, und der Welt ein Beispiel geben, daß wir nicht geschaffen sind, um mit uns nach Willkür spielen zu lassen“ (StA VI, 74 f.). Kritik an dem Herzog hat sich aber gewiß auch schon früher geregt. Offenkundig ist, daß manche Stellen der Jugendlyrik, die sich wie dichterische Übungen im Tyrannenhaß in der Art Klopstocks, Stolbergs und Schubarts lesen, in Wirklichkeit den Landesherrn meinen. Der literarische Topos gibt die Tar-

Frankreich; vgl. Rebmanns nachdrückliche Aufforderungen zum Frieden (W. Grab, Eroberung oder Befreiung? Trier 1971, S. 58 f.). „Der Adler liegt“: poetische Umschreibung der Niederlage der Feinde im Bilde der Hermannsschlacht (Str. I und II) und der erbeuteten römischen Feldzeichen.

<sup>56</sup> Den Vertragsgedanken hat auch der aufgeklärte Absolutismus akzeptiert, aber patriarchalistisch ausgelegt und daher die weiteren Folgerungen zurückgewiesen (E. Walder, Aufgekl. Absolutismus u. Revolution, Schweizer Beitr. z. Allg. Gesch. 15, 1957, S. 145 ff.; 149 f.; 155 f.).

<sup>57</sup> Vgl. StA VI, 46, Nr. 28; 74 f.; 541 zu Nr. 27; 598 f.; VII 1, 404 ff.; 428, Nr. 86. Dazu die behutsam abwägende Darstellung von Martin Brecht, Hölderlin und das Tübinger Stift 1788–1793, HJb 18, 1973/74, S. 20 ff.

nung. So wohl in den Versen des noch in Maulbronn geschriebenen Gedichts 'Die Ehrsucht' (StA I, 38):

*Um wie Könige zu pralen, schänden  
Kleinre Wütriche ihr armes Land;*

Das wird im Jahr darauf in Tübingen in drastischer Verschärfung wiederholt<sup>58</sup>:

*Da reißeſt du [die Weisheit] die glänzende Larve weg  
Tirannenfeſten, wo ſich das Fürſtlein krümmt  
Dem Stolz der Könige zu gleichen, (StA I, 399).*

Aus dem stereotypen „Wütriche“ (in der Mehrzahl) ist nun „das Fürstlein“ (in der Einzahl) geworden, eine bestimmte Person, mit scharfem satirischem Blick in der ihr eigentümlichen Geste des Sich-Krümmens festgehalten, die den Widerstreit zwischen Nichtigkeit und Anspruch enthüllt. Die Verse sind der Entwurf zur dritten Strophe der Ode 'Die Weisheit des Traurers' (StA I, 97), die – auch wenn die ausgearbeitete Fassung die allzu deutliche Anspielung streicht – als „Schmähgedicht auf den Herzog“<sup>59</sup> gelten muß. Die Stelle kommt dem Fragment von 1796 gleich in dem Gestus der Entlarvung, der Bildkraft der Sprache, dem Pathos der Empörung. Dazwischen kennen wir nichts von gleicher Aggressivität.

Durch den Ausbruch des Revolutionskriegs im April 1792 war die kühne dichterische Hoffnung, daß einst „die Königsthühle trümmern“ würden (StA I, 111) und „verödet die Tirannensthühle“ seien (StA I, 142), für die deutschen Revolutionsanhänger auf unerwartete Weise aus „königlicher Ferne“ (StA I, 141) in den Bereich des politisch Möglichen gerückt. Hölderlin hoffte auf den Sieg der Franzosen; denn „wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Oestreicher gewinnen. Der Misbrauch fürstlicher Gewalt wird schrecklich werden“ (StA VI, 77). Georg Kerner sah „die Übermacht der französischen Waffen [...] als eine Keule an, um teutsche Fürsten niederzuschlagen und das teutsche Reichssystem in tausend Trümmer zu zerschmettern“<sup>60</sup>. „Haß der Fürstenzunft“<sup>61</sup> gehört

<sup>58</sup> Vgl. Adolf Beck, Hölderlin als Republikaner, HJb 15, 1967/68, S. 36 f.

<sup>59</sup> Momme Mommsen, Traditionsbezüge als Geheimschicht in Hölderlins Lyrik, Neoph. 51, 1967, S. 32 ff.

<sup>60</sup> Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur, hrsg. v. Claus Träger, Frankfurt a. M. 1975, S. 567 f.

<sup>61</sup> Hans-Werner Engels (Hrsg.), Gedichte und Lieder deutscher Jakobiner, Stuttgart 1971, S. 149. Ebd. S. 194 f. ein Zeugnis über die Verbreitung solcher Gedichte, die die Absicht haben, „die Fürsten verächtlich zu machen“. Zum Fürstenhaß vgl. die Äußerung

in diesen Jahren zu den Themen der zahlreich verbreiteten, oft populären Melodien untergelegten politischen Lieder. Sie meint der Student Sinclair, als er im November 1793 in einem Brief an seinen Mentor Jung Überlegungen anstellt, was man tun müsse, um die deutsche Erhebung vorzubereiten, die durch die französischen Kampferfolge ausgelöst werden könnte: „Auch Volkslieder könnten das ihrige tun; man müßte alles anwenden, um die Fürsten verächtlich zu machen, um den Nimbus von Hoheit, der in den Augen des Volkes sie umstrahlt, verschwinden zu machen.“<sup>62</sup> Das tut, obwohl kein „Volkslied“, Hölderlins bruchstückhaftes Gedicht von 1796 in dem ausgeführten Teil. Vielleicht wurden die Verse in Kassel niedergeschrieben, wo ein Fürst residierte, der wie kaum ein anderer deutscher Landesherr den Haß der Revolutionsfreunde auf sich gezogen hatte. Das Glück der Kasseler Tage dürfte Hölderlin den Blick für die abstoßenden Züge absolutistischer Herrschaft, die so vielen Besuchern der glänzenden Residenzstadt ins Auge fielen, nicht verstellt haben<sup>63</sup>.

Ifflands 1792, es sei jetzt „Mode“, die Fürsten zu hassen (O. Fambach, Briefe Ifflands, ZfdPh. 91, 1972, S. 182 f.) und die Bemerkung Ewalds 1796 (zit. bei Erich Hock, Zu Hölderlins Reise nach Kassel und Driburg, HJb 16, 1969/70, S. 268). Nicht übersehen werden dürfen aber auch Hölderlins positive Äußerungen über einzelne fürstliche Personen, so schon 1794 über den Herzog von Meiningen (StA VI, 116), dann 1798 über den Landgrafen von Homburg und seine Familie (StA VI, 284). Später wird er von „unsren Fürsten“ (StA V, 120), von „väterliche(n) Fürsten“ (StA II, 159) sprechen.

<sup>62</sup> Ch. Waas, F. W. Jung u. d. Homburger Revolutionsschwärmer. Sonderdr. a. d. XIX. Heft d. Mitt. f. Gesch. u. Altertumsk. z. Bad Homburg v. d. H. 1936, S. 14. Über die „Volkslieder“, die Sinclair meint, vgl. Inge Stephan, Literarischer Jakobinismus in Deutschland, Stuttgart 1976, S. 172 ff.

<sup>63</sup> Hock (Anm. 61), S. 267 f. Den negativen Stimmen ist vor allem die von Jens Baggesen hinzuzufügen. Aus seinem Reisebericht von 1794 ([Karl Friedrich Cramer,] Baggesen oder Das Labyrinth. 5. Stück, Altona u. Leipzig 1795) sei zitiert: „Was ich auf meinen Streifereyen durch die Stadt am meisten vermisse, waren Leute, und vornehmlich schöne Leute. Der Einwohner elende, verkrüppelte, gichtrische Gestalten und Aussehen, contrastirten sehr unangenehm mit der Schönheit der Straßen, der Pracht der Gebäude, und dem Glanze des Ganzen. Ich sah auf meinem Gange durchaus nicht einen einzigen schlanken Rücken, nicht ein einziges aufgerichtetes Haupt, nicht ein einziges lebhaftes Gesicht. [...] – Wars Täuschung oder nicht: – genug! nie hab ich das Bild bürgerlicher Niedergeschlagenheit so deutlich als hier gesehen“ (S. 104 f.). „Der ganze Prunk [des Weißensteins] hat allzuviel Thränen gekostet – (vielleicht dürften diese, gesammelt, einen artigen Wasserfall ausmachen) – als daß ich mich darüber vergnügen könnte“ (S. 107 f.). „Wir nahmen unsre Zuflucht [bei einem Gewitter] zu einem Bauernhause; die Armuth und das Elend darin, wovon wir Zeuge waren, ist nicht zu beschreiben. [...] Gleichwohl ward das Land von der Natur mit jedem Erfordernisse zu einem Paradiese ausgestattet. [...] Wahrlich! in einem solchen Lande müßte es nicht von

Wenige Jahre vor Hölderlins heftigem Ausfall gegen das sich als väterlich verstehende Regime deutscher Fürsten hat Kant in theoretisch umständlicher, gleichwohl die innere Beteiligung nicht verleugnender Sprache zwar nicht der Monarchie, aber jeglichem Patriarchalismus die endgültige Absage erteilt. In seiner Schrift über Theorie und Praxis, die im September 1793 erschien, legte er dar, daß eine Regierungsform, die im Bild des Vaters für den Träger der Herrschergewalt dargestellt werden könnte, gänzlich zu verwerfen sei:

Eine Regierung, die auf dem Prinzip des Wohlwollens gegen das Volk als eines *Vaters* gegen seine Kinder errichtet wäre, d. i. eine *väterliche Regierung* [...], wo also die Untertanen als unmündige Kinder [...] sich bloß passiv zu verhalten genötigt sind, um, wie sie glücklich sein *sollen*, bloß von dem Urteile des Staatsoberhauptes, und, daß dieser es auch wolle, bloß von seiner Gütigkeit zu erwarten: ist der größte denkbare *Despotismus* [...]. Nicht eine *väterliche*, sondern eine *vaterländische* Regierung [...] ist diejenige, welche allein für Menschen, die der Rechte fähig sind [...], gedacht werden kann<sup>64</sup>.

Nicht „väterlich“, sondern „vaterländisch“: so singt die Marseillaise nicht von Kindern eines „Vaters“, sondern des „Vaterlandes“ – nicht mehr von den „enfants du roi“, sondern den „enfants de la patrie“<sup>65</sup>.

Bettlern wimmeln; [...] müßte man nicht überall auf stumme, muthlose, betrübte Gesichter, auf elende Häuser und verfallene Hütten stoßen“ (S. 110 f.). „Auf keinem Fleck der Erde fühlte ich mich so von den Mörderdolchen der Politik durchbohrt, wie hier [mit Bezug auf den Soldatenhandel]: nirgends ward mein Herz so gewaltsam zum Mitgefühl bürgerliches Elendes erweitert“ (S. 112).

<sup>64</sup> AaO, Bd. 6, S. 145 f.; vgl. Bd. 4, S. 435 f. Im gleichen Sinn kündigt Fichte in der ebenfalls 1793, aber noch vor Erscheinen von Kants Schrift geschriebenen 'Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten' „jenem ersten Vorurteile, woraus alle unsere Übel folgen, jener giftigen Quelle alles unseres Elendes, jenem Satze: daß es die Bestimmung des Fürsten sei, für unsere *Glückseligkeit* zu wachen, den unversöhnlichsten Krieg an“ (aaO, Bd. 6, S. 9). Im nämlichen Gedankenkreis bewegt sich Forsters wohl in der Zeit vom September bis November 1793 verfaßte und 1794 veröffentlichte Schrift 'Über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschen', in der die Rede ist von der „eingebildeten Kunst uns zu beglücken, womit man das Herrscherrecht beschönigen will“, dem „patriarchalischen Despotismus, dem mildestscheinenden von allen“, der, indem er die Menschen als „ewige Kinder“ behandelt, sie in „thierischer Erniedrigung“ hält (aaO, S. 725; 715; 700; 724).

<sup>65</sup> „Enfants du roi“ z. B. bei Voltaire; „enfants de la patrie“ seit Rousseau (Artur Greive, Die Entstehung der französischen Revolutionsparole *Liberté, Egalité, Fraternité*, DVjs 43, 1969, S. 741). – Es ist kennzeichnend für die deutsche 'Verspätung', daß noch ein halbes Jahrhundert danach Heine dem Verhältnis der Deutschen zu ihren Fürsten die satirischen Verse widmet: „Wir nennen sie Väter, und Vaterland / Benennen wir dasjenige Land, / Das erbeigentlich gehört den Fürsten“ ('Zur Beruhigung').

Eulogius Schneider dichtete 'Auf die Erstürmung der Bastille'<sup>66</sup>: „Des Fürsten Thron wird dir [dem Volk] zur Freiheitsstätte, / Das Königreich zum Vaterland.“ Und „Schlacht fürs Vaterland“ ist in Hölderlins Gedicht der Kampf gegen die angeblichen „Väter“.

Was meint „Vaterland“ in diesem Gedicht? (Was „Vaterland“ und „vaterländisch“ später bedeutet, ist hier nicht die Frage.) Es ist ein kennzeichnender Zug, daß das Vaterland in Hölderlins Dichtung seine volle Wirklichkeit nur in der Vergangenheit oder in der Zukunft hat. Das idealische Vaterland der Jugendlyrik ist das Gegenbild zu der in „Schande“ (StA I, 62; 102) versunkenen Gegenwart. In ihm verkörpert sich das Erbe der „großen“, der „göttergleichen Väter“<sup>67</sup> (hier im Sinne der Verfahren). In der Nachfolge Klopstocks und des Göttinger Hains wird es zunächst in den verschönten Bildern germanischer Vorzeit und deutsch-württembergischen Mittelalters mit „germanischem Mannsinn“ (StA I, 30) und deutscher „Biedersitte“ (StA I, 57) gesucht. Sein Inbegriff: „Freiheit“, die „den Tyrannen Hohn“ spricht (StA I, 102), wenn auch gegenüber der tyrannischen Übermacht der Sieg nur ein moralischer sein kann – „Du löwenstolze! Liebe des Vaterlands! / Die du auf Mordgerüsten lächelst, / Und in dem Blute gewälzt, noch siegest“ – und es der „Stolz“ des kühnen Herausforderers ist, für Freiheit und Gerechtigkeit „zu dulden“<sup>68</sup>. Die Tübinger Hymnen stehen schon unter der Ausstrahlung der Französischen Revolution, die sich „als eine die alten deutschen Ideale der Freiheit wiederbelebende Macht“ erweist<sup>69</sup>. Zugleich ist die prophezeite Wiedergeburt des Vaterlands das Ergebnis des großen Weltprozesses, den Hölderlin hier – in der ersten 'Hymne an die Freiheit' (StA I, 139 ff.) – in einer frühen Form erstmals entwirft: von der Herrschaft der „Liebe“ durch die Zeit des „Gesezes“ zur Rückkehr der „Liebe“. Mit ihr kündigt sich das „freie kommende Jahrhundert“ an, das aus dem Geist des Bruderbundes, wo „Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht“,

<sup>66</sup> Gedichte, Frankfurt 1790, S. 245.

<sup>67</sup> StA I, 170; 136; vgl. 1, 61; 148. Die „großen Väter“ beschwört – im deutsch-patriotisch antirevolutionären Sinn – auch das angeführte Gedicht Bahnmeiers.

<sup>68</sup> 'Männerjubiläum' (StA I, 67). Auch da ist Hain-Tradition wirksam; vgl. z. B. Millers 'Lied eines Gefangenen' (Der Göttinger Hain, hrsg. v. Alfred Kellertat, Stuttgart 1967, S. 162). Über die Herkunft aus pietistischer Staatsgesinnung vgl. Gerhard Kaiser: „Verletzt der Staat seine Aufgabe, dann ist der Patriot unter Einsatz seines Lebens zum leidenden politischen Zeugen berufen“ (Pietismus und Patriotismus im literarischen Deutschland, Frankfurt a. M. 1973<sup>2</sup>, S. 227). „Dulden für das Vaterland“ noch in der ersten 'Hymne an die Freiheit' (s. u.).

<sup>69</sup> Christoph Prignitz, Der Gedanke des Vaterlands im Werk Hölderlins, JbFDt Hochst. 1976, S. 98. Vgl. auch dessen ausführliche Darstellung (Anm. 22), S. 60 ff.

geboren werden soll. Dann ist das Ziel errungen, „getilget ist die alte Schande! / Neuerkauft das angestammte Gut!“ Zum Sieg bedarf es jedoch des „Helden“ und derer, die heldenhaft „dulden für das Vaterland“; als ihrer einer singt der Dichter „sterbend“ der Freiheit sein „letztes Lied“<sup>70</sup>. In dem Gedicht von 1796 ist der Kampf (und Tod) fürs Vaterland aus dem Mythisch-Visionären solcher (noch auf das Vätererbe zurückbezogener) Zukunftsverheißung in die konkrete gegenwärtige Wirklichkeit geholt. Was im Bild des sich empörenden „Deutschen“ ausgedrückt ist, steht in einem sehr viel engeren Bezug zur politischen Situation und zum politischen Denken der Zeit als etwa die Aussage der vergleichbaren Verse der Hymne:

*Nimmer beugt, vom Übermuth belogen,  
Sich die freie Seele grauem Wahn;*

Das muß aber auch einen Zuwachs an Bestimmtheit für Hölderlins Vaterlandsbild in dieser Zeit bedeuten.

Um ihm näherzukommen, mag es erlaubt sein, auf Äußerungen in den Jugendschriften Hegels hinzuweisen, vor allem auf ein Fragment, das im Frühjahr und Sommer 1796 in Bern niedergeschrieben worden ist, aber frühere Aufzeichnungen aufgreift<sup>71</sup>. (In seinem teilweise „grandiosen Schwung“ hat man Hölderlins Einfluß bemerken wollen<sup>72</sup>.) Hölderlin kann diese Aufzeichnungen (wenigstens damals) nicht gekannt haben. Daß aber die Vorstellung der Freunde vom Wesen des Vaterlandes sich eng berührten, darf man mit guten Gründen vermuten. Es ist oft ausgeführt worden, wie die Verwandtschaft ihrer Gedanken und Bestrebungen in diesen Jahren ihren Ursprung in den gemeinsamen Überzeugungen in der Stiftszeit hat, erwachsen aus der Begeisterung für die Französische Revolution, dem Studium der Kantischen Philosophie, der Liebe zu den Griechen, und besiegelt durch die Losung „Reich Gottes“ (StA VI, 126, Nr. 84) – dieses „nicht mehr verstanden als das ganz Andere, das über die Menschen kommt; vielmehr [...] das, was die Menschen durch die Vernunft und als gemeinsame Freiheit im politischen und reli-

<sup>70</sup> Da „das letzte Lied“ von dem Dichter „sterbend“ gesungen wird, dürfte es *sein* letztes Lied sein; daß er es der siegenden Freiheit singen darf, gibt seinem Sterben den Sinn. Anders Wolfgang Binder in seinen im übrigen richtungweisenden Ausführungen (Aufschlüsse, Zürich u. München 1976, S. 256 f.).

<sup>71</sup> AaO, S. 197 ff.; vgl. das frühere Fragment, S. 99 ff. Im folgenden wird auf diesen Band nur mit der einfachen Seitenzahl verwiesen.

<sup>72</sup> W. Moog, Hegel und die Hegelsche Schule, München 1930, S. 70.

giösen Bereich herstellen wollen“<sup>73</sup>. Alle diese Elemente gehen in das Bild des Vaterlandes ein, das Hegel in der Berner Zeit aus der Idee der griechischen Polis ableitete, von der er glaubte, sie „könne durch die Französische Revolution als ‚Republik‘ zurückgeholt werden“<sup>74</sup>. Vom Polisideal bestimmt ist auch die Vorstellung des „Freistaates“, den Hyperion gründen will<sup>75</sup>. Darf auch die unterschiedliche Nuancierung des Polisedankens nicht übersehen werden – wo Hegel vom „Staat“ spricht, steht Hölderlin die „schöne“, die „göttliche Gemeinde“ vor Augen<sup>76</sup> –, so geht doch das, was Hegel über das Vaterland ausführt, aus der gemeinsamen Grundvorstellung der Polis folgerichtig hervor; wenn Hölderlin damals vom „Vaterland“ sprach, muß er Ähnliches gemeint haben.

Hegels frühe philosophische Bemühungen gelten der Möglichkeit, der in „Positivität“ erstarrten, den Tübinger Freunden verhaßten Orthodoxie eine lebendige „Volksreligion“ entgegenzusetzen, wobei „Geist des Volks, Geschichte, Religion, Grad der politischen Freiheit“ – und damit auch die Idee des Vaterlands – als „in ein Band zusammenverflochten“ betrachtet werden (42). „Volksreligion, die große Gesinnungen erzeugt und nährt, geht Hand in Hand mit der Freiheit“ (41). Diese Zielsetzung Hegels berührt sich aufs engste mit dem „Ideal einer Volkserziehung“, von dem Hölderlin in der ‚Hyperion‘-Zeit erfüllt war und über das er mit dem Freund in näheren Gedankenaustausch treten wollte (StA VI, 156). In dem genannten Fragment nun entwirft Hegel im Zusammenhang mit seiner Fragestellung, wie es zur „Verdrängung der heidnischen Religion durch die christliche“ (203) habe kommen können, ein bewe-

<sup>73</sup> O. Pöggeler, Philosophie im Schatten Hölderlins. In: Der Idealismus und seine Gegenwart. Festschr. W. Marx, Hamburg 1976, S. 363.

<sup>74</sup> Ders., Hegels Idee einer Phänomenologie des Geistes, München 1973, S. 33.

<sup>75</sup> StA III, 96; 108; 112.

<sup>76</sup> StA III, 101; 224. Daß menschliche Gemeinschaft ihr Leben empfängt von „Schönheit“ (StA III, 224; vgl. 108) und der „göttlichen Natur“ (StA III, 116) – zwei Namen für eine Wesenheit (StA III, 58; 261) –, ist grundlegend für Hölderlins Auffassung. Ohne „Liebe der Schönheit [...] ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist“ (StA III, 3, 80). Wenn dann von der kommenden Gemeinschaft gesagt wird, daß in ihr „Rechtsbuch eingeschrieben werden die Geseze der Natur“ und daß „das Leben selbst [...] die göttliche Natur, die in kein Buch geschrieben werden kann, im Herzen der Gemeinde seyn wird“ (StA III, 116), so trifft sich Hölderlin wieder mit Hegel in der Ablehnung der von außen auferlegten „Gesezesdespotie“ (StA III, 80), der entfremdenden „Sazung“, mit der „Frieden [...] nie nie einzugehn“ der Inhalt ihres Bundes war (StA VII 1, 233). So wird in der Verkündigung des Empedokles (StA IV, 65 f.), im Aufblick „zur göttlichen Natur“, „Gesez und Brauch“ verworfen und nur jenes Gesetz der „Natur“ anerkannt, wenn es heißt: „Und euern Bund bevest'ge das Gesez.“

gendes Bild vom Geist der antiken Republiken (vornehmlich der griechischen Polis) und seiner Zerstörung; diese habe den Boden bereitet für die Verbreitung „christlicher positiver Religion“ und damit letztlich für die religiöse und politische Selbstentfremdung in der heutigen Welt. Hegel stellt dem „freien Republikaner, der im Geiste seines Volks für sein Vaterland seine Kräfte, sein Leben aufwandte“ (99), die „verdorbene Menschheit“ (209) gegenüber, „die keine öffentliche Tugend mehr hat“ (99), ein „Volk, das, von sich selbst und von allen Göttern verlassen“, nur noch „ein Privatleben führt“ (100). In den alten Republiken gehorchten „freie Menschen [...] Gesetzen, die sie sich selbst gegeben“; so auch „gehorchten sie Menschen, die sie selbst zu ihren Oberen gesetzt, führten sie Kriege, die sie selbst beschlossen, gaben ihr Eigentum, ihre Leidenschaften hin, opferten sie tausend Leben für eine Sache, welche die ihrige war [...]“; im öffentlichen wie im Privat- und häuslichen Leben war jeder ein freier Mann, jeder lebte nach eigenen Gesetzen. Die Idee seines Vaterlandes, seines Staates war das Unsichtbare, das Höhere, wofür er arbeitete, das ihn trieb, dies [war] sein Endzweck der Welt, oder der Endzweck seiner Welt, – den er in der Wirklichkeit dargestellt fand oder selbst darzustellen und zu erhalten mithalf“ (204 f.). In der Seele des Bürgers lebte „das Bild des Staates als ein Produkt seiner Tätigkeit“ (206). Nur ein solcher Staat, darf man folgern, kann „Vaterland“ heißen; „einem fremden Willen, einer fremden Gesetzgebung“ gehorchen müssen „in einem Staate, an dem keine Freude haften konnte“, bedeutet auch „ohne Vaterland“ sein (207). (So ist auch in der schon angeführten Strophe aus Hölderlins 'Hymne an die Menschheit' „Das Götterglück, sich eig'ner Kraft zu freu'n“, mit dem Besitz des „Vaterlandes“ eins, das dort allerdings noch sein Bild in „der lieben Väter Weise“ wiederfindet.) Hegel spricht erbittert von dem (antiken und modernen) „Despotismus“ (211), von der „fürstlichen Verdorbenheit“ (59), von der Unterwerfung „unter die bösen Launen verworfener Menschen“ (100). Was den Menschen nach dem Untergang der politischen Freiheit verblieb, war „nur ein Recht an Sicherheit des Eigentums, das jetzt seine ganze Welt ausfüllte“ (206). Das nämliche sagt später Empedokles in der großen Rede, in der er die neue Gemeinschaft verkündet (StA IV. 65 f.), von den „engbeschränkten Sterblichen“, den „Ängstigen“, die es „Daheim in sich zu bleiben“ verlangt und die es „scheun“, sich dem göttlichen Ganzen der „Natur“ zu geben und aus der „Knechtschaft“ in das „neue Leben“ des brüderlichen „Bundes“ einzutreten: „Beschränkt im Eigentume sorgen sie, / Wie sie bestehn, und weiter reicht ihr Sinn / Im Leben nicht.“ Deshalb das Wort seines Vermächnisses: „Theilt das Gut“<sup>77</sup>.

Hegel sieht also den heutigen Menschen in trauriger Verkümmern. Geboren zum Miterschaffen einer freien, sich selbst bestimmenden Gemeinschaft – „eigner schöner Welt“, sagt Empedokles<sup>78</sup> –, ist er auf

<sup>77</sup> Bei der Auslegung des vieldiskutierten Wortes wird man festhalten müssen, daß es erst in zweiter Linie auf soziale Gerechtigkeit – Prignitz (Anm. 22), S. 310: Anerkennung der Menschen „als ökonomisch Gleichberechtigte“ – zielt. Hölderlins soziales Interesse ist zwar durch die Sympathie mit den Urhebern der Nürnberger Handwerkerunruhen von 1793 (StA VI, 101) und die Kritik an der Frankfurter Geldaristokratie (StA VI, 270) genügend bezeugt, und gewiß steht das Empedokles-Wort in einem breiten Spektrum zeitgenössischer sozialer Ideen (vgl. Gerhard Kurz, Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Hölderlin, Stuttgart 1975, S. 129; ders. in Germanistik 15, 1974, S. 139 f.). Aber schon daß neben dem Geheiß: „theilt das Gut“ das andere steht: „theilt That und Ruhm“, zeigt, daß es primär um den Polis-Geist geht. Nebenbei ergibt sich daraus, daß Teilen des Guts nicht einfach Verteilung – und also auch nicht gleichmäßige Verteilung (Prignitz, S. 320) – bedeutet. Aufschlußreich ist Hölderlins wichtiger Brief an den Bruder vom 1. Januar 1799 (StA VI, 302 ff.), der sich mit der Deutschen-Schelte des 'Hyperion' (StA III, 153 ff.), aber auch mit der Rede des Empedokles eng (teilweise wörtlich) berührt. Im Brief spricht Hölderlin von der „Gefühllosigkeit“ der Deutschen für „gemeinschaftliches Eigentum“, und zwar, wie in 'Empedokles', in Parallele mit der „Gefühllosigkeit für gemeinschaftliche Ehre“. In dieser „Gefühllosigkeit“ zeigt sich ihm der Unterschied zwischen den „modernen Völkern“ und den „Alten, wo jeder mit Sinn und Seele der Welt angehörte, die ihn umgab“ (also dem Vaterland, der Polis), was die Bürger daran hinderte, sich „an ihren lieben (moralischen und physischen) Erwerbissen und Ererbissen“ (was man als „Gesetz und Brauch“ und als das „Eigentum“ interpretieren darf) „zu Tode [zu] schleppen.“ In einem der Fragmente Hegels aus seiner Berner und Frankfurter Zeit (439) – über die darin entwickelten Gedanken können die Freunde gesprochen haben – wird ausgeführt, wie „in mancher freien Republik des Altertums [...] schon durch die Verfassung des Staates das strenge Eigentumsrecht, die Sorge aller unserer Obrigkeiten, der Stolz unserer Staaten, beeinträchtigt worden“ sei. Hegel spricht, wie auch in dem oben behandelten Fragment (205 f.), von der Gefahr des „unverhältnismäßigen Reichtums“ – ganz in Übereinstimmung mit Rousseau (vgl. I. Fetscher, Rousseaus politische Philosophie, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1975, S. 216) –: „es wäre eine wichtige Untersuchung, wieviel von dem strengen Eigentumsrecht der dauerhaften Form einer Republik aufgeopfert werden müßte.“ Gefühl für „gemeinschaftliches Eigentum“ bei Hölderlin meint wohl die selbstverständliche Bereitschaft aller, um des Gemeingeists willen ihr Eigentum dem Anspruch der Gemeinschaft zu unterstellen – in welcher Form auch immer. So „teilen“ sie, wie Ehre, Tat und Ruhm, denn auch „das Gut“.

<sup>78</sup> StA IV, 66, bezogen auf die Ablehnung des angetragenen Königtums: „Diß ist die Zeit der Könige nicht mehr“. Die Mündigen sollen, wie die jungen Adler, „eigenen Flug beginnen. Schämst euch, / Daß ihr noch einen König wollt“ (StA IV, 4, 62 ff.). Ähnlich in 'Hyperion': „eigne Welt“ (StA III, 101), „eigenes Leben“ (StA III, 107); in der 'Hymne an die Menschheit': „eig'ne Kraft“ (StA I, 148). Mit negativer Wertung bezeichnet „eigen“ die Absonderung von der Gemeinschaft in 'Archipelagus': „eigenes Treiben“ (StA II, 110). Über den Ausgleich des „Eigenen“ mit dem gemeinsamen Geist 'Stutgard' (StA II, 87, 29 ff.).

die passive, eigennützige Befriedigung an totem Besitz eingeschränkt: „keine Tätigkeit mehr für ein Ganzes, für eine Idee“ – „die für Republikaner in ihrem Vaterlande realisiert ist“ –; „entweder arbeitete jeder für sich oder gezwungen für einen anderen Einzelnen“ (206). Ganz ähnlich heißt es in 'Archipelagus', dem großen Gedicht, das, wie Hegels Fragment, die götterlose Gegenwart dem Geist der Polis gegenüberstellt:

*Ans eigene Treiben  
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt  
Höret jeglicher nur (StA II, 110).*

Hegels Deutung der Gegenwart begegnet uns wieder in dem oft zitierten Brief an Schelling vom 16. April 1795. „Der Geist der Verfassungen“, führt er aus, habe „gegenwärtig [...] mit dem Eigennutz einen Bund gemacht, auf ihn sein Reich gegründet“<sup>79</sup> (gewissermaßen als Gegenmacht des „Reiches Gottes“). Der „Despotismus“ wolle die „Verachtung des Menschengeschlechts“, lehre die „Unfähigkeit desselben zu irgend einem Guten, durch sich selbst etwas zu sein.“ Ihm stellt Hegel die „belebende Kraft der Ideen [...] wie die des Vaterlandes, seiner Verfassung, usw.“ entgegen; er spricht von der „Revolution“, die die Kantische Philosophie (und ihre Weiterbildung durch Fichte und Schelling) für Deutschland bedeutet – im gleichen Sinn nennt Hölderlin Kant den „Moses unserer Nation“ (StA VI, 304) –, und hält die politischen Folgen für unausbleiblich<sup>80</sup>:

aber warum ist man so spät darauf gekommen, die Würde des Menschen höher anzuschlagen, sein Vermögen der Freiheit anzuerkennen [...]? Ich glaube, es ist kein besseres Zeichen der Zeit als dieses, daß die Menschheit an sich selbst so achtenswert dargestellt wird; es ist ein Beweis, daß der Nimbus um die Häupter der Unterdrücker und Götter der Erde verschwindet. Die Philosophen beweisen diese Würde, die Völker werden sie fühlen lernen, und ihre in den Staub erniedrigte[n] Rechte nicht fodern, sondern selbst wieder annehmen, – sich aneignen<sup>81</sup>.

Das ist die Gefühls- und Gedankenwelt, in der Hölderlins Gedicht seinen Ursprung hat. Der Nimbus der „Väter“ ist zerstoßen, und der

<sup>79</sup> Zum Ausdruck vgl. Hölderlin über den „Genius Griechenlands“: „Du gründest auf Liebe dein Reich“ (StA I, 126).

<sup>80</sup> Zur Konvergenz der philosophischen und politischen Revolution in dieser Sicht vgl. Kurz, aaO, S. 2 ff.

<sup>81</sup> Briefe von und an Hegel, hrsg. v. Johannes Hoffmeister, Bd. 1, Hamburg 1952, S. 24. Vgl. dazu das in Anm. 71 angeführte ältere Fragment; dort ebenfalls der Terminus „sich aneignen“ (101).

„Deutsche“ fordert nicht länger, sondern nimmt sich sein angeborenes Recht. Das Vaterland den „Räubern“, den „Dieben“ entwenden und das eigene Selbst ergreifen, das ist *ein* Vorgang.

Nur noch einmal – in dem Entwurf 'Die Völker schwiegen, schlummerten ...' (StA I, 238) – habe Hölderlin „so unbedingt den Revolutionskrieg besungen“ wie in dem Bruchstück von 1796, sagt Werner Kirchner mit Recht<sup>82</sup>. Ludwig von Pigenot hat es als „Ansatz zu einer deutschen Marseillaise“ bezeichnet<sup>83</sup>. Das trifft den Geist der Verse; doch läßt gerade dieser Vergleich die Andersartigkeit der dichterischen Haltung erkennen. Die Marseillaise, „drangvoll, pathetisch, deklamatorisch vorwärts stoßend“<sup>84</sup>, fordert auf, einzufallen in den Marschschritt, einzustimmen in den stürmischen Gesang. Schon das erste Wort, „Allons!“, zwingt in die Gemeinsamkeit des Wollens. Bei Hölderlin (soweit das Gedicht ausgeführt ist) erscheint kein Wir; eine einzelne Stimme spricht – in Frohlocken und Zorn, hingerissen, aber nicht liedhaft mitreisend – die Bedeutsamkeit des geschichtlichen Augenblickes aus. Ob die Fortführung des Gedichts das lyrische Ich in ähnlicher Weise wie die spätere Ode<sup>85</sup> ins Spiel gebracht hätte, kann nicht entschieden werden<sup>86</sup>.

<sup>82</sup> (Anm. 22), S. 14.

<sup>83</sup> Hell, 3, 489.

<sup>84</sup> Friedrich Theodor Vischer, *Ausgewählte Werke*, hrsg. v. Kappstein, Bd. 8, S. 299.

<sup>85</sup> Auf das Verhältnis zu der Ode wird mit Bedacht nicht eingegangen; ihr soll ein weiterer Aufsatz gewidmet sein.

<sup>86</sup> Korrekturnote: Nach Abschluß des Manuskripts erschien Teil II von Adolf Becks wichtiger Arbeit ‚Hölderlins Weg zu Deutschland‘ (JbFDtHochst. 1978). Darin geht der Verfasser (S. 474 f.) – einlässlicher als dies bisher geschehen ist – auch auf unseren Text ein, der ihm als „flüchtiger [...] Entwurf“ gilt. Wie die Vorgänger faßt er „den Deutschen“ als Dativ auf. Den Diebstahl des Kindes deutet er als „Pressung ›Halbwüchsiger‹ zum Soldaten- oder Frondienst“ sowie „Menschen-Verkäufe [...] ans Ausland“, oder auch, wenn „die gesittliche Obrigkeit mitgemeint“ ist, als deren „Brauch [...]“, das halbwüchsige ›Kind‹ dem Elternhause zu entführen und in die Klosterschulen zu stecken.“ Doch will von den beiden (ja nicht alternativ gebrauchten) Aussagen („das fromme Herz [...] betrogen“ und „zum Dienste gebraucht“) die eine nicht zu der ersten, die andere nicht zu der zweiten Deutung passen (vgl. unsere Anm. 22). Daß bei Hölderlin statt von einem „Halbwüchsigen“ von einem „aus der Wiege“ gestohlenen Kind die Rede ist, wird als „stark hyperbolische Anprangerung“ erklärt. Erwägenswert ist jedoch Becks Vermutung, daß mit dem Betrug am frommen Herzen die Sterilität der Orthodoxie gemeint sei. Dies wäre noch zu ergänzen. „Religion und Politik haben unter einer Decke gespielt, jene hat gelehrt, was der Despotismus wollte,“ fährt Hegel an der oben angeführten Briefstelle fort (s. Anm. 81; vgl. die Hegel-Zitate in Anm. 23 und StA VI, 765): angeklagt ist also – verbunden mit der politischen – die „religiöse Sclaverei“ (StA VI, 263). Das verträgt sich mit unserer Auslegung.

# Hölderlins Hymne 'Die Wanderung'\*

Von

Wolfgang Binder

Unter den späten Hymnen zeichnet sich die 'Wanderung' durch augenfällige Besonderheiten aus. Obwohl das Vaterländische ihr Thema ist, fehlt ihr eigentlich alles, was Hölderlins Wort vom „hohen und reinen Frohlocken vaterländischer Gesänge“ enthält: das Aufblicken zu den Himmlischen, der Gestus des Verkündigens, die Paränese an die Zeitgenossen, das Inständige und Gespannte, das Fordernde und manchmal Gewaltsame der anderen Hymnen. Dafür überrascht sie durch eine homerische Natürlichkeit und Lieblichkeit ihrer Bilder, einen persönlichen, fast zutraulichen Ton, sogar einige schalkhafte Bemerkungen und durch eine Sprache, der die Umsetzung des Gedachten ins sinnlich Angeschauten so vollständig gelungen ist wie sonst vielleicht nur dem Gedicht 'Andenken', das denselben persönlichen Ton anschlägt. Auch im Gegenständlichen zeigt sich ihre Eigenart. Das Pantheon der Götter und der oberste Gott, wiewohl anwesend zu denken, bleiben ungenannt, desgleichen der große Bogen der Welt- oder Heilsgeschichte und seine Basis, die ewige Natur; nur wie ein zartes Liniengerüst scheinen sie durch die besonderen Vorgänge hindurch, von denen erzählt wird. Das Erzählen aber beherrscht weite Teile des Gedichts und hat die Folge, daß jene großen Perspektiven hinter dem Nahen und Einzelnen, dem freundlich beschriebenen Detail zurücktreten, das nun an historischer und geographischer Realität weit mehr als die andern Gedichte dieser Jahre enthält. Auch ist die 'Wanderung' die einzige Hymne auf die schwäbische Heimat, sieht man von dem Entwurf 'Ihr sichergebaueten Alpen' ab, der sie, trotz seiner unfertigen Form, an Konkretion und Lokalinteresse noch übertrifft. Zunehmender Abstand zwischen Nahsicht und ferngerücktem Sinn ist allerdings ein generelles Merkmal der späten Fragmente. Es

\* Das Gedicht war Thema einer Arbeitsgruppe bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft 1978 in Tübingen. Der Aufsatz beruht auf der Interpretation, die der Leiter, mehr gesprächsweise als vortragend, mit den Teilnehmern entwickelt hat.

scheint aber, daß Heimat und Heimatdinge diese Tendenz, natürlicherweise, befördern. Dann hätte man in der 'Wanderung' die erste Station dieses Wegs zu erkennen.

Sucht man ein Wort, das den Grundcharakter dieses Gedichts ausdrückt, dann bietet sich das erste Wort seines Textes an: ein glückliches Gedicht. Damit träfe man beides, sein sprachlich-formales Gelingen und die Stimmung, aus der es spricht und in die es den Leser versetzt. Hierbei verbirgt es freilich Problem und tiefere Bedeutung, weshalb sich die Forschung seiner bisher wenig angenommen hat.

## Einleitendes

Das Gedicht muß im Hymnenjahr 1801 entstanden sein, wahrscheinlich nach 'Am Quell der Donau' und 'Friedensfeier' und vor Rhein-Hymne und 'Germanien'. In Thema, Motiven und Aufbau steht es der ersten dieser Hymnen am nächsten, worauf an gegebener Stelle hinzuweisen ist, und kann ihr auch unmittelbar gefolgt sein, wenn die 'Friedensfeier', wie manche annehmen, erst später ihre endgültige Gestalt gefunden hat. Jedenfalls weisen das Alpenbild der ersten beiden Strophen und die zweimalige Erwähnung der Schweiz (Str. 1 und Lesarten zu Str. 2) auf Hölderlins Hauptwiler Monate im Frühjahr 1801 oder ihre frische Erinnerung hin.

Thema der 'Wanderung' sind der Aufbruch des Dichters nach Osten und die Ankunft in Griechenland. Sie werden nicht wie in 'Patmos' beschrieben, nur mitgeteilt, dafür erfährt man die Absicht der Reise: der Dichter läßt die griechischen Grazien ein, zu uns, nach Hesperien zu kommen. Daß dieses Bild etwas ganz anderes als die Geburt eines deutschen Klassizismus im Auge hat, wird sich dann zeigen.

Hingegen ist schon hier etwas über verwandte Themen in benachbarten Gedichten zu sagen. Auch 'Brot und Wein' spricht vom Aufbruch nach Griechenland und umgibt ihn mit den Zeichen eines heiligen Auszugs in ein gelobtes Land. Aber der Gedanke ist nur, dort sei ein Eigenes zu finden; von Rückkehr und Vermittlung des Gefundenen an die Heimat, vergleichbar der Einladung der griechischen Grazien zu uns, ist noch nicht die Rede. Anders motiviert 'Am Quell der Donau' diesen Aufbruch. Er soll das „Wort aus Osten“, das schon längst zu uns gedrungen, aber erst von wenigen verstanden ist, mit einem von den Wellen des Stroms getragenen „Wiederklang der Liebe“ beantworten; so in den Lesarten des verlorenen Eingangs der Hymne. Hölderlin wandelt das Thema also folgendermaßen ab: 'Brot und Wein': das Eigene ist im

Fremden zu finden. 'Am Quell der Donau': das Fremde ist unerkant im Eigenen schon anwesend und muß noch begriffen werden. 'Die Wanderung': das Fremde soll förmlich eingeholt und fürs Eigene fruchtbar gemacht werden. Was Fremdes und Eigenes konkret bedeuten und warum sie zusammengebracht werden müssen, wird sich aus der Interpretation der 'Wanderung' ergeben.

Ihr Thema wird nun so durchgeführt: Die ersten beiden Strophen tragen einen Preis der Heimat Suevien vor und enden mit dem Gedanken, hier sei gut wohnen. Die dritte setzt mit dem Entschluß ein: „Ich aber will dem Kaukasos zu!“, begründet ihn jedoch vorerst nicht und verweist nur auf die Freizügigkeit der Dichter. Dieser kurze Auftakt leitet zu einer drei Strophen umfassenden Erzählung über: Schon einmal sind Menschen des Westens, unsere Vorfahren, donauabwärts gezogen, sind am Schwarzen Meer Ostleuten begegnet und haben sich mit ihnen verbunden. Die Frucht dieser Verbindung waren die Griechen. Hölderlin schließt mit der Frage, die seine Rede von den Griechen so oft begleitet: „Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten?“ Die Antwort der sechsten Strophe weiß nur zu sagen, wo sie einst gewohnt haben, und entfaltet daraus einen Preis Griechenlands und seiner goldenen Zeit, der dem Preis der Heimat zu Beginn des Gedichts korrespondiert. Damit ist der historische Rahmen abgesteckt, jetzt kann der Dichter, im Blick auf den griechischen Äon, erklären, warum er die Ostwanderung der Ahnen wiederholt: er möchte jenes Bündnis der Vorzeit erneuern, darum lädt er die Grazien Griechenlands zu uns ein. Mit der Vision ihrer Ankunft enden diese drei letzten Strophen des Gedichts. Entgegen dem Titel der Hymne ist also von zwei Wanderungen die Rede. Aber die zweite, die er meint, ist nur das Spiegelbild der ersten und zielt, analog der griechischen Blüte, auf die künftige Erfüllung des vaterländischen Wesens.

Die Inhalte des Gedichts sind daher strophisch so disponiert: zwei Strophen Preis der Heimat, drei Strophen Vorzeitmythus, eine Strophe Preis Griechenlands, drei Strophen Einladung und Empfang der griechischen Grazien. Nun ist das Gedicht aber streng triadisch gebaut: dreimal drei Strophen zu 12, 12 und 15 Versen. Formale und inhaltliche Gliederung widersprechen sich also in den beiden ersten Triaden und harmonisieren nur in der dritten. Daß hierin eine kompositorische Absicht steckt, ist zu vermuten. Man könnte sich eigene Gedanken darüber machen, besser wäre es, man entdeckte bei Hölderlin selbst irgendeinen Hinweis auf solche Kompositionsprinzipien.

In dem Aufsatz 'Über die Religion', der etwa anderthalb Jahre vor der 'Wanderung' entstanden sein muß, findet sich folgende Überlegung

zum Wesen des Mythischen: Der Mythos untersteht einer doppelten Gesetzlichkeit. Wofern er Aussagen macht, ist er „intellektueller“ Natur, wofern er Geschichten erzählt, „historischer“ Natur. Mit anderen Worten: der Mythos stellt religiösen Sinn in epischer Form dar. Nun erfordern Sinnaussagen aber eine klare logische Gliederung, epische Erzählungen hingegen sollen weiterfließen und ihre Teile nahtlos verknüpfen. Daraus ergibt sich, wie mythische Dichtung zu verfahren hat. Sie muß einerseits ihre Teile deutlich gegeneinander abgrenzen, damit man ihren gedanklichen Aufbau versteht, andererseits aber diese Grenzen durch Übergreifen eines Teils auf den andern wieder ein wenig verwischen, damit man den lebendigen Fortgang der poetischen Bewegung spürt. Oder mit Hölderlins Worten: sie hat jedem Teil einen „gewissen Grad von Selbstständigkeit“ zu erhalten und doch dafür zu sorgen, daß „jeder Teil etwas weiter gehet, als nötig ist“. Auf diese Weise lassen sich Sinngefüge und poetischer Vollzug gleichermaßen zur Anschauung bringen.

Nimmt man dieses Prinzip wörtlich, dann sind Fälle zu erwarten, in denen ein Sinnzusammenhang nicht mit der Strophe endet, sondern ein paar Verse weit in die nächste reicht, oder auch ein wenig vor seiner Strophe beginnt. Derartiges findet sich tatsächlich, z. B. in 'Friedensfeier' und 'Patmos' und in der 'Wanderung' selbst im Übergang von der ersten zur zweiten und von der vierten zur fünften Strophe. Im soeben beschriebenen Fall sind jedoch Verschiebungen um ganze Strophen zu erklären. Bedenkt man, daß die Kunstregeln der ästhetischen Schriften zunächst ihrer eigenen Logik folgen und sich auf die spätere Praxis Hölderlins oft mehr sinngemäß als buchstäblich anwenden lassen, dann braucht man auch hier nicht streng dogmatisch zu verfahren und darf das Kompositionsprinzip der 'Wanderung' mit dem Gedanken des Religions-Aufsatzes erläutern.

Hölderlins Überlegung könnte dann etwa gelautet haben: Wenn das Griechische ins Vaterländische eingeholt werden soll, dann ist zu sprechen: erstens von der Heimat und von Hellas und zweitens von den Griechen damals und von uns heute. Das ergibt eine klare geographische und geschichtliche Gliederung. Zugleich aber muß diese Gliederung die formale Struktur des Gedichts thematisch so überspielen, daß Hier und Dort und Jetzt und Einst nicht getrennt bleiben, sondern sich über Raum und Zeit hinweg verbinden lassen, mit einem Wort: daß eine „Wanderung“ stattfinden kann.

Ein zweites Gliederungselement des Gedichts sind die Anreden. Die Worte „Glücklich Suevien!“ und „O Land des Homer!“ markieren den Beginn der ersten und der letzten Strophentriade. Die Anreden der

Griechen: „liebe Verwandten“ und „ihr Schönsten!“ verklammern die fünfte und sechste Strophe. Der Schluß der siebten besteht aus lauter Anrufungen griechischer Lokalitäten. Und in der achten und neunten werden die „Grazien Griechenlands“, die „Himmelstöchter“, die „Holden“ und „Charitinnen“ angeredet. Haben diese Evokationen etwas zu bedeuten?

Daß sie sich gegen das Ende des Gedichts häufen, dürfte ein Zeichen seines hymnischen Charakters sein; denn die Anrufung ist das Ziel der Hymne und kann erst erfolgen, wenn die Situation, die zu ihr führt, ausreichend beschrieben ist. Aufschlußreicher scheint, daß mit der einzigen Ausnahme Sueviens alle Anrufungen Griechisches zum Gegenstand haben. Dieses Griechische aber gehört der Vergangenheit an. Die Menschen sind nicht mehr; darum die unbeantwortete Frage: wo wohnt ihr? Die Orte zwar sind noch, aber ihre mythischen Signaturen – „Hallen der Thetis“, „Wolken des Ida“ – klingen wie mythologische Reminiszenzen eines modernen Philhellenen. Und die Grazien sind Überlieferung gewordener Schönheitssinn und Kunstgeist der Griechen. Aber gerade diese Überlieferung will die Hymne ja wieder lebendig machen, und zwar nicht nur, indem sie von ihr spricht, sondern indem sie als Kunstgebilde verkörpert, was sie bedeutet. Darin liegt der nicht ausgesprochene Zweck der Einladung an die griechischen Grazien, vergleichbar der Musenanrufung eines antiken Gedichts. Hölderlin sagt: kommt zu uns! Aber seine verschwiegene Meinung ist: seid in den Versen, die euch einladen, schon gegenwärtig!

Das Ganze ließe sich unter das Schillersche Motto stellen: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn.“ Die „Wanderung“ hat sozusagen einen doppelten Schriftsinn: ihr Buchstabe führt nach Osten, ihr Geist nach innen. Hölderlin würde das die „intellektuell-historische, d. h. mythische“ Bedeutung seines Titels nennen.

Schließlich ein drittes Element der Gliederung. In einer Tradition, die vom Barock über den Pietismus zu ihm gedrungen ist, pflegt Hölderlin wichtige Aussagen an korrespondierende Stellen des Gedichts zu rücken, so daß sie über ihren Kontext hinweg zu einander in Beziehung treten. Auf diese Weise entsteht eine geheime Ordnung, die, weil gänzlich unauffällig, im Grunde nicht für den Leser, sondern für den Geist des Kunstwerks oder, wie Hölderlin wohl sagen würde, für die Götter bestimmt ist. Denn „Echo des Himmels“ will seine Dichtung ja sein. Solche Bezüge erkennt man, wenn man auf Mittelachsen und Symmetrien achtet und notfalls Verse abzählt, die eben nicht nur Reihenelemente, sondern Architekturglieder sind. Daß hierbei nur gelten darf, was nicht

Zufall sein kann, versteht sich von selbst. In der ‚Wanderung‘ scheinen wenigstens zwei Sachverhalte diese Bedingung zu erfüllen.

Der Wende zwischen der zweiten und dritten Strophe entspricht in genauer Symmetrie eine solche zwischen der siebten und achten Strophe, die zwar etwas weniger auffällt, aber den komplementären Vorgang markiert. Dort hieß es: nirgend ist besser zu wohnen als in Suevien – „ich aber will dem Kaukasos zu“. Hier: ich bin gekommen, euch zu sehn – „doch nicht zu bleiben gedenk ich“. Aufbruch und Rückkehr korrespondieren strophengenau, und wenn die erste Peripetie den Triadenbau stört, so stellt die zweite das Gleichgewicht im Ganzen des Gedichts wieder her.

In ähnlicher Weise sind die Mitten der drei Strophentriaden auf einander bezogen. Die erste spricht vom Wohnen im Ursprung – „Schwer verläßt, was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort“ – die zweite vom einst geschlossenen Bund des Ursprünglichen mit dem Fremden – „Denn aus den heiligvermählten wuchs schöner, denn Alles, . . . ein Geschlecht auf“ – die dritte von der Erneuerung dieses Bundes heute – der Dichter will sein Kommen nicht als Verstoßung aus der Heimat mißdeutet sehen; denn „nur euch einzuladen, bin ich zu euch . . . gegangen“. Die Verse stehen jeweils in der Mitte der mittleren Strophe ihrer Trias und enthalten in nuce den Gesamtvorgang des Gedichts. Daß sie zugleich Hölderlins griechisch-hesperisches Geschichtsbild enthalten, kann erst die Interpretation zeigen. Auch sind sie deutlich nach den Hölderlinischen „Tönen“ unterschieden. Das Wort vom Wohnen beim Ursprung ist eine Gnome, vertritt also den deutenden, den „idealischen“ Ton. Vom Vorzeitbündnis der Ahnen mit den Fremden wird im beschreibenden, „naiven“ Ton erzählt. Und die Einladung der Grazien und Absicht der Rückkehr drücken Wunsch und Hoffnung aus, stehen also im „heroischen“ Ton. Inhalt, Sprechart und Stelle im Gedicht heben übereinstimmend diese Verse hervor und machen sie zu Bestandteilen jener geheimen Ordnung, über der Hölderlin seine Gedichte seit seiner Frühzeit aufzubauen pflegt.

#### *Interpretation*

*Glückselig Suevien, meine Mutter,  
Auch du, der glänzenderen, der Schwester  
Lombarda drüben gleich,  
Von hundert Bächen durchflossen!  
Und Bäume genug, weißblühend und rötlich,  
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubs voll*

*Und Alpengebirg der Schweiz auch überschattet  
Benachbartes dich; denn nah dem Herde des Hauses  
Wohnst du, und hörst, wie drinnen  
Aus silbernen Opferschalen  
Der Quell rauscht, ausgeschüttet  
Von reinen Händen, wenn berührt*

*Von warmen Strahlen  
Kristallenes Eis und umgestürzt  
Vom leichtanregenden Lichte  
Der schneeige Gipfel übergießt die Erde  
Mit reinestem Wasser. Darum ist  
Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt,  
Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.  
Und deine Kinder, die Städte,  
Am weithindämmernden See,  
An Neckars Weiden, am Rheine,  
Sie alle meinen, es wäre  
Sonst nirgend besser zu wohnen.*

Der Preis Sueviens besteht aus zwei ungleich langen Sätzen und zwei ganz kurzen in ihrer Fuge, die jene Mitte der ersten Trias bilden. Der erste, anderthalb Strophen umfassende Satz nimmt Auge und Gefühl in Anspruch, der letzte mit seiner liebenswürdig humorvollen Bemerkung eher den Verstand, die deutende Gnome zwischen ihnen ist eine Sache des Geistes und der tieferen Einsicht. Die so entstehende Folge – ein bewegter langer Teil, ein ruhiger kürzerer und in der Zäsur ein sinn-aufschließendes Wort – erinnert an ein Bauprinzip, das Hölderlin in den Sophokles-Anmerkungen für die Tragödie entwickelt hat. Die Zäsur, heißt es dort, spreche das „reine Wort“ aus und schütze so den ruhigen gegen den Andrang des reißenden Teiles. Damit stelle sie, obwohl aus der Mitte verschoben, für unser Empfinden ein Gleichgewicht her; denn seiner Ruhe wegen wiege der zweite Teil so schwer wie der erste.

Was dieses Prinzip der „gegenrhythmischen Unterbrechung“ für das Verständnis der sophokleischen Tragödien bedeutet und wie es die klassische Lehre von den Affekten und ihrer Reinigung abwandelt, kann uns hier nicht beschäftigen. Die Frage ist: darf man es, in maßstäblicher Verkleinerung, auf ein Gedicht, sogar nur auf zwei Strophen übertragen, die allerdings einen geschlossenen Komplex bilden? Da solche Bauprinzipien stets im Großen und im Kleinen gelten, und da Hölderlin sogar auf die „Zäsur“ des „Silbenmaßes“ verweist (die in manchen seiner Verse tatsächlich mit gleicher Absicht verschoben ist), sollte es erlaubt sein.

Der Vorgang der beiden Eingangsstrophen wäre dann so zu verstehen: Zuerst tritt uns die Heimat in bewegenden Bildern nahe; wir sehen Dinge, die wir schon oft, und Bezüge, die wir noch nie wahrgenommen haben. Hernach wird unser Gefühl durch die humorvolle Bemerkung, wer hier wohne, wünsche sich nichts Besseres, gleichsam auf den Boden der Wirklichkeit zurückgeführt. Dazwischen der Satz von der Treue zum Ursprung, der die Bemerkung in ihre richtige Proportion rückt und in der Tat gegen die großen Bilder und die Empfindungssprache der ersten Partie schützt. Man kann die Probe aufs Exempel machen und die beiden Strophen ohne die Sentenz von Treue und Ursprung lesen. Dann verliert die Bemerkung, hier sei gut wohnen, alles Gewicht, und der rhythmische Bogen zerbricht.

Was nun die beiden Strophen ausführen, will in erster Linie mit den Augen aufgenommen werden. Schwaben und die Lombardei heißen, weil an Nord- und Südfuß des Gebirges liegend, „Schwestern“, aber die südliche ist die „glänzendere“. Beide sind sie „von hundert Bächen durchflossen“, Sinnbildern eines allgegenwärtig stillen Lebens der Natur. Man hat auf den Satz in Wilhelm Heineses Roman 'Ardinghello' verwiesen: die „Lombardei, von hundert Flüssen durchströmt“. Daß aus Flüssen Bäche geworden sind, hat auch mit dem nun folgenden Bild zu tun. Denn „Bäume genug, weißblühend und rötlich“ (Kirsch- und Apfelbäume) und „dunklere, wild, tiefgrünenden Laubs voll“ (Buchen) – das ist Szenerie am Nordabhang der Schwäbischen Alb, z. B. in Hölderlins Nürtinger Heimat. Da bilden jene Bäche tiefeingeschnittene, breite Täler, deren Grund im Frühling ein Meer blühender Obstbäume bedeckt, und darüber ziehen sich dunkelgrüne Buchenwälder bis zum Albrauf bergan. Daß sie „wild“ genannt werden, deutet auf den Gegensatz zur Kulturlandschaft drunten oder auf ihren Urwaldcharakter, der trotz moderner Durchforstung noch heute nicht ganz verschwunden ist.

Was jetzt folgt, ist noch immer mit Augen gesehen, springt aber, mit einer für Hölderlin ungemain bezeichnenden Wendung, vom Nächsten und Überschaubaren zum Fernsten und Größten über, als ob zwischen Landkartenbild und unmittelbarem Anblick kein Unterschied wäre: „und Alpengebirg der Schweiz auch überschattet benachbartes dich“. Da das Prädikat „überschattet“ für beide, die Bäume und das Gebirge, gilt (nur der nachgestellten Apposition „benachbartes“ wegen steht es im Singular), ist es zugleich real und metaphorisch zu lesen: im Schatten der Alpen wohnen ist biblische Gleichnisrede und bedeutet Schutz und Teilhabe an Ursprungskräften, die Hölderlin sogleich näher erläutert.

Zunächst legt jedoch das Wort „benachbart“ die Frage nahe, welches

geographische oder politische Gebilde mit Suevien eigentlich gemeint sei. Ursprünglich scheint Hölderlin an das staufische Herzogtum Schwaben gedacht zu haben, das bis zum Gotthard und etwas weiter reichte; denn in der achten Strophe nennt er den Rhein einen Sohn der Mutter Suevien. Dem entsprach die erste Fassung unserer Stelle: „und Alpengebirg auch überschattet uraltes dich“. Dann wird „der Schweiz“ eingefügt und „uraltes“ durch „benachbartes“ ersetzt, so daß das Gebirge nicht mehr zu Suevien gehört. Diese Änderung geschah wohl im Blick auf die „Schwester Lombarda“, die so nur heißen kann, wenn die Alpen ein Drittes zwischen beiden Ländern sind. Damit entfällt das Herzogtum Schwaben, aber auch mit dem Herzogtum Württemberg der Zeit Hölderlins deckt sich Suevien nicht, wenn in der zweiten Strophe die Städte am Rhein seine Kinder genannt werden.

Offenbar ist gar kein politisches Gebilde der Geschichte oder Gegenwart gemeint, sondern ein geographischer Raum. Seine Grenzen lassen sich aus Text und Lesarten bestimmen: Im Süden Alpen und Bodensee, im Westen der Oberrhein. Nord- und Ostgrenze sind aus Städtenamen zu erschließen, die Hölderlin dem Vers „und deine Kinder, die Städte“ später beigefügt hat: „Neckars Ulm“ (Neckarsulm) deutet ungefähr auf die schwäbisch-fränkische, „Heidenheim“ auf die schwäbisch-bairische Sprachgrenze. Suevien ist demnach ein geographisch und sprachlich umgrenztes Gebiet nördlich der Alpen, das bis auf Hölderlins Zeit niemals eine politische Einheit gewesen ist. Seltsamerweise entspricht ihm etwa das heutige Baden-Württemberg.

Das Bild der Alpen, das jetzt in zehn Versen entfaltet wird, ist von zwei deutenden Worten gleichsam eingerahmt: „Herd des Hauses“ und „Ursprung“. Das erste macht die Alpen zur kultischen Mitte eines Raumes, der weit über Lombardei und Schwaben hinaus den gesamten antiken und abendländischen orbis umfaßt. Denn über diese Mitte oder Schwelle hinweg ist der große Geschichtsgang vom Altertum her zu uns gekommen, wie dies 'Am Quell der Donau' (Str. 1 und 2) für das „Wort aus Osten“ und 'Germanien' (Str. 3) für den „Adler“ des obersten Gottes und Herrn der Zeit beschreiben.

Der kultischen Bedeutung der Alpen entsprechend heißen ihre Gletscherbecken „Opferschalen“, wozu die „reinen Hände“ gehören, die den Quell der Gletscherbäche ausschütten, und das „reinste Wasser“, das alsdann die Erde übergießt. „Rein“ ist ein Leitwort des klassischen und späten Hölderlin. Es bedeutet nicht nur fleckenlos, sondern ursprünglich und insofern allerdings noch nicht von dem befleckt, was ihm in seinem weiteren Lauf durch Zeit und Welt begegnen wird. Am genauesten

wäre es durch „integer“ wiederzugeben, das ja wörtlich unberührt heißt, weshalb die Rhein-Hymne die lateinische Formel „integer natus“ mit „reinentsprungen“ übersetzt. An unserer Stelle weist die Nachbarschaft des Wortes „Ursprung“ auf den Zusammenhang von rein, unberührt und ursprünglich hin.

Da nun die reinen Hände die „warmen Strahlen“ der Sonne sind, erscheint das Reine in zweifacher Gestalt, als Licht und als Wasser, die Hölderlins Lebenselemente sind; Luft und Äther verkörpern das geistige, die Erde das liebende Element. Dieses Licht heißt „leichtanregend“, worin ein Suebismus steckt; anregen bedeutet im Schwäbischen anrühren. Das Licht berührt Eis und Schnee droben nur leicht und bringt sie dennoch zum Schmelzen. Und auch „leicht“ ist ein Leitwort Hölderlins. Es charakterisiert Naturwirkungen wie z. B. jenes „leichte Umfängen“, womit in 'Wie wenn am Feiertage' die Natur die Dichter erzieht. Geschichtliche Vorgänge erscheinen oft hart und gewaltsam und können so, wie der Blitz des Zeitgottes niederfährt, plötzlich und unerwartet hereinbrechen.

Da nun Suevien dem Ursprung der Alpen so nahe wohnt, ist ihm die „Treue“ angeboren, und zwar die Treue zum „Ort“, zum Wohnsitz, als ob entfernter Wohnende weniger seßhaft und eher zum Auswandern bereit wären. Diese eigentümliche Vorstellung läßt sich weder historisch noch stammespsychologisch begründen, auch nicht aus Hölderlins Kenntnis und Erfahrung dieser Dinge. Also muß die Erklärung, wie stets in solchen Fällen, von dem tragenden Begriff ausgehen, der nicht Fakten deutet, sondern Fakten erfindet, um sich an ihnen zu verdeutlichen. Was ist Treue?

Wir verstehen darunter die unverbrüchliche Bindung an ein Gegenüber, einen Menschen z. B., ein Land, eine Idee oder auch an uns selbst, wobei dann unser eigenes Wesen Gegenstand unserer Treue wird. Beide Arten der Treue kennt Hölderlin gut, aber sie sind ihm nur Folgen einer dritten, vielmehr ersten, der Treue zum Ursprung, zum Woher, das mir nicht gegenüber steht, weil es mich trägt. Nur wo sie besteht, gibt es auch ein Wohin der Treue, es sei der andere oder die eigene Person. In abstrakter Formulierung müßte der Gedanke lauten: nur wenn ich mich ins Absolute gründe, kann ich mich an ein Endliches binden. Alle Treueverhältnisse in 'Hyperion' und 'Empedokles' beruhen auf dieser Ursprungsdimension, und untreu werden heißt immer, den eigenen Ursprung vergessen. Es gibt also, meint Hölderlin, in Suevien ein angeborenes Ursprungswissen; das ist die Treue, die sich in Seßhaftigkeit und Heimatliebe seiner Bewohner äußert. – Wenn er übrigens unter anderen, auch

denkbaren Eigenschaften gerade die Treue Sueviens hervorhebt, so mag dabei die Erinnerung an den altwürttembergischen Wahlspruch „furchtlos und treu“ mitspielen. Jedenfalls gebraucht er diese Formel einmal im 'Empedokles' (1. Fassung, Vers 394), auch hier bezogen auf Erde und Heimatboden.

Zu erwähnen ist noch, daß Hölderlin später, als er jene Städtenamen notierte, auch die Verse über Treue und Ursprung mit Zusätzen versah. Sie lauten: „Darum ist dir angeboren die Treue *der Schweiz noch*. Schwer verläßt, was nahe dem Ursprung wohnt, *solch ehrlichem*, den Ort.“ Er spielt auf die sprichwörtliche Heimattreue der Schweizer an, und mit dem Attribut „ehrlich“ auf Erfahrungen des Hauptwiler Aufenthaltes, die den Briefen von dort und etwa der Ode 'Unter den Alpen gesungen' zu entnehmen sind.

Der Schluß der zweiten Strophe erfordert keine weiteren Erklärungen. Aber man kann darauf hinweisen, daß sich das Wort vom „weithindämmernden“ See, dem Bodensee, Trakl eingepreßt haben muß; er verwendet es in dem späten Gedicht 'Abendland', das auch andere Hölderlin-Zitate enthält. Hingegen ist ein Problem des Hölderlinischen Geschichtsbildes zu berühren, das sich aus den als Herd des Hauses und Ursprung gedeuteten Alpen ergibt.

Von der religiösen Bedeutung dieses Ursprungs war die Rede; in der Rhein-Hymne heißen die Alpen die „Burg der Himmlischen“, ähnlich in Hauptwiler Briefen. Nimmt man hinzu, daß der oberste Gott, der dort wohnt, der Gott der Geschichte ist, der „die Zeiten erneut“ ('Heimkunft', Str. 2), dann scheint die Geschichte von dieser Mitte ausgegangen zu sein, zuerst nach Osten, in die Länder der Antike, dann nach Westen zu uns. 'Am Quell der Donau' und 'Germanien' entwerfen jedoch, wie eben gesagt, ein anderes Bild. Hier hat die Geschichte im fernen Osten begonnen und ist über Griechenland und Italien und zuletzt über die Schwelle der Alpen hinweg zu uns gekommen. Indessen liegt in diesen beiden Vorstellungen kein Widerspruch, sondern nur der Unterschied zweier Aspekte, des historischen, der den horizontalen Verlauf, und des metaphysischen, der den vertikalen Ursprung der Geschichte beschreibt. Man kann sich das Nebeneinander beider Aspekte bildlich klar machen: Wie der Zeiger einer Uhr über das Zifferblatt geht, obwohl die Mitte, aus der er sich bewegt, unverrückt stehen bleibt, so wandert die Weltgeschichte von Schauplatz zu Schauplatz, aber sie erneuert sich jedesmal aus dem einen und selben Grund alles geschichtlichen Seins. Auf diese Weise lassen sich die Geschichtsbilder der benachbarten Gedichte zwanglos zusammensehen. –

*Ich aber will dem Kaukasos zu  
Denn sagen hört' ich  
Noch heut in den Lüften:  
Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter.  
Auch hat mir ohnedies  
In jüngeren Tagen Eines vertraut,  
Es seien vor alter Zeit  
Die Eltern einst, das deutsche Geschlecht,  
Still fortgezogen von Wellen der Donau  
Am Sommertage, da diese  
Sich Schatten suchten, zusammen  
Mit Kindern der Sonn'  
Am schwarzen Meere gekommen;  
Und nicht umsonst sei dies  
Das gastfreundliche genennet:*

*Denn, als sie erst sich angesehen,  
Da nahten die Anderen erst; dann satzten auch  
Die Unseren sich neugierig unter den Ölbaum.  
Doch als sich ihre Gewande berührt,  
Und keiner vernehmen konnte  
Die eigene Rede des andern, wäre wohl  
Entstanden ein Zwist, wenn nicht aus Zweigen herunter  
Gekommen wäre die Kühlung,  
Die Lächeln über das Angesicht  
Der Streitenden öfters breitet, und eine Weile  
Sahn still sie auf, dann reichten sie sich  
Die Hände liebend einander. Und bald*

*Vertauschten sie Waffen und all  
Die lieben Güter des Hauses,  
Vertauschten das Wort auch und es wünschten  
Die freundlichen Väter umsonst nichts  
Beim Hochzeitsjubiläum den Kindern.  
Denn aus den heiligvermählten  
Wuchs schöner, denn Alles,  
Was vor und nach  
Von Menschen sich nannt', ein Geschlecht auf. Wo,  
Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten,  
Daß wir das Bündnis wiederbegehnen  
Und der teuern Ahnen gedenken?*

Nach dem Preis der Heimat der Aufbruch in die Fremde. Daß Hölderlin unter vielen Namen, die den Weg nach Osten bezeichnen könnten, den

Kaukasus wählt, mag zwei Gründe haben. Zum Gegenbild der Alpen eignet sich am besten wieder ein Gebirge, und den Kaukasus hielt man zu seiner Zeit für eine Völkerwiege, worauf er selbst im 'Quell der Donau' (Str. 4) anzuspielden scheint: „ihr Tale des Kaukasos, so alt ihr seid, ihr Paradiese dort“. Schon Hyperions Bemerkung (I, 26) über jenes „Volk von seltner Trefflichkeit“, das „in der Tiefe von Asien“ verborgen sein soll, könnte diese Vorstellung im Auge haben, und vermutlich denkt sich Hölderlin die „Kinder der Sonn“, denen die Voreltern am Schwarzen Meer begegnet sind, von dort gekommen. Da die eigene Wanderung jedoch in Griechenland enden soll, führt sie nur „dem Kaukasos zu“.

Ohne vorerst sein Ziel zu nennen, weist er zunächst nur auf die Freizügigkeit der Dichter hin, da er ja soeben die Selbsthaftigkeit seiner Landsleute gerühmt hatte. Den Vergleich der Dichter mit den Schwalben, der auch in dem Fragment 'Dem Allbekannten' vorkommt, entfaltet er dreifach: sie sind Zugvögel, erst heute haben sie ihm gleichsam zugerufen: komm mit! und als die Weitgereisten können sie viel erzählen – so in der siebten Strophe. Und sofort beginnt seine eigene Erzählung von jener Vorzeitwanderung. So freundlich sich indessen der Vergleich annimmt, die Freizügigkeit der Dichter erscheint, wenn man die Vorgeschichte dieses Motivs bedenkt, in einem anderen Licht. Für manche ähnlich lautende Äußerungen sei die Strophe der Main-Ode zitiert:

*Zu euch vielleicht, ihr Inseln! gerät noch einst  
Ein heimatloser Sänger; denn wandern muß  
Von Fremden er zu Fremden, und die  
Erde, die freie, sie muß ja leider!*

*Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt.*

Erzwungene Freizügigkeit also. Sie anzunehmen und als Preis für den Dichterberuf sogar zu bejahen, war eine der Lebensleistungen Hölderlins. Um die Jahrhundertwende, in der Zeit endgültiger Selbstklärungen, hat sich ihm die Einsicht gebildet, die sich formelhaft in dem Satz aussprechen läßt: Heimat haben und die Heimat dichten sind zweierlei, und das Dichten verlangt den Verzicht auf das Haben. Vor diesem Hintergrund muß man den liebenswürdigen Vergleich der Dichter mit den Schwalben sehen, auch wenn die 'Wanderung' das Motiv der Heimatlosigkeit vermeidet und eine Reise schildert, von der man zurückkehrt.

Für die nun folgende Erzählung beruft sich Hölderlin auf einen nicht näher bezeichneten Gewährsmann: „Eines“ hat ihm jüngst von der Ostwanderung der Voreltern berichtet (das Neutrum „eines“ statt „einer“

ist wieder ein Suebismus). Daß er von den verschiedenen Zügen schwäbischer Auswanderer im 18. Jahrhundert wußte, die donauabwärts ins Banat und bis ans Schwarze Meer führten, ist wahrscheinlich. Auch auf die Süd-Ostwanderung der Goten nach Dakien (Moldau und Walachei) und zur Krim in der frühen Völkerwanderungszeit hat man verwiesen. Was Hölderlin jedoch erzählt, läßt sich historisch nicht lokalisieren; denn aus der Verbindung der „Unseren“ mit den „Anderen“ sind ja die Griechen hervorgegangen, womit man ins Dunkel einer nochmals zweitausend Jahre älteren Vorgeschichte gerät, die sich auch nach dem Kenntnisstand seiner Zeit so nicht abgespielt hat. Es ist ein frei erfundener Mythos, eine für einen bestimmten Zweck erdichtete Stammesgeschichte, zu der ihn jene geschichtlichen Vorgänge allenfalls angeregt haben. Was diese Sage veranschaulichen soll, wird sich sogleich zeigen. Jedenfalls wiederholt sich hier in größerem Maßstab, was soeben zum Motiv der Ortstreue festzustellen war: historische Sachverhalte werden zur Illustration eines Gedankens erfunden. Und die Berufung auf jenen unbestimmten Gewährsmann soll dann wohl offen lassen, ob man die Geschichte als verbürgte Realität oder als Märchen lesen will. – Wir vergegenwärtigen uns zunächst, mit den nötigen Einzelerläuterungen, ihren Inhalt, dann den Gedanken, der ihr zugrunde liegt.

Es sind also Vorfahren einst nach Osten gewandert, „still fortgezogen“ von den Wellen der Donau. Daß die Donau in ihrem württembergischen Oberlauf sehr still durch Wiesen und Talebenen dahinfließt, das weiß, wer die Gegend kennt, und daß sie auf Menschen einen stillen Zug ausüben kann, mag er sich vorstellen. Aber das Wort beschreibt mehr als die äußere Erscheinung des Flusses. „Zufrieden“ und „allzuredig“ heißt die obere Donau im 'Ister' – im Gegensatz zum ungebärdigen jungen Rhein – und während dieser „seitwärts hinweggegangen“ ist, hängt sie „an den Bergen gerad“; sie folgt dem Nordrand der Alpen, als ob sie das Haus der Kindheit zu verlassen und selbständig zu werden den Mut nicht hätte. Ja sie scheint „fast rückwärts zu gehen“ und müßte eigentlich „von Osten“ kommen, womit Hölderlin offenbar sagen will, ihr Oberlauf sehe wie ein Unterlauf aus, bedächtig und gesetzt, wie Ströme am Ende zu werden pflegen, sei schon ihr Anfang, vom stürmischen Aufbruch des eben geborenen Rheins, von Schicksal, Freiheit und Selbstverwirklichung schein sie nichts oder noch nichts zu wissen.

Gedanken dieser Art bilden den Hintergrund des Wortes „still“, aber Wertung und Kritik, die in den Äußerungen der 'Ister'-Hymne liegen, sind ebenso vermieden wie in der Schwalbenfreiheit der Dichter die Erinnerung an die Schmerzen, die sie gekostet hat. Solche Milderungen

von Motiven, die anderswo ganz anders aussehen, tragen zu der glücklichen Stimmung des Gedichts bei, von der zu Beginn die Rede war.

Der Sinn dieser Gedanken über das anfängliche Wesen der Donau liegt nun allerdings in einer Sinnbildlichkeit, die mit dem hesperisch-vaterländischen Ursprung des gegenwärtigen Zeitalters zu tun hat. Da die 'Wanderung' diese Symbolik nicht an der Donau, sondern an den Menschen entwickelt, die ihrem Lauf gefolgt sind, ist von diesen zu sprechen. Sie sind, heißt es, am Schwarzen Meer mit „Kindern der Sonn“ zusammengetroffen, die sich „am Sommertage“ dort „Schatten suchten“. Diese müssen, der Gegenrichtung wegen, noch weiter von Osten gekommen sein, vom Kaukasus, sagten wir eben, vielleicht sogar vom Indus, wie Stellen des 'Ister' und des Fragments 'Der Adler' nahelegen. Da Hölderlin über ihre Herkunft schweigt, müssen wir sie nicht lokalisieren, nur darauf kommt es an, daß ihm auch der Osten oder Südosten als heiße Weltgegend gilt, daß man sich also unter den Kindern der Sonne nicht Ägypter oder Afrikaner vorzustellen hat. Darin steckt vermutlich nicht nur, was er eben vom Orient weiß, sondern auch die griechische, auf dem ptolemäischen Weltbild beruhende Vorstellung, der Osten sei heißer als der Westen, weil dort die Sonne aufgehe.

Das Wort „Kinder der Sonne“ hat einen doppelten Sinn: sie kommen aus einem heißen Land und sie bringen ein lebhaftes, feuriges Naturell mit, worauf Hölderlin mit einer kleinen Bemerkung anspielt: nachdem sie und die Vorfahren sich bei der Begegnung angesehen hatten, „da nahten die Anderen erst“; sie taten den ersten Schritt, die Unsern hielten sich zurück. Da die Andern dann der eine Elternteil der Griechen werden, darf man ihre feurige Natur mit Begriffen umschreiben, die Hölderlin in späten Briefen an Böhlendorff und Wilms gebraucht, um die östliche Komponente im Wesen der Griechen zu kennzeichnen: „Feuer vom Himmel“, „schöne Leidenschaft“, „heiliges Pathos“, „exzentrische Begeisterung“ und, konkret auf den Osten deutend, „das Orientalische“.

Die Unsern charakterisiert er nicht in gleicher Weise. Aber schon ihr Kommen aus entgegengesetzter Richtung und aus einem gemäßigten Klima verrät, daß sie am Schwarzen Meer nicht Schatten, sondern Wärme suchten und aus ihrer Heimat kühles Blut und eine ruhige, besonnene Art mitbrachten. Dem entsprechen in den genannten Briefen die Gegenbegriffe „Klarheit“, „Geistesgegenwart“, „junonische Nüchternheit“, mit welchen Hölderlin die westlich-hesperische Komponente des griechischen Wesens umschreibt, und weiterhin alles, was er von Hyperions Scheltrede bis zu den Antigone-Anmerkungen über die Mitgift unserer

hesperischen Natur sagt, über das Gesetzte, Geordnete, das Schickliche, aber darum Schicksallose. Nur die Verurteilung dieser Züge durch die Scheltrede hat man nicht mitzudenken. Mithin sind die Griechen Erben zweier entgegengesetzter Wesensarten, einer feurigen und einer kühlen, und daraus entsteht nicht, modern gedacht, ein Konflikt, sondern idealistischem Denken gemäß eine Synthesis, deren Leitwort „schön“ heißt: „aus den heiligvermählten wuchs schöner, denn Alles, was vor und nach von Menschen sich nannt“, ein Geschlecht auf“. „Schöne Menschen“ heißen sie schon im 'Hyperion', und seit der Schönheitsphilosophie des Romans denkt Hölderlin das formale Wesen des Schönen als das Ineinander zweier gegensätzlicher Elemente. Nur die materielle Bestimmung dieser Elemente ändert sich in gewissen Grenzen, obwohl, physiognomisch betrachtet, zuletzt immer ein sinngebend kühles und ein belebend feuriges, ein Geist- und ein Naturprinzip es sind, die im Phänomen des Schönen sich durchdringen.

Wir haben vorgegriffen. Hölderlin verlegt die Begegnung der beiden Volksstämme ans Schwarze Meer, der Donau wegen, aber vielleicht auch um der Bemerkung willen, „nicht umsonst sei dies das gastfreundliche genennet“. Denn ursprünglich hieß es ja das „ungastliche Meer“ (pontos axeinos – euxeinos), und wenn die Umbenennung nicht sachliche Gründe hatte – Verdrängung der barbarischen Küstenvölker durch Griechen – sondern ein Euphemismus war oder zu Hölderlins Zeit als ein solcher galt, dann hätte er diesen sich hier zunutze und gleichsam wahr gemacht, indem er die Vorfahren der Griechen am Schwarzen Meer Gastfreundschaft schließen ließ.

Dieser Akt findet unter einem Ölbaum statt. Man soll sich nicht darüber wundern, daß zwei Volksstämme unter einem Baum Platz finden, oder sich ausrechnen, nur die Anführer seien gemeint. Es ist die für alle Heldensage und -dichtung charakteristische Proportionenverschiebung, die Massen wie Einzelne behandelt, wenn es nicht auf die Zahl, sondern auf das Geschehen ankommt. Im trojanischen Pferd war, realistisch gemessen, für die Eroberer Ilions so wenig Platz wie in einem Nachen für das Burgunderheer, das Hagen über die Donau setzt. Dem Sagencharakter entspricht denn auch das altertümliche: sie „setzten“ sich. Der Ölbaum aber ist, der Taube Noahs wegen, der biblische Baum des Friedens, und er deutet auf diesen voraus, noch ehe er aus seinen Zweigen Kühlung schickt und den aufkommenden Zwist beschwichtigt.

Dieser Zwist wäre beinahe entstanden, weil „keiner vernehmen konnte die eigene Rede des andern“. Vernehmen muß hier verstehen bedeuten: sie verstanden ihre Sprachen nicht, saßen einander aber so nahe, daß

„sich ihre Gewande berührt“. Körperliche Nähe und geistige Fremdheit – das ist wieder eine Ursituation der Heldendichtung, der Odyssee z. B., aber während dort List oder Kraft den Konflikt zu entscheiden pflegen, löst ihn hier die Hölderlinische Liebe: „dann reichten sie sich die Hände liebend einander“. Zuvor aber ist die Kühlung aus den Zweigen des Ölbaums heruntergekommen und hat, wie „öfters“, ein Lächeln über das Angesicht der Streitenden gebreitet. Das heilende Eingreifen der Natur in kritischen Augenblicken wird in die Form einer allgemeinen Erfahrung gekleidet, für die sich viele Beispiele in Hölderlins Werk anführen ließen. Unsere Stelle erinnert an das frühe Gedicht 'An den Äther':

*Aber indess ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne . . .  
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,  
Vater Äther! und sanftigst selbst das strebende Herz mir.*

Das Lächeln aber ist wie immer ein Zeichen der Götter. Sie selber lächeln, wenn sie das wirre Treiben der Menschen betrachten, und sie schenken diesen ein Lächeln, wenn sie ihnen in ihrer Not den Blick des begreifenden Geistes vergönnen.

Zuletzt die rituellen Handlungen, welche den Bund besiegeln, der homerische Waffentausch, der Tausch friedlicher Gerätschaften und schließlich der Tausch des „Wortes“ – jeder lernt die Sprache des andern. Dann die Vermählung der Kinder, woraus das schöne Geschlecht der Griechen hervorgeht. Hölderlin endet mit der Frage, wo die „lieben Verwandten“ heute wohnen mögen. Warum sie nicht zu beantworten ist, hatten wir uns klar gemacht. –

### *Exkurs*

Nach den Einzelheiten des Vorzeitmythus ist der Grundgedanke zu erläutern, auf dem er beruht und den er in seiner Weise veranschaulicht. Es handelt sich um die vielbesprochene Frage *Griechenland und Hesperien*. Aus diesem umfangreichen Komplex wird nur erwähnt, was zum besseren Verständnis der 'Wanderung' beiträgt.

Hölderlin hat Kunst und Kultur der Griechen nicht nur mit dem Interesse des Wissenschaftlers, sondern unter dem Vorzeichen eines Glaubens studiert, des Glaubens an ihre Musterbildlichkeit und überzeitliche Geltung, und der bekannte Satz Winckelmanns umschreibt auch sein frühes Credo: „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.“ Bis in die 'Empedokles'-Zeit hält er an diesem Glauben fest und betreibt die Nachahmung, vorwiegend in der Lyrik. Die Wende beginnt mit dem

Zweifel, nicht an der Vorbildlichkeit der Griechen, sondern an Sinn und Wert der Nachahmung. Denn wer nachahmt, lebt und produziert im Schatten eines andern, dem er doch ebenbürtig nur werden könnte, wenn er sein Eigenes zu vergleichbarer Reife brächte. Daraus folgt, im Brief an Schiller vom 2. Juni 1801, die Einsicht: wir müssen uns befreien, nicht von den Griechen überhaupt, wohl aber „vom Dienste des griechischen Buchstabens“, um nämlich für die Erkenntnis des griechischen Geistes frei zu werden, der verstehen lehrt, was Geist schlechthin ist und folglich auch für eine moderne, aus ganz anderem Boden erwachsende Dichtung sein kann. Das Resultat dieses Befreiungsaktes ist die Entdeckung: es herrscht eine „notwendige Gleichheit notwendig verschiedener höchster Prinzipien“, nämlich zwischen den Griechen und uns, wie aus dem Kontext hervorgeht, oder, ein halbes Jahr später im Brief an Böhlendorff, mit lapidarer Formulierung: „bei uns ists umgekehrt“.

Um zu verstehen, was gleich und was verschieden oder umgekehrt ist, muß man sich eine Denkmethode Hölderlins vergegenwärtigen, die etwa um die Jahrhundertwende ausgebildet vorliegt. Sie besagt, möglichst einfach ausgedrückt: Keine Erscheinung ist begriffen, solange man sie nur so nimmt, wie sie erscheint. Sie hat einen „Grund“, aus dem sie erwächst, den sie aber auch verdeckt, so daß man ihn nur indirekt, an bestimmten Zügen der Erscheinung, wahrnimmt und umgekehrt diese verfehlt, wenn man solche Züge außer Acht läßt. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Das Fundament eines Hauses steckt unsichtbar im Boden, dennoch erkennt man am sicheren Dastehen der Hausmauern, daß ein solches vorhanden sein muß. So auch bei Kulturen. Man muß unterscheiden zwischen dem, was sie zeigen – ihrer Erscheinung, ihrem „Zeichen“, wie Hölderlin des Zeigens wegen auch sagt – und dem, woraus sie sind – ihrem Grund, auch „Ursprung“ oder „Natur“ genannt. Nur in Parenthese sei bemerkt, daß die Methode, sichtbare Erscheinungen aus ihrem unsichtbaren Grund abzuleiten, theologisch gedacht ist; Hölderlin hat sie aus der Theologie des offenbaren und verborgenen Gottes entwickelt, wie man an Briefen und Texten aus der Zeit der 'Wanderung' nachweisen kann.

Grund und Zeichen sind letzte Kategorien und gelten daher für jedes Phänomen, also auch für jede Kultur. Das muß Hölderlin im Auge haben, wenn er von einer notwendigen Gleichheit höchster Prinzipien bei den Griechen und bei uns spricht. Ihre notwendige Verschiedenheit aber muß sich zeigen, wenn man diese formalen Prinzipien mit Inhalt füllt und sagt, wie denn nun Grund und Zeichen einerseits bei den Griechen, andererseits bei uns aussehen. Beginnen wir mit den Griechen.

Angenommen, Winckelmanns „edle Einfalt und stille Größe“ sagte etwas über die griechische Kunst aus, so träfe seine Formel doch nur das, was diese Kunst sichtbar zeigt, nicht ihren verborgenen Grund und mithin nicht ihr volles Wesen. Ihr Grund liegt im Grund des griechischen Wesens überhaupt, und zwar, wie Hölderlin es sieht, in einer leidenschaftlich-ekstatischen Natur, welche die Griechen aus ihrem östlichen Ursprung mitgebracht haben. Da aber eine solche Natur keine oder nur eine bizarre Kunst hervorbringt, mußten die Griechen ihr Naturell in Zucht nehmen, sie mußten sich die Gegenkraft des kühlen Maßes und der hellen Klarheit hinzuerwerben; und schon Homer habe dies für sie geleistet, heißt es im Brief an Böhlendorff. Aus Ekstase und Maß ist die griechische Kunst geboren; Ekstase ist ihr verborgener Grund, Maß ihre sichtbare Erscheinung, und nur indirekt, an der Bestimmtheit und Sicherheit dieses Maßes ermißt man, welche Exzentrik der Leidenschaft in ihm bezwungen ist. Daß dieses Griechenverständnis der klassizistischen Formel Winckelmanns überlegen ist und sich modernen Anschauungen nähert, leuchtet unmittelbar ein.

Schon hier können wir vermuten, der Mythos der 'Wanderung' übertrage solche Gedanken ins epische Bild. Denn die feurigen Kinder der Sonne, die nach Westen wandern, um sich Schatten zu suchen, und mit kühlen Westmenschen das Geschlecht der Griechen zeugen, versinnbildlichen deutlich genug den Vorgang, der aus Ekstase und Maß die Gestalt der griechischen Kunst hat hervorgehen lassen. Zunächst ist jedoch das analoge Grund-Zeichen-Verhältnis für uns Hesperier zu beschreiben, woraus sich ergeben muß, warum es sich bei uns „umgekehrt“ verhält.

Was unser Grund sei, glaubt Hölderlin am Nationalcharakter seiner Landsleute und am Geist seines Zeitalters unmittelbar zu beobachten. Denn anders als der griechische liegt er offen zutage, weil wir nach seiner Meinung den Überschritt ins Zeichen, in die große weltgeschichtliche, Zeichen setzende Existenz, noch gar nicht gewagt, also das, was aus uns werden könnte, bisher versäumt haben. Oder mit dem soeben gebrauchten Bild: vom hesperischen Haus stehn erst die Fundamente, und sie sind sichtbar, weil das Haus noch fehlt.

Diesen Grund unserer künftigen Existenz erkennt Hölderlin – exemplarisch, nicht historisch – in der kühlen Vernunft der Aufklärung. Er bewertet sie jedoch nicht immer gleich. Solange er unter dem Eindruck seiner häßlichen Erfahrungen mit der Frankfurter Gesellschaft steht, sieht er in ihr nur Konformismus, d. h. eiserne Konvention und starre Reglementierung des Lebens, die alles „hübsch symmetrisch“ ordnet und in „Fächer“ und „Behälter“ einsargt – so vor allem in Hyperions Schelt-

rede. Dieses Anathema ist hier noch endgültig und verspricht den Deutschen keine Zukunft. In der Zeit der 'Wanderung' weicht der Affekt einer gerechteren Beurteilung; jetzt erscheint die Vernunft als nüchterner Ordnungswille, der sogar jene vorhin zitierte „Klarheit“ und „Geistesgegenwart“ einschließt. Aber es bleibt dabei, daß wir „schicksallos“ geboren sind; weil die Vernunftordnung unser Dasein a priori regelt und alles nicht zu Berechnende – Schicksal, Freiheit, Tod – ausklammert oder unbewältigt läßt. Daraus ergibt sich, was wir zu leisten hätten: den Aufbruch in die Freiheit eines Schicksalsvollzuges, der uns vom Zwang des „Man“ erlöste und ein geschichtliches Selbst werden ließe. Diesen Aufbruch zeichnet Hölderlins vaterländische Dichtung vor, der Vers „Ich aber will dem Kaukasos zu“ thematisiert ihn, wie sich sogleich zeigen wird. Vorläufig läßt sich festhalten: Die Mitgift unserer hesperischen Natur sind Ordnung und Regel. Was uns fehlt und wodurch wir erst zu kultureller Leistung und nationaler Gestalt kämen, ist die Leidenschaft der Selbstverwirklichung. Und wiederum nur indirekt, nämlich daran, daß sie nicht übers Ziel hinausschösse und sich in den unkontrollierten Taumel verlöre, würde man erkennen, daß sie einem Grund des Ordnungswillens entsprungen ist.

Die ekstatischen Griechen haben das hesperische Maß gefunden, wir nüchternen Ordnungsmenschen sollten von ihnen die orientalische Leidenschaft lernen – die Kultur Tendenzen überkreuzen sich, darin verhält es sich bei uns umgekehrt. Dieses Modell darf aber nicht, wie in der Forschung öfters geschehen ist, abstrakt genommen werden, als ob das Zweite der einen Seite dem Ersten der andern gleich wäre und umgekehrt. Denn das Zweite ist ja hinzuerworben und verknüpft sich mit dem angeborenen Ersten zu einer Synthesis, erscheint also gar nicht mehr unmittelbar wie das Erste der Gegenseite. Mit anderen Worten: Das griechische Maß ist, weil der Leidenschaft abverlangt, ein erfülltes Maß und nicht mit der schematischen Regeltreue zu verwechseln, die unser Erbe ist. Desgleichen würde unsere Selbstverwirklichung nicht ins abgründig Orgiastische des griechischen Ursprungs ausschweifen, sondern eine vom Bewußtsein der Ordnung gehaltene Leidenschaft bleiben, die erst Kultur ermöglicht. Diesem kompliziert scheinenden Entwurf liegt die einfache Erfahrung zugrunde: Erworbene können angeborenen Eigenschaften ähnlich sehen, aber niemals gleich werden, weil sie mit schon vorhandenen Anlagen zusammenwachsen und dabei von selbst ihr ursprüngliches Aussehen verändern.

Damit ist der Grundgedanke beschrieben, den die 'Wanderung' veranschaulicht. Wie er erklärt, was der Vorzeitmythos über die Geburt der

Griechen und ihrer Kultur berichtet, ist ebenfalls angedeutet. Nur die analoge Erklärung unseres hesperischen Selbstwerdens steht noch aus; denn dieses schildern erst die folgenden Strophen.

*Fortsetzung der Interpretation*

Der Vorzeitmythus schließt mit der Frage, wo die Griechen heute wohnen mögen, und begründet sie mit der Absicht, das Bündnis von einst wiederzubegehen und der teuern Ahnen zu gedenken. Dieses neue Bündnis muß nach dem Gesagten auf unsere, die hesperische Selbstverwirklichung zielen und wird die Einladung der griechischen Grazien erklären. Ehe sie jedoch zur Sprache kommt, veranlaßt die unbeantwortete Frage, wo heute die Griechen zu finden seien, einen Lobpreis ihrer goldenen Vergangenheit. Die sechste Strophe lautet:

*Dort an den Ufern, unter den Bäumen  
Ionias, in Ebenen des Kaysters,  
Wo Kraniche, des Äthers froh,  
Umschlossen sind von fernhindämmernden Bergen;  
Dort wart auch ihr, ihr Schönsten! oder gepflegt  
Der Inseln, die mit Wein bekränzt,  
Voll tönten von Gesang; noch andere wohnten  
Am Tayget, am vielgepriesnen Hymettos,  
Die blühten zuletzt; doch von  
Parnassos Quell bis zu des Tmolos  
Goldglänzenden Bächen erklang  
Ein ewiges Lied; so rauschten  
Damals die Wälder und all  
Die Saitenspiele zusamt  
Von himmlischer Milde gerühret.*

Der Preis Griechenlands entspricht dem der Heimat, ist jedoch anders aufgebaut. Dort beherrschten die Alpen das Bild, und Landschaft und Orte Sueviens erschienen nur an den Rändern. Hier entfaltet Hölderlin eine förmliche Topographie des griechischen Raumes von Kleinasien bis zum Mutterland und führt die Ortsnamen in geschichtlicher Reihenfolge auf. Zuerst nennt er das kleinasiatische Jonien, weil hier die griechische Kulturblüte begonnen hat – denn das muß gemeint sein, wenn es von den mutterländischen Griechen heißt: „die blühten zuletzt“ – und mehr als bildende Kunst und Naturphilosophie wird ihm Homer den jonischen Anfang verkörpern. Auch der Ausruf „O Land des Homer!“ in der nächsten Strophe bezieht sich, wenigstens unmittelbar, auf Jonien. Dann

folgen, in der Mitte dieses Raumes, die Inseln des Archipelagus und zuletzt die Vororte des Mutterlands, Sparta und Athen, worauf die an Taygetos und Hymettos Wohnenden deuten. Dieser Ost-West-Gang entspricht der kulturellen Entwicklung.

Ihn füllen nun mehrere sprechende Einzelheiten aus. Das Bild Joniens baut Hölderlin in der Gegenrichtung auf: von der Küste, den „Ufern“, über die Stromebenen – der Kayster vertritt die jonischen Flüsse – bis zu den Bergen des Landesinnern, als ob er den Weg der frühgriechischen Kolonisten nachzeichnen wollte. Und wie Suevien von Wäldern und Obstbäumen überschattet ist, wohnten die jonischen Griechen „unter den Bäumen“ des Ufers und der Ebenen. Dann werden die Kraniche von fernhindämmernden Bergen „umschlossen“ genannt, obwohl sie doch Zugvögel sind. Aber zum Bild der goldenen Zeit gehört fast immer ein saalartig geschlossener Landschaftsraum, der „festliche Saal“ Griechenlands in 'Brot und Wein' z. B., der „altgebaute, seliggewohnte Saal“, der in der 'Friedensfeier' die Ankunft der Götter erwartet, und ähnlich in anderen Gedichten. Den genauen Sinn dieses Landschaftssaales erschließt jedoch erst der Zusatz: „Kraniche, des Äthers froh“; von fernen Bergen umschützt genießen sie die freie Bewegung im Luftraum. Dieses Zugleich von Freisein und Umhegtsein drückt in der philosophischen Sprache Hölderlins der Begriff „Sphäre“, in der poetischen das Wort „Friede“ aus, worin er noch die ursprüngliche Verwandtschaft mit „Einfriedung“ hört, die Schutz und Freiheit bietet. Die Verse der Kraniche enthalten in nuce die Struktur des Raums, in welchem goldene Zeit geschehen kann. Und da von Jonien aus gesehen die Kraniche aus nordwestlicher Richtung kommen, könnte ihr alljährlicher Zug, den man mit ihrem Namen assoziiert, als eine natursymbolische Wiederholung der beiden Wanderungen, der mythischen und der des Dichters, aufzufassen sein. Denn die Schwalbe der nächsten Strophe, von der es ausdrücklich heißt, sie komme fernher und erinnere den Dichter an Jonien, wird wohl auf die Reise der griechischen Grazien zu uns vorausdeuten. Vielleicht gehen diese Vermutungen auch zu weit; daß ein 'Die Wanderung' betiteltes Gedicht nur Zugvögel nennt, sollte nicht Zufall sein.

„Ihr Schönsten!“ apostrophiert Hölderlin die Griechen. Von seinem Schönheitsbegriff war soeben die Rede; hier ist beizufügen, daß der schöne Mensch darum zur goldenen Zeit gehört, weil zwischen beiden eine Wesensverwandtschaft besteht. Um es mit wenigen Worten anzudeuten: Für gewöhnlich ist der Mensch durch Dinge außerhalb seiner bestimmt, durch das, was er wünscht und fürchtet, glaubt und leugnet, tut und versäumt, beherrscht oder befolgt; er überschreitet sich immerzu in Rich-

tung auf Gegenständliches. So zu existieren ermöglicht ihm die Zeit; denn Gegenständlichkeit ist das Wesen der Zeit, wie Hölderlin von Kant gelernt hat. Der schöne Mensch kehrt gleichsam in sein brach liegendes Ich zurück und findet dort, mit Hyperion zu sprechen, seine „goldene Mitte“, die nun weder von außen bestimmt wird noch sich selber bestimmt, sondern einfach *ist* und in jedem Lebensakt sich ungebrochen zum Ausdruck bringt. Ihr entspricht eine nicht mehr in Vergangenheit und Zukunft gespannte, sondern in reiner Gegenwart sich lebendig vollziehende Zeit, deren Form die ewige und deren Name die goldene ist. Darum das „ewige Lied“, welches die goldene Zeit der Griechen durchklang. Ein solches Leben – nicht aus dem, was von außen widerfährt, sondern aus dem eigenen Wesensgrund – ist Natur oder richtiger: Natur gewordener Geist, es ist seiend und göltig zugleich und mithin das glaubhafte Ziel des Menschen und der Geschichte. In der Einheit von Sein und Gelten liegt aber, wie eben gesagt, das Wesen des Schönen, und die goldene Zeit verkörpert es, wenn jeder ihrer Bürger aus sich und ohne Gesetz das Rechte erkennt, dem andern vertraut und die Götter ehrt, womit wir Ovids Beschreibung der „aurea aetas“ zitieren, die Hölderlin sich zu eigen gemacht hat.

Es folgen weitere Motive aus der Symbolik der goldenen Zeit: die „mit Wein bekränzten“ Inseln, gleichsam das bacchantische Gefolge des Dionysos, der ja von Osten gekommen ist, die „goldglänzenden Bäche“ des Tmolos – den Goldsand des am Tmolos entspringenden Paktol erwähnt Hölderlin mehrmals – und der „Gesang“, das „ewige Lied“, das „Saitenspiel“, dazu der Parnass, der Musenberg. Denn Gesang und Musik deuten nicht nur in einem romantisch allgemeinen Sinn auf eine erlöste Welt, sondern haben ihren physiognomisch genauen Bezug zum Wesen der goldenen Zeit. Vor allem zwei Momente lassen sich Hölderlins Sinnbildlichkeit entnehmen: Töne sind nicht wie Wörter Zeichen für etwas, sondern ihre eigene Wirklichkeit, und ihr Zusammenklang im Akkord gleicht einer freien, von niemandem beherrschten Gemeinschaft. In-sich-bestehen und Miteinander-sein sind aber wesentliche Bestimmungsstücke des individuellen und kollektiven Lebens in der goldenen Zeit. In einem Brief an Sinclair von 1798 verallgemeinert Hölderlin dieses Prinzip zu der Formel, jedes lebendige Ganze sei „aus lauter selbständigen, aber ebenso innig und ewig verbundenen Teilen“ gefügt. Setzt man für die Teile die „Töne“ der Hölderlinischen Poetik ein, von denen dasselbe gilt, dann zeigt sich, daß auch der musikalische Aufbau des Gedichts Abbild der goldenen Zeit sein will. Gleichwohl bleibt das Gedicht ein Produkt der Zeit, weil es nicht nur „tönt“, sondern auch gegenständ-

liche Aussagen macht, sich also mit Erinnerung und Erwartung der goldenen Zeit begnügen muß.

Schließlich fehlt auch die Gegenwart der Götter nicht, wenn Wälder und Saitenspiele „von himmlischer Milde gerühret“ damals erklangen. Im Rauschen der Wälder waren das Pneuma, im Spiel der Instrumente die Hand der Himmlischen unsichtbar zugegen – rühren heißt berühren – und das war ihre freie Gabe; denn „Milde“ kann noch zu Hölderlins Zeit den alten Sinn von Freigebigkeit haben, der heute nur noch in einem Ausdruck wie „milde Gabe“ zu erkennen ist. –

Damit hat Hölderlin vollständig beschrieben, was man aus Gegenwart und Geschichte wissen muß, um seinen Aufbruch nach Griechenland zu verstehen. Die Strophen der letzten Triade handeln vom Entschluß zur Reise, von der Einladung der Grazien und von der Erwartung ihrer Ankunft bei uns; wir besprechen sie je für sich.

*O Land des Homer!*

*Am purpurnen Kirschbaum oder wenn*

*Von dir gesandt im Weinberg mir*

*Die jungen Pfirsiche grünen,*

*Und die Schwalbe fernher kommt und vieles erzählend*

*An meinen Wänden ihr Haus baut, in*

*Den Tagen des Mais, auch unter den Sternen*

*Gedenk' ich, o Ionia, dein! doch Menschen*

*Ist Gegenwärtiges lieb. Drum bin ich*

*Gekommen, euch, ihr Inseln, zu sehn, und euch,*

*Ihr Mündungen der Ströme, o ihr Hallen der Thetis,*

*Ihr Wälder, euch, und euch, ihr Wolken des Ida!*

Diese Strophe ist wieder „gegenrhythmisch“ gebaut: zwei Drittel „Gedenken“ des Einst, ein Drittel „Sehen“ des Jetzt, in der Zäsur der kurze Satz: „doch Menschen ist Gegenwärtiges lieb“, der die Peripetie bildet. Nach Hölderlins Ausdrucksweise in den Ödipus-Anmerkungen müßte diese Zäsur die Gegenwart, auf die es jetzt ankommt, gegen die übermächtige Erinnerung an die goldene Zeit „schützen“, die aus der vorhergehenden Strophe nachklingt. Indessen leiten schon die Verse des Gedenkens unmerklich zur Gegenwart über, da sie lauter Dinge nennen, die zwar aus dem Altertum stammen, aber heute noch da sind.

Es sind der Kirschbaum, den schon das homerische Epos kennt, der Weinberg und die Pfirsiche (*malus Persicus*) – in Hölderlins Heimat findet man oft Pfirsichbäumchen zwischen die Reben gepflanzt – dann die Schwalbe, die Frühlingsbotin. Daß sie „fernher kommt“, erinnert an

den Kehrreim des rhodischen Schwalbenliedchens „Gekommen ist sie, gekommen, die Schwalbe“, das bei ihrer Ankunft – in Jonien im Herbst – gesungen wurde; Hölderlin wird es schon im Griechisch-Unterricht der Schule kennen gelernt haben. Und daß sie „viele erzählend“ an seinem Haus ihr Nest baut, ist wieder eine jener liebenswürdigen Bemerkungen; selbstverständlich entnimmt er ihrem aufgeregten Gezwitscher Nachricht von Jonien. Bei den Sternen schließlich erinnert man sich einer Stelle des Fragments 'Deutscher Gesang', wo gesagt wird, daß sie „vom Orient her weissagend über den Bergen unseres Volks verweilen“. Lauter Boten des Ostens also, aus dem „Land des Homer“.

Der Satz „doch Menschen ist Gegenwärtiges lieb“ verrät noch nichts vom Zweck der Reise und erweckt, zusammen mit den folgenden Versen, den Eindruck, es gehe nur um einen Besuch der griechischen Lokalitäten. Aber die Emphase, mit welcher Hölderlin diese anredet, zeigt, wieviel ihm am Augenschein liegt, als ob einmal dort gewesen zu sein, wohin seine Sehnsucht immerzu gegangen ist, schon genug wäre. Denn dieses Dort ist ja nicht nur das heutige. Die mythologischen Namen „Hallen der Thetis“, „Wolken des Ida“ (des trojanischen, nicht des kretischen Ida) erinnern an einst und feiern die ewige Gegenwart der mythischen Welt. Sie sind noch da, die Inseln, das Meer und die Ströme, die Wälder und Gebirge, von denen Homer erzählt hat. Mithin verfährt Hölderlin im zweiten Teil der Strophe gerade umgekehrt wie im ersten. Dort hatte er das Gedenken des Einst an Dinge der Gegenwart geknüpft, hier verbindet er das Sehen des Jetzt mit Erinnerungen an einst. Damit schlägt er, ohne es unmittelbar auszusprechen, eine Brücke zwischen Einst und Jetzt, so daß die Einladung der griechischen Grazien gleichsam nur die Kontinuität der Geschichte wahr macht und nichts mit einer klassizistisch künstlichen Wiederbelebung der Antike zu tun hat.

Zu bemerken ist noch, daß man, einer Stelle der Ovidischen 'Metamorphosen' wegen, in dem Namen Thetis eine Verwechslung mit Tethys, der Schwester und Gattin des Okeanos, vermutet hat. Diese Annahme ist nicht nötig, da ja auch Thetis, die Mutter des Achilleus, als Tochter des Nereus im Meer wohnt – die Strommündungen sind ihre Hallen – und zwar im ägäischen Meer, von dem doch hier die Rede ist, nicht im Weltmeer. In der Elegie 'Achill' schildert Hölderlin nach der homerischen Szene, wie sie „vom Grunde der See“ heraufsteigt, um den Sohn über die Gewalttat des Agamemnon zu trösten. Mit den Namen Homer, Jonien, Thetis und Ida bleibt die Strophe ganz in der iliadischen Welt.

*Doch nicht zu bleiben gedenk ich.  
Unfreundlich ist und schwer zu gewinnen*

*Die Verschlussene, der ich entkommen, die Mutter.  
Von ihren Söhnen einer, der Rhein,  
Mit Gewalt wollt' er ans Herz ihr stürzen und schwand  
Der Zurückgestoßene, niemand weiß, wohin, in die Ferne.  
Doch so nicht wünscht' ich gegangen zu sein,  
Von ihr und nur, euch einzuladen,  
Bin ich zu euch, ihr Grazien Griechenlands,  
Ihr Himmelstöchter, gegangen,  
Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist,  
Zu uns ihr kommet, ihr Holden!*

Jetzt erst, in der vorletzten Strophe, erfährt man den Zweck der Reise, und noch einmal retardiert Hölderlin, ehe er ihn förmlich ausspricht. Zunächst teilt er nur mit, er wolle nicht bleiben, aber die Fortsetzung: weil er nur eine Einladung zu überbringen habe, verschiebt er bis hinter die Mitte der Strophe und fügt eine Reflexion über Suevien, seine Mutter, ein. Aus ihr geht per contrarium hervor, daß er mit Hilfe der griechischen Grazien das Herz der Mutter zu gewinnen hofft; denn gesagt wird nur, es sei schwer zu gewinnen. Warum ist die Mutter Suevia unfreundlich und verschlossen?

Man denkt an Hölderlins schlimme Erfahrungen mit der Heimat und an jene erzwungene Freizügigkeit, von der die Rede war. Aber die biographische Erklärung genügt nicht, zumal der seltsame Ausdruck, er sei der Mutter „entkommen“, dann unverständlich wird. Daß sie im Gegensatz zu den „holden“ Grazien unfreundlich heißt, erinnert an die hesperische Nüchternheit, die im Vorzeitmythus anklang, führt aber nicht weiter. Hingegen liegt in dem Wort „die Verschlussene“ die gesuchte Antwort. Denn als die Mutter ist sie der Ursprung und Grund, und dieser ist immer der verschlossene. Je augenfälliger die Erscheinung, die er hervorbringt und trägt, desto tiefer verschließt er sich in sich selbst, weshalb er in Hölderlins philosophischer Sprache der „verborgene Grund aller Natur“ heißt. Davon war im Exkurs über Grund und Zeichen die Rede, und es war auch gesagt, daß die Erscheinung, als Zeichen des Grundes, gleichwohl auf diesen verborgenen Grund zurückweist. Jetzt ist zu ergänzen, daß Hölderlins Geschichtsphilosophie dieses natürliche Zurückweisen als ein willentliches Zurückgreifen interpretiert, das seinen Grund erfassen, also das angeborene Eigene aus der Distanz des erworbenen Fremden förmlich in Besitz nehmen möchte. In dem zitierten Brief an Böhlendorff nennt Hölderlin das den „freien Gebrauch des Eigenen“, und der sei, weil man Fremdes leichter als Eigenes begreife, für Individuen wie für Nationen „das schwerste“. Darum also ist die Mut-

ter „schwer zu gewinnen“, darum braucht es fremder, griechischer Hilfe. Und jetzt versteht man auch das Wort, er sei der Mutter „entkommen“. Unsere ursprüngliche Anlage hält uns fest, und nur zu gern lassen wir uns von ihr festhalten, so daß wir „falsch anklebend der Heimat . . . der Mutter ewig sitzen im Schoße“, wie es in dem Entwurf 'An die Madonna' heißt. Der Aufbruch „dem Kaukasos zu“ war also nicht, wie es zunächst schien, ein nicht weiter begründeter Schritt, sondern das entschlossene Sichlosreißen dessen, der weiß, daß der vaterländischen Art nur geholfen werden kann, wenn einer von außen ihr bringt, was zu ihrer Vollendung fehlt.

Es folgt das Beispiel des Rheins. Ehe wir fragen, wie es das eben Gesagte exemplifiziert, ist die Stelle zu bestimmen, an welcher der Rhein mit Gewalt der Mutter ans Herz stürzen wollte und zurückgestoßen wurde. Man hat auf die Nordwendung des Rheins bei Chur verwiesen, die auf Schwaben zu führt, bis der Bodensee ihn an der Grenze Schwabens nach Westen ablenkt und sein Ziel zu verlassen zwingt. Aber er heißt ein Sohn der Mutter Suevien, muß also auf ihrem Territorium geboren sein, worin die ursprüngliche Konzeption Hölderlins zu erkennen war, die Suevien mit dem staufischen Herzogtum Schwaben gleichsetzte. In diesem Land muß es geschehen sein, und die Rhein-Hymne sagt, wo es geschah: in der Via mala bei Thusis, wo der junge Rhein „wie der Blitz . . . die Erde spalten“ und senkrecht in die Tiefe – ans Herz der Mutter – sich stürzen wollte, hätte ihn nicht der Vater gleichsam gepackt und zum fruchtbaren Lauf durchs „deutsche Land“ gezwungen. In der 'Wanderung' stößt ihn die Mutter selbst zurück, und wenn Hölderlin hinzufügt, niemand wisse, wohin, so ist das nicht realistisch zu lesen. Jedermann weiß, wohin der Rhein fließt, aber von Suevien aus ist er auf Nimmerwiedersehen verschwunden, anders als der Dichter, der zurückkommen will. Offenbar entwickelt Hölderlin aus diesen drei Versen die Strophen 5 und 6 der Rhein-Hymne mit ihrer weiterführenden Deutung des Rheinlaufs.

Jetzt können wir fragen, was das Beispiel des Rheins mit dem Gedanken zu tun habe, das Eigene sei nur auf dem Umweg über das Fremde zu gewinnen. Der Vergleichspunkt liegt allein in dem Wort „schwer“ zu gewinnen; denn von einem Umweg ist im Falle des Rheins gerade nicht die Rede. Aus vielen Zeugnissen, die hier nicht auszubreiten sind, ergibt sich folgender Gedanke Hölderlins: Sobald ich bemerke, daß ich meines Eigenen nicht Herr bin – weil ich es eben bin und zu sein habe – versuche ich, mich seiner zu bemächtigen. Ich kann es, weil es schwer ist, mit Gewalt, also unmittelbar versuchen; im „Zorn“, wie das Leitwort

der Ödipus-Anmerkungen hierfür lautet. Dieser Versuch mißlingt notwendig und führt in die Entfremdung, weil das, woraus ich lebe, sich nicht ungestraft in etwas verwandeln läßt, worüber ich verfüge; meine innerste Natur kann nicht Produkt meines Willens werden. Daran ist der Rhein gescheitert. Also muß ich es mittelbar, auf dem Umweg über das Andere und Fremde versuchen, der mir nun die Freiheit gibt, mein Eigenes gewaltlos anzunehmen. Dann lasse ich es wirken, ohne es zu beschädigen, und dabei kann ich es formen und in Sinnbesitz verwandeln. Diesen Weg, den Umweg übers Griechische, geht der Dichter. Mithin ist der Rhein nicht sein Beispiel, sondern sein warnendes Gegenbeispiel, und nur die Absicht, die Mutter zu gewinnen, verbindet beide. Und das sagt ja der Vers: „Doch so nicht wünscht' ich gegangen zu sein, von ihr.“

Die Verse über die Mutter und den Rhein haben Gedanken auftauchen lassen, deren Allgemeinheit einen Vergleich mit Zeitgenossen Hölderlins nahelegt; wenigstens zwei seien erwähnt. *Schiller* ist, in seiner philosophischen Anthropologie wie in seinem Lebensbeispiel, des Glaubens, der Mensch solle seine Natur ganz seinem sittlichen Willen unterwerfen, „sein eigener Bildner und Schöpfer“ zu werden, sei seine Bestimmung. So zu denken ist ihm möglich, weil er unter Natur nichts als die Naturbasis der geistigen Existenz und gleichsam den Stoff versteht, der auf Formung durch den Willen wartet. Eines Hölderlinischen Umwegs bedarf es dazu nicht; denn der wird erst nötig, wenn die Natur nicht einfach formbarer Stoff, sondern ein selbständig schaffendes Wesen ist, dem ich Partner werden soll; und dazu muß ich ihm Gleichwertiges von außen entgegenbringen. Nur im Bereich des Schönen erhöht Schiller den Wert der Natur, weil das Schöne in sich besteht und den Zugriff des Willens weder braucht noch erträgt. Aber zu einem Hölderlinischen Verständnis der Natur als Grund kommt es nicht eigentlich.

Anders *Kleist*. Im Aufsatz 'Über das Marionettentheater' erzählt er die Geschichte eines von der Natur mit aller Anmut ausgestatteten jungen Mannes, der bei einem zufälligen Blick in den Spiegel bemerkt, er stehe in der Haltung einer bestimmten antiken Statue da, diese Haltung willentlich zu wiederholen sucht, sie immer grotesker verfehlt und, weil er von solchen Versuchen nicht ablassen kann, binnen Jahresfrist jegliche Anmut und Unschuld verloren hat. Hier läßt sich die Natur nicht in ein Produkt des Willens ummünzen, die Selbstentfremdung des jungen Mannes ist definitiv und scheint ans Verschwinden des Rheins in unbekannte Ferne zu erinnern. Aber vom zweiten Weg Hölderlins weiß Kleist nichts, weil ihm das „Bewußtsein“, wozu der Wille gehört, der

Todfeind der Unmittelbarkeit ist, außerstande, das Eigene frei zu gebrauchen. Weshalb denn auch seine Helden sich samt und sonders verirren, wenn sie zu reflektieren beginnen, und nur reine Naturwesen wie das Käthchen von Heilbronn in aller Anfechtung sicher bleiben. Denn das von Kleist so genannte „innerste Gefühl“, aus dem sie leben, versagt, sobald die Reflexion sich einmischt. Kleists Natur ist, streng genommen, kein Grund, der etwas gründet, sondern, mit dem alten Mystikerwort, ein unzugänglicher „Urgrund“ oder „Ungrund“ und wird, wenn einer ihn instinktlos ans Licht zerzt, ein Abgrund wie in Penthesileas Wahnstat.

Gleichsam in der Mitte zwischen den Antipoden Schiller und Kleist steht Hölderlin. Mit Kleist und gegen Schiller hält er die Natur nicht für machbar, aber mit Schiller und gegen Kleist hält er sie für formbar. Diese Auffassung beruht, um es zu wiederholen, auf einer Deutung der Natur als Grund, der so nur heißen kann, wenn er gründet und mithin einen Willen anzeigt, den respektieren muß, wer sich seiner vergewissern will, er sei ein Mensch oder ein ganzes Volk. Von einem „Willen des Grundes“ spricht auch Schelling, jedoch zu einer Zeit, da seine Metaphysik Hölderlin nicht mehr erreichen konnte. Um das Verhältnis zuletzt mit geistesgeschichtlichen Kategorien auszudrücken: Hölderlin, gleich weit entfernt vom klassischen Idealismus Schillers wie von der modernen Psychologie Kleists, vertritt eine Position, für die es eigentlich keinen Namen gibt. Am ehesten ließe sie sich mit dem Begriff eines theologischen Paradoxiedenkenums umschreiben, worin Gedanken Luthers, Böhmens und des schwäbischen Pietismus zusammengefloßen sind. Denn der Grund, der sich verschließt, wenn er sich zeigt, und dennoch vom Zeichen ergriffen werden kann, entspricht dem Paradox eines Gottes, der sich in seine Offenbarung verbirgt, obwohl der Glaube ihn faßt. Aber damit gerieten wir in Überlegungen, die zu weit von der 'Wanderung' abführten.

Nach dieser Unterbrechung müssen wir noch einmal zur achten Strophe zurückkehren. Wir glauben die Verse über die Mutter verstanden zu haben. Aber wie reimen sich die Wörter: unfreundlich, verschlossen, schwer zu gewinnen, den Sohn zurückstoßend zum heiteren Bild des Gedichtanfangs, zum glückseligen Suevien mit seiner gesegneten Natur und seinen zufriedenen Bewohnern, die es nirgend besser zu finden meinen? Der Widerspruch ist so auffallend, daß man zweifeln könnte, ob Suevien und die Mutter überhaupt ein und dieselbe Person sind. Aber sie müssen es sein, da auch Suevien „Mutter“ genannt wird und nichts auf zwei ver-

schiedene Mütter deutet. Selbst wenn man die Mutter der achten Strophe Griechenlands wegen zum Inbegriff Hesperiens erweitern wollte, fände man keine Äußerung, die einen Gegensatz: liebliches Suevien – unfreundliches Hesperien zu konstruieren erlaubte. Also müssen wir uns den Widerspruch genauer ansehen.

Zunächst wird man sagen: Die beiden Eingangstropfen stellen Suevien dar, wie es ist, die achte Strophe fragt, wie man es gewinnt. Möglicherweise erscheint es von innen anders als von außen: innen, einem hortus conclusus vergleichbar, paradiesisch, nach außen wie durch eine Mauer gegen Fremdes geschützt. Dann fällt auf, daß Auswanderung und Rückkehr unter demselben Stichwort „schwer“ stehen: „Schwer verläßt, was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort“ – „schwer zu gewinnen . . . die Mutter“. Wir sagten ja eben, das Eigene halte uns fest, weggehen sei schwer, heimkehren noch schwerer, dennoch müsse beides geschehen, wenn dem Eigenen fehlt, was nur die Fremde ihm gibt. Dem scheint freilich die Treue der Schwaben zu widersprechen, die Hölderlin gerühmt und als Treue zum Ursprung ausgelegt hatte. Sie hieß jedoch angeboren – „Darum ist dir angeboren die Treue“ – und hatte sich in bloßer Ortstreue und Seßhaftigkeit zu erkennen gegeben. Auch war nicht gesagt, in Schwaben sei gut wohnen, sondern, seine Bewohner „meinten“, es sei so. Es könnte eine, zwar nicht falsche, aber beschränkte Meinung gewesen sein, und es könnte eine höhere, nicht bloß angeborene, sondern erworbene Treue geben, die eben nicht im Lande bleibt und sich redlich nährt, sondern die Fremde auf sich nimmt, um dem Land zu nützen. Dann würde aus der Treue des Bleibens eine Treue des Wiederkehrens, die mehr wert ist.

Nimmt man all diese Gesichtspunkte zusammen, dann löst sich nicht nur der Widerspruch zwischen dem glückseligen und dem unfreundlich verschlossenen Suevien, sondern es wird eine Dialektik sichtbar, die das naiv gelebte in ein geistig bewältigtes Dasein verwandelt. Diese „Anstrengung des Begriffs“ erklärt, warum Heimkommen schwerer als Dableiben ist, und warum die Heimat dem wandernden Dichter ein anderes Gesicht zeigt als seinen seßhaften Landsleuten.

Der Rest der Strophe gilt den Grazien Griechenlands. Sie heißen die „Himmelstöchter“; denn nach der Mythologie sind sie Töchter des Zeus und nach ihrem Wesen Stifterinnen himmlischer Gaben. Worin diese bestehen und warum sie uns nötig sind, wird die nächste Strophe darlegen. Schließlich werden sie die „Holden“ genannt, weil „gratia“, derentwegen Hölderlin „Gratien“ schreibt, unter anderem die Huld bedeutet. Die Einladung, zu uns zu kommen, „wenn die Reise zu weit nicht ist“,

schlägt wieder den liebenswürdig humorvollen Ton an, der dieses Gedicht auszeichnet.

*Wenn milder atmen die Lüfte,  
Und liebende Pfeile der Morgen  
Uns Allzugeduldigen schickt,  
Und leichte Gewölke blühen  
Uns über den schüchternen Augen,  
Dann werden wir sagen, wie kommt  
Ihr, Charitinnen, zu Wilden?  
Die Dienerinnen des Himmels  
Sind aber wunderbar,  
Wie alles Göttlichgeborne.  
Zum Traume wirds ihm, will es Einer  
Beschleichen und straft den, der  
Ihm gleichen will mit Gewalt;  
Oft überraschet es einen,  
Der eben kaum es gedacht hat.*

Die letzte Strophe beginnt mit einem Morgenbild, das an Lyrik die vielen lieblichen Verse des Gedichts noch übertrifft und in die Ankunft der holden Grazien einstimmt. Die Form dieser Verse verdient eine kurze Betrachtung, zumal wir auf metrische Fragen sonst nicht eingegangen sind.

Es ist ein Vers des Typus: Der eben kaum es gedacht hat. Wir zitieren den mit den Versen des Morgenbildes identischen Schlußvers, weil er deutlicher als diese zeigt, daß die letzte Silbe als Hebung, wenn auch Nebenhebung, zu gelten hat. Ein vierhebiger Vers also und, weil die letzte Senkung fehlt, ein katalektischer, ferner steigend, weil mit Auftakt beginnend. Die zweite und die dritte Senkung können mit einer oder mit zwei Silben gefüllt sein, mindestens eine Doppelsenkung kommt immer vor; der Auftakt ist einsilbig. Dazu tritt derselbe Vers ohne letzte Silbe, die eine Pause ersetzt; auch er also vierhebig zu lesen, z. B.: Und leichte Gewölke blühen V. Er bildet gewöhnlich den Abschluß mehrerer voller Verse; Hölderlin kann ihn auch zwischen diese einschieben, da die 'Wanderung' ja noch ganz andere Versformen enthält. In der griechischen Metrik heißt dieser Vers „Paroimiakos“, der Sprichwortvers, weil viele Sprichwörter nach seinem Muster gebaut sind. Die äolische Lyrik und die Chorlieder der Tragödie verwenden ihn oft, am häufigsten Pindar, an den auch in anderer Hinsicht gerade die Schlußstrophe erinnert.

Es sind zwei Beobachtungen, derentwegen wir diesen Vers hervorheben. Er bildet das, was man den metrischen Grundtenor der 'Wande-

rung' nennen könnte; denn er durchzieht das ganze Gedicht und nimmt etwa ein Drittel aller Verse ein, während sich unter den übrigen, die zwei bis sechs Hebungen umfassen, kein dominierendes Versmaß zeigt. Nirgendwo häuft er sich aber so wie in der Schlußstrophe. Hier kommt er elfmal vor, sonst durchschnittlich drei- bis viermal. Das muß mit der Erwartung der Grazien zusammenhängen; denn es ist ein im klassischen Sinne „schöner“ Vers, weder lang noch kurz und von einer Schwingung getragen, die sich in anderen Versmassen des Gedichts so frei nicht entfaltet. Die zweite Beobachtung betrifft die Stellen, an denen Hölderlin ihn verwendet. Es sind ausnahmslos solche, die etwas Freundliches mitteilen, gleichgültig, ob es sich um Einzelverse oder Versfolgen dieses Typus handelt. Versfolgen sind: in der zweiten Strophe die Anmerkung über die glücklichen Städte Sueviens, in der fünften die Erzählung vom Bündnis der Voreltern und der Hochzeit der Kinder, in der sechsten die Schilderung des ewigen Lieds, das die goldene Zeit der Griechen durchklang, und hier in der Schlußstrophe das Bild des Morgens, an welchem die Grazien eintreffen werden. Diese Stellen sind einander thematisch zugeordnet: Suevien heute – der Vorzeitbund – die goldene Zeit – der Bund der Zukunft. Wir hatten einleitend von der geheimen Architektur des Gedichts gesprochen. Jetzt zeigt sich, daß Hölderlin sogar die Metrik in den Dienst einer solchen Architektur stellen kann.

An einem Morgen also werden die Grazien erwartet, vielleicht im Frühling, worauf die milderer Lüfte zu deuten scheinen, die in einer Ode „Boten Italiens“ heißen. „Liebende Pfeile“ wird uns der Morgen schicken. Das Oxymoron will sagen: am Morgen brennen die Sonnenstrahlen noch nicht, dennoch sind sie kräftig genug, uns „Allzugeduldige“ aufzuwecken. In diesem Wort liegt nicht nur unsere hesperische Nüchternheit, sondern wie immer, wenn Hölderlin von Geduld spricht, die Bedeutung: Entschlußlosigkeit, Verharren im Gewohnten, Verzicht auf Selbstverwirklichung, die nun allerdings unsere hesperische Art kennzeichnen. Eine Tugend ist Hölderlins Geduld nicht, und mit der biblischen Geduld hat sie nichts zu tun. Um aber nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, einer solchen Menschenart sei nicht zu helfen und die Mission der Grazien sei umsonst, fügt er unsere „schüchternen Augen“ hinzu; wir gleichen Kindern und können kaum glauben, daß zu uns die Grazien kommen. Aber was heißt: zu uns „Wilden“? Dieses Wort mißverstehen man, wenn man im heutigen Sinne den Gegensatz „zahn“ mit-hört. Denn zahm, allzu zahm ist ja gerade unsere hesperische Natur. In Hölderlins später Sprache bedeutet wild soviel wie roh, ungeformt, kulturlos, im griechischen Sinne barbarisch, womit über das besondere Na-

turell des Barbaren nichts ausgesagt ist, es sei wild im üblichen Sinne oder zahm und friedlich. Wild heißen wir also darum, weil wir noch im Eigenen feststecken und den Aufbruch nicht gewagt haben, der uns Kultur und weltgeschichtliche Bedeutung finden ließe.

Hier ist zum letztenmal von Griechenland und Hesperien zu sprechen. Bisher war von der Überkreuzung der Kultur Tendenzen die Rede, die jeweils auf den Ursprung der Gegenseite verweist, die also dem ekstatischen Griechen das hesperische Maß gebracht hat und uns Ordnungsmenschen die orientalische Leidenschaft zu suchen aufgibt. In Anmut und Schönheit der Grazien tritt uns aber bereits das vollendete Griechische, die Synthesis von Ekstase und Maß entgegen. Wie sollen wir in ihr die Komponente ausfindig machen, die wir brauchen?

Die Meinung dieser Verse ist nicht, es sei an uns, die griechische Schönheit zu zergliedern, um ihre Elemente zu finden und per analogiam auf das zu schließen, was uns fehlt. So ist Hölderlin bei seinem Studium der Griechen vorgegangen, und was er dabei entdeckt hat, bildet nur den gedanklichen Hintergrund des Gedichts. Hier aber findet eine mythische Begegnung zwischen Wilden und Göttinnen statt, man kann auch sagen: zwischen einer unentwickelten und einer vollendeten Wesensform, und in ihr spiegelt sich wider, was Hölderlin empfand, als ihm zu Beginn seiner Studien die unendliche Überlegenheit der griechischen Kultur aufging; in Briefen und Aufsätzen spricht er davon. Was jedoch aus dieser Begegnung folgen wird, muß die mythische Szene nicht mehr sagen, hingegen macht die Reflexion, mit welcher das Gedicht schließt, darüber einige Andeutungen.

Zuvor erhalten die Charitinnen die Prädikate „Dienerinnen des Himmels“ und „wunderbar, wie alles Göttlichgeborne“, worin man Anklänge an die von Hölderlin übersetzte 14. Olympische Hymne Pindars erkannt hat. Das Wort „wunderbar“ ist in seinem ursprünglichen Sinne zu nehmen: ihre Epiphanie ist ein Wunder. Damit wehrt Hölderlin mit der für ihn so charakteristischen Gebärde die Vermutung ab, er sei es, der mit seiner Einladung der Grazien dieses Ereignis zustande gebracht habe. Vielleicht meint er, er habe mit seiner Dichtung, mit diesem Gedicht, einen Anstoß gegeben. Aber wenn das Griechische wirklich erfaßt und dem Vaterländischen hilfreich werden sollte, dann wird das ein jedes menschliche Zutun weit überflügelnder Vorgang sein.

Die Reflexion der letzten fünf Verse ist in die Form einer allgemeinen Erfahrung gekleidet, weshalb wir sie zunächst in ihrer Allgemeinheit erläutern müssen. Es ist von einem die Rede, dem das Göttliche zum Traum wird, will er es beschleichen, und den es straft, wenn er mit Gewalt ihm

zu gleichen versucht. „Mit Gewalt“ erinnert an den Rhein; aber der wollte der Mutter ans Herz stürzen, nicht sie beschleichen und ihr gleichen. Sucht man nach ähnlichen Motiven, dann findet man in der siebten und achten Strophe der Rhein-Hymne die Trotzigen, die „den Göttern gleich zu werden getrachtet“, und den Schwärmer, der „wie sie sein will und nicht Ungleiches dulden“; ihre Strafe ist, daß sie sich selber zerstören. Oder man denkt an Empedokles, dem die göttliche Natur in dem Augenblick sich entzieht und zum Traum wird, da er sie ganz zu verstehen und zu beherrschen meint und sich selbst einen Gott nennt. Von der Versuchung des Dichters, „die Himmlischen schauen“ zu wollen, die im Orkus gebüßt wird, spricht ‚Wie wenn am Feiertage‘. Christliche superbia also oder griechische Hybris; manchmal tauchen auch die mythischen Exempla der großen Büsser Tantalus und Sisyphus auf.

Dieser Selbstüberhebung stellt Hölderlin nun nicht, wie in der neunten Strophe des ‚Rheins‘, die Selbstbescheidung gegenüber, sondern ein anderes Motiv – vom „Göttlichgebornen“ ist noch immer die Rede: „Oft überraschet es einen, der eben kaum es gedacht hat“. Wer also nicht sich gottgleich macht, wohl aber das Göttliche denkt, und das heißt: es in seiner absoluten, dem Menschen unzugänglichen Göttlichkeit denkt, dem kann es überraschend sich offenbaren. Auch für dieses Motiv lassen sich Beispiele anführen. „Da faßt‘ ein Staunen die Seele der Getroffenen all“ und „Da staunen wir und wissens nicht zu deuten“ heißt es im ‚Quell der Donau‘ im Blick auf das göttliche Wort aus Osten. Im Entwurf der ‚Friedensfeier‘ muß der Dichter „fast wie ein Blinder“ fragen, „wozu du mir, woher du seiest, seliger Friede“. „Und nicht geweissagt war es, sondern die Locken ergriff es, gegenwärtig“ sagt ‚Patmos‘ über Himmelfahrt oder Pfingsten. In Bruchstück 60 steht der Satz: „oft aber geschieht etwas um die Schläfe, nicht ist es zu verstehen“. Und noch andere Stellen sprechen von einem augenblicklichen Vernehmen des Göttlichen, das dem zuteil wird, der nichts erzwingt.

Die Alternative: gewaltsam dem Göttlichen gleichen wollen – unvermutet seiner Göttlichkeit inne werden, gibt den allgemeinen Sinn der Schlußverse wieder. Im Kontext der Strophe sollten sie aber auch einen spezifischen Sinn haben, der sie und vielleicht das ganze Gedicht angeht, zumal Hölderlin das Ende einer Hymne gerne benützt, um aus ihrem Inhalt ein Fazit für sich und seine Dichtung zu ziehen. Zwei Momente bestärken diese Vermutung. Der merkwürdige Ausdruck: das Göttliche „beschleichen“, der nicht nur gewählt sein kann, um zu „gleichen“ eine Assonanz herzustellen, scheint einen besonderen Sachverhalt im Auge zu

haben, für den die Begriffe Hybris oder superbia zu weit sind. Und die beiden Arten, sich zu Göttlichem zu verhalten, beziehen sich zwar syntaktisch auf „alles Göttlichgeborne“, wofür die Grazien nur ein Beispiel sind. Es wäre aber seltsam, wenn nicht in erster Linie sie gemeint wären, wenn es also nicht ums Verhalten zur griechischen Schönheit ginge.

Setzen wir also für das Göttlichgeborne die griechische Schönheit ein, wer kann dann mit dem Versuch gemeint sein, sie zu beschleichen und ihr mit Gewalt zu gleichen? Offenbar ihre modernen Nachahmer. Wir hatten im Exkurs den Satz Winckelmanns über die Nachahmung der Alten zitiert, der dem Klassizismus das Stichwort gegeben hat. Vom „Fieber der Gräkomanie“ spricht Schiller im Rückblick auf diese Jahre. In der 'Italienischen Reise' erzählt Goethe, wie beim Abschied von Rom sich ihm die antiken Bauwerke, unter denen er gelebt hatte, traumhaft entrücken und ihn vor dem nächtlichen Kolosseum der Schauer des Ausgeschlossenenseins überfällt: es war ein Irrtum zu meinen, man könne ganz in diese Welt einwandern. Hölderlin, das sagten wir, hat jahrelang und wohl entschiedener als andre geglaubt, es müsse gelingen. Dafür hat er auch die Strafe des Nachahmers, den Selbstverlust, am entschiedensten begriffen und aus dieser Erkenntnis mit seiner vaterländischen Dichtung eine Konsequenz gezogen, die ihn weiter als seine Zeitgenossen vom Geschmack der Epoche entfernte.

Sind wir mit dem Gedanken der Nachahmung auf der richtigen Spur, dann muß sich auch das Überraschtwerden auf die Erkenntnis des Griechischen beziehen. Im Winter 1799/1800 schreibt Hölderlin an den klassischen Philologen Schütz, die Resultate seines innigeren Studiums der Griechen seien „ziemlich von andern, die ich kenne, verschieden“. An Schiller schreibt er im Juni 1801, sein fast ununterbrochen fortgesetztes Studium habe ihm die anfangs geraubte Freiheit zuletzt wiedergegeben und ihn „vom Dienste des griechischen Buchstabens“ befreit. Diesen Ausdruck hatten wir zitiert, ebenso das Fazit des Böhlendorff-Briefs vom Dezember 1801: „Bei uns ists umgekehrt“, dem er hinzufügt: „Ich habe lange daran laboriert und weiß nun, daß . . .“ All diese Äußerungen besagen, Hölderlin sei sich der Neuheit seines Griechenverständnisses bewußt und wisse, daß es die Nachahmung der Griechen verbietet, die um ihn her in voller Blüte steht. Daß ihm diese Erkenntnis plötzlich und unvermutet aufgegangen sei, sagen die Briefe begreiflicher Weise nicht. Das hindert nicht, den Satz: „Oft überraschet es einen, der eben kaum es gedacht hat“ in ihrem Sinne auszulegen. Nimmt man schließlich hinzu, daß der früher entworfene Aufsatz 'Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben' die These vertritt: gänzliche Befreiung

vom griechischen Vorbild und traditionsloser Neubeginn, dann wird der Vorgang noch deutlicher. In der Hoffnung, einen eigenen Weg zu finden, hat Hölderlin dennoch erneut die Griechen studiert, bis er eines Tages begriff, wozu wir sie brauchen und warum wir sie trotzdem nicht nachahmen dürfen.

Wir sagten zu Beginn, die Einladung der griechischen Grazien sei kein Bild für die Entstehung eines deutschen Klassizismus, zumal es diesen längst gibt. Alle Andeutungen des Gedichts über den Gegensatz der griechischen und der hesperischen Art widersprachen denn auch einer solchen Deutung, und von einem „Bündnis“, in das doch jede Partei das Ihre einbringt, konnte nur die Rede sein, wenn es gerade nicht darum ging, sich einem fremden Vorbild zu unterwerfen. Der Beweis liegt im Verdikt der Schlußverse über die Nachahmer. Versteht man sie so, wie hier vorgeschlagen, dann sprechen sie die Quintessenz des Gedichts aus. Soll aber der Besuch der Grazien nicht vergangen Griechisches wiederbeleben, sondern eine vaterländische Zukunft aufschließen, dann muß das Gedicht, das ihn darstellt, dieser Zukunft angehören. Und nicht nur das. Alle übrigen späten Gedichte Hölderlins verknüpfen das Thema des Vaterländischen und seiner Dichtung mit anderen, religiösen, geschichtlichen und politischen Themen, so daß es nur in Ausschnitten erscheint, oder sie verbergen es in Symbole, die auch ihrer eigenen Logik folgen, vor allem das Stromsymbol. Nur die 'Wanderung' beschreibt vollständig und genau, wie vaterländische Dichtung entsteht, indem sie das Epos ihrer Geburt erzählt.

## Die Nacht.

*Überlegungen zur Lektüre der späten Gestalt von 'Brod und Wein'\**

Von

Wolfram Groddeck

Der Schulleiter sagt: „Ihr Geschichtsunterricht ist Kraut und Rüben.“ Gabi Teichert antwortet: „Ich versuche, die Dinge in ihrem Zusammenhang zu sehen.“

Aus dem Film 'Deutschland im Herbst'

„Einzelnes schön das Ganze scheint keinen rechten Zusammenhang zu haben u. hat kein Ende“, schrieb Gustav Schwab über den Beginn einer Reinschrift zu 'Der Gang aufs Land'<sup>1</sup>. In die Reinschrift der Elegie 'Heimkunft' notierte er: „Abzuschreiben um Fragmente draus zu bilden.“<sup>2</sup>

Solche Orientierungsversuche des ersten Herausgebers des Hölderlinschen Nachlasses sind für das zeitgenössische Verhalten zu Hölderlins Dichtung charakteristisch. Gleichwohl sind diese Notate nicht nur historische Dokumente aus philologischer Vorzeit. Daß der Text zum Fragment erklärt, dem Ganzen sein Zusammenhang bestritten wird, wiederholt sich in jeder Lektüre; Befriedigung gewährt die einzelne Stelle, sie ist unmittelbar sinnlich, erfahrbar, während sich der Zusammenhang des Ganzen einer ersten Lektüre gewöhnlich entzieht<sup>3</sup>.

Dies Verhalten zum Text – sehr allgemein gesehen – spiegelt sich auch in der Rezeptionsgeschichte von Hölderlins Elegie 'Brod und

\* Die folgenden Überlegungen sind aus Anlaß einer bei der letzten Tagung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen von mir geleiteten Arbeitsgruppe mit dem Thema „Die letzte Überarbeitung von 'Brod und Wein'“ entstanden. Auf einige Fragen und Anregungen, die sich in der Diskussion ergeben haben, wird im Anmerkungsteil hingewiesen.

<sup>1</sup> Vgl. Frankfurter Hölderlin-Ausgabe, Band 6, Elegien und Epigramme, hg. von D. E. Sattler und Wolfram Groddeck, Verlag Roter Stern, Frankfurt 1976, S. 276/277. (Im folgenden: FHA.)

<sup>2</sup> FHA 6, 294/295.

<sup>3</sup> Vertraut ist dieser Vorgang auch durch eine verbreitete Art des Zitierens, wo der Zusammenhang zugunsten einer unmittelbaren Evidenz des Zitates aufgegeben wird.

Wein', welche, nach dem fragmentarischen Erstdruck von 1807, der nur die Anfangsstrophe enthält, erst Ende des neunzehnten Jahrhunderts als ganzer Text veröffentlicht wird<sup>4</sup>. Die späte Überarbeitung (Textstufe VI) wird erst 1916 von Hellingrath, im Apparateil seiner Ausgabe, noch unvollständig entziffert, mitgeteilt. Hellingrath schreibt, daß die späten Varianten „Ansätze zu einer späten Fassung des Gedichtes darstellen, und solche die mehr Associationen und Phantasien beim durchlesen des Gedichtes sind und sich nicht mehr in das Ganze einordnen lassen“<sup>5</sup>. Bei diesem editorischen Urteil blieb es weitgehend bis zum Erscheinen von Band 6 der FHA<sup>6</sup>. Hier wurde der Versuch unternommen, aus den zum Teil sehr komplexen Varianten eine mögliche Gestalt der Spätfassung zu konstituieren.

Die editorische Möglichkeit einer integralen Rekonstruktion jener späten Gestalt von 'Brod und Wein' ist nicht nur im Detail, sondern grundsätzlich bestritten worden<sup>7</sup>. Zur Frage einer prinzipiell ganzheit-

<sup>4</sup> 1894 von Carl Müller-Rastatt (nach Textstufe II) und 1894 von Berthold Litzmann (nach Textstufe V); vgl. das Erstdrucke-Verzeichnis: FHA 6, 203. Bei Emil Petzold, Hölderlins Brod und Wein. Ein exegetischer Versuch, Sombor 1896, findet sich eine bemerkenswerte Edition der Elegie nach den Textstufen II bis IV.

<sup>5</sup> Hölderlin, Sämtliche Werke, hist. krit. Ausg. unter Mitarbeit von Friedrich Seebaß, besorgt von Norbert v. Hellingrath, Bd. 4, München 1916, S. 326.

<sup>6</sup> Ein zusammenhängender Druck der späten Varianten, doch ohne Integration der Reinschriftfassung, findet sich schon im Anhang zur Ausgabe von Günter Mieth, Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 1, Berlin und Weimar 1970, S. 1030 ff. Dieser, wenn auch fragmentarische Erstdruck fehlt im Erstdrucke-Verzeichnis der FHA 6, 203. Das Versehen ist, zumindest als versäumte deutsch-deutsche Freundlichkeit, ärgerlich. Eine gründliche Interpretation der Spätvarianten gibt Jochen Schmidt, Hölderlins Elegie 'Brod und Wein', Berlin 1968, S. 179–208. Er anerkennt die Eigenständigkeit der Überarbeitungsschicht („späthymnische Stufe“, aaO, S. 179), sieht sie aber nicht als einen im Ganzen neuen Text. R. B. Harrison, Hölderlin and Greek Literature, Oxford 1975, behandelt den späten Text von 'Brod und Wein' unter dem thematischen Gesichtspunkt ausführlich S. 239–278.

Textgrundlage der genannten Titel sind die Lesarten der Großen Stuttgarter Ausgabe, die vom Text der FHA nicht nur in der Darstellung wesentlich differieren.

<sup>7</sup> Am dezidiertesten von Bernhard Böschstein, Hölderlin – „work in progress“? Die neue Frankfurter Ausgabe, in NZZ 296, 17. 12. 1977, S. 56: „Von größter Tragweite für den vorliegenden Band ist nun die Konzeption Sattlers, wonach Hölderlins späte, aus der Zeit der letzten Stufe der Sophokles-Übersetzungen stammende Eingriffe in die Jahre zuvor vollendeten Elegien als deren letztgültiger Stand anzusehen sind. Die Reinschriften von 'Stuttgart', 'Brod und Wein' und 'Heimkunft', die seit Jahrzehnten in allen Hölderlin-Ausgaben stehen, werden hier nur noch als Zwischenstufe betrachtet und durch den letzten (konstituierten) Text überholt, der die späten Eingriffe lückenlos in die ihnen zugrunde liegenden Reinschriften integriert. Nun ist aber keineswegs ausgemacht, daß Hölderlins späte Zusätze zu einer früheren Reinschrift als Ersetzung der

lichen Überarbeitungsintention Hölderlins, wonach die Integrierbarkeit der zwei oder drei Jahre später notierten Varianten in die abgeschlossene Reinschrift zu legitimieren wäre, ist zunächst eine textkritische Überlegung zur Überlieferung des späten Textes zu entwickeln.

Der Erstdruck der ersten Strophe unter dem Titel 'Die Nacht'<sup>8</sup> enthält gegenüber der von späteren Herausgebern für endgültig erklärten Reinschrift die Variante „Ebenbild“ aus der Überarbeitungsstufe statt „Schattenbild“. Es ist nun wenig wahrscheinlich, daß die Vorlage dieses Erstdrucks direkt das umfangreiche Homburger Folioheft war. Als Druckvorlage lassen sich zunächst zwei Möglichkeiten denken: eine Abschrift aus dem Homburger Folioheft von fremder Hand oder eine autographe Reinschrift dieser späten Textstufe. Für die zweite Möglichkeit spricht die analoge Überlieferungssituation der im gleichen Almanach abgedruckten Elegie 'Stutgard', hier unter dem Titel 'Herbstfeier'. Dieser Erstdruck ist – abgesehen von den offenbaren Eingriffen Seckendorfs<sup>9</sup> – zweifelsfrei von der späten Textgestalt im Homburger Folioheft abhängig<sup>10</sup>. Vergleicht man den Seckendorfschen Druck mit der überarbeiteten Reinschrift im Homburger Folioheft, so fallen zwei Abweichungen besonders auf, die sich kaum auf die Seckendorfsche Redaktion zurückführen lassen. In V. 50 heißt es statt „gütiger Kristoph“ jetzt „treuester Christof“; das Wort „gütiger“ ist in der Handschrift von Hölderlin bereits zur Änderung unterstrichen<sup>11</sup>. V. 53 lautet in der Handschrift:

überschriebenen Textpartien gemeint sind. Durchaus könnte es sich um partiell autonome Formeln, Notate, Einzelteile handeln, die sich zwar auf eine ältere Vorlage stützen, nicht aber als Teilverbesserung dieser sprachlich, rhythmisch und klanglich gänzlich verschiedenen, in sich geschlossenen und zur „Vollendung“ gelangten Stufe verstanden werden dürfen.“

<sup>8</sup> Musenalmanach für das Jahr 1807. Herausgegeben von Leo Freiherrn von Seckendorf. Regensburg in der Montag- und Weißischen Buchhandlung, S. 90–91.

<sup>9</sup> Seckendorf schreibt an Kerner am 7. Feb. 1807 über Hölderlin: „Er weiß nichts, daß von seinen Gedichten etwas im Almanach gedruckt ist, denn als ich *Sinclairn* davon schrieb, war er unzugänglich. Ich habe sie, mit äußerster Schonung, aber doch hie und da verändern müssen, um nur Sinn hineinzubringen.“ (StA VII, 2, 381.)

<sup>10</sup> Dies zeigt ein Vergleich des differenzierten Textes IVa mit dem konstituierten Text IV in: FHA 6, 196–201.

<sup>11</sup> Vgl. FHA 6, 186/187, Zeile 4. Im darüberstehenden Vers ist ebenfalls „die Landesheroën“ unterstrichen und dann erst in „des Landes Blüten“ geändert worden, wie es dann auch im Seckendorfschen Erstdruck erscheint. Zur editorischen Problematik der Seckendorfschen Erstdrucke vgl. auch Emery E. George, A Family of Disputed Readings in Hölderlin's Hymn 'Der Rhein' in: *The Modern Language Review*, Jg. 61, H. 4, 1966, S. 619–634. Diese Untersuchung über das Verhältnis der überarbeiteten Reinschrift

*Und Vergangenes ist, und Künftiges fürstlich den Sängern*

Im Druck ist aber zu lesen:

*Und Vergangenes ist und Entschiedenes fürstlich den Sängern*

Auch diese in der Handschrift fehlende Variante „Entschiedenes“ ist nicht aus dem redaktionellen Interesse Seckendorfs, „nur Sinn hineinzubringen“, erklärbar<sup>12</sup>. Beide Varianten, ebenso wie der sehr Hölderlinsche Titel 'Herbstfeier', den zu erfinden Seckendorf kaum Anlaß hatte, deuten auf eine verlorene Reinschrift der Elegie 'Herbstfeier' hin. Der Schluß liegt nahe, daß Seckendorf nicht nur diese Reinschrift, sondern auch die der beiden anderen – in derselben Handschrift zur gleichen Zeit überarbeiteten – Elegien 'Heimkunft' und 'Brod und Wein' vorgelegen haben<sup>13</sup>, er aber nur 'Herbstfeier' vollständig, von 'Brod und Wein' bloß die erste Strophe, 'Heimkunft' aber gar nicht mehr aufgenommen hat. Für die späte Gestalt von 'Brod und Wein' bedeutet die Hypothese einer verschollenen Reinschrift – eine Hypothese, der nur durch eine andere, schwieriger zu begründende, widersprochen werden kann –, daß der erhaltene, späte Überarbeitungsentwurf auf eine Neufassung des Gedichts angelegt ist und bis auf Details auch ausformuliert ist. Außerdem ist auf dem Hintergrund solcher Überlegungen die Möglichkeit ernstzunehmen, daß die Überschrift dieser Elegie zuletzt nicht mehr 'Brod und Wein', sondern tatsächlich 'Die Nacht' lautet<sup>14</sup>.

Die textgeschichtliche Hypothese einer Reinschrift ändert an der edi-

von 'Der Rhein' zum Erstdruck in Seckendorfs Musenalmanach für 1808 geht ebenfalls von der Annahme einer verlorenen letzten Reinschrift aus und entwickelt methodische Ansätze zur Behandlung umstrittener Lesarten in den Seckendorfschen Erstdrucken. E. E. Georges Arbeit soll 1979 auf deutsch erscheinen in: *Le pauvre Holterling*, Blätter zur Frankfurter Ausgabe, Nr. 4, Verlag Roter Stern, Frankfurt 1979.

<sup>12</sup> Vgl. Patmos, Vers 93 f., StA II, 168:

*Denn Großentschiedenes hatten in der Seele / Die Männer*

<sup>13</sup> Seckendorf an Kerner, 13. Aug. 1807, über Hölderlin: „Der sonderbare Mensch! also hatte er doch die *Aurora* nicht vergessen. Es ist wahr, vor mehr als 4 Jahren empfing ich Gedichte von ihm für diese Zeitschrift, statt prosaischer Aufsätze, die ich verlangt hatte.“ (StA VII, 2, 381). Vgl. auch die Bemerkung zur Briefstelle in FHA 6, 181.

<sup>14</sup> Da Seckendorf nur die erste Strophe druckt, ist nicht ganz auszuschließen, daß es sich um eine redaktionelle Titeländerung handeln könnte. Das Wort „Nacht“ hat aber in Hölderlins Sprache, gerade zur Zeit der Überarbeitungen früherer Gedichte (1803/4), eine zentrale Bedeutung. Sie dokumentiert sich auch in dem Brief an den Verleger Wilmans vom Dez. 1803: „Ich bin eben an der Durchsicht einiger Nachtgesänge für Ihren Almanach“ (StA VI, 436). Vgl. ferner auch die zahlreichen Belege für „Nacht“ in: B. Böschstein, Konkordanz zu Hölderlins Gedichten nach 1800, Göttingen 1964.

torischen Behandlung des Entwurfs an sich nichts. Dieser hat als Text, wie weit er auch in sich entwickelt sein mag, grundsätzlich eine andere Struktur (die gemäß ihrer Offenheit und Vieldeutigkeit eine besondere editorische Darstellung verlangt) als eine Reinschrift. Die Hypothese einer Reinschrift hat hier nur heuristische Funktion: Sie unterstützt den Versuch, die virtuelle Gestalt<sup>15</sup> eines Gedichts, die im Entwurf treibende Kraft ist, zu erkennen und aus den handschriftlichen Gegebenheiten zu rekonstruieren<sup>16</sup>. Der behauptete Zusammenhang von Reinschrifttext und Überarbeitung muß durch die analytische Lektüre der handschriftlichen Überlieferung selbst zu rechtfertigen sein. Die methodische Grenze einer solchen Lektüre (Edition) ist im Resultat sichtbar: der gelesene (konstituierte) Text ist letztlich immer subjektiv vermittelt und weder autorisiert noch endgültig. Wollte man aber die tiefgreifenden Änderungen der Überarbeitung als „partiell autonome Formeln“<sup>17</sup> verstehen, so wäre ein solches Vorgehen mindestens ebenso subjektiv, da jetzt eine willkürliche Unterscheidung von integrierbaren Varianten und selbständigen Fragmenten zu treffen wäre. Eine kohärente Lektüre des ganzen Gedichts setzt die mikrologische Lektüre der einzelnen Korrekturen ebenso voraus, wie diese erst durch jene sich in ihrer Bedeutung ganz entfaltet<sup>18</sup>. Demgegenüber ist eine bloß atomistische Lektüre, wie genau sie auch sein mag, augenlos, da sie sich den Zusammenhang versperrt.

Die Überarbeitungsschicht in der Homburger Reinschrift verteilt sich über den älteren Text in unterschiedlicher Weise: Der erste Teil der

<sup>15</sup> Vgl. dazu: W. Groddeck, D. E. Sattler, Frankfurter Hölderlin-Ausgabe, Vorläufiger Editionsbericht, in: *Le pauvre Holterling* 2, S. 5–19, insbesondere S. 17 f.

<sup>16</sup> Unbedingte Grenze dieses Versuchs ist die gegebene Handschrift. So wäre es z. B. unzulässig, den möglichen Titel 'Die Nacht', auch wenn er – etwa durch eine Briefstelle des Autors – zweifelsfrei authentisch wäre, in die Textkonstitution einzubeziehen.

<sup>17</sup> Vgl. Anm. 7. Eine solche Formel ist die Neufassung der Verse 152–154 der Reinschrift geworden; lehrreich ist die Zusammenstellung ihrer Interpretationen bei J. Schmidt, aaO, S. 200 f.

<sup>18</sup> Dieser emphatische Begriff von Lektüre kann auch in den vorliegenden Überlegungen nicht eingelöst werden. Hier geht es im wesentlichen nur darum, zu zeigen, inwieweit die Überarbeitungsschicht mit dem Reinschrifttext zusammen ein Ganzes ausmacht. Diese Überlegungen sind Voraussetzung und zugleich ein unabdingbarer Teil solcher Lektüre selbst. Hinweise zum gedanklichen Gehalt des späten Textes sind daher mehr desultorisch und dienen der Veranschaulichung. Zum besseren Verständnis und zur Überprüfbarkeit der folgenden Ausführungen empfiehlt es sich, die Umschriften der Handschrift 307/5–10 vor Augen zu haben (FHA 6, 222 bis 233).

deutlich dreigliederten Elegie ist von Änderungen kaum berührt, der Mittel- und Schlußteil ist jeweils etwa zur Hälfte neu formuliert.

In der ersten Strophe ist nur „Schattenbild“ durch „Ebenbild“ (V. 14) ersetzt<sup>19</sup>.

Die zweite Strophe bleibt völlig unverändert.

Mit der dritten Strophe setzen die Umarbeitungen behutsam im zweiten Distichon ein. Statt: „Wer möcht' uns die Freude verbieten“ nun: „Wer würd uns die Freude verbieten“ – eine Nuance, die sich der Interpretation fast entzieht. Im nächsten Vers scheint Anlaß zur Änderung der Ausdruck „göttliches Feuer“ zu sein, der, vom Mittelteil der Überarbeitung her gelesen, hier verfrüht ist. „Göttliches Feuer ... treibet ... / Aufzubrechen“ wird zunächst zu „Zeichen des Himmels ... treiben ... / Neues geschieht“ geändert und dann zu „Herrliches Zeichen ... singen ... / Witterungen“<sup>20</sup>. Der gleiche objektivierende Gestus läßt sich auch an der Änderung im folgenden Vers – „Eigenes“ zu „Lebendiges“ – wahrnehmen. Die Beobachtung, daß Hölderlin die Elegie im ersten Teil nur vorsichtig verändert, ist eher als Zeichen für die integrale Entwicklung des neuen Gedichts aus dem früheren zu werten, weil dadurch die Exposition im wesentlichen beibehalten wird<sup>21</sup>, als daß sie solcher Deutung widerspräche. Die exponierte Schlußzeile des ersten Teils (V. 54) – übrigens in jeder Textstufe des Gedichts verändert – wird auch jetzt neu artikuliert: „da lachet verpflanzet, der Gott“<sup>22</sup>.

Der Mittelteil der Elegie wird nun von Hölderlin tiefgreifend umgearbeitet, jedoch meistens in direktem Bezug auf den Reinschrifttext, sei

<sup>19</sup> Die Änderung der Apposition, die sich auf den „Mond“, der die Nacht ankündigt, bezieht, ist in zweifacher Hinsicht bedeutsam. Der neue, identifikatorische Ausdruck bestimmt die Konstellation der Gegensätze „Tag“ und „Nacht“ in anderer, auf die Entwicklung des späten Gedichtes vorausweisender Art. Ein Teilnehmer der Tübinger Arbeitsgruppe wies schon hier auf die Hölderlin eigene poetische Genauigkeit hin, wonach der Begriff „Schatten“, der später eine besondere Bedeutung erhält, in der Anfangsstrophe nicht mehr stimmig wäre.

<sup>20</sup> Vgl. die lineare Textdarstellung, FHA 6, 252. Diese Rekonstruktion der Variantenfolge wurde in der Diskussion mit der Bemerkung, „Himmels“ (307/6 : 17) sei nicht eindeutig gestrichen, bestritten. Die Frage, ob der in der Handschrift das Wort nicht völlig tilgende Strich als Tilgung interpretiert werden darf, ist insofern nebensächlich, als Hölderlin oft auch da nicht streicht, wo Texte offensichtlich aufgegeben sind. Vgl. dazu: W. Groddeck, *Über Methode*, in: *Le pauvre Holterling* 3, S. 35–54, insbesondere S. 43.

<sup>21</sup> Ähnlich ist die Situation bei der Elegie 'Stutgard', vgl. Anm. 10.

<sup>22</sup> Vgl. den Hinweis bei J. Schmidt, aaO, S. 180 zum Ausdruck „verpflanzet“, der sich in bezug auf gr. *κολωνία*, „Pflanzstätte“ lesen läßt. Erst diese Änderung stellt die inhaltliche Entsprechung zur überarbeiteten neunten Strophe her. Diese Entsprechung ist schon in der früheren Textstufe angelegt, wird aber in der Überarbeitungsschicht konkretisiert.

es, daß der neue Text sich mit jenem direkt verbindet, sei es, daß er die scheinbar gleichen Inhalte durch die neue Sprache der 'Gesänge' umformuliert und dadurch verändert<sup>23</sup>.

Unmittelbar aus der Reinschrift entwickelt ist die erste Änderung der vierten Strophe in den Versen 59 bis 61, die jetzt so lauten:

*Aber die Thronen, wo? Geseze der Erd, und die Schritte,  
Wo mit Nectar gefüllt, schreitend in Winkeln Gesang?  
Wo bedeuten sie denn, die bäurisch sinnigen Sprüche?*

Mit dieser Textrekonstruktion ist das nicht gestrichene Wort „Dank“ (307/7:11)<sup>24</sup> den Vorstufen zugeordnet, wonach der später überlagerte Text „Göttern zu Lust der Gesang“ zunächst in „Göttern zu Dank der Gesang“ wurde<sup>25</sup>. Die Korrekturen der Überarbeitung lassen die bestimmte Absicht erkennen, den früheren Text historisch zu präzisieren. Die einzigartige Kongruenz von Metrum und Rhythmus verleiht diesen Versen eine kunstvolle, archaische Schwerfälligkeit. Auch die anschließenden drei Verse ergeben sich durch direkte Eingriffe in den Reinschrifttext. Verwirrend ist hier eine Korrektur innerhalb der Überarbeitung des vierten Distichons (V. 62); hieß es im ersten Ansatz noch: „Schaale ist Delphi“, so wird durch Streichung des „e“ daraus: „Schaal ist Delphi“. Auf den ersten Blick scheint hier ein irritierender Bedeutungswandel vor sich gegangen zu sein. Versucht man aber, die Sprachlichkeit dieser Stelle ernstzunehmen, gewahrt man die Genese

<sup>23</sup> Diese philosophische und sprachlich-konkrete Dimension am Prozeß der Textumgestaltung gewahrt zu werden, ist es, was die aufwendige Lektüre des Überarbeitungsentwurfs erst wahrhaft lohnt. Dazu kam es in der Tübinger Arbeitsgruppe leider nicht. Es kann auch hier nicht, in Aufsatzform, nachgeholt werden. Mindestens einen konsequenten Lektüroversuch dieser Art gibt es aber inzwischen: Renate Schein gestattete mir die Einsicht in ihre noch unveröffentlichte Arbeit: Hölderlins Elegie 'Brod und Wein' auf dem Hintergrund von 'Werden im Vergehen', Versuch eines Kommentars der 5. und 6. Fassung, Berlin 1978.

<sup>24</sup> Mit dem Zahlenausdruck in Klammern wird direkt nach der Handschrift zitiert. Die erste Zahl gibt die Kennziffer der Handschrift an, die zweite die Seitenzahl dieser Handschrift, die letzte die Zeilenzählung. Seiten- und Zeilenziffer beziehen sich auf die Umschriften der FHA, die Kennziffern entsprechen dem Katalog der Hölderlin-Handschriften, Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs 3, Stuttgart 1961.

<sup>25</sup> In der Diskussion um diese Stelle wurde der Umstand, daß der „Gefäße“ vmtl. ersetzende Ausdruck „Schritte“ (307/7 : 11) nicht über, sondern unter der Zeile notiert ist, Anlaß zur Hypothese, daß „Dank“ und „Schritte“ als Keimworte des Entwurfs zu betrachten seien und „Gefäße“ nicht ersetzt sei. Nicht beachtet wurde in der Diskussion, daß der neue Vers dann metrisch ungenau wäre; der Schluß des Hexameters: „Erd, und die Gefäße“ hätte eine Senkung zuviel.

eines fast ironischen Wortspiels mit den konträren, aber ähnlich lautenden Begriffen „Schaale“ und „schaal“<sup>26</sup>. Die anschließenden Änderungen (V. 65–71) bilden die erste längere Neufassung, die sich vergleichsweise mühelos als ausformulierte Verse identifizieren läßt und sich nur an einer Stelle mit dem Basistext verbindet:

*Tausendfach kommet der Gott. Unt liegt wie Rosen, der Grund*<sup>27</sup>

Die neuformulierte Partie mündet aber mit Vers 71 nachhaltig in den Reinschrifttext ein<sup>28</sup>. Liest man diese Neufassung im Vergleich mit dem überlagerten Text, wird auch evident, worin das Motiv der Umarbei-

<sup>26</sup> Daß sich in Hölderlins spätem Stil ironische Sprachfiguren finden, ist, so weit ich sehe, nicht recht beachtet worden, obwohl Hölderlin in einem Kommentar zu Pindar ausdrücklich davon spricht:

*Ein Scherz des Weisen, und das Räthsel sollte fast nicht gelöst werden. Das Schwanken und das Streiten zwischen Recht und Klugheit löst sich nemlich nur in durchgängiger Beziehung. „Ich habe zweideutig ein Gemüth genau es zu sagen.“ Daß ich dann zwischen Recht und Klugheit den Zusammenhang auffinde, der nicht ihnen selber, sondern einem dritten zugeschrieben werden muß, wodurch sie unendlich (genau) zusammenhängen, darum hab' ich ein zweideutig Gemüth. (Das Unendliche, StA V, 287).*

Exemplarisch für eine in diesem Sinne ironische Figur ist das Distichon (v. 101 f.) aus der Überarbeitung der Elegie 'Heimkunft':

*Aber Erfindungen gehn, als wenn Einfälle das Haus hat  
Heblings. Arm ist der Geist Deutscher. Geheimerer Sinn*

Dieses Distichon läßt sich, vexierbildhaft, im destruktiven oder konstruktiven Sinne verstehen, und die Armut deutschen Geistes kann sowohl in bezug auf die Deutschen-Schelte (Hyperion, Bd. 2, 1799, S. 113) als auch im Sinne der Bergpredigt (Matth. 5, Vers 3) gelesen werden. Wie bewußt Hölderlin diese „unendlich genaue“ Figur entwickelt hat, belegen die zahlreichen Ansätze zur genannten Stelle (vgl. FHA 6, 308/309). Zur umfassenden Bedeutung des Ironischen bei Hölderlin vgl. auch D. E. Sattlers Essay 'Orkus und Elysium', in: Le pauvre Holterling 3, S. 13–34.

<sup>27</sup> Vers 66. Überraschenderweise wurde gerade die graphisch völlig eindeutige zweite Pentameterhälfte in der Tübinger Diskussion heftig angezweifelt. Die Verkürzung „unt“ für „unten“ sei sprachlich nicht möglich und auch Hölderlin nicht zuzutrauen. Diese Form ist aber selbst im Grimmschen Wörterbuch, unter 'einsilbige Formen', belegt:

*der häuserschmutz der lieget unt,  
vom rauche überwirbelt bunt*

aus: Deutsches Wörterbuch, von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, Leipzig 1936, Artikel 'unten' (XI, 3, 1445).

<sup>28</sup> Die Änderung „Himmlisches“ für „die Himmlischen“ führt in den nächsten drei, sonst unveränderten Versen des älteren Textes zu rein formalen Änderungen: „ihr Tag“ – „sein Tag“ (v. 72); „kommen sie“ – „kommt es“ (v. 73) und „Ihnen“ – „Diesem“ (v. 74). Darin liegt ein positivistischer Beweis dafür, daß die neugefaßte Textstelle in bezug auf den früheren Text entworfen ist und daß die Vermischung des älteren mit dem neuen Text Autorintention ist.

tung liegt. Die Berührung des „Himmlischen“ mit der „Erde“ stellt sich für den Hölderlin der Sophoklesübersetzungen und -anmerkungen anders, katastrophaler, gewalttätiger dar, die Gegensätze sind ursprünglicher und selbständiger begriffen als noch wenige Jahre früher in den Stuttgarter und Homburger Reinschriften von ‚Brod und Wein‘.

Die Umarbeitungen der fünften Strophe sind bis Vers 82 von der neuen Bestimmung der Konstellation von „Himmlisches“ und „Erde“ geprägt. Der Intensität der Bildlichkeit entspricht die syntaktische Konstruktion. Für das Distichon der Reinschrift, Vers 75, 76:

*Und es scheut sie der Mensch, kaum weiß zu sagen ein Halbgott  
Wer mit Nahmen sie sind, die mit den Gaaben ihm nahn.*

steht in der Überarbeitung:

*Denn es scheut sie der Mensch. Darum auch siehet mit Augen  
Kaum ein Halbgott; und ist Feuer um diesen, und Schlaf*

Der abstraktere Ausdruck „weiß“ wird zu „siehet“, einem sinnlichen Tun, verstärkt durch die scheinbare Tautologie „mit Augen“; das Objekt entfällt. Statt der „Gaaben“ der Himmlischen nun der, die Unterscheidung wahrende Ausdruck „Feuer ... und Schlaf“, Zeichen jener ursprünglichen Katastrophe (vgl. V. 66–68 der Überarbeitung). In der gleichen Tendenz sind auch die nächsten Verse, entwickelt aus der Reinschrift<sup>29</sup>, präzisiert. Radikal verändert sind dann die Verse 79 bis 82; sie lauten im älteren Text:

*... fast ward ihm Unheiliges heilig,  
Das er mit seegnender Hand thörig und gütig berührt.  
Möglichst dulden die Himmlischen diß; dann aber in Wahrheit  
Kommen sie selbst und gewohnt werden die Menschen des Glücks*

Jetzt aber:

*... fast ward ihm Gränze die Erde,  
Aber zu ruhn, reißt hin ewig in Nacht das Geschik.  
Selbst bevestigen das die Himmlischen aber wo anders  
Die nichts irrt und gewohnt werden die Menschen des Glücks*

Hier scheint sprachlich und inhaltlich eine völlige Umkehrung des früheren Textes zu geschehen. Der paradoxe Ausdruck in Vers 80 hat geschichtsphilosophische Bedeutung: hier wird, in die Konstruktion des Gedichts historisch eingebunden, die griechische Tragödie evoziert im

<sup>29</sup> Zur editorischen Problematik in v. 79 vgl. FHA 6, 254.

Sinne des Hölderlinschen Tragödienverständnisses, wie er es nach 1802 entwickelt hat<sup>30</sup>. Unter diesem Gesichtspunkt erhellt sich auch der inhaltliche Zusammenhang der Verse 81 und 82, der bisher nicht gesehen wurde<sup>31</sup>: Der mit „aber“ beginnende Satz endet offensichtlich nicht mit dem Hexameter, sondern wird erst mit dem Pentameteranfang vollständig: „aber wo anders / Die nichts irrt“. Es ist, wie aus der früheren Variante („aber wenn anders“) noch deutlicher hervorgeht, ein Konditionalsatz, der die Absolutheit der Himmlischen in Frage stellt. Diese ungeheuerlich anmutende Innovation des Textes hat eine Parallele im Gesang ‚Mnemosyne‘: „Denn nicht vermögen / Die Himmlischen alles. Nemlich es reichen / Die Sterblichen eh‘ an den Abgrund“<sup>32</sup>. Der Umstand, daß Hölderlin die letzten drei Worte der Überarbeitung auf die Rückseite des Blattes über die Fortsetzung der Reinschrift notiert, verdeutlicht nur, daß die vier folgenden, der Diktion nach völlig anderen Verse bewußt unverändert geblieben sind. Einer sensiblen Lektüre wird freilich nicht entgehen, daß sie durch die neue Konstellation in ein anderes, fast irreales Licht getaucht sind. Die beiden Schlußdistichen der fünften Strophe sind wieder geschlossen neugefaßt. Sie bieten editorisch, abgesehen von den ersten Ansätzen in V. 90, keine Schwierigkeiten<sup>33</sup>, und einer nachdenklichen Lektüre wird sich die Notwendigkeit der Überarbeitung aus dem bisher Gelesenen wie von selbst erschließen.

Die sechste Strophe ist – verglichen mit der vorigen und der folgenden – nur zurückhaltend verändert. Das erste Distichon wird aufgrund

<sup>30</sup> Vgl. dazu Hölderlins Anmerkungen zu den Sophokles-Übersetzungen und den Entwurf ‚Die Bedeutung der Tragödien ...‘ (FHA 14, vgl. auch die Titelnote zu diesem Entwurf).

<sup>31</sup> Der Zusammenhang ist in StA II, 603 durch die Lesartendarstellung etwas unübersichtlich. Die Ausgabe von G. Mieth (vgl. Anm. 6) konjiziert daher ein Komma nach „wo anders“. J. Schmidt, aaO, S. 184, faßt die metrisch vollständige Lesart von StA an dieser Stelle in Prosa: „Aber es reißt in die Nacht das Geschik / Selbst bevestigen das die Himmlischen woanders / Die nichts irrt“. Er bemerkt dazu: „Die gleiche Überzeugung wie in dem immer wiederkehrenden Wort ‚Alles ist gut‘; sie gehört in Hölderlins Bild von der Vorsehung“.

Jenes rhythmische Kunstmittel, das das Enjambement zur gedanklichen Spannung nutzt, wendet Hölderlin häufig an: ‚Brod und Wein‘ v. 40/41, v. 125/126; ‚Heimkunft‘ VI, v. 78/79, v. 101/102; ‚Stutgard‘ IV, v. 65/66, usw.

<sup>32</sup> FHA Einleitung, S. 58, 59 (307/91 : 33–37).

<sup>33</sup> Der metrisch ungewöhnliche Hexameter mit zwei Spondeen am Schluß entspricht der inhaltlichen Bewegung:

*Lang und schwer ist das Wort von dieser Ankunft aber  
Weiß ist der Augenblick ...*

Wie eine Selbstreflexion des späten Gedichts liest sich diese Stelle.

des Vorangegangenen neugefaßt, schließt aber mit dem Pentameter wieder an die Reinschrift an. Der Strophenbeginn des früheren Textes „Und nun denkt er . . .“ hätte zum überarbeiteten Schluß der vorigen Strophe keinen Bezug mehr, da dort „der Mensch“ durch die „Diener der Himmlischen“ ersetzt wurde; folgerichtig beginnt die sechste Strophe jetzt: „Nun behalten sie . . .“ Durch die Korrekturen werden aber auch Diktion und Rhythmus der Überarbeitung in die neue Strophe hinübergenommen. Diese Beobachtung und die mehrfachen Ansätze zur Neuformulierung deuten auf die Anstrengung hin, den Übergang von den veränderten Versen 87 bis 90 zum Text der Reinschrift herzustellen und dürfen als Hinweis verstanden werden, daß Hölderlin sich bewußt war, hier heterogene Stilebenen zu verbinden. In die nächsten 14 Verse wird nur ganz punktuell eingegriffen. Über die geschichtsphilosophischen Implikationen dieser Korrekturen hat Michael Franz einen erhellenden Kommentar verfaßt<sup>34</sup>. Mit Vers 107, dem letzten Distichon der sechsten Strophe, leitet eine subtile Korrektur (für „Oder er kam auch selbst“ das entschiedenere „Aber er kam dann selbst“) die längste selbständige Neufassung der Überarbeitungsschicht ein, die bis zum Ende der siebten Strophe reicht. Diese Neufassung setzt an einer markanten Stelle der Reinschrift ein: Die Rückerinnerung oder der Nachvollzug der griechischen Antike ist mit dem Erscheinen Christi, Ende der sechsten Strophe, abgeschlossen, und die siebte Strophe, die auch den dritten Teil der Elegie einleitet, ist in elegischer Resignation auf die Gegenwart bezogen. Wie ein Auftauchen: „Aber Freund! wir kommen zu spät“ (V. 109), anklingend an den Ausgangspunkt in der dritten Strophe: „Drum an den Isthmos komm! dorthin, wo das offene Meer rauscht“ (V. 49). Diese tiefe Zäsur vor der siebten Strophe der Reinschriftfassung ist in der Überarbeitung offensichtlich absichtsvoll aufgegeben. Hölderlin merkt als erstes die beiden Randverse der sechsten und siebten Strophe durch Unterstreichung zur Änderung an; dann setzt die Überarbeitung erst zögernd, experimentierend ein; der die Strophen überspringende Satz wird mehrfach umdisponiert und bleibt – als einziger Vers der Überarbeitungsschicht – metrisch unvollständig: es fehlt ein zweisilbiges Wort. Entsprechend hypothetisch ist die Textrekonstruktion<sup>35</sup>, eindeutig hingegen ist das beabsichtigte Strophenenjambement: „Tempel und Bild, // Narben gleichbar . . .“

<sup>34</sup> Michael Franz, Tuskische Ordnungen in: *Le pauvre Holterling* 2, S. 21–24.

<sup>35</sup> Die Unvollständigkeit dieser Stelle sollte nicht kurzschlüssig interpretiert werden. Es gibt bei Hölderlin immer wieder lückenhafte Entwurfsstellen, die in der folgenden Textstufe, ohne daß die Konzeption noch geändert würde, ergänzt werden. So ist im

Die Neufassung der siebten Strophe ist in ihrem gedanklichen Gehalt wie auch in editorischer Hinsicht äußerst komplex. D. E. Sattlers Entdeckung, daß die Distichenzählung der sechsten und siebten Strophe in unmittelbarem Zusammenhang mit der späten Überarbeitung steht<sup>36</sup>, belegt wiederum, daß Hölderlins Änderungen in deutlicher Absicht einer Neufassung der ganzen Elegie entstanden sind, denn weshalb sollte er „autonome Formeln, Notate, Einzelteile“<sup>37</sup> nach Maßgabe der architektonischen Gliederung des Gedichts durchzählen? Dies vorausgesetzt, ist wahrscheinlich, daß sich aus den Notierungen der Überarbeitungsschicht eine vollständige Strophe herauslesen läßt – eine mit neun Distichen vollständigere als die nur acht Distichen umfassende Strophe der Reinschrift. Die Neufassung dieser Strophe läßt eine dem ganzen Gedicht eigene Dreiteiligkeit erkennen. Ein erster Teil (V. 109–114) hält sich an die Gliederung der Reinschrift. Abgesehen von der nicht eindeutig zu interpretierenden Variantenfolge in Vers 111<sup>38</sup> ist der fast variantenlose neue Text editorisch problemlos. Nicht so der Text selbst:

. . . Auch Geistiges leidet,  
Himmlischer Gegenwart, zündet wie Feuer, zulezt.  
Trunkenheit ists, eigener Art, wenn Himmlische da sind  
Sich sein Grab sinnt, doch klug mit den Geistern, der Geist.  
Auch die Geister, denn immer hält den Gott ein Gebet auf,  
Die auch leiden, so oft diesen die Erde berührt.

Der späte Text scheint den früheren umzukehren: War hier von der Götterferne die Rede, wird jetzt von der „Gegenwart“ der „Himmlischen“ gesprochen. Doch die Wirkung dieser „Gegenwart“ ist anders als die scheinbar gleiche Situation in der (überarbeiteten) vierten Strophe, auf welche die Metapher „wie Feuer“ verweist. Auch wird jetzt der „Gott“ von der „Erde“ berührt, er ist leidend, und die „Geister“ mit ihm: „Die auch leiden“. Wie Wortspiele lesen sich die Abwandlungen: „Geistiges“ – „Geister“ – „Geist“; wohldurchdacht und voller Irritationen wirkt die syntaktische und gedankliche Konstruktion – rätselhaft, womöglich mit Absicht<sup>39</sup>.

ersten Entwurf zu dieser Elegie (‘Der Weingott’) der erste Satz – „Rings um ruhet die Stadt“ – noch ausgelassen, während das folgende fast unverändert durch alle Textstufen erhalten bleibt. Ähnlich auch das Vorgehen Hölderlins in den Entwürfen zu ‘An Landauer’ (FHA 2, 306 ff.).

<sup>36</sup> Vgl. dazu die ausführliche Argumentation in FHA 6, 255 f.

<sup>37</sup> Vgl. Anm. 7.

<sup>38</sup> Vgl. die alternative Textkonstitution FHA 6, 255.

<sup>39</sup> Das heißt nicht, die Stelle sei unverständlich; denn das Rätsel sollte ja nur „fast nicht gelöst werden“. Vgl. Anm. 26.

Der zweite Teil der Neufassung ist auch in der unmittelbaren Form verstreuter Varianten als ein vom folgenden, mit „Aber“ eingeleiteten Schluß der Strophe deutlich abgehobener, gedanklicher Zusammenhang erkennbar. Doch schon der Vers 115 stellt die textrekonstruierende Lektüre vor Entscheidungen. Die offensichtlich zuletzt geschriebene Variante „eigenen Schatten“ (307/9:15,14) läßt sich metrisch nicht in den Hexameter integrieren. Es können aber die früheren Varianten mit dem Basistext zu metrischer Vollständigkeit verbunden werden, und die variantenlose Fortsetzung bis „Nimmer“ (V. 117) läßt in den so gelesenen Versen eine artifizielle Spiegelung erkennen:

*Nimmer von ihnen ist grün und die süßen Pfade der Heimath  
Regeln; Gebäuden gleich stehen die Bäum und Gebüsch  
Nimmer, . . .*

In der Mitte der vom zweimaligen „Nimmer“ umklammerten Konstruktion stehen die Ausdrücke „Heimath / Regeln; Gebäuden gleich“. Die Verwandtschaft, ja poetische Identität beider Begriffe<sup>40</sup> hat seine Entsprechung in den übrigen Satzgliedern: „Bäum“ entspricht „Pfad“ und „Gebüsch“ dem „grün“. Die Neufassung könnte hier als die poetisch konkretisierte Entfaltung der viel allgemeiner gehaltenen Reinschriftformulierung gelesen werden: „Traum von ihnen ist drauf das Leben“. Die variantenlose Fortsetzung des Hexameters V. 117 stößt in der nächsten Überarbeitungszeile unmittelbar auf einen zweiten Hexameter (307/9:22,23). Danach ist der elegische Wechsel von Hexameter und Pentameter wieder regelmäßig, jedoch umgekehrt zum überarbeiteten Text bis 307/9:35–38; hier wird ein zusätzlicher Hexameter entworfen, so daß der Schluß wieder im parallelen Versmaßwechsel zur Reinschrift verläuft. Der hinzugedichtete Hexameter vervollständigt die neue siebte Strophe aber noch nicht ganz; es fehlt ein Pentameter. Hier gibt der vor Vers 114 der Reinschrift gesetzte Punkt einen Hinweis. Dieser Vers ist ohne direkten Bezug von der Neufassung überlagert worden. Die erwähnte Variante („eigenen Schatten“), die sich in Vers 115 nicht integrieren ließ, steht unter jenem Pentameter und ersetzt wahrscheinlich den Ausdruck „göttliche Fülle“. Dieser Pentameter, mit dem „versehentlichen“<sup>41</sup> Punkt davor, steht im Zusammenhang der Überarbeitung dort isoliert, nach metrischen und inhaltlichen Gesichtspunkten läßt er sich aber zwischen die beiden aufeinanderstoßenden Hexameter einfügen<sup>42</sup>. Für die Lektüre ergibt sich dann folgende Textgestalt:

<sup>40</sup> Vgl. die Änderung „Geseze der Erd“ für „Tempel“ in Vers 59.

<sup>41</sup> StA II, 604.

<sup>42</sup> Diese vielleicht gewagte Deutung ist die einzige logische Möglichkeit, die durch die

*Nur zu Zeiten erträgt eigenen Schatten der Mensch.  
Aber Herzen an Kraft, wie auf weißer Haide Blümlein,  
Da es dürr ist;*

Der Hexameter (V. 119) setzt sich aus Überarbeitungsschicht und Basistext zusammen. Die Umarbeitung geht von der Unterstreichung des „wie sonst“ (307/9:23) aus, das in dem früheren Text eine geschichtliche Wiederholung impliziert; dies wird durch die Überarbeitung revidiert. Das neuentstandene Motiv findet sich, verwandelt, in „Mnemosyne“ wieder:

*Denn Schnee, wie Majenblumen  
Das Edelmüthige, wo  
Es seie bedeutend, glänzet auf der grünen Wiese<sup>43</sup>*

Die Fortsetzung der Überarbeitungsschicht berührt den Basistext nicht mehr. Es ist jedoch bedeutsam, daß diese Stelle der Reinschriftfassung (V. 119–122), die in unverhüllter Melancholie in die vielzitierte Frage „und wozu Dichter in dürftiger Zeit?“ mündet, von Neuformulierungen geradezu überwuchert wird. Für den Ausdruck subjektiven Schmerzes in jenen Versen werden nun objektivierende und apokalyptisch anmutende Bilder entworfen:

*. . . das Grün aber ernähret das Roß  
Und den Wolf, in der Wildniß, aber des Todes denkt Einer  
Kaum, und der Jugend Haus fassen die Seher nicht mehr.*

Die Entwicklung dieser Textstelle ist insofern problematisch, da die Varianten so sehr ineinandergeschrieben sind, daß eine sichere Textrekonstruktion allein aufgrund graphischer Indizien nicht möglich ist. An solchen Stellen muß daher, nach Voraussetzung einer textlogischen Entwicklung, hypothetisch vorgegangen werden, wobei dieses Verfahren nicht dem graphischen Befund widersprechen darf, ihn aber deutend ergänzen kann<sup>44</sup>.

erwähnte Verszählung Hölderlins dokumentierte Intention einer Vervollständigung der siebten Strophe ernstzunehmen. Ihr läßt sich die skeptizistische Hypothese entgegenhalten, es handle sich um einen liegengelassenen, in sich widersprüchlichen Entwurf – eine Annahme, die mit einer genauen Lektüre der Überarbeitungsschicht kaum zu vereinbaren ist. Die vorgeschlagene Lektüre der späten siebten Strophe kann freilich dann erst als „sicher“ gelten, wenn sie sich an der Reinschrift verifizieren ließe.

<sup>43</sup> FHA Einleitung, S. 58, 59 (307/91 : 67–69).

<sup>44</sup> Entsprechend offen und revidierbar muß daher die Darstellung der Textentwicklung, FHA 6, 256, verstanden werden. Würde man etwa die schwer zu entziffernden Worte „Kaum dort“ (307/9 : 32) nach Beißner lesen („Reinen denkt“), so wären sie als Stichworte zu deuten, die sich nicht dem Vers 122 zuordnen ließen. Jetzt wäre als voll-

Der dritte Teil der neuen siebten Strophe, V. 123–126, entspricht dem Schlußdistichon der Reinschriftstrophe, freilich in bestimmter Umkehrung des Gehalts. Für die „Dichter“, die wie „von Lande zu Land“ ziehende Dionysospriester sind, wird nun „Ein Verständiger“ gesetzt, der „Die Regel“ und „das Ruhige kennt“; der Entfaltung des „Ruhige(n)“ dient die Umarbeitung des Schlusses in dieser Strophe. Die Formulierung in der Schlußzeile – „ihrs auch sei lang, wie der Himmel und tief“ – scheint wieder jene Rätselstruktur aufzuweisen: die suggestive Formel „lang ... und tief“ läßt sich als geometrische Metapher lesen, ist aber auch Merkmal heilenden Schlafes. „Aber das Irrsaa! / Hilft, wie Schlummer ...“ – vielleicht ist dieses Motiv aus der Mitte der siebten Strophe der Reinschrift hier verwandelt eingegangen.

Die achte Strophe bleibt in den ersten neun Versen fast ohne Änderung, nur in Vers 131 (Reinschrift: V. 129) wird eine unscheinbare Korrektur angebracht: „Und“ für „Als“, wodurch das Geschichtliche, das Nacheinander der Ereignisse betont wird. Diese Änderung kann ferner auch als ein weiteres Indiz gelten, daß der sonst unveränderte Text der Reinschrift für die neue Fassung gilt. Die Verse 136 bis 138 werden ganz grundsätzlich geändert<sup>45</sup>, ausgehend vom Basistext: Zu-

ständigste Formulierung – in FHA als Variante 4 der Verse 121, 122 ediert – folgende Kombination zu lesen:

*Und den Wolf, in der Wildniß, aber der Wunder denket*

*Eines schwer, und der Jugend Haus fassen die Seher nicht mehr.*

Dadurch wäre aber der Pentameter überlang. Angesichts der Spuren intensiver Arbeit Hölderlins an dieser Stelle scheint diese Annahme fragwürdig. Ein leselogisches Vorgehen der Edition wird daher, um dem Prozeß der Textentstehung auf die Spur zu kommen, hier vom fünftmal veränderten Schluß des Hexameters ausgehen, der nur in zwei Fällen metrisch vollständig ist. Der erste Fall läßt als Fortsetzung nur den metrisch fehlerhaften Pentameter zu, der zweite Fall ergibt den konstituierten Text der FHA. Der von einer positivistischen Editionswissenschaft gelegentlich geforderte Verzicht auf eindeutige Lektüre graphisch komplexer Entwürfe ist durch die editorische Anlage der FHA, wo zwischen einem textdokumentierenden und einem textinterpretierenden Teil der Edition methodisch unterschieden wird, m. E. überflüssig (vgl. dazu die Literaturhinweise in Anm. 15 und Anm. 20).

<sup>45</sup> B. Böschenstein, aaO, bezweifelt diese Stelle nachhaltig: „Weder ist die Umkehrung von Hexameter und Pentameter Hölderlin zuzutrauen noch auch der falsche Bau der zweiten Pentameterhälfte 'dass sich krümmt der Verstand'. Es ist, nach der Lage der Handschrift, ohnehin sehr schwierig auszumachen, was als Tilgung und was als Ersatz angenommen werden soll. Aber viel bedeutsamer ist die Grundfrage: Soll wirklich ein solches Neu- und Weiterdenken innerhalb einer Reinschrift, die ein in früherem Zeitpunkt gefertigtes Gedicht enthält, als partielle Ersetzung des älteren Kontinuums gedeutet werden? Soll dieses fortan aus gänzlich verschiedenen gedanklichen, thematischen, sprachlichen, rhythmischen, hier noch metrischen Elementen zusammengefügt werden

nächst werden die beiden Verse 134 und 135 der Reinschrift zur Änderung unterstrichen, dann aber von der Neufassung völlig überwuchert; die ganz selbständige Überarbeitung mündet jedoch mit – vom Editorischen her gesehen – seltener Klarheit in den Reinschrifttext. Ein Blick auf die Handschrift (307/9:69–71) verdeutlicht, wie Hölderlin hier den neuen Text mit dem älteren mischt, wie aus beiden, in erstaunlicher Schreibökonomie, die Neuformulierung entsteht: Aus „es lebt“ wird, durch Streichung des „es“ und Überschreibung, „auch lebt“; dann wird, in der Tintenfarbe der Überarbeitungsschicht, ein überdeutliches Komma hinter das Jahre zuvor geschriebene Wort „lebt“ gesetzt und der folgende frühere Text – „stille noch einiger Dank“ – zuerst mit „aber, errettet, ein“ überschrieben; er lautet also jetzt: „auch lebt, aber, errettet, ein Dank“. Schließlich wird „ein“ wieder gestrichen und darüber als neue Variante „es sieget der“ geschrieben, womit dieser Satz jetzt so zu lesen ist: „auch lebt, aber es sieget der Dank“. Die neue Fassung mag sprachlich ungewöhnlich sein, ist aber nach dem graphischen Befund eindeutig. Dieser gesicherte Textteil ist ein guter Ausgangspunkt, die beiden davor notierten Versentwürfe der Überarbeitung textgenetisch aufzuschlüsseln. Zu Beginn der erläuterten Zeile sind zwei Varianten notiert, die eine über, die andere unter der Zeile. Die über der Zeile geschriebene Variante ist die frühere, da sie sich nur mit einer gestrichenen Variante des vorigen Verses verbinden läßt: „daß nimmer das Forschen / Aufgeht“. Für die Textkonstitution bleibt also nur die zweite Variante: „Vor Erkenntniß“. Sie müßte sich syntaktisch mit einer der ungestrichenen Varianten des vorigen Verses verbinden lassen. Hier liegt der Bezug zu „Daß sich krümmt der Verstand“ am nächsten, aber auch die beiden übrigen Varianten schließen eine syntaktische Verbindung nicht ganz aus. Unter der erwähnten gestrichenen Variante ist noch „und Untheilbares zu deuten“ notiert; das „und“ ist aber wieder gestrichen, so daß sich zu den beiden metrisch gleichen Varianten „Auseinander beinah“ und „Daß sich krümmt der Verstand“ keine unmittelbare Verbindung herstellen läßt. Betrachtet man nun den darüberstehenden Vers<sup>46</sup>, so zeigt sich, daß er metrisch als Hexameter zu lesen ist. Damit

können? ... Hölderlin hat seine drei grossen Elegien bis ins Letzte durchkomponiert und kunstmässig zu einer für ihn zunächst gültigen Gestalt geführt, die kein Vorurteil antasten kann. Wenn spätere Umstrukturierungen seiner Geistes- und Sprachwelt ihn sein Manuskript aufzubrechen zwangen, so ist dieser Vorgang in seinem eigenen Gesetz darzustellen, nicht als Fortsetzung der früheren Arbeit.“

<sup>46</sup> Dieser Vers ist, nach mehreren Ansätzen, eine Zeile weiter oben quasi ins Reine geschrieben.

ist die Möglichkeit gegeben, daß der fragliche Vers darunter ein Pentameter ist. Deutet man nun hier den handschriftlichen Befund so, daß die beiden metrisch gleichen Versteile aus Platzmangel nicht neben-, sondern übereinander geschrieben sind, sich also nicht ersetzen, sondern zu einem Pentameter<sup>47</sup> ergänzen, so ergibt sich der in FHA vorgeschlagene Text<sup>48</sup>:

*Aber, wie Waagen bricht, fast, eh es kommet, das Schiksaal  
Auseinander beinah, daß sich krümmt der Verstand  
Vor Erkenntniß, auch lebt, aber es sieget der Dank.*

Mit dieser Textrekonstruktion wird eine Anomalie der Elegienform angenommen, die sich anzweifeln läßt: Es stoßen je zwei Hexameter und Pentameter aufeinander. Das bedeutet entweder, daß der Text von Hölderlin an dieser Stelle nicht zuendeentwickelt wurde – dies ist nicht auszuschließen, widerspricht aber der Intensität der Überarbeitung an dieser Stelle und der Lektüre des übrigen Entwurfes –, oder, daß diese Anomalie, dieser ironisch anmutende Bruch mit der tradierten Form Absicht ist. Immerhin wäre ein solcher Formbruch, wenn man den Gehalt dieser Verse<sup>49</sup> einbezieht, poetisch sinntragend. Es bleibt jedoch eine Frage der eigenen kritischen Lektüre, die sich freilich ihrerseits einer Selbstreflexion nicht entziehen sollte, ob diese Umkehrung der antiken Form Hölderlin 'zuzutrauen' ist oder nicht.

Das letzte Drittel der achten Strophe bleibt wiederum fast vollständig erhalten. In Vers 140 ist „donnernden“ zur Änderung unterstrichen, aber die Korrektur ist nicht ausgeführt, vielleicht auch verworfen worden. Die Änderung in Vers 143: „Weingott“ – „Weinsgeist“ – „Herbstgeist“ lesen sich wie ein Modell in nuce für die sprachliche Entwicklung in Hölderlins Spätstil. Diese kleinen Korrekturen beziehen wiederum den früheren Text in den Zusammenhang der späteren Textintention ein; so verstanden, erweist sich der Kontrast der aufeinanderstoßenden Sprachstile als bewußt eingesetztes Kunstmittel.

<sup>47</sup> Der erste Pentameter ist hier metrisch ungenau. Es ist denkbar, daß er in der Reinschrift korrigiert wurde. Schon wegen der editorischen Unsicherheit dieser Stelle verbietet sich eine Konjekture.

<sup>48</sup> Daß sich, nach Lage der Überlieferung, an dieser Stelle auch andere Lesemöglichkeiten ergeben, ist in FHA 6, 257 nicht nur zugegeben, sondern auch als alternative Textkonstitution vorgeführt worden. Damit ist deutlich gezeigt, daß die von den Herausgebern bevorzugte Lesung nicht sicher ist und eine Anregung für die eigene Lektüre bedeutet.

<sup>49</sup> Solche Stellen wörtlich zu lesen, empfiehlt sich immer. Zur inhaltlichen Schwierigkeit wäre auf die Entsprechung (und Differenz) dieser Stelle zu Vers 80 ff. der Überarbeitung hinzuweisen. Vgl. Anm. 30.

In der letzten Strophe bleiben die beiden ersten Distichen unverändert. Im dritten scheint Anlaß zur Änderung der Ausdruck „Götterlosen“ (307/10:19) zu sein, der unterstrichen wird; dann wird aus dem Basistext stufenweise, in vier sich inhaltlich konsequent entwickelnden Distichen, die Neufassung entworfen<sup>50</sup>. Die folgenden dreieinhalb Verse bleiben wieder im Wortlaut erhalten, die anschließende Neufassung der Reinschriftverse 152 bis 154 ist als Fragment berühmt und vielzitiert<sup>51</sup>. Sie hat aber gegenüber dem älteren Text revidierenden Charakter. Bei den – später zur Änderung unterstrichenen – Versen der Reinschrift (307/10:26–30) war das Motiv der Götterferne und der Erwartung im Zentrum. Im neuen Text wird dagegen auf den aus der Reinschrift unverändert übernommenen Vers:

*Siehe! wir sind es, wir; Frucht von Hesperien ist!*

begründender Bezug genommen:

*nemlich zu Hauß ist der Geist  
Nicht im Anfang, nicht an der Quell. Ihn zehret die Heimath*

Auch das folgende Distichon der Neufassung steht zum überlagerten Text in eigenartiger Beziehung. Heißt es zuerst, daß „des Höchsten / Sohn, der Syrier, unter die Schatten herab“ komme, so kehrt sich das Verhältnis in der Überarbeitung um:

*Unsere Blumen erfreun und die Schatten unserer Wälder  
Den Verschmachteteten . . .*

Aufschlußreich für das Verständnis von Hölderlins später Sprache ist hier die Bedeutungsinversion im Wort „Schatten“<sup>52</sup>. Das folgende Distichon bleibt unverändert, jedoch bezieht sich die anschließende Neufassung der Schlußverse fast unauffällig darauf. Von den „Weisen“ heißt es dort: „dem Licht thauet ihr Auge noch auf“, in der Umdichtung des Schlusses wird die Korrespondenz der Gegensätze erst wörtlich hergestellt: „Aber es ruhn die Augen der Erde, / Die allwissenden . . .“

<sup>50</sup> Vgl. die lineare Textdarstellung FHA 6, 257; auch Le pauvre Holterling 2, S. 16.

<sup>51</sup> Vgl. Anm. 17. Weniger bekannt ist die editorische Frage, ob es nun „Kolonie“ ist oder „Kolonien“ sind, die „der Geist“ „liebt“. Vgl. FHA 6, 257.

<sup>52</sup> In der Diskussion wurde angeregt, das in der Handschrift stehende „Schatten“ nicht als Verschreibung zu deuten, sondern als dialektale Eigenheit gelten zu lassen. Es wäre dann als Hapaxlegomenon zu betrachten. Andererseits sind durch Vorwirkung entstandene Umlaute bei Hölderlin nicht selten: z. B. „Väters“ statt „Vaters“ oder „gemähnt“ statt „gemahnt“ (FHA 6, 28, 29 = 6/3:38, 40). Zum Wort „Schatten“ vgl. Anm. 19.

Im letzten, neugefaßten Distichon der Elegie geschieht modellhaft, was für die Überarbeitung als ganze gilt: Die bloß mythologische, dadurch bisweilen allegorisch wirkende Ausdrucksweise verwandelt sich in eine neue, anschauliche und fremdartige Bildlichkeit. So kommt es vom „Titan“ zu den „Augen der Erde“, von „Cerberus“ zu „Hunde der Nacht“.

Mit diesen letzten Worten der neuen Elegie schließt sich auch, wörtlicher als in der Reinschriftfassung, der Kreis des Gedichts. Es mündet, durchaus heiter<sup>53</sup>, wieder in die anfängliche Stimmung ein: die Ruhe der Stadt, wenn es Nacht wird.

<sup>53</sup> Die schwerbestimmbare, atmosphärische Heiterkeit, wenn nicht Lustigkeit, die in Hölderlins später Sprache bisweilen mitzuklingen scheint, wahrzunehmen, tut dem Ernst und dem „eigentlich Originellen“ des Gesangs keinen Schaden, vielleicht ist es vielmehr eine der entschwundenen Voraussetzungen, ihn zu begreifen.

## Miszellen

Fragen zu einigen Texten  
in Beißners Abteilung „Pläne und Bruchstücke“

Von

Adolf Beck

Die Hölderlin-Forschung hat neuerdings Friedrich Beißners Abteilung „Pläne und Bruchstücke“ und ihrem Verhältnis zu der Abteilung „Hymnische Entwürfe“ mehrmals, unter verschiedenen Gesichtspunkten, Aufmerksamkeit zugewendet<sup>1</sup>. Momme Mommsen hat in seinem erhellenden Vortrag: 'Die Problematik des Priestertums bei Hölderlin' am Schlusse das Bruchstück 68 als Zitat erwiesen<sup>2</sup>; darüber gleich nachher. Michael Franz hat in einem anregenden Aufsatz (den er einmal zu bescheiden „Miszelle“ nennt) einige 'Vaterländische Helden im Spätwerk Hölderlins', die dort in Bruchstücken und sonstwo erscheinen, auf ihre Bedeutung untersucht<sup>3</sup>; er tat es zum einen mit der wichtigen quellenkritischen Frage, woher Hölderlin „das Material über diese Gestalten“ hatte und „welcher Art“ es war; zum andern innerhalb eines weiten theologischen und theologiegeschichtlichen Horizontes, wenn auch nicht ganz ohne Konstruktion von theologischer Position aus, unter dem Gesichtspunkt der – am Schlusse verneinten – Frage, ob hinter dem Auftauchen „dieser Gestalten ... ein bestimmter geschichtsphilosophischer Ansatz, gar eine 'heilsgeschichtliche' Theorie“ stehe. Auch zu diesem Aufsatz später. Georg-Albrecht Eckle hat in einem – leider vor dem Druck im Hölderlin-Jahrbuch zurückgezogenen, dem Verfasser daher nicht näher bekannten – Vortrag: 'Das Homburger Folioheft' dem möglichen Zusammenhang von „Bruchstücken“ mit vollendeten Hymnen und besonders mit „Hymnischen Entwürfen“ nachgespürt<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> StA II, 315–341 und 927–957. Anzahl: 92; dazu als Nr. 93 Überschrift eines der spätesten Gedichte: 'Der Strom' (StA VII, 3, 545). „Hymnische Entwürfe“: StA II, 201–258 und 831–896. – In Hellingraths Bd. 4 waren einerseits weit gediehene Entwürfe wie 'Die Titanen' und 'Der Ister' den vollendeten „Hymnen in freien Strophen“ zugeordnet, andererseits „Bruchstücke und Entwürfe“ in Einer Abteilung vereinigt.

<sup>2</sup> HJb 15, 1967/68, 53–74 (72–74). Den Hinweis auf Mommsens Priorität verdankt der Vf., der sie übersehen hatte, Maria Kohler.

<sup>3</sup> HJb 18, 1973/1974, 133–148.

<sup>4</sup> Der Vortrag vor der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft 1976 war im Ansatz bedeutend und erfolgreich, aber wohl nur eine „Schneise“ durch den dichtbestand-

Der folgende Beitrag besteht aus echten „Miscellen“. Beißners Bezeichnung „Pläne und Bruchstücke“ wird darin in strengem Sinn verstanden und an einigen Texten geprüft: Pläne und Bruchstücke, stets geringen Umfangs, aus denen lyrische Gebilde werden sollten, – Titel- oder Keimworte, öfters wohl jähe „Einfälle“, „Eingebungen“, denen ein Zusammenhang, wie er dem Dichter dämmrig vorschweben mochte, nicht zuteil geworden ist. Beißner hat diese Titel, Stücke und Stückchen, von denen die früheren größtenteils ins Stuttgarter, die späteren größtenteils ins Homburger Foliobuch – manche neben oder in einander hinein – geschrieben sind, gesondert und, soweit möglich, in zeitliche Folge gebracht. Er tat es mit bewundernswerter Umsicht; Vorsicht allerdings und Zurückhaltung, öfters Verzicht übte er in Ergründung des Sinnes, der möglichen Herkunft und des denkbaren Zusammenhangs mit Hymnen und „Hymnischen Entwürfen“, die in der Mehrzahl größere Stücke sind. Daß die Grenze zwischen den beiden Abteilungen fließend sei, war ihm klar bewußt<sup>5</sup>.

Die Erörterungen sind vorwiegend philologischer und quellenkritischer Art. Ob sie hie und da ins Weitere und Allgemeinere vordringen können, mag sich zeigen. Sie sind jedenfalls eine lose Kette von Bruchstücken über „Bruchstücke“. Sie erbringen mehr tastende Fragen als treffsichere Antworten, mehr Erwägungen und vorsichtige Vermutungen als feste Ergebnisse. Mag das z. T. an den Gegenständen, z. T. an der Notwendigkeit, sich in fachfremdes Gebiet hineinzuwagen, liegen: der ständige Aufenthalt an der Schranke zwischen zuversichtlich Vertret- und nur noch Vermutbarem peinigt den Verfasser selbst.

Bruchstück 68<sup>6</sup>.

Wie von Mommsen erwiesen und eingangs erwähnt, ist das Bruchstück Zitat. Bei Beißner lautet es – die Zeilen sind hier nur durch Virgeln abgetrennt –:

*Da soll er alles / Hinausführen / Außer den Längen / An eine reine Stätte / Da man die Asche / Hinschüttet, und solls / Verbrennen auf dem Holz mit Feuer.*

nen Mischwald von Entwürfen und Bruchstücken; Veröffentlichung in erweiterter und abgerundeter Form daher wünschenswert.

<sup>5</sup> S. die Vorbemerkungen in StA II, 831 und 927.

<sup>6</sup> StA II, 335 und 949 f. Im Homburger Foliobuch (Bl. 70) in dicken Zügen, mit fast streichholzgrober Feder, geschrieben. Für „Stätte“ zuerst „Ort“; „Da“ (bei Mommsen „Das“) steht fest. – Ebenfalls rechts über dem Bibel-Zitat, nicht weit davon getrennt, mit annähernd dem gleichen Ductus die Worte: „und das Horn des Wächters bei Nacht“ (StA II, 942, 9–11). Zusammenhang ist nicht sicher, doch möglich. (Vgl. S. 231 f. über Bruchstück 48.)

Der Satz steht im Leviticus, im 3. Buch Mose, als v. 12 des 4. Kapitels. Dieses handelt in v. 1–12 vom „Sündopfer“ des Priesters, der sich veründigt hat. Er soll – dieser Zusammenhang war wohl für Mommsens Thema überflüssig – „einen jungen Farren bringen, der ohne Fehl sei, dem Herrn zum Sündopfer“; er soll ihn rituell schlachten, ebenso rituell mit seinem Blut verfahren und das Fett samt Nieren und Leber „vor der Tür der Hütte des Stifts . . . anzünden auf dem Brandopferaltar“. Dann aber heißt es (v. 11):

Aber das Fell des Farren mit allem Fleisch samt dem Kopf und Schenkeln und das Eingeweide und den Mist, (12) das soll er alles hinausführen außer dem Lager, an eine reine Stätte, da man die Asche hin schüttet, und solls verbrennen auf dem Holz mit Feuer.

So in den Luther-Bibeln<sup>7</sup>. Ein Gebot, kultisch-rituell und hygienisch zumal, aus der Wanderzeit der Kinder Israel nach dem Gelobten Lande.

Hölderlin hat sich also von dem Gebote nur den unmateriellen und unrituellen, nur den „hygienischen“ Teil notiert. Auffällig die Großschreibung der Zeilenanfänge. Erweckte ihm der Satz aus irgendeinem Grund ein „interesseloses Interesse“? Sollte ihn der Rhythmus gefesselt haben? Fiel ihm ein, den Satz irgendwie dichterisch verwenden, verwandeln und einbauen zu können? Wurde für den Verehrer und Verkünder des „Reinen“ maßgebend Ein Satzteil, nämlich „an eine reine Stätte“? Dies erscheint bedenkenswert. Die Gültigkeit von Mommsens Ausführungen im Rahmen seines Themas wird durch diese Fragen nicht berührt.

Der Verfasser dieser Miscellen – und wohl nicht nur er – hält für berechtigt und sinnvoll eine Prüfung, ob im Homburger Foliobuch, und hie und da auch sonstwo, jede flüchtige, lapidare, vor allem: jede nicht rhythmisierte Aufzeichnung als mögliches Material oder als Wurzel eines Gedichtes, als Plan oder Bruchstück im strengen Sinne gelten kann; ob

<sup>7</sup> Welcher Bibel-Druck Hölderlin in Nürtingen oder Homburg 1802–1806 vorlag, ist nicht bekannt. Unter den Büchern, die in Nürtingen standen und nach seinem Tode verzeichnet und verkauft wurden, war nur je ein Neues Testament griechisch und griechisch-lateinisch (s. StA VII, 3, 389: LD 653, 53 f.). Im Haus der Mutter lag wohl als Erbstück eine recht alte Bibel: ein Druck, worin die Satzteile noch durch Virgeln getrennt waren, wie bis in die erste Hälfte des 18. Jh. statt Kommata üblich. (Stichproben unter dankenswerter Führung Dr. Zwinks in der überreichen Bibel-Sammlung der Württ. Landesbibliothek.) In den geprüften Drucken stimmen die Virgeln nicht durchweg, aber größtenteils mit den – zu Anfang großgeschriebenen – Absätzen bei Hölderlin überein. Eine Schreibung „Laager“ war nicht zu finden, wohl aber „Läger“. Beißners Verlesung: „Außer den Längen“ ist angesichts der flüchtig-groben Schriftzüge wohlverständlich.

etwa der Klarheit wegen aus der Abteilung „Pläne und Bruchstücke“ die eine oder andre Niederschrift reinlich auszuscheiden und in einem bescheiden Anhang („Notizen“?) anzufügen wäre.

Der Bibel-Auszug und die Ungewißheit über seinen Grund führen zu der weitem Frage, ob und wo in der Abteilung auch andere, noch nicht entdeckte, mehr oder weniger wörtliche Bibel-Stellen oder „Reminiszenzen“ an solche stecken mögen: Zeugnisse dafür, daß Hölderlin in Nürtingen und (oder) Homburg mit Achtsamkeit und Anteilnahme in der Bibel gelesen oder vom „Kloster“ und Stift her manches in lebendigem Gedächtnis behalten hat. Diese zweite Frage gälte auch für die „Hymnischen Entwürfe“<sup>8</sup> sowie natürlich für die mehrmals neu gefaßten und „verdunkelten“ Hymnen ‚Patmos‘, ‚Der Einzige‘ und ‚Friedensfeier‘ mit deren Vorstufen: „Versöhnender, ...“<sup>9</sup>.

So seien – nochmals: als Miszellen – neben dem und jenem echten Plan und Entwurf einige Stücke besehen, von denen zu vermuten ist, sie seien bloße Notiz, Lesefrucht oder Extrakt davon, vielleicht die Kenntnis der Lektüre Hölderlins erweiternd, doch ohne Absicht des Einbaus in ein Gedicht festgehalten.

Bruchstück 84<sup>10</sup>.

*doch am meisten dem Pöbel exponirt,*

Es ist im Brief des Sophokles-Verlegers Friedrich Wilmans vom 14. April 1804 direkt unter der auszeichnend höflichen Anrede: „Verehrungswürdiger Herr u. Freund!“ die spontane, sarkastische Replik, die „Quittung“ des Dichters: erschreckendes Symptom der seelischen Verfassung, in die sich damals, im Frühjahr 1804, zwei Monate vor der Abholung nach Homburg, mindestens gelegentlich der Einsame fallen ließ, dessen Gebaren den „Pöbel“ des Städtchens zu Spott und Nachäffung gereizt haben mag. Zweifellos kein echtes Bruchstück.

Bruchstück 48<sup>11</sup>.

*So Mahomed, Rinald,  
Barbarossa, als freier Geist,*

<sup>8</sup> Beispielshalber s. S. 228 f., sowie ‚Hölderlins Weg zu Deutschland‘, III. Teil (Jb. FDH 1979), über den Entwurf „Sonst nemlich, Vater Zevs“.

<sup>9</sup> StA II, 130–137.

<sup>10</sup> StA II, 340; bes. VII, 1, 180: Ba 104, 2 und S. 181, 30–32.

<sup>11</sup> StA II, 329 und 943 f. – Über Primärquellen der mittelalterlichen Kaisergeschichte ist der Vf. mündlich wertvoll belehrt worden von seinem Tübinger Kollegen Heinz Löwe und dessen Assistenten Peter Thorau.

Das ist der Einsatz eines echten Bruchstücks. Nach einer Lücke:

*Kaiser Heinrich.*

*Wir bringen aber die Zeiten  
untereinander*

Auch die Fortsetzung nennt historische Gestalten von großer oder mittelgroßer Bedeutung, fast alle in Stich- oder Keimworten: ein flüchtiger Entwurf also, doch schon durchsetzt mit Leitgedanken. Wie Beißner meinte, sollten die darin „genannten Männer in Gesängen gefeiert werden“. Viel eher wird es sich um Einen, weit angelegten, Plan handeln. Dazu paßt außer dem Sätzchen: „Wir bringen aber ...“ besonders die exemplarische Notiz: „Muster eines Zeitveränderers / Reformators“, auch der abschließende, schwer deutbare Vermerk: „alle, als Verhältnisse / bezeichnend“. Als „Zeitveränderer“ und „Reformator“ kann „Mahomed“ gelten<sup>12</sup>, ebenso „Peter der Große“, und wenn Barbarossa als „freier Geist“ bezeichnet wird, so mag Hölderlin Friedrich I. mit seinem Enkel Friedrich II. verwechselt haben, der wirklich seiner Zeit voraus ein „freier Geist“ war<sup>13</sup>. Wenn ferner kurz nach Barbarossa und kurz vor „Heinrichs Alpenübergang“ schon „Kaiser Heinrich“ genannt wird, so liegt es zwar (mit Beißner) nahe, schon den ersten Namen auf Heinrich IV. zu beziehen; aber ganz sicher scheint das nicht: es könnte

<sup>12</sup> Zu „Rinald“ s. Beißners Erl. zu ‚Colomb‘ v. 15–21 a (StA II, 878, 3 und 881, 18 f.: „eine Hauptperson in Tassos Befreitem Jerusalem“. Für den Helden des 1. Kreuzzugs gegen den Islam spricht außer der Stelle in ‚Colomb‘ der unmittelbare (assoziative) Anschluß an „Mahomed“. (Nicht ganz unmöglich scheint aber, was Löwe beiläufig erwogen hat: daß, unmittelbar vor „Barbarossa“, sein großer Kanzler Reinold von Dassel gemeint ist, der 1167 vor Rom Opfer einer Flecktyphus-Epidemie wurde.)

<sup>13</sup> Verwechslung vermutet auch Michael Franz; s. Anm. 3: S. 136 f. – Über ‚Kaiser Friedrich II.‘ s. das maßgebende Werk von Ernst Kantorowicz, Berlin 1927 (Blätter für die Kunst), bes. S. 154 ff., 174 ff.: arabische Einflüsse in der Erziehung des Heranwachsenden, Islam-Freundlichkeit auf seinem Kreuzzug in Gesprächen mit Moslems zu Jerusalem, ihr Erstaunen über seine Kenntnis der arabischen Kultur und Verwunderung ob respektloser Worte über seine Glaubensgenossen. Dazu vgl. neuerdings Francesco Gabrieli, Federico II e la cultura musulmana, übers. von G. Opitz, in: Stupor Mundi. Zur Geschichte Kaiser Friedrichs II. (Wege der Forschung CI), Darmstadt 1966, S. 270 bis 288; 2., völlig neubearb. Aufl. angekündigt; ferner Hans L. Gottschalk, Al-Malik al-Kāmil und seine Zeit, Wiesbaden 1958, S. 152–160 über Friedrich in Jerusalem, mit vollständiger Angabe der arabischen Quellen (vom Vf. nicht eingesehen). – Schon der anonyme französische Autor, wohl ein Jesuit, des pro-päpstlichen Schriftchens: ‚Die Reisen der Päpste‘ („Aus dem Französischen“ übers. und „mit nöthigen Anmerkungen“ polemischer Art versehen von Johannes von Müller) wußte von Friedrich (eh’ er die Grausamkeit seiner Herrschaft anklagt): „Lange nach seinem Tode noch ward sein Name im Morgenlande verehrt“ (S. 55).

auch Barbarossas Sohn Heinrich VI. gemeint sein, der mit seiner von seinem sizilischen Reich aus kühn und genial ausgreifenden Politik für den Dichter ein „Zeitveränderer“ sein könnte<sup>14</sup>.

Woher aber hatte Hölderlin seine Nachrichten über die mittelalterlichen Kaiser? In dieser Frage hat Michael Franz, was Primärquellen über Heinrich IV., den Büsser von Canossa, betrifft, Wichtiges festgestellt<sup>15</sup>. „Heinrichs Alpenübergang“ im strengsten Winter, von Burgund aus – denn die Pässe von Schwaben und Bayern aus waren von den kaiserfeindlichen Herzögen gesperrt, und der Termin der Loslösung vom Bann drängte – schildert ausführlich, und mittelbar „schon als Bußgang“, der Zeitgenosse Lambert von Hersfeld in seinen 'Annalen'. Aber das ist eben nur die Primärquelle, deren Bericht „sich dann auch in späteren Annalen und Chroniken wiederfindet“; direkte Kenntnis des Dichters von Lambert ist kaum anzunehmen. Noch weniger geklärt ist die genaue Herkunft der ganz konkreten, anekdotischen Einzelangabe bei Hölderlin: „und daß / die Leute mit eigener Hand er gespeiset / und getränkt“; immerhin konnte Franz eine allgemeine Rühmung von Heinrichs tätigem Mitleid gegen Arme und Kranke nachweisen in der Laudatio vor der 'Vita Heinrichi IV. Imperatoris'<sup>16</sup>. Der Inhalt des Satzes endlich:

<sup>14</sup> Was der unruhige „Demetrius Poliorcetes“ („Städteeroberer“), der in der Diadochen-Zeit 293–287 v. Chr. König von Makedonien wurde, 283 aber als Gefangener des Seleukos starb, in der stolzen Namen-Reihe bedeutet, ist schwer zu sagen. Weil er und sein Vater Antigonos in dem 307 eroberten Athen als „Theoi Soteres“ (Retter-Gottheiten) gefeiert wurden? (S.: Der kleine Pauly Bd. 1, 1964, Sp. 1464 f.) Das wird in Demetrius' Leben erwähnt von Plutarch, dessen 1791 beginnende Ausgabe Hölderlin subskribierte und den er verehrte (s. StA VII, 1, 424: LD 82; B 103, 84–89; StA VII, 2, 87: LD 197, 3–5; Hyp. I 20, 18: Hyperion wird von Adamas „in die Heroenwelt des Plutarch“ eingeführt). In dem Bruchstück deutet aber die lateinische Namensform wohl auf eine andere Quelle hin.

<sup>15</sup> S. Anm. 3: S. 141–144. Die folgenden Zitate im Text sind von Franz. – Sehr bemerkenswert auf S. 138–140 der Versuch, in Bruchstück 47 (S. 328) den v. 9, der den Landgrafen von Thüringen, „Friedrich mit der gebißnen Wange“, erwähnt, mit einer Sage in Johannes Rothes 'Düringischer Chronik' in Zusammenhang zu bringen und von daher zu deuten: Dem Landgrafen gerät in „Eisenach“ (v. 10) durch ein Osterspiel von den zehn Jungfrauen „der cristene gloube“ in Zweifel.

<sup>16</sup> Auffällig in dem Satz die Stellung des Subjekts und die Vollform der Partizipien: dichterische Vorformung oder Auszug aus einem älteren Geschichtswerk? – Die Vermutung des Vf., die Speisung und Tränkung der „Leute“ habe zu des Kaisers Buße in Canossa gehört, hat keinen Grund gefunden. In nachmittelalterlichen Schriften wird seine „Milde“ = Freigebigkeit und Großzügigkeit mehrmals betont, so bes. von Johann Stumpf(f), 'Keyser Heinrichs des vierdten .. Historia .. Zürich .. M. D. LVI'. Der Reformierte übersieht an Heinrichs Persönlichkeit nicht das „Laster“ der Unkeuschheit, stellt aber darüber, wie sehr er „gegen den armen dürfftigen .. milt vñnd freygäbig“

„und (daß) sein Sohn Konrad an Gift starb“ war nur resümiert bei Gerold Meyer von Knonau in seiner großen Jahrbücher-Sammlung zu finden: Konrad, der Empörer gegen den Vater, starb am 27. Januar 1101 an Fieber in Florenz; bald aber ging in Italien, besonders in Mailand das Gerücht um, er sei vergiftet worden<sup>17</sup>.

Am ehesten ist zu vermuten, daß der Dichter die in dem Bruchstück, und sonst da und dort, genannten Gestalten des deutschen Mittelalters in Einem Geschichtswerk – über die Salier- und Staufer-Zeit – behandelt fand, das sein, schon von früher her, waches Interesse bestärkte, dessen Darstellung er seinem Welt- und Geschichtsbild anzuverwandeln suchte (und das auch Anekdotisches brachte). Es festzustellen wäre wohl Gewinn. Es diene ihm dann wohl dazu, sagen zu können:

*Die verschiedenen Schiksaale der Heroen, Ritter und Fürsten, wie sie dem Schiksaal dienen, oder zweifelhafter sich in diesem verhalten, hab ich im Allgemeinen gefaßt*<sup>18</sup>.

Nun ist später über der 1. Zeile Folgendes geschrieben und durch Kreuz als zu „Mahomed“ gehörig bezeichnet:

*Höret das Horn des Wächters bei Nacht  
Nach Mitternacht ists um die fünfte Stunde*

war; er gibt aus einer apologetischen Rede des Bischofs Konrad von Utrecht 1086 die Charakteristik wieder: „freygäbige gegen den armen / also das er me gibt durch Gott / dann man billich von jm begären möchte“, und er berichtet von der Trauer um den Toten: „Vil Fürsten vñnd herren betrauretend seinen todt / das gemein volck beklaget jn gar hertzlich. Allenthalben ward gehört die stimm der traurnden / weinenden und seuffzenden: Witwen / weisen vnn alle armen klagend mit bitterlichen weinen jren vatter: vil vmmfiengend den todten körper .. vñd kufftend jm die milten freygäbigen hend“. – Sonst eingesehen: Georg Schubart, 'Henricus IV. Imperator exemplum turbatae reipublicae' (Halae et Lipsiae 1727), protestantisch und kaiserfreundlich; über Friedrich II. (wegen des nahen Erscheinungsdatums) die ebenfalls kaiserfreundliche, sehr quellenkundige 'Geschichte Kaiser Friedrichs II.' (Züllichau und Freystadt 1792) von Karl Wilhelm von Funk (befreundet mit Körner, bekannt mit Novalis, Verehrer und Besucher Schillers, Mitarbeiter an den 'Horen'). – Des Grafen Heinrich von Büнау wahrhaft 'Genau und umständliche Teutsche Kayser- und Reichs-Historie' (4 Bde, Leipzig 1728–1743) reicht nur bis zu Konrad I. Des Martin Crusius umfassende 'Schwäbische Chronik' ('Annales Suevici'), übers. von Johann Jacob Moser (2 Bde, Franckfurt 1733), ergibt in der Frage nach Hölderlins möglicher Quelle nichts. (Für jemand, der diese Frage aufnehmen möchte, sollte diese ergebnisarme Übersicht Zeit sparen. Die Quelle des Satzes: „... mit eigener Hand.“ ist aber jüngst gefunden worden: Dietrich Uffhausen sagte dies dem Vf. Ende Februar und legt es im nächsten Jahrbuch vor.)

<sup>17</sup> Jbb. des Deutschen Reichs unter Heinrich IV. und Heinrich V., Bd. 5, Leipzig 1904, S. 147 Anm. 66.

<sup>18</sup> An Leo von Seckendorf, 12. März 1804: B 244, 26–28.

Die 1. Zeile ist unüberhörbar rhythmisiert, die 2. ein fehlloser Blankvers. Beide wohl kaum selbstgeprägt. Der erste Satz steht nicht in der Bibel und nicht im Koran<sup>19</sup>, der zweite weder in Goethes (1802 erschienener) Übersetzung von Voltaires 'Mahomet' noch in seinem Mahomet-Fragment von 1773 noch, woran man ehestens denken könnte, auf englisch in einem der Dramen Shakespeares, deren einige Hölderlin kannte<sup>20</sup>, noch in Lessings 'Nathan der Weise'. So bleibt vorerst nur zu vermuten, daß er den Satz in einer Blankvers-Dichtung, wohl einem Drama, der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fand<sup>21</sup>.

Vielleicht aber hat Hölderlin (der Philipp Nicolais berühmten Choral: „Wachet auf! ruft uns die Stimme Der Wächter sehr hoch auf der Zinne“ sicherlich kannte) den beiden Sätzen im Zusammenhang seines mythisch-religiösen, geschichtsspekulativen Denkens, genauer: seiner Deutung von Nacht und Tag einen tieferen Sinn unterlegt. „Höret das Horn des Wächters bei Nacht“ würde dann den Aufruf bedeuten, „wachend zu bleiben bei Nacht“, und „Nach Mitternacht ists um die fünfte Stunde“ hieße: Die Weltzeit der Nacht geht dem Ende zu, der Tag ist nahe, – der „Tag“, der „aus den Schatten herab unter die Menschen“ gelangt und die Einkehr der „Himmlichen“ bringt<sup>22</sup>.

Unklar bleibt dabei freilich, inwiefern die beiden Sätze zu „Mahomed“ gehören sollen.

Bruchstück 49<sup>23</sup>.

#### *Ursprung der Loyoté*

Auf dieses Stichwort – *loyoté* = *loyauté* = ungefähr Ehrenhaftigkeit, Gesetzestreue – folgt ein Zitat: Pindar Ol.13, 6–11, von Beißner in

<sup>19</sup> Nach vergeblicher Suche ergab Anfrage bei Rudi Paret, dem besten Kenner und Übersetzer des Koran, endgültig negativen Bescheid. – In der Suche nach der von Hölderlin benutzten Quelle könnte die Schreibung „Mahomed“ Leitspur sein. Bohnen, F. v. Hornstein, *Der Mohammed-Stoff* (Text & Kontext 1977 H. 5.1, S. 1 ff.) berührt die Frage nicht.

<sup>20</sup> S. Marvin Spevack, *The Harvard Concordance to Shakespeare*, Cambridge, Mass. 1973, Art. *midnight, clock, hour, five, fifth*. – Kenntnis und Verehrung Shakespeares schon in Tübingen: B 28, 21 f.; in Homburg, im Zusammenhang mit dem Iduna-Plan, intensivere Beschäftigung mit 'Antonius und Kleopatra', 'Julius Caesar', 'Macbeth': B 178, 30–32.

<sup>21</sup> In Christian Felix Weißes Blankvers-Dramen 'Die Befreyung von Theben' und 'Atreus und Thyest' steht der Vers nicht; Hölderlin besaß sie im 3. Bd. der 'Trauerspiele' (s. StA VII, 3, 389: LD 653, 45; Nachdruck Fleischhauers in Reutlingen).

<sup>22</sup> StA II, 91 f.: 'Brod und Wein' v. 36 und 71 f.

<sup>23</sup> StA II, 329 und 944.

der Erläuterung übersetzt. Das Wort sollte, wie er bemerkt, nicht die Überschrift eines Gedichtes abgeben. Es steht mit dem Zitat neben v. 141–144 des Entwurfes 'Kolomb':

*Nemlich öfters, wenn  
Den Himmlischen zu einsam  
Es wird, daß sie  
Allein zusammenhalten<sup>24</sup>*

Der Nachsatz fehlt. Sollte er aus den Pindar-Versen schöpfen? Ihn in Prosa zu bilden sei auf die Gefahr reiner Phantasie hin gewagt: „dann entsenden sie zu den Sterblichen Eunomia, Dike und Eirene: die göttlichen Schöpferinnen von gesetzhafter Ordnung, Gerechtigkeit und Frieden“, – Lebensmächte, deren Walten die von ihnen geleiteten Sterblichen mit den „Himmlischen“ verbindet, so daß es diesen, „allein“ in ihrem Zusammenhalt, nicht „zu einsam . . . wird“. „Denn es ruhn die Himmlischen gern am fühlenden Herzen“<sup>25</sup>.

Ist an dem Versuch etwas dran, so zeigt sich wieder, wie tief der späte Hölderlin noch in Pindar lebte: ein Maß gab ihm nicht nur der Bau der Siegeslieder; fugenlos vermochte er Grundworte, Grundwerte des frommen Griechen seinem Gedicht an ebenso frommen Stellen einzubauen. Er machte sich „soziale“ Normen Pindars zu eigen und hielt sie seiner Zeit vor. Hölderlin, rein angeschaut, ist stärker und tiefer und anderswie „sozial“, als modische „Übersetzer“ und Adaptanten seines Werkes sehen und wohl sehen wollen. Die Verse Pindars sind zeitlos gültig und eben damit so konservativ wie in die Zukunft hinein verbindlich.

Bruchstück 55<sup>26</sup>.

*Joseph  
Weltlauf und Gelehrtsentimental(ität)  
Im Vorurteil des Moralisten gegen Friedrich  
Im Gegenteil Rabener*

„Joseph“: sicher, wie Beißner bemerkt, der reformfreudige Joseph II., Kaiser 1765–1790; „Friedrich“: der König von Preußen, der Große. Die letzten Worte hat Beißner darauf bezogen, daß der Sachse Rabener doch (als Deutscher) gegen den Preußen ohne „Vorurteil“ war; er wies

<sup>24</sup> StA II, 245.

<sup>25</sup> StA II, 110, 235.

<sup>26</sup> StA II, 331 und 945 f.

auf den Brief des Satirikers an Gellert vom 18. Januar 1757 hin: im ersten Winter nach Friedrichs Einfall in Sachsen (Ende August 1756)<sup>27</sup>.

Wie aber ist „Moralist“ zu verstehen? Allgemein: Jeder, der aus moralischen Gründen ein „Vorurteil . . . gegen Friedrich“ als Absolutisten und (oder) als den der Invasion Schuldigen hat? Oder als Wochen- oder Monatsschrift dieses oder ähnlichen Titels, oder in einer solchen der Verfasser eines Artikels aus „Vorurteil“? Ein Anhalt läßt sich jedoch weder in den maßgebenden Zeitschriften-Bibliographien noch in der reichen Dokumenten-Sammlung des Friedrich-Forschers Volz finden<sup>28</sup>.

Was aber bedeutet, doch wohl im Anschluß an „Joseph“, „Weltlauf und Gelehrten sentimental(ität)“? (So ergänzt Beißner sicher richtig.) Steht Josephs Wirken und Verhalten in Frage? Sein aktives Eingreifen in den „Weltlauf“: das Mitmachen in der Ersten Teilung Polens 1772; der Plan der Einverleibung bayrischer Gebiete in Österreich, der von Friedrich im Bayerischen Erbfolgekrieg 1778/79 und durch Bildung des „Fürstenbundes“ 1785 vereitelt wurde; der erfolglose Krieg gegen die Türkei 1788? Kann „Gelehrten sentimentalität“ sein vorübergehendes Interesse für den von Klopstock eifrig und hoffnungsvoll betriebnen Plan einer Akademie der Wissenschaften zu Wien, sein „sentiment“ dafür betreffen? Nicht unmöglich, aber so unsicher wie der Versuch konkreter Erklärung von „Weltlauf“.

Weniger unsicher ist wohl ein anderer Versuch, der auf Allgemeineres ausgeht. Soll der „Weltlauf“, der seinen Gang nimmt, der „Gelehrten sentimentalität“ gegenüberstehen? Deutlicher: der gefühlvoll-moralischen, praktisch wirkungslosen Einstellung, womit der „Gelehrte“ den „Weltlauf“ betrachtet, glossiert, beurteilt? Das würde nicht übel stimmen zu der Zeile: „Im Vorurteil des Moralisten gegen Friedrich“, worin sich solche Einstellung geltend macht. Damit käme ein ironischer Ton in die Notiz.

Nochmals: Auch dies nur Versuch. Jedenfalls ist es kaum denkbar, daß ein Bruchstück im strengen Sinne, daß auch nur ein flüchtig skizzierter Einfall als Keim eines Gedichtes vorliegt. Am ehesten wird die Notiz aus der Lektüre einer Schrift hervorgegangen sein, in der Joseph II. und Friedrich II., wie ein Zeitgenosse sie sah, eine Rolle spielten<sup>29</sup>.

<sup>27</sup> Sämtl. Schriften, Leipzig 1977, Bd. 6, 244–249.

<sup>28</sup> C. Diesch, Bibliogr. der germanist. Zeitschriften, 1927; J. Kirchner, Bibliogr. der Zeitschriften des dt. Sprachgebietes, Bd. I: . . . von den Anfängen bis 1830, 1969. – Gustav Berthold Volz (Hrsg.), Friedrich der Gr. im Spiegel seiner Zeit, Bd. 1–3, 1926/27; ders., Friedrich der Gr. und seine sittlichen Ankläger, Forschungen zur brandenburg. und preuß. Geschichte 41, 1928, 1–37.

<sup>29</sup> Waiblinger verwunderte sich, daß der Kranke „das Porträt Friedrichs des Großen

Bruchstück 81<sup>30</sup>.

*Die Apriorität des Individuellen  
über das Ganze*

Das steht über dem „ersten Ansatz zu dem Entwurfe“, der beginnt: „Vom Abgrund nemlich“<sup>31</sup>, ist aber später geschrieben und keinesfalls, wie vermutet, Überschrift oder Substrat des Entwurfes. Es steckt aber darin ein Problem, das Hölderlin stark und nachhaltig beschäftigt hat, das ein zeitgenössisches Problem war und wohl zeitlos ist: das Verhältnis des Einzelnen, „des Individuellen“, zum „Ganzen“.

In dem denkwürdigen Brief an Karl Gok aus Hauptwil vom März 1801 geht Hölderlin so weit zu schreiben:

*Es ist nur ein Streit in der Welt, was nemlich mehr sei, das Ganze oder das Einzelne? Und der Streit widerlegt sich in jedem Versuche und Beispiele durch die That, indem der, welcher aus dem Ganzen wahrhaft handelt, von selber zum Frieden geweihter und alles Einzelne zu achten . . . aufgelegter ist*<sup>32</sup>.

Und schon in dem bedeutenden Brief an Sinclair vom 24. Dezember 1798, nach dem es „die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation“ ist, „daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden“, heißt es im Schlußteil:

*Resultat des Subjectiven und Objectiven, des Einzelnen und Ganzen, ist jedes Erzeugniß und Product, und eben weil im Product der Antheil, den das Einzelne am Producte hat, niemals völlig unterschieden werden kann, vom Antheil, den das Ganze daran hat, so ist auch daraus klar, wie innig jedes Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt und wie sie beede nur Ein lebendiges Ganze ausmachen, das zwar durch und durch individualisirt ist und aus lauter selbstständigen, aber eben so innig und ewig verbundenen Theilen besteht*<sup>33</sup>.

In ganz persönliche Empfindung und in Rückblick auf die eigne Jugend eingehüllt, erscheint das Problem schon im Herbst 1793, in dem von der

an der Wand hängen hatte“ (StA VII, 3, 69: LD 499, 657–661). Beißner zitiert das in der Erl. zu „Friedrich“. Es fragt sich, ob das Bild dem Kranken gehörte – dann würde es Verehrung bezeugen – oder dem Hausherrn Zimmer. Mittelbar ist wo nicht Verehrung, so „Interesse“ am König und Feldherrn erschließbar aus Bruchstück 34: 'Kleists Tod' (s. den Exkurs S. 243 ff.).

<sup>30</sup> StA II, 339 und 953.

<sup>31</sup> StA II, 250 f. und 885–888.

<sup>32</sup> B 231, 27–31. (Die Handschrift ist verloren, „geweihter“ jedoch *lectio difficilior* als das näherliegende „geneigter“.)

<sup>33</sup> B 171, 51 f., 62–73. (Der Relativsatz am Schluß gesperrt.)

Unterredung Marquis Posas mit Philipp als Hölderlins damaligem „Leibstück“ widerhallenden Brief an den Bruder, auf dessen Klage über „Mangel eines Freundes“ der Ältere verständnis- und liebevoll eingeht, eh er ihm erklärt:

*Soll ich Dirs gestehen, ich bin bald über diese schöne Periode hinaus. Ich hange nicht mer so warm an einzelnen Menschen. Meine Liebe ist das Menschengeschlecht . . . Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte*<sup>34</sup>.

In der Notiz ist wohl ein apriori „des Individuellen“ gegenüber dem „Ganzen“ gemeint; ist das jedoch erkenntnistheoretisch oder werthhaft zu verstehen? Zweitenfalls wäre das Verhältnis zu der Äußerung in dem Hauptwiler Brief bedenkens- und prüfenswert.

Es scheint nicht unmöglich, daß die Notiz die Spur einer – allerdings spät, erst nach der ersten Homburger Zeit – gefaßten Konzeption eines eignen philosophischen Aufsatzes verrät. Möglich aber auch, und vielleicht wahrscheinlicher, daß sie eine Art Extrakt eines fremden Aufsatzes ist, der dem Dichter vor Augen gekommen war und ihn wegen der ihm vertrauten, ihn angehenden Problemstellung gefesselt hatte.

Bruchstück 86<sup>35</sup>.

*Nun versteh' ich den Menschen erst, da ich ferne von ihm und in der Einsamkeit lebel*

Dies fand Waiblinger „einmal“, wohl 1823, in den Papieren des Kranken: „Ein schreckliches geheimnißvolles Wort“, sagt er mit Recht. Eigenartig auch der Zusammenhang:

Nach vielem Ruhmwürdigen, was er von griechischen Heroen und alter Götterschönheit sagt, beginnt er: „Nun . . .“<sup>36</sup>

Also war der Satz, nach dem „vielen Ruhmwürdigen“, Beginn einer Niederschrift, die Waiblinger nicht festhielt; er zitierte wohl aus dem Gedächtnis. Entgegen früherer Vermutung des Verfassers, der Satz könne zu den Bruchstücken einer spätern Fassung des 'Hyperion' gehören<sup>37</sup>, ist wohl eine äußerlich isolierte, spontane „Herzensergießung“

<sup>34</sup> B 65, 10–12, 15 f., dazu 4–10. Vgl. damit, und dagegen, auch B 57, 5 f. (und die Erl. dazu): „Unser Herz hält die Liebe zur Menschheit nicht aus, wenn es nicht auch Menschen hat, die es liebt“.

<sup>35</sup> StA II, 340 und 955.

<sup>36</sup> StA VII, 3, 73: LD 499, 816–820.

<sup>37</sup> StA VII 3, 88: ebd. Z. 1351–1354. Die spätern Bruchstücke des 'Hyperion': StA III, 290 f. und 527 f.

des Kranken anzunehmen. Daß er „dann und wann lichtere Momente in seinem Geistesleben“ hatte, bezeugt der junge Schwab<sup>38</sup>. Und daß Augenblicke über ihn kamen, in denen ihn das Bewußtsein seines Zustandes und des Gegensatzes von Einst und Jetzt befiel, zeigt ergreifend der Vierzeiler:

*Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,  
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,  
April und Mai und Julius sind ferne,  
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!*<sup>39</sup>

In solchen Momenten, aus solchen Anwandlungen mag der Satz geschrieben sein. Er ist zwar, nach Waiblingers Bericht, „Bruchstück“, aber nicht im Sinne dichterischer Konzeption: ein tiefpersönlicher und ebenso tiefsinniger Einfall, in dem sich, wie in der Bemerkung: „doch am meisten dem Pöbel exponirt“, Hölderlins seelische Verfassung äußert und, allerdings, auch sein „ganzes Genie . . . noch“ zeigt<sup>40</sup>. Weiteres Fragen verbietet sich, so die Frage, ob er, den „der Mensch“ fast lebenslänglich beschäftigt hat und bis in die letzten Gedichte hinein beschäftigt<sup>41</sup>: ob er „in der Einsamkeit“ „den Menschen erst“ recht in seiner An- und Hinfälligkeit oder in seiner Würde und Größe verstehe<sup>42</sup>.

Nun berichtet Waiblinger, daß Hölderlin bei Zimmer „anfänglich . . . alle Papiere . . ., die man ihm in die Hand gab“, beschrieb:

<sup>38</sup> StA VII, 2, 377: LD 361, 13 f. Dazu ebd. S. 343: LD 339, 93–95: Sinclair sagte 1805, über „die Gesundheits Umstände des Hölderlin“ verhört: „Sie seyen sehr schlimm. Er habe nur manchmal *Dilucida Intervalla*, die aber selten seyen“.

<sup>39</sup> StA II, 267; dazu Zimmers Bericht über den Anlaß des Vierzeilers: „Die Linien des Lebens“ und Hölderlins Ausspruch: „Ach ich bin doch ein armer Mensch“ (StA VII, 2, 423 f.: LD 388, 43–53).

<sup>40</sup> So Gustav Schwab über „einige Gedichte“ des Kranken 1841; s. StA VII, 3, 211: LD 553, 5–7, dazu die Erl. zu LD 551, 113.

<sup>41</sup> Über 'Hölderlins späteste Gedichte' s. Bernhard Böschstein, HJb 14, 1965/1966, S. 35–56.

<sup>42</sup> S. schon 1785 'Das menschliche Leben' (StA I, 13 f.): „Menschen, Menschen! was ist euer Leben, . . .“; 1798 'Der Mensch' (StA I, 263 f.); bes. Hyp. I, 77, 18–78, 10: „Was ist der Mensch? . . .“. Die Gedichte des Kranken sind voll von Reflexionen und Aussagen über den Menschen, z. B. StA II, 273, 289–292, 302. (Die uralte Frage: „Was ist der Mensch?“ ist hier nicht zu verfolgen. Z. B. Psalm 8, 5; Pindar, Pyth. 8, 95 f. = Hölderlin StA V, 101, 135 f.: „Tagwesen. Was aber ist einer? was aber ist einer nicht? / Der Schatten Traum, sind Menschen“. Variiert durch die Frage: „Was ist die Welt?“, zieht sich die Frage durch barocke Lyrik ins 18. Jh. hinein. Antwort Hallers: „Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!“; Ewalds von Kleist: „Ja, Welt! du bist des wahren Lebens Grab . . . Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn“.)

Es waren Briefe in Prosa, oder in pindarischen freyen Versmaaßen, an die theure Diotima gerichtet, häufiger noch Oden in Alcäen ... Der Inhalt ist Erinnerung an die Vergangenheit, Kampf mit Gott, Feyer der Griechen.<sup>43</sup>

Vor der Mitteilung über das „geheimnißvolle Wort“ aber berichtet Waiblinger:

In seinen Briefen ist durchgehends der Inhalt ein Kampf und ein Anringen gegen die Gottheit oder das Schicksal, wie er sie gerne nennt. Eine Stelle lautet ..:

*Himmliche Gottheit, wie war es unter uns, da ich dir noch verschiedene Schlachten und einige nicht unbedeutende Siege abgewann!*<sup>44</sup>

Auch dies „ein schreckliches geheimnißvolles Wort“, dessen Kern Waiblinger sicher wiedergibt. Dafür spricht auch die Einleitung zu seinem Aufsatz. Er fordert darin für den Dichter Ehrfurcht:

Ehrfurcht vor der unbekanntten Macht, mit der er sein Lebenlang gerungen, deren despotische grauenweckende Kraft uns in seinen hinterlassenen Werken so oft als Gegenstand seiner Klage und seines Kampfes entgegentritt<sup>45</sup>.

Der Anruf an die „Himmliche Gottheit“ gehört zwar so, wie die Abteilung „Pläne und Bruchstücke“ angelegt ist, in sie hinein; er ist jedoch wie das Bekenntnis: „Nun versteh' ich den Menschen erst, ...“ nicht Bruchstück im strengen Sinne. Doch er hat hohen geistigen und dichterischen Rang. Nur ein Hölderlin konnte – als einen Augenblick in sein Dunkel ein so blendender wie erleuchtender Strahl einfiel – so zur Gottheit sprechen.

Mit großer Vorsicht nur sind die folgenden zwei „Bruchstücke“ zu prüfen.

Bruchstück 83<sup>46</sup>.

*Zwei Bretter und zwei / Brettchen Apoll envers terre*

Beißner weist auf Bürgers 'Lenore' v. 140 hin; der Zusammenhang: „Sag' an, wo ist dein Kämmerlein? Wo? wie dein Hochzeitbettchen?“ –

<sup>43</sup> StA VII, 3, 63: LD 499, 453–458.

<sup>44</sup> Ebd. S. 73, 811–815. (Das Zitat vom Vf. abgesetzt.) – Besonders Eindruck machte der zit. Satz auf den Westfalen J. Duesberg in Paris, Vf. eines verfrühten Nachrufs im 'Moniteur' vom 8. Februar 1843; als Symptom zeitgenössischer Verirrung galt der Satz dem spanischen Übersetzer des Nachrufs (StA VII, 4, 214, 20–26 und 222, 17–20).

<sup>45</sup> StA VII, 3, 51 f., 65–69.

<sup>46</sup> StA II, 340 und 954.

„Weit, weit von hier! ... Still, kühl und klein! ... Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ Wenn nicht etwa ein Vers aus einem Volksliede vorliegt (was doch wohl möglich), mag es sich um ungenaues Zitat von Bürger handeln, den der Dichter früher schätzte<sup>47</sup>. Was aber soll dann die französische Glosse? Kann sie wohl, wenn der Dichter an 'Lenore' dachte, anders denn als ironisch oder gar sarkastisch zu verstehen sein? Apoll, der hohe Gott der Dichter, „gegen die Erde hin“ (niedersteigend, abstürzend). Dann würde sich der Hymniker scharf, ja verächtlich distanzieren von der dem Volkslied nacheifernden Balladendichtung Bürgers. Ebendarauf liefe es hinaus, wenn „envers terre“ ungenau, vielleicht infolge Verwechslung, bedeuten sollte „ventre à terre, in rasendem Galopp“ (wie ja Lenorens und ihres Liebsten Geisterritt „in sausendem Galopp“ dahinrast).

Das alles mutet sehr unsicher an. Trifft es leidlich zu, so ist es nur ein Zeichen dafür, wie weit sich der Hymniker und Elegiker, das Beispiel Bürgers vor Augen, von einem Bereiche „vaterländischen“ Dichtens entfernt, sich über ihn erhoben hatte zur Höhe seiner „vaterländischen Gesänge“.

Bruchstück 2<sup>48</sup>.

*Der Empfindsame – der grausame Stoiker, – die Vorzüge des Knaben, Jünglings, Mannes, und hohen Alters.*

Das steht in Zierschrift auf einem Stuttgarter Doppelblatt unter den Varianten zu v. 2–4 des vom Schluß des 2. 'Messias'-Gesangs angeregten, ebenfalls hexametrischen, stark durchgearbeiteten Fragments von „Adramelechs Grim“, das abbricht mitten in dem Satze: „dekt' er die höllische Ränke“<sup>49</sup>. Von diesem Versuch in Denkendorf 1785 geht keine Brücke zu der Notiz. Sollte sie den Plan und Bau eines moralischen Gedichtes vorzeichnen? Das war nur in größerem Umfang zu bewältigen. Lange Gedichte setzen erst in Maulbronn 1786 ein: 'Die Meinige', 22 Strophen zu 8 Versen.

Früher Selbsterkenntnis und pietistischer Selbstanalyse<sup>50</sup> entspricht das Motiv, den Typus „Der Empfindsame“ zu zeichnen. Ihm steht der

<sup>47</sup> Außer B 28, 22–24 s. B 77, 3: „einen Adon, wie Bürgers hohes Lied“; vgl. Bürger, 'Das hohe Lied von der Einzigen' v. 391 f.: „Ah, nun bist du mir geboren, Schön, ein geistiger Adon“.

<sup>48</sup> StA II, 315 und 927.

<sup>49</sup> StA I, 9 und 335–337. (In H steht: u.)

<sup>50</sup> S. dazu B 1 und B 4, 9–14.

„Stoiker“ gegenüber. Er gilt als „grausam“ wegen seiner Unempfindlichkeit gegen fremdes wie eignes Leiden<sup>51</sup>. Von dieser Grundlage aus der Aufstieg zur Skizze der Lebensalter, zum Preis ihrer „Vorzüge“. Da klingt etwas auf, was den Dichter und den Briefschreiber, in verschiedener Form und Zeit, beschäftigen sollte. All dies zu dichten: überstieg das nicht die Lebenserfahrung, Menschenkenntnis und Gestaltungskraft des Fünfzehnjährigen, der kein frühreifes Genie war? Andererseits steht außer Frage, was auch die Zierschrift beweist, daß die Notiz einen literarischen Plan vormerkte. Dessen Erkundung gerät wieder, und mit besonders unsicherem Schritt, auf den lockeren Boden von Erwägungen.

Das Gedicht von „Adramelechs Grim“ ist, wie erwähnt, Fragment und Konzept. Das zeitlich folgende dagegen, 'Alexanders Rede . . .'<sup>52</sup>, freie Entfaltung der indirekten Rede bei Curtius Rufus, ist Reinschrift auf S. 1/2 eines feingerippten Doppelblattes, dessen S. 3/4 leer ist. Sicher ging ein Konzept voran. Neben der Überschrift: „Im December“, 1785<sup>53</sup>.

Vor Weihnachten 1785 schrieb Hölderlin seiner Mutter von seinen „Weihnachtsgeschäften“. Er gibt u. a. hyperbolisch an

*Tausend Entwürffe zu Gedichten, die ich in denen Cessationen (vier Wochen, wo man bloß für sich schafft) machen will, und machen muß, (NB. auch lateinische)*<sup>54</sup>.

Es liegt nahe, die Alexander-Rede unter die „Tausend Entwürffe“ zu zählen: „muß“ meint nicht innern Drang, sondern Pflicht. Dann erklären sich die Reinschrift und das Doppelblatt: Die Arbeit war abzugeben und von einem der Professoren durchzusehen.

Oder war das Gedicht gar ein „Hebdomadar“? Das Hebdomadar(ium) – in diesem Sinne nicht mehr gebräuchlich – war ein seit Gründung der Klosterschulen wichtig genommener Teil des Lehrbetriebs: eine Wochenarbeit, deren Thema oder Text diktiert, zu Hölderlins Zeit am Freitag Nachmittag von 1–4½ und am Samstag sommers von 6–10½ Uhr ausgearbeitet und am nächsten Donnerstag besprochen wurde<sup>55</sup>. Allerdings betraf das Hebdomadar anscheinend – volle Klarheit ergab sich nicht – eine Übersetzung aus dem oder in das

<sup>51</sup> Anders scheint der Stoiker am 8. November 1790 gewertet: „Ich bin zum Stoiker ewig verdorben . . . Ewig Ebb' und Fluth“ (B 35, 13 f.).

<sup>52</sup> StA I, 10–12 und 337–339.

<sup>53</sup> Dasselbe Datum stand in der verlorenen Handschrift des folgenden Gedichtes: 'Das menschliche Leben' (S. 13 f. und 339, 10 f.); „Im November. 85.“ ist das Datum der drei vorhergehenden Gedichte.

<sup>54</sup> B 2, 2–8.

<sup>55</sup> StA VII, 1, 324 f.: LD 24.

Griechische oder Lateinische. Ausnahmen sind aber denkbar; denkbar auch, daß es den angehenden Dichter reizte, den Text von Curtius Rufus nach seinen begeisternden Vorstellungen frei in Blankversen abzuwandeln. Doch ist das nur Erwägung.

Erwägung auch, ob die Notiz: „Der Empfindsame . . .“ Niederschrift eines Hebdomadar-Themas sein, und ebenso, ob sie Gegenstand einer Rede sein könnte, die Hölderlin zu halten ausersehen war. Nicht ferne läge dann der Geburtstag Karl Eugens, der wohl auch in der Klosterschule Denkendorf zu begehen war. Von Maulbronn und von 1788 ist das bezeugt durch zwei Briefe Hölderlins an die Mutter. Im einen beschreibt er – vielleicht leis ironisch –, wie der 60. Geburtstag „ser festl. gefeiert“ werden solle:

*Prälat und Herren und Damen, und Jungfern und Studenten und Schreiber sind unter Musik und Redehalten und Gedichtedeklamiren den ganzen Nachmittag bei einander und am Abend stellen sie eine Illuminazion an.*

Wie er kurz im andern Briefe mitteilt, hatte er „die Ehre bei unserm Festin als Dichter aufzutreten“<sup>56</sup>. Als solcher war er schon im November 1786 mit einem Huldigungsgedicht an Herzogin Franzisca hervorgetreten<sup>57</sup>. Dieses wurde wohl nur überreicht, das von 1788 vorgetragen. Damals war Hölderlin im Kloster „als Dichter“ schon bekannt; erhielt er doch in Poesie die Note „recht gut, auch teutsch“, zuletzt gar „vorzüglich“<sup>58</sup>. In Denkendorf wars wohl noch nicht so weit.

Hat die Erwägung, die Notiz „Der Empfindsame . . .“ könne der Bauplan einer Rede sein, etwas für sich, so ist sie das einzige Zeugnis einer „weltlichen“ Rede Hölderlins<sup>59</sup>: einer, wie in den Klosterschulen gewünscht, rhetorisch gepflegten Rede vorwiegend moralischen, und wohl erbaulichen, Inhalts des Fünfzehnjährigen, der doch von der Einsicht in eignes Wesen etwas dareingab.

Zu der oben gestellten Frage, ob und wo in den Bruchstücken und den „Hymnischen Entwürfen“ andre Bibel-Stellen stecken mögen, eine einzelne, vom Kontext isolierte Probe. Sie gilt nur Einem Vers. In dem

<sup>56</sup> B 17, 2–7; 18, 4 f.

<sup>57</sup> StA I, 24 f. und 344–346. Über das Gelegenheitsgedicht sehr eingehend, fast allzu weit ausgreifend: Götz Eberhard Hübner, Vaterländische Prozeßfiguration und dichterisches Prozeßverhalten in Hölderlins 'Franzisca'-Ode (HJb 18, 1973/1974, 62–96; 19/20, 1975–1977, 156–211).

<sup>58</sup> StA VII, 1, 359 f.: LD 31, 64 f. und 83.

<sup>59</sup> Ein „geistliches“ Prooemium hatte Hölderlin „am Johannistage bei der Vesper“ zu halten (27. Dezember 1785; s. B 2, 5 f. und die Erl. dazu; der Text: StA IV, 171 f.).

sehr späten und schwierigen Entwürfe 'Griechenland'<sup>60</sup> steht in der 3. Fassung eine auch syntaktisch schwer durchschaubare Versreihe.

*Viel sind Erinnerungen. Wo darauf  
Tönend, wie des Kalbs Haut  
Die Erde, von Verwüstungen her, Versuchungen der Heiligen  
.....  
Großen Gesezen nachgehet, die Wissenschaft  
Und Zärtlichkeit und den Himmel breit lauter Hülle nachher  
Erscheinend singen Gesangeswolken<sup>61</sup>.*

„Die Erde, von Verwüstungen her, Versuchungen der Heiligen“: Steht das in Beziehung zu Kap. 24 des Ev. Matth.? Es ist Jesu Rede – die z. T. Daniel Kap. 9, 26 f. aufnimmt – von der Zerstörung Jerusalems, von Kriegen aller Völker und Könige gegen einander, von „Pestilenz und teurer Zeit und Erdbeben“ als Zeichen dafür, daß „das Ende nahe“ ist und „die Zukunft des Menschensohns“ bevorsteht, – kurz, vom „Greuel der Verwüstung“ und von der Gefahr, daß auch „die Auserwählten“ irre werden, „verführt“ werden. „Versuchungen“ werden nun auch am Schluß der 2. Fassung des Gesangs 'Der Einzige' erwähnt:

*Auch einige sind, gerettet, als  
Auf schönen Inseln. Gelehrt sind die.  
Versuchungen sind nemlich  
Gränzlos an die gegangen.  
Zahllose gefallen. Also gieng es, als  
Der Erde Vater bereitet ständiges  
In Stürmen der Zeit. Ist aber geendet<sup>62</sup>.*

„Gelehrt“ erläutert Beißner: „durch Erfahrung klug geworden“. Wohl treffender: sie haben „Versuchungen“, die zahl- und endlos an sie „gegangen“ sind, widerstanden, haben sie bestanden, während „zahllose gefallen“, erlegen sind; sie sind dadurch weise geworden und „gerettet“ aus den „Stürmen der Zeit“, geborgen wie auf Inseln der Seligen<sup>63</sup>. Ihre „Versuchungen“ sind nahverwandt mit den „Versuchungen der

<sup>60</sup> StA II, 254–258 (257 f.). In seiner Bedeutung schon erkannt von Hellingrath (Bd. 6, 486–488); tiefsinnig behandelt von Martin Heidegger, 'Hölderlins Erde und Himmel' (HJb 11, 1958–1960, 17–39); kommentiert von Detlev Lüders (Hrsg.), Hölderlin, Sämtliche Gedichte, Bd. 2: Kommentar S. 395–398.

<sup>61</sup> v. 9–15. Faksimile in Hellingrath Bd. 6 nach S. 22. – v. 11: „Denn anfangs bildet das Werk sich“ ist in dem Zitat ausgelassen, da dem Vf. sehr fraglich, ob er in den zit. Zusammenhang gehört.

<sup>62</sup> StA II, 160, 91–97 und 761, 23–26.

<sup>63</sup> Vgl. StA II, 74, 111 und 560 f.

Heiligen“. Besteht nun von Hölderlins Vers ein Bezug zu Jesu Rede, so sind „die Auserwählten“ hier die „Heiligen“ dort. Diese aber werden oft in den Psalmen und öfters von Paulus – der auch von „Versuchung“ schreibt – berufen und von ihm einmal beide Namen, mit einem dritten, versammelt: „als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten“<sup>64</sup>.

Dies ist nur ein vorsichtiger Versuch, zu den zitierten Versen ein Schlüsselchen zu finden. Noch vorsichtiger ist die Frage, ob die singenden „Gesangeswolken“<sup>65</sup> mitgeprägt sind von der chiliastischen Verkündigung Jesu im selben Matth.-Kap. 24, in v. 30 f.:

Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohns am Himmel. Und alsdann werden .. alle Geschlechter auf Erden .. sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln die Auserwählten von den vier Winden von einem Ende des Himmels zum andern.

<sup>64</sup> 1.Kor. 10,13 (auch 2.Petr. 2,9); Kol. 3,12.

<sup>65</sup> Beißner weist auf zwei analoge Wendungen hin (StA II, 871, 11–13). Den „Gesangeswolken“ ist verwandt der Versuch im 1. Entwurf zu 'Am Quell der Donau' (StA II, 690): „In Wolken des Gesangs thront, herrscht über die Völker, über die Fürsten ein Gott“, nun zuerst: „der Donnerer“, dann: „doch keiner wird den Donnerer nennen.“ („den“ von Beißner ergänzt; „ihn“?) Ist da nicht an die Engel zu denken? Im Neuen Testament erscheinen sie mehrmals in Menge. Allbekannt Luk. 2,13: „die Menge der himmlischen Heerschaaren“. Matth. 26,53: „.. meinen Vater bitten, daß er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel“. Hebr. 12,22: „zu .. dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel“. („Wolken“ heißt es da nicht, aber in v. 1: „eine solche Wolke von Zeugen.“) Off. 5,12: „.. ihre (der Engel) Zahl war vieltausendmal tausend, und sie sprachen mit großer Stimme: ..“. Bei Hölderlin stimmt dazu auch der Schluß des Entwurfs 'Das Nächste Beste': „Der Himmel der Gesänge“ (StA II, 239, 60; Deutungen im Zusammenhang: Beißner StA II, 872; Lüders Bd. 2, 383). Analog ist wohl deutbar, was im selben Entwurf in dem großen, Geschichtsmythisches meinenden Bilde von der Heimkehr der „Staaren“ gesagt ist (v. 33–38): „Und Ek um Eke / Das Liebere gewährend / .. Sehn sie die heiligen Wälder und die Flamme, blühendduftend / Des Wachstums und die Wolken des Gesanges fern und athmen Othem / Der Gesänge“. Bedeutend ist „fern“: das Letzte, was die Vögel „sehn“ und wovon sie – welch kühne Synästhesie! – „athmen Othem“, sind „die Wolken des Gesanges“. Stimmt dies zu den andern Stellen, so ist der chiliastische Grund offen.

*Exkurs: Bruchstück 34*

Unter Hölderlins Plänen ist der, 'Kleists Tod' zu besingen (StA II, 325); nach dem handschriftlichen Zusammenhang 1800 gefaßt, ausgeführt in keinem Worte. Ewald von Kleist, Dichter und preußischer Offizier, wurde bei Kunersdorf am 12. August 1759 mehrmals, zuletzt todbringend verwundet und von den siegreichen Russen nach Frankfurt a. d. Oder verbracht; dort starb er am 24. und wurde ehrenvoll bestattet (im Beisein russischer Offiziere, deren einer ihm seinen eigenen Degen auf den Sarg legte).

Am Schlusse sei nochmals wie eingangs betont: Mehr Fragen als treffsichere Antworten, mehr Erwägungen und Vermutungen als zuversichtlich vertretbare Ergebnisse. Aber Fragen sind zum Weiterdenken da. Mag diese oder jene, morgen oder später, ihre Antwort von dem und jenem erhalten, der in gewissen Fachgebieten oder in fremden Fächern heimischer ist.

Eines geht wohl aus einigen dieser Bruchstücke über „Bruchstücke“ hervor: Eine so umfassende wie minutiöse Ergründung der Lektüre Hölderlins ist ein Desiderat, ein dringendes, der Forschung. Was hat er nachweislich an Büchern besessen, was ist ihm vermutlich bei seinen Umzügen abhanden gekommen? Was hat er sonst an Büchern oder in Zeitschriften und Zeitungen gelesen? Er war kein Vielleser wie der junge Hegel, geschweige denn ein Polyhistor; er hat jedoch beträchtlich mehr gekannt, als direkt faßbar ist. Bei dem Versuche, das zu fassen, wären

Sein Tod – der Tod eines seit seinem ‘Frühling’ (1749) bekannten Dichters, der ein tapferer Soldat und ein ehrenhafter, „menschenfreundlicher“, seine Anwandlungen von „Melancholie“ bekämpfender Mann war – besiegelte seinen Ruhm. Hölderlin faßte seinen Plan 1800: im Jahr nach seiner Ode ‘Der Tod fürs Vaterland’; er kannte also nicht Wilhelm Körtes Kleist-Ausgabe von 1803 „nebst des Dichters Leben und seinen Briefen an Gleim“. Körtes Bericht von Kleists Verwundungen, Tod und Bestattung übernahm aber die wesentlichen Züge dem „Vorbericht“ und „Ehrengedächtniß“ zu den „Sämtlichen Werken“, die Karl Wilhelm Ramler schon 1760 herausgab. Und diese Ausgabe wurde 1774/75 und 1776 zweimal nachgedruckt: von Schmieder in Karlsruhe und von Fleischhauer in Reutlingen, der für zahlreiche Nachdrucke 1774 ein kaiserliches Privileg erhalten hatte, das nach der Titelseite feierlich und wörtlich prangt. Schmieder bringt S. V–XVII einen gekürzten Vorbericht, Fleischhauer dagegen druckt das ganze „Ehrengedächtniß“ von Friedrich Nicolai (1760) nach Ramler, S. XXII–XXXIV über Verwundung und Tod.

Die beiden Nachdrucke sind unter Hölderlins Büchern in Nürtingen und Tübingen nicht genannt; aber Waiblinger gibt den kleinen Tübinger Bestand an mit „Klopstocks Oden, Gleim, Kronegk, und dergleichen alten Poeten“ (StA VII, 3, 389; LD 653; ebd. S. 66; LD 499, 562 f.). Unter diesen könnte auch einer der beiden Nachdrucke gewesen sein; den von Fleischhauer könnte Hölderlin als Stiftler erworben oder geschenkt bekommen haben: der Nachdrucker war ja ein Verwandter von ihm (s. die Erl. zu B 37, 39 in StA VI, 573, 6–16). In beiden Nachdrucken aber konnte er Züge finden, die ihn, den Dichter der Ode vom ‘Tod fürs Vaterland’, stark berühren mochten: Kleists Aufgeräumtheit vor der Schlacht, in der er, der „sein Leben niemals ängstlich geliebt“ hatte, „unter Friedrichs Augen zu siegen oder zu sterben die Wahl hatte“; sein Angriffsmut trotz mehrmaliger Verwundung; die Grausamkeit von Kosaken gegen den Hilflosen, aber auch die Hilfsereicherung russischer Husaren und den Edelmut eines russischen Offiziers auf dem Schlachtfeld und mehrerer bei der Bestattung; das Ertragen von Schmerz und Tod „mit der Standhaftigkeit eines Kriegers und eines tugendhaften Mannes“. All dies mochte, wie gesagt, dem Dichter vom ‘Tod fürs Vaterland’ nahegehen. Ein historisch

Zitate und „Reminiszenzen“ wichtig. Was hat er „nur so“ gelesen, was hat seiner Bildung, was seiner Dichtung gedient?

Soweit die Fragen mit seiner Dichtung zusammenhängen, geraten sie in den Verdacht, die positivistische Frage zu meinen: Woher hat’s der Dichter? Sie meinen aber die Frage: Was hat er daraus gemacht, wie hat er es verwandelt oder eingebaut? Dafür ein (längst mitgeteiltes) Beispiel. Zur Konfirmation erhielt der Vierzehnjährige von einer Verwandten Philipp Friedrich Hillers, eines pietistischen Pfarrers, ‘Geistliches Liederkästlein’. Die drei Strophen eines Liedes fangen mit den Versen an: „Allein, und ohne Gott zu seyn, das ist ein elend Leben“ – „Allein, und ohne Jesu seyn, das ist ein todes Leben“ – „Allein, und ohne Geist zu seyn, ist ein betrübtes Leben“. Im ‘Empedokles’ (2. F. v. 480 f.) steht der Satz:

*Allein zu seyn,  
Und ohne Götter, ist der Tod.*

beglaubigtes, aber zeitlich nahes Paradigma für solchen Tod hätte somit vielleicht das Ruhmesgedicht auf den Dichter und Offizier werden können, dem „sein Wunsch, den edlen Tod fürs Vaterland zu sterben, gewährt werden sollte.“

Die Ausführung aber wäre wohl notwendig auf ein schwieriges Problem gestalterischer, stilistischer Art gestoßen. Die Ode vom Tod fürs Vaterland erstirgt, wenn auch der Dichter sich selbst und seine Opferbereitschaft zu beherrschender Geltung bringt, die Höhe des Allgemein-Gültigen und fast Mythischen (vgl. den Abschnitt darüber im II. Teil von ‘Hölderlins Weg zu Deutschland’, Jb. des Fr. Dt. Hochstifts 1978, S. 473 ff.). Die Ode ist hymnisch. Hymnisch wäre auch ‘Kleists Tod’ zu besingen gewesen; – aber wäre Hölderlin hier ohne „spezialtaeten“ (wie Kerner vom ‘Gang aufs Land’ schrieb; s. StA II, 575, 9 f.), d. h. in diesem Falle: ohne realistische Details ausgekommen? Konnte sich das Gedicht der fesselnden, ja ergreifenden Züge in dem „Vorbericht“, die doch unlöslich zu diesem Tode gehörten, enthalten? Es ist das Problem, das den Dichter in Homburg geradezu peinigte und das er gegenüber Neuffer in seinem Brief vom 3. Juli 1799 erörterte. Es geht ihm darin um die Zulässigkeit oder „Ersparniß des Accidentellen“ (im Trauerspiel und im Liebesgedicht) und um die Wahl der rechten Form für den jeweiligen Stoff. Er schreibt u. a.: „so wie wir irgend einen Stoff behandeln, der nur ein wenig modern ist, so müssen wir, nach meiner Überzeugung die alten klassischen Formen verlassen, die so innig ihrem Stoffe angepaßt sind, daß sie für keinen andern taugen“ (B 183, 68 und 28–31). Der Stoff von ‘Kleists Tod’ nun war zwar, wenn irgendeiner, „heroisch“ und für ein Ruhmesgedicht – mit elegischem Einschlag – geeignet, zugleich aber viel mehr als „nur ein wenig modern“. Es ist wohl denkbar, daß dieser Zwiespalt mindestens z. T. die Ausführung verhindert hat.

Im Zusammenhang aber mit dem Plane zu ‘Kleists Tod’ (wenn nicht sonstwo) mußte der Dichter auf die Gestalt des Königs stoßen, dessen Heroismus im Unglück und dessen Tatkraft im Wiederaufbau von Zeitgenossen – selbst von Feinden und von neutralen Schweizern wie Sulzer und Bodmer – bewundert wurde (s. die in Anm. 28 genannte Sammlung von Volz).

# Neuentdeckte Dokumente zu Hölderlins Leben und Umkreis

Von

Reinhard Breytmayer

Trotz der gewaltigen Arbeit, die von den Hölderlin-Forschern, vor allem von Adolf Beck, für die Erschließung von Dokumenten zu Hölderlins Leben geleistet worden ist, sind noch nicht alle naheliegenden Möglichkeiten, bei der Quellenforschung weiterzukommen, genutzt worden. Das zeigt ein kleiner, von uns nebenbei unternommener Streifzug in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart. An zwei Stellen gelang hier der Übergang auf merkwürdigerweise noch unerschlossen gebliebenes Gelände; das Schlüsselwort für beide Bereiche ist „Familienforschung“. Mit Recht hebt Pierre Bertaux in seinem neuesten Buch (‘Friedrich Hölderlin’) die Bedeutung der Genealogie für die Hölderlin-Forschung hervor<sup>1</sup>.

## *I. Unbeachtete Gelegenheitsgedichte im Nachlaß Johann Friedrich Blums in der Handschriftenabteilung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart*

### *1. Das Leichengedicht auf Hölderlins „zweiten Vater“, Johann Christoph Gock*

In der Handschriftenabteilung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart befinden sich unter der Signatur „Cod. hist. 2° 591“ genealogische Sammlungen aus dem Nachlaß von Johann Friedrich Blum<sup>2</sup>; darunter ein Pappband mit der Aufschrift „Tom<sup>III</sup><sup>B</sup> Beylagen zur Genealogischen Sammlung von 39–“ [zu ergänzen: 80].

<sup>1</sup> Pierre Bertaux, Friedrich Hölderlin, Frankfurt am Main 1978, S. 242–247.

<sup>2</sup> Zu Blum vgl. Die Historischen Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Beschrieben von W[ilhelm] von Heyd. Bd. 1: Die Handschriften in Folio. Stuttgart 1889–1890 = Die Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Abt. I, Bd. 1. S. 253 zu Cod. hist. Fol. 591. 592. 593: „Joh. Friedr. Blum, genealogische Sammlung württembergischer Familien. Bd. I. II. III. (zusammengebunden) Beilagen, Urkunden, biographische Notizen nebst einigen Familiengedichten [!]. Bd. IV a. b. Familienstiftungen...“ Ebenda Bd. 2: Die Hand-

Der uns interessierende Anhang, der gedruckte Gelegenheitsgedichte enthält, umfaßt Nr. 62–80, die gedruckten Stücke umfassen die Nummern 62–73; hier können nur die beiden wichtigsten Gedichte besprochen werden.

Dem Hölderlin-Freund fällt sogleich ein Leichengedicht auf Hölderlins Stiefvater, Johann Christoph Gock, ins Auge; es trägt unten den handschriftlichen Vermerk „n<sup>o</sup>. III<sup>69</sup><sup>B</sup>.“ Links vor dem Namen „Johanna Rosina Heynin“ ist handschriftlich vermerkt: „§ 1“ (damit wird auf die den Hauptteil der Handschrift bildenden genealogischen Untersuchungen Johann Friedrich Blums verwiesen).

Johann Friedrich Blum, geb. Speyer 20. Juli 1759, gest. als Pensionär Schwaigern 25. März 1843; Sohn von Philipp Heinrich Blum, Ratsschreiber in Speyer (geb. 20. Sept. 1722, gest. Speyer 2. Sept. 1767), und von Sophie Margarete Blum geb. Müller (1738 bis 1798; vermählt Speyer 1756); Geheimer Rechnungsrat und Hofkassier in Stuttgart 1788–1793, Oberamtmann in Markgröningen 1793–1807, Oberamtmann in Murrhardt 1807–1808, Kameralverwalter in Murrhardt 1808–1819, Kameralverwalter in Güglingen 1819–1826, war ein angeheirateter Vetter Friedrich Hölderlins; Blums Frau war eine Kusine Hölderlins: Ernestine Friederike Blum geb. Volmar (geb. Markgröningen 2. Juli 1772, gest. Eßlingen am Neckar 4. Apr. 1856; vermählt Markgröningen 20. Juli 1788). Deren Mutter war Hölderlins Tante Friederike Juliane Volmar geb. Hölderlin (geb. Lauffen am Neckar 2. Mai 1741, gest. Markgröningen 18. Apr. 1788), eine Schwester von Hölderlins Vater, Heinrich Friedrich Hölderlin; diese war seit Okt. 1771 mit Ernst Ludwig Volmar (geb. Waiblingen 1. Okt. 1727, gest. Markgröningen 1. Okt. 1784), Sohn des Johann Christoph Volmar, Advokats in Waiblingen, seit 1770 Oberamtmann in Markgröningen, verheiratet. Der junge Hölderlin kam öfters zu seinen Verwandten nach Markgröningen. Karl Christoph Friedrich Gock, Hölderlins Halbbruder, war 1797–1800 bei Johann Friedrich Blum in Markgröningen Schreiber.

Das Leichengedicht, das ein für Hölderlins Leben folgenschweres Ereignis, den bewußt erlebten Verlust des geliebten „zweiten Vaters“<sup>3</sup>, zum Gegenstand hat, umfaßt 12 Strophen:

schriften in Quarto und Oktavo. Stuttgart 1891 = Die Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Abt. I, Bd. 2, S. 158 zu Cod. hist. Fol. Oct. 65. 1–40: „Joh. Friedr. Blums genealogische Sammlung württembergischer Familien (alphabetisch geordnet)“. Diese Sammlung umfaßt 40 Pappbände mit Angaben zu mehr als 3250 Familien.

<sup>3</sup> Vgl. Hölderlin in dem Brief an seine Mutter aus Homburg vor der Höhe vom 18. Juni 1799: „Da mir mein zweiter Vater starb, dessen Liebe mir so unvergeßlich ist, da ich mich mit einem unbegreiflichen Schmerz als Waise fühlte, und Ihre tägliche Trauer und Thränen sah, da stimmte sich meine Seele zum erstenmal zu diesem Ernste, der mich nie ganz verlies, und freilich mit den Jahren nur wachsen konnte“ (B 180, StA VI, 333, 36–41). Vgl. dazu Adolf Beck (StA VII, 1, 298, 14–18; zu Gock ferner ebenda, 274–280. 297 f.).

Denkmahl | der tiefsten Betrübniß | bey | dem frühen Grabe | des  
 weiland | S. T. | Herrn Herrn | Johann Christoph Gocken, | Herzogl.  
 Kammerraths und Bürgermeisters zu Nürtingen, | als | Derselbe | den  
 8. März 1779. an einer hizigen Brustkrankheit verschied, und | den  
 10. darauf begraben wurde, | aufgerichtet | von | des Seeligverstorbe-  
 nen | Schwiegermutter, Schwager und Schwägerin, | Johanna Rosina  
 Heynin, verwittibter Pfarrerin in Cleebronn, M. Joh. Friedrich  
 Ludwig Mayer, Diaconus zu Löchgau, | Maria Friderika Mayerin,  
 geb. Heynin. | [Vignette: bekrönter Sarg] || Tübingen, gedruckt mit  
 Sigmundischen Schriften. [1779.] [IV] S. 2°. [Fraktur.]

S. [II]: [Vignette mit Spruchband Wir tragen Leid über dir. und  
 Palmblättern, die einen Sarg umgeben.]

Verweilt, verweilt ihr, die Sein Tod betrübte  
 So lang bey Seinem Grabe nicht,  
 War's nicht Sein Staub allein, den Eure Seele liebte,  
 So hebt Euer Angesicht!

5 Wird dieser Geist zur Erde stets gezogen,  
 Noch selbst wann eines Engels Flug,  
 Der in sein Vaterland ihm nur vorangeflogen  
 Ihn mit sich in die Höhe trug!

Er starb! – Ihr weint! Und Eure Herzen beben  
 10 Vom Schlag, der Seine Hütte bricht!<sup>4</sup>  
 Er lebt – Und fühlt ihr nun nicht auch von Seinem Leben  
 Den Trost und die Erquickung nicht?

S. [III]:

Doch HErr! Vergieb! Du läßt uns nicht verderben!  
 Barmherzig, gnädig und getreu!<sup>5</sup>

15 Wir glaubens HErr! Du läßt die Menschen sterben  
 Und ruffest wieder: Kommt herbey!<sup>6</sup>

Wir glaubens HErr! Sie sind in Deinen Händen  
 Die Seelen derer, die Du liebst,  
 Und freuen uns, sie einst bey Dir zu finden,  
 20 Wann Du uns selbst dem Tode giebst!

<sup>4</sup> Vgl. 2 Kor 5,1.

<sup>5</sup> Vgl. 2 Mos 34,6; Psalm 86,15; ferner Hebr 2,17.

<sup>6</sup> Freies Zitat von Psalm 90,3. Vgl. Hölderlin, StA I, 73, 140–141.

Doch noch verstummt bey unsren bangen Klagen  
 Die Hofnung, die so fern sich zeigt:  
 Wir glaubens zwar, doch unsre Seelen zagen,  
 Wann länger Deine Hülfe schweigt.

25 Was soll gebeugt den Kindern, die sie fragen  
 Und sie um ihren Vater flehn,  
 Was soll der Mutter Mund verlassnen Waysen sagen  
 Die ohne Trost sie jammern sehn?

Und ich, und ich, – am Ziel von meinen Tagen  
 30 Das mir so nahe schon erscheint,  
 Was kann ich, Mutter selbst, was meiner Tochter sagen  
 Die doch nicht mehr als ich beweint.

S. [IV]:

Doch mir scheint Trost am nahen Grabe! – Länger  
 Weilt er für uns, weilt er für Dich

35 O Schwester! länger noch währt unser Lauf, und bänger  
 Zeigt unserm Blick die Zukunft sich.

Zwar wird in Deiner Brust der Schmerz am stärksten wühlen  
 In der auch unsrer sich vereint;

Zwar wirst Du zehnfach die tiefe Wunde fühlen –  
 40 Uns war Er Bruder nur und Freund:

Dir war Er mehr! doch sieh' mit uns und ehre  
 Die Hand, die unsre Wunde schlug<sup>7</sup>,  
 Die Hand, die uns gebeugt, Ihn aber in die Chöre  
 Vollendeter Gerechten<sup>8</sup> trug.

45 Wird unser Glaube sich einmahl so weit erhöhen  
 Dann zeigt sich uns schon in der Zeit  
 Schon jetzt<sup>9</sup> – o möchtest Du sie bald getröstet sehen! –  
 Im Staub auch Seine Herrlichkeit!

[Vignette: Engel mit Trompete und Siegeskranz]

Über die Verfasserschaft kann noch nichts Endgültiges gesagt wer-  
 den. Wie die Erfahrung lehrt, wurden im 18. Jahrhundert derartige

<sup>7</sup> Vgl. Hölderlin, StA I, 16, 39–40.

<sup>8</sup> Vgl. Hebr 12,23.

<sup>9</sup> Vgl. Joh 4,23.

Leichengedichte oft von anonym bleibenden Autoren „im Namen eines andern“ oder einer ganzen Reihe von Hinterbliebenen verfaßt; wie wir durch unsere ausgedehnten Forschungen zur Gelegenheitsdichtung belegen können, ließen sich auch Geistliche, von denen man besondere Wortgewandtheit hätte erwarten können, von andern vertreten. Ein Beispiel für eine Stellvertretung mag genügen:

Auf dem Titelblatt des in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (in dem Sammelband mit der Signatur „w. G. fol. 54“, Bd. 2b) aufbewahrten Exemplars eines bisher unbeachteten Leichengedichtes auf den Tübinger Professor der Rechte Eberhard Christoph Canz steht der handschriftliche Vermerk „H. Rep[etent]. Köstlin ist der Verfaßer“, obwohl das Titelblatt die Verfasserschaft anderen Personen zuzuschreiben scheint:

Denkmal der zärtlichsten Hochachtung [...] bei dem [...] Hintritt Ihres Theuresten Ehegemals und Vaters [...] Eberhard Christoph Canz [...] welcher den 16ten Nov. 1773. [...] aus dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit übergieng [...], errichtet von des Wohlseiligen tiefgebeugter Wittwe Regina Barbara geb. Hillerin und schmerzlich betrübtten Sohn und Tochter, Christian Gottlieb Canz, [...] und Friderika Eberhardina Canzin. Tübingen gedruckt mit Schrammischen Schriften. [IV] S. 2°.

Das Beispiel wurde mit Absicht gewählt, da das Leichengedicht auf Johann Christoph Gock durchaus von dem ehemaligen Tübinger Stiftsrepetenten und späteren Diakonus Nathanael Köstlin (geb. Blaubeuren 15. Jan. 1744, gest. 27. Juni 1826; Magister 1764, Stiftsrepetent 1770, Diakonus in Nürtingen 1775, Dekan in Pfullingen 1793, Dekan in Urach/Württ. 1808–1826, Titel „Prälat“ 1823), der bekanntlich mit dem jungen Hölderlin in enger Verbindung stand, verfaßt sein könnte. Die Rede der Mutter der Witwe Gock in den Strophen [8/9] bzw. der Schwester der Witwe Gock in der Strophe [9] wären dann als rhetorischer Kunstgriff der Ethopöie zu werten.

Lebensdaten von Johann Christoph Gock, Hölderlins Stiefvater<sup>10</sup>:

<sup>10</sup> Vgl. die grundlegende Arbeit von Wulf Erbe, Die Familie Gock aus dem Raum Ohringen. Zur Abstammung von Hölderlins Stiefvater Johann Christoph Gock und zum Entstehen des schlesischen Zweiges. In: Archiv für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete mit Praktischer Forschungshilfe, 42. Jg. (1976), Heft 62, S. 461–474, bes. S. 467–469; ferner das unten S. 269 genannte bisher unbekanntes Leichengedicht 'Denkmal der Liebe bei dem Grabe des ... Georg Michael Fischers ...', Lud-

geb. Nordheim bei Lauffen am Neckar 30. Okt. 1748, gest. Nürtingen 8. März 1779, begraben Nürtingen 10. März 1779; konfirmiert Nordheim 1762, wird im März 1766 als Mittel-Scribent in Bietigheim (Württ.) erwähnt (lernt wohl dort seinen aus Bietigheim stammenden Freund Karl Friedrich Bilfinger, den Paten Hölderlins, kennen), um 1769 Schreiber in Lauffen am Neckar, Freund von Hölderlins Vater; Rechnungsprobator; Kellereiamtsverweser, Kammerrat und Oberumgelter in Nürtingen 1774; Hauptzoller in Nürtingen 12. Febr. 1775, Bürgermeister und Richter in Nürtingen 1776–1779 (bis zu seinem Tode), Kaiserlicher Spital-Lehensträger (von Kaiser Joseph II. mit dem Sielminger Reichslehen des Nürtinger Spitals belehnt) 3. Nov. 1778, Kriegsvogt (Waisenpfleger) der verwitweten Lammwirtin in Nürtingen 12. Jan. 1779; zieht sich im November 1778 bei einem Hochwasser in Nürtingen eine „hitze Brust-Krankheit“ zu.

Eltern: Sein Vater war Johann Michael Gock, geb. Schwabbach 16. Sept. 1719, gest. Nordheim 17. Apr. 1782; spätestens seit 1746/1748 Schulmeister in Nordheim. Er war Vater von 28 Kindern (20 aus 1. Ehe, 8 aus 2. Ehe), von denen die meisten früh verstarben.

Seine Mutter war dessen 1. Ehefrau, Christina Rosina Gock, geb. Keller, Tochter des Joseph Keller, Schulmeisters in Bietigheim (Württ.); (Hochzeit Bietigheim 10. Mai 1746), geb. Bietigheim 16. Mai 1727, gest. Nordheim 3. Juni 1770 an der Geburt eines anonym gebliebenen 20. Kindes.

Seine Stiefmutter war dessen 2. Ehefrau, Christina Friederica Gock geb. Haug, Tochter des Christoph Friedrich Haug, Kellereiküfers in Markgröningen; (Hochzeit Markgröningen 6. Juni 1771), geb. Markgröningen 28. Jan. 1747, gest. ...

Witwe: Johanna Christiane Gock verwitwete Hölderlin geb. Heyn, Hölderlins Mutter, geb. Frauenzimmern 8. Juli 1748, gest. Nürtingen 17. Febr. 1828; vermählt in 1. Ehe Cleebronn 17. Juni 1766 mit Lic. iur. utr. Heinrich Friedrich Hölderlin (geb. Lauffen am Neckar 25. Jan. 1736, gest. Lauffen am Neckar 5. Juli 1772), vermählt in 2. Ehe Cleebronn 22. Sept. 1774 mit Johann Christoph Gock.

Schwiegermutter: Johanna Rosina Heyn geb. Sutor, Hölderlins Großmutter mütterlicherseits, geb. Hattenhofen 30. Dez. 1725, gest. Nürtingen 14. Febr. 1802; vermählt in Güglingen 28. Apr. 1744 mit Johann Andreas Heyn (geb. Friemar bei Gotha 25. Sept. 1712, Pfarrer in Neudietendorf bei Erfurt, Pfarrer in Frauenzimmern 1743, Pfarrer in Cleebronn 1753–1772, gest. Cleebronn 25. Sept. 1772).

wigsburg [1766], wo ein Mittel-Scribent Johann Christoph Gock als Kondolent genannt ist. Die Nachkommenschaft Karl Christoph Friedrich Gocks ist Wulf Erbe allerdings unbekannt geblieben; S. 469 führt er nur zwei Töchter ohne Namen an; die Angabe, die eine Tochter habe sich am 13. 5. 1841 mit „Zimmer, Pfarrer in Hirschlanden“ vermählt, geht auf ein Mißverständnis zurück: August Zimmer (geb. Tübingen 28. Sept. 1805, gest. 1868; seit 1841 Pfarrer in Hirschlanden) vermählte sich am 13. Mai 1841 mit Christiane Dorothee geb. Zimmer, geb. Tübingen 25. Jan. 1803. Erbe hat hier die Tochter des Tübinger Schreinermeisters Ernst Friedrich Zimmer mit einer Tochter Gocks verwechselt. Wichtige Hinweise zu den öffentlichen Ämtern und der Umwelt Johann Christoph Gocks finden sich bei Götz Eberhard Hübner, Vaterländische Prozeßfiguration und dichterisches Prozeßverhalten in Hölderlins 'Franziska'-Ode. Ein philologischer Versuch. [Zweiter Teil.] In: HJb 19/20, 1975–1977, S. 156–211, hier bes. S. 174–179.

Schwager: Magister Johann Friedrich Ludwig Majer, geb. Löchgau 29. Sept. 1742, gest. 4. Mai 1817; Sohn des Magister Ludwig Majer (geb. Untertürkheim 25. Aug. 1712, Magister 1730, Diakonus in Löchgau 1740, Pfarrer in Löchgau 1766/1767–1775, gest. Löchgau 2. Mai 1775), Magister 1763, Diakonus in Löchgau 1775, Pfarrer in Löchgau 1791.

Schwägerin: Dessen Ehefrau, Maria Friederika Majer geb. Heyn, eine Tante mütterlicherseits v. Hölderlin, geb. Frauenzimmern 22. Mai 1752, gest. Löchgau 6. Febr. 1816.

Kinder (im Leichengedicht auch „Waysen“ genannt):

- a) Stiefkinder Johann Christoph Gocks (Hölderlin und seine leibliche Schwester)
1. Johann Christian Friedrich Hölderlin, geb. Lauffen am Neckar 20. März 1770, gest. Tübingen 7. Juni 1843.
  2. Maria Eleonora Heinrika („Rike“) Hölderlin (später verehelichte Breunlin), geb. Lauffen am Neckar 15. Aug. 1772, gest. Nürtingen 6. Febr. 1850; vermählt Nürtingen 9. Okt. 1792 mit Christian Matthäus Theodor Breunlin, seit 1785 Zweiter (seit 1797 Erster) Professor an der niederen Klosterschule Blaubeuren (geb. Hirrlingen 7. Sept. 1752, Magister 1772, gest. Blaubeuren 2. März 1800).

Hölderlins Schwester Johanna Christiana Friederika Hölderlin, geb. Lauffen am Neckar 7. Apr. 1771, war bereits am 16. Nov. 1775 in Clebronn verstorben.

b) leibliche Kinder Johann Gocks (Halbgeschwister Hölderlins):

1. Karl Christoph Friedrich (von) Gock, geb. Nürtingen 29. Okt. 1776, getauft Nürtingen 31. Okt. 1776, gest. Stuttgart 27. Okt. 1849 (an Schleimfieber); Besuch der Lateinschule in Nürtingen, Ausbildung zum Schreiber zunächst in Nürtingen, dann 1797–1800 in Markgröningen bei Oberamtmann Johann Friedrich Blum, dem angeheirateten Vetter seines Halbbruders Friedrich Hölderlin, Rechnungsprobator in Lichtenstern bei Löwenstein 1800, Substitut in Nürtingen 1802, Amtsschreiber und Amtspfleger in Zwiefalten 1803, Stadt- und Amtsschreiber in Tettngang 1810, Kameralverwalter in Schwäbisch Gmünd 1811, Hof- und Finanzrat in Stuttgart beim Departement des Innern, Sektion der Kommunverwaltung 1816; Hof- und Domänenrat bei der Hofdomänenkammer 1817, geadelt 1831, pensioniert 13. Febr. 1842; vermählt Adelshofen bei Eppingen 28. Mai 1804 mit Marie Eberhardine geb. Blöst (1777–1853), einer jüngeren Kusine von seiner und Hölderlins Mutter<sup>11</sup>. Karl Christoph Friedrich (von) Gock hatte 3 Kinder (eine Tochter Ida Eberhardine Gock, ein früh verstorbenes Kind und einen Sohn Karl Gock). Ida Eberhardine Gock (verehelichte Arnold), geb. 5. Dez. 1812, gest. Heidelberg 20. Sept. 1868, heiratete 1830 Philipp Friedrich Arnold<sup>12</sup>, geb. Edenkoben (Rheinpfalz) 8. Jan. 1803, gest. Heidelberg 4. Juli 1890, Medizinprofessor in Heidelberg 1834–1835 und 1852–1873. Aus dieser Ehe gingen 7 Kinder (davon drei früh verstorben) hervor; genannt seien Ida Arnold verehelichte Gegenbaur, geb. 14. Mai 1832, gest. 5. Aug. 1909; Julius Arnold, geb. Zürich 19. Aug. 1835, gest. 2. Juli 1915, Professor der pathologischen Anatomie in Heidelberg seit 1866; Frida Arnold, geb. Stuttgart

<sup>11</sup> Die Lebensdaten Karl Christoph Friedrich Gocks sind bei Adolf Beck (StA VI, 516–517) nachgewiesen.

<sup>12</sup> Vgl. Edith Heischkel-Artelt, Art. Arnold, Ärzte. In: NDB, Bd. 1 (1953), S. 383–384; hier S. 383, Sp. 2; ergänzend Wilhelm Lange, Stammtafel mit Anmerkungen zur Familie Hölderlin [Handschrift]. (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. hist. 4° 723: Kaps.).

26. Okt. 1849, gest. ledig in Heidelberg 12. Juli 1940<sup>13</sup>, verdient um die Herausgabe der Briefe Diotimas an Hölderlin<sup>14</sup>.

2. Friederika Rosina Christina Gock, geb. Nürtingen 12. Nov. 1778, getauft Nürtingen 13. Nov. 1778, gest. Nürtingen 20. Dez. 1783 (Scharlach), begraben Nürtingen 22. Dez. 1783.

Zwei Kinder Johann Christoph Gocks waren bereits vor dessen Tod verstorben: eine Tochter, Anastasia Carolina Dorothea Gock, geb. Nürtingen 18. Aug. 1775, getauft Nürtingen 20. Aug. 1775, gest. Nürtingen 19. Dez. 1775, begraben Nürtingen 21. Dez. 1775, und ein ohne Vornamen gebliebener Sohn Gock, geb. Nürtingen 16. Nov. 1777, mit der Nottaufe versehen Nürtingen 16. Nov. 1777, gest. Nürtingen 16. Nov. 1777, begraben Nürtingen 18. Nov. 1777.

## 2. Das möglicherweise von Hölderlin stammende Hochzeitsgedicht auf die Vermählung von Friedrich Ludwig Wilhelm Theuß mit Christiane Luise Bardili

Von der Provenienz her gesehen, steht ein gedrucktes anonymes Hochzeitsgedicht in engem Zusammenhang mit dem Leichengedicht auf Hölderlins Stiefvater: das in der Sammlung von Hölderlins Vetter Johann Friedrich Blum unmittelbar vorgebundene Hochzeitsgedicht auf die Vermählung von Friedrich Ludwig Wilhelm Theuß mit Christiane Luise Bardili; es trägt unten auch den handschriftlichen Vermerk

III<sup>B</sup>.

nr. [durchgestrichen: 14.] 68.

Das Gedicht umfaßt 15 Strophen:

AUF | DIE VERBINDUNG | DES | HERRN DOKTOR | THEUSS |  
MIT | JUNGFER | LUISE BARDILI. | VON | EINEM FREUND. |  
[Vignette] || 1789. [Antiqua.]

Das Gedicht umfaßt [VIII] Seiten im Oktavformat (S. [II. VII. VIII] sind leer).

Auf Seite [III] beginnt unter einer Zierleiste der Text des Gedichtes:

So ist es da das Fest der Männertreue!

Der wonnevollste Deiner Tage, Freund!

Umlächelt Dich, da Hymenäens Weihe

Auf ewig Dich mit Ihr vereint!

<sup>13</sup> Vgl. Wilhelm Hoffmann, Eine Großnichte Hölderlins †. Frida Arnold in Heidelberg. In: Schwäbischer Merkur, Stuttgart, 16. Aug. 1940.

<sup>14</sup> Vgl. dazu die Briefe der Diotima [d. i. der Susette Gontard geb. Borkenstein]. Veröffentlicht von Frida Arnold. Hrsg. von Carl Viëtor, Leipzig 1921, S. 73–77: Nachwort von Frida Arnold, hier S. 73–74.

5 Da um zwo gleich geschaffne Seelen  
Er lächelnd schlingt ein sanftes Rosenband, –  
Sich Tugenden mit Tugenden vermälen,  
Umwunden von Fortunens Hand!

O ganz mit jener Wärme, jenem Feuer,  
10 Das hin mein Herz zu Deinem Herzen zieht,  
Erblik' ich heut, Du fühlender Getreuer!  
Des Glückes Blume, die Dir blüht!

[Seite IV:]

Denn Du bist werth, des Glückes zu geniessen!  
Werth, zärtlich Dich geliebt zu seh'n!  
15 Werth, an der holden Rechte von LUISEN  
Durch ew'gen Frühling hinzugehn!  
Dir ward – ich kenne Dich – einst mit dem Leben  
Sein schönstes Kleinod von des Schöpfers Hand!  
Dir hat Dein Gott ein edles Herz gegeben,  
20 Gefül, verschwistert mit Verstand!  
Ein Herz, dem ganz der Himmel dieser Erde  
Aus fester Lieb, und treuer Freundschaft quoll,  
Dem Opfer nicht, nicht Ringen mit Beschwerde  
Zu gros war um des Freundes Wohl –  
25 Gleich liebenswürdig, wenn es sich in Lieder,  
Der edelsten Gefühle voll, ergoß,  
Und wenn es in die Wunde seiner Brüder  
Der Lindrung milden Balsam goß! –

[Seite V:]

Wie feurig hieng seit jenen Augenblikken,  
30 Da Sie Dein Auge fand, und Du bei Dir  
Stillahnend schwurst: Nur Sie kan mich beglücken!  
Wie feurig hieng Dein Herz an Ihr!

Troz Meilen, die Dich von der Holden schieden,  
Troz der Zerstreung zauberischer Macht,  
35 Troz Zeitenflucht, die ach! so gern ermüden  
Der Männerliebe kühnste Flügel macht,

Troz allem Reiz, der lokend um Dich blühte,  
Troz selbst LUISENS kleinem Flattersinn,  
Blieb Sie – Du kanntest ihre Seelengüte! –  
40 Blieb Sie nur Deine Liebblingin!

Du hattest einmal mit der Liebe Küssen  
Versiegelt diesen Bund! – dem edlen Mann  
War dieses mehr, als hätt' er Ihr zu Füßen  
Mit tausend Schwüren es gethan!

[Seite VI:]

45 Treu bliebest Du! Dein Glük mit Ihrem Glücke  
Verschwistert sehn, diß war Dein schöner Plan,  
Und stralend, Freund, ligt schon vor Deinen Blikken  
Der Zukunft Himmel aufgethan!  
Ihr werdet wechselnd Euch die goldne Schale  
50 Der Liebe füllen – Frühlings-Quellen gleich,  
Die Segen rings verbreiten in dem Thale,  
So zaubert Lieb, ein Paradies um Euch!  
Die schönen Früchte seh' ich sich enthüllen,  
Die jedes von des andern Leben pflükt,  
55 Ganz wird sie Deinen kühnsten Wunsch erfüllen,  
Durch Dich in vollem Maas beglückt!  
Dir ganz den Lohn der festen Treue geben,  
Wie Du Ihr ganz den Lohn der Zärtlichkeit,  
Und oft wird Dir ein feurig Lied entschweben,  
60 Vom Glük, das reine Liebe beut!

Identifikation des Brautpaars

a) Bräutigam

Doktor Theuß: Lic. iur. Friedrich Ludwig Wilhelm Theuß, geb. Stuttgart 6. Jan. 1767, getauft Stuttgart 7. Jan. 1767, gest. Nürtingen 11. Jan. 1828, begraben Nürtingen 13. Jan. 1828; Immatrikulation an der Universität Tübingen 23. Okt. 1784, vermählt mit Christiane Luise geb. Bardili 1789, Hofgerichtsadvokat in Ludwigsburg (Württ.), Stadtschreiber in Waiblingen an der Rems 1794, Oberamtsrichter in Nürtingen seit etwa 1819 bis zu seinem Tode.

Vater: Lic. iur. utr. Friedrich Ludwig Theuß, Rat, Vogt und Kanzlei- und Hofgerichtsadvokat, geb. in Reutlingen als Sohn des Johann Conrad Theuß, Hochfürstlich Württembergisch Königsbronner Mannsklosters-Pfleger in Reutlingen, Sterbeort und -datum noch nicht ermittelt; Immatrikulation an der Universität Tübingen 7. Nov. 1741, Aufnahme in das Tübinger Stift (als hospes, stud. iur.) 1741, vermählt in 1. Ehe Stuttgart 11. Jan. 1748 mit Katharina Christina Barbara geb. Zech, Tochter des Johann

David Zech, Hochfürstlich Württembergischen Rentkammerexpeditionsrats und Land-schreibers, diese gest. Stuttgart 22. Mai 1765, begraben Stuttgart 24. Mai 1765; vermählt in 2. Ehe Stuttgart 4. Febr. 1766 mit Wilhelmina Charlotta geb. Backmeister. Friedrich Ludwig Theuß wird 1748 als Kanzlei- und Hofgerichtsadvokat erwähnt, 1749 als Vogt in Heidenheim an der Brenz; 1768 kommt er als Pensionär nach Lauffen am Neckar<sup>15</sup>.

Mutter: Wilhelmina Charlotta Theuß geb. Backmeister, getauft Stuttgart 18. Apr. 1740, gest. Lauffen am Neckar 22./23. Sept. 1768 „als Kindbetterin“ (an der Geburt des Kindes Maria Johanna Wilhelmina Theuß, geb. Lauffen am Neckar 7. Sept. 1768, getauft ebenda 9. Sept. 1768); Tochter des Wilhelm Ludwig Backmeister, geb. 29. Nov. 1705, gest. Stuttgart 26. Dez. 1765 als Fürstlicher Kirchenratssekretär und -kanzlist, und der Christina Charlotta Backmeister geb. Reutter (Hochzeit Stuttgart 28. Juli 1739), geb. 27. Nov. 1715, gest. Stuttgart 11. Sept. 1777.

Taufzeugen: Jonathan Salomo Golter, Hofkammerrat; Johann David Zech, Expeditionsrat; Christina Barbara Breitschwerd[t], Expeditionsratsgattin; Maria Agnes Theuß, „Verwitbtbe wirtemb. Pfliegerin in Reuttlng. [Reutlingen]“, Großmutter väterlicherseits des Täuflings; Christina Charlotta Backmeister, Kirchenratskanzlisten-Witwe, Großmutter mütterlicherseits des Täuflings; „Reinwaldin, Hof- u. Comercien-Räthin in Urach“; „Zechin, in Liebenstein, Räthin u. Stabskellerin“.

Mit „Reinwaldin“ und „Zechin“ sind anscheinend gemeint:

Justine Friederike Reinwald geb. Engel; Tochter von Johann Friedrich Engel, geb. 7. Sept. 1696, gest. 3. März 1781, Leibmedikus in Stuttgart, und von dessen 1. Frau (Hochzeit Stuttgart 26. Nov. 1720), Anna Johanne Engel geb. Fuchs (gest. 1737). Ihr Gatte war Christian Jakob Reinwald, Hof- und Kommerzienrat in Urach/Württ. (gest. 10. Aug. 1793, begraben 13. Aug. 1793).

Regine Katharine Zech geb. Groß, geb. Nagold 19./20. Mai 1737 als Schreiber-tochter, war seit 1765 die 2. Ehefrau von Johann Christoph Zech (Stabskeller in Liebenstein seit 1754), der dreimal verheiratet war.

Schriftstellerische Tätigkeit: Von Friedrich Ludwig Wilhelm Theuß stammt folgende in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (Sammlung „Landtags-schriften“, Signatur: wirt. R. oct 1147, Bd. 2/Nr. 6) vorhandene Schrift: Gedanken eines Wirtembergers über den bevorstehenden Landtag, und die Wahlfähigkeit der, [sic!] zu demselben abzuordnenden Deputirten. [Stuttgart] 1796. 40 S. 8° (S. 2 leer). S. 40 findet sich das Datum „Im October 1796“<sup>16</sup>.

<sup>15</sup> Vgl. zu diesen Angaben „Theil III. der Familien-Chronik der Bacmeister. Die Genealogie der aus Niedersachsen stammenden Bacmeister. Zusammengestellt auf V Tafeln und X Stamm-Tafeln. von Clamor, Freiherr von dem Bussche-Ippenb. Osnabrück 1903, Stamm-Tafel Nr. VII. Vgl. ferner die zahlreiche Irrtümer enthaltende Miscelle von Sch., Wappen einer Familie Theuß. In: Stuttgarter NS-Kurier. Gauorgan der NSDAP / Stuttgarter Neues Tagblatt, 13. Jg. / Nr. 243, Stuttgart, Sonntag, den 5. Sept. 1943, S. 4, Sp. 1. Die im Evangelischen Kirchenregisteramt Stuttgart aufbewahrten Kirchenbücher wurden von mir für die Stuttgarter Daten ausgewertet; Herrn Amtsrat Walter Hackh sei für freundliche Unterstützung Dank gesagt.

<sup>16</sup> Zur Verfasserschaft vgl. Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller angefangen von Georg Christoph Hamberger, fortgeführt von Johann Georg Meusel. [Bd.] VIII. Hildesheim 1966 (Reprografischer Nachdruck der 5. Aufl. Lemgo 1800), S. 40, Art. THEUSS (Friedrich Ludwig Wilhelm).

b) Braut

Jungfer Luise Bardili: Christiane Louisa (Christiane Luise) Bardili (verehelichte Theuß), geb. Markgröningen 1. Jan. 1769, getauft Markgröningen 2. Jan. 1769, gest. Waiblingen 15. Okt. 1848.

Vater: Magister Georg Christoph Bardili<sup>17</sup>, geb. Stuttgart 23. Febr. 1730, gest. Markgröningen 26. Dez. 1769, begraben Markgröningen 28. Dez. 1769; Schüler des Gymnasium illustre in Stuttgart, Immatrikulation an der Universität Tübingen 23. Okt. 1747, Aufnahme ins Tübinger Stift 1747, Baccalaureus 29. Nov. 1747, Magister 29. Okt. 1749, Feldprediger 1753, Diakonus in Markgröningen 1760; vermählt in 1. Ehe mit Magdalena Charlotta geb. Cleß, geb. Rommelshausen 16. Aug. 1736 als Tochter von Friedrich David Cleß (1696–1767; Pfarrer in Rommelshausen), gest. Markgröningen 18. März 1762 im Kindbett, begraben Markgröningen 21. März 1762; vermählt in 2. Ehe Markgröningen 19. Okt. 1762 mit Maria Johanna Gabriele geb. Breyer.

Mutter: Maria Johanna Gabriele Bardili geb. Breyer, geb. Markgröningen 6. Dez. 1741 als Tochter von Johann Heinrich Breyer (Hofrat und Vogt in Markgröningen), gest. 1769.

Taufpaten: Magister Philipp David Burk (1714–1770; Schwiegersohn Johann Albrecht Bengels), Spezialsuperintendent in Kirchheim unter Teck seit 1766/1767 (vorher

<sup>17</sup> Zur Genealogie und geistesgeschichtlichen Bedeutung der Familie Bardili vgl. die grundlegende, freilich Christiane Luise Theuß geb. Bardili nicht berücksichtigende, genealogische Spezialuntersuchung von Hanns Wolfgang Rath [d. i. Carl Friedrich Schulz-Euler], Regina die schwäbische Geistesmutter. Die gemeinsame Abstammung Hölderlins, Uhlands, Schellings, Mörikes und anderer bekannter Schwaben. Auf Grund genauer Forschungen dargestellt. Mit einem Geleitwort von Fritz Lenz, Ludwigsburg und Leipzig 1927. Zur allgemeinen Genealogie der Familie Bardili vgl. das ebenfalls grundlegende Werk von [Ludwig] Fried(ri)ch Heuglin, Die Württembergischen Familien-Stiftungen nebst genealogischen Nachrichten über die zu denselben berechtigten Familien. Stamm-Listen zu den Eßlinger Familien-Stiftungen. Erstes Heft (: Burkhardt-Bardili'sche Stiftung). [Mehr nicht erschienen.] Eßlingen [am Neckar] 1844. Die meisten der von uns erwähnten Daten finden sich S. 62–63 (zu Georg Christoph Bardili); S. 120 (nach richtiger Paginierung eigentlich S. 116; zu Christiane Luise Theuß geb. Bardili und zu einem Teil ihrer Kinder); S. 171. 181. 186. 188. Zum Todes- und Begräbnisstag von Friedrich Ludwig Wilhelm Theuß und zu seinen Kindern vgl. ergänzend das im Evangelischen Kirchenregisteramt Nürtingen gelagerte Familienbuch, S. 1097. Die Angabe des Sterbedatums von Christiane Luise Theuß geb. Bardili verdanken wir dem Genealogen Dr. Walter Bardili (Stuttgart). Die Genealogin Edelgard von Kalitsch (Ludwigsburg) hat in unserem Auftrag aus den Lauffener Kirchenbüchern das Geburtsdatum der Schwester bzw. der Mutter des Bräutigams, Johanna Wilhelmina Theuß bzw. Wilhelmina Charlotta Theuß geb. Backmeister, ermittelt; aus den Markgröninger Kirchenbüchern das Geburts- und Taufdatum von Christiane Luise Bardili sowie das Sterbe- und Begräbnisdatum von Georg Christoph Bardili, dazu das Sterbe- und Begräbnisdatum von dessen erster Frau und das Hochzeitsdatum von seiner zweiten Frau. Das genaue Datum und der Ort der Hochzeit Theuß/Bardili konnten noch nicht ermittelt werden; die Hochzeit fand anscheinend weder in Stuttgart noch in Lauffen, Markgröningen oder z. B. Maulbronn statt.

seit 1758 Spezialsuperintendent in Markgröningen) – war bei der Taufe abwesend; Christoph Friedrich Faber (1720–1785), Spezialsuperintendent in Markgröningen seit 1767; Agnes Margareta Breyer, „verwitbte Hofrätin u. Oberamtswärterin“; Jakobina Katharina Kraus, Spitalverwaltersgattin; Johanna Eleonora Louisa Unfried, Apothekersgattin in Markgröningen.

Geschwister:

a) Halbschwester aus der 1. Ehe des Vaters:

Friederike Charlotte Heinrike Bardili, geb. Markgröningen 6. März 1762, seit 1. Juni 1779 (in Stuttgart) verheiratete Jäger. Ehemann: Karl Christian (von) Jäger, Kirchenratsexpeditionsrat, nachmals Kammerprokurator.

b) Leibliche Schwestern aus der 2. Ehe des Vaters:

1. Johanne Heinrike Bardili, geb. Markgröningen 2. Aug. 1763, später verheiratete Hobbhan, gest. 7. März 1828.

2. Friederike Margarete Bardili, geb. 14. Aug. 1764.

c) Kinder von Friedrich Ludwig Theuß und Christiane Luise Theuß geb. Bardili: Aus der 1789 geschlossenen Ehe gingen 11 Kinder (9 Töchter und 2 früh verstorbene Söhne) hervor:

1. Friedrich Ludwig Theuß, geb. Ludwigsburg 8. Apr. 1790, gest. Ludwigsburg 18. Apr. 1790.

2. Johanna Charlotta Louisa Theuß, geb. Waiblingen 4. Febr. 1791, seit 1. Febr. 1814 (in Waiblingen) verheiratete Schwarz (Ehemann: Johann Gottlieb Schwarz, geb. Winnenden 15. Sept. 1784).

3. Amalia Karolina Friederika Theuß, geb. Waiblingen 9. Juli 1792, seit 3. Aug. 1813 (in Waiblingen) verheiratete Frisch (Ehemann: Karl Friedrich Wilhelm Frisch, geb. 10. Dez. 1781).

4. Henriette („Jette“) Philippine Ludovika Theuß, geb. Waiblingen 6. Nov. 1793, seit 24. Nov. 1818 (in Waiblingen) verheiratete Wiedersheim (Ehemann: Karl Ludwig Heinrich Wiedersheim, geb. Jesingen bei Kirchheim unter Teck 18. Nov. 1791).

5. Eleonora Sophia Albertina Theuß, geb. Waiblingen 13. Jan. 1795, später verheiratete Mannhardt (Ehemann: Dr. Mannhardt in Hannerah/Holstein).

6. Wilhelmina Christiana Augusta Theuß, geb. Waiblingen 27. Aug. 1797, gest. Waiblingen 7. Mai 1800.

7. Pauline Eberhardine Mathilde Theuß, geb. Waiblingen 24. Apr. 1799, seit 7. Okt. 1819 (in Altensteig) verheiratete Rößler (Ehemann: Karl Sigmund Friedrich Rößler).

8. Karl Friedrich Eduard Theuß, geb. Waiblingen 21. Nov. 1800, gest. Waiblingen 23. Febr. 1801.

9. Wilhelmina Christiana Augusta Theuß, geb. Waiblingen 30. Nov. 1801, gest. Waiblingen 20. August 1802.

10. Maria Francisca Theresia Theuß, geb. Waiblingen 19. Sept. 1804, gest. Waiblingen 27. Sept. 1804.

11. Josephina Louisa Charlotta Theuß, geb. Waiblingen 15. Aug. 1807, seit 1. Mai 1828 (in Waiblingen) verheiratete Hetsch (Ehemann: Heinrich Hetsch; Sohn des bekannten Hofmalers Philipp Friedrich von Hetsch, geb. Stuttgart 10. Sept. 1758, gest. Stuttgart 31. Dez. 1838, und seiner 1. Ehefrau, Charlotte Juliana Franziska Hetsch geb. Fischer).

Zur mutmaßlichen Verfasserschaft Hölderlins für das Hochzeitsgedicht Aus einem bestimmten Grunde verdient das von uns aufgefundene Hochzeitsgedicht besondere Aufmerksamkeit: Daß von Hölderlin mindestens ein gedrucktes Hochzeitsgedicht herrührt, das der Hölderlin-Forschung bisher unbekannt geblieben ist, geht aus einer Feststellung des Hölderlin-Biographen Christoph Theodor Schwab hervor: „Im Anfang seiner Universitätszeit fesselte ihn noch die erste Liebe [zu Louise Philippine Nast], er korrespondierte eifrig nach Maulbronn, schickte zur Hochzeit eines Bekannten ein jetzt verlorenes Gedicht, welches, das erste von seiner Hand, gedruckt wurde und machte sogar einmal vom Stift aus in ein paar Tagen den forcierten Ausflug nach dem 18 Stunden entfernten Kloster, um seine Geliebte zu sehen, was ihm auch gelang.“<sup>18</sup> Adolf Beck bemerkt dazu: „[Hochzeit] Von Louisens Leonberger Base Heinrike Nast mit Klosterwerkmeister Groß. . . . Das – vergeblich gesuchte – Gedicht wurde wohl vornehmlich für die Braut ‚mit ihrer heitern gefälligen Seele‘ . . . geschrieben; ‚eines Bekannten‘ mag daher Druckfehler für ‚einer‘ sein.“<sup>19</sup> Zehn Jahre vorher hatte Beck sich zurückhaltender ausgedrückt: „[Heinrike Nast] Eine Leonberger Base Louisens und Immanuel [Nast] (geboren 15. August 1767), die offenbar kurz zuvor in Maulbronn zu Besuch gewesen war und sich dann am 24. Februar 1789 dorthin mit dem Klosterwerkmeister Groß verheiratete. . . . Ihrer Hochzeit galt vermutlich [!] ein von Schwab (II 277) erwähntes, schon zu dessen Zeit ‚verlorenes Gedicht . . .‘“<sup>20</sup>

Aus dem Bericht Schwabs über Hölderlins Aktivitäten seit dem Beginn seines Studiums an der Universität Tübingen (Immatrikulation 27. Okt. 1788) geht nicht zwingend hervor, daß sich das ‚verlorenes‘ Gedicht auf eine in Maulbronn gefeierte Vermählung bezieht; darüber hinaus braucht das von uns gefundene Hochzeitsgedicht nicht mit dem von Schwab erwähnten identisch zu sein; es kann ein weiteres in der Hölderlin-Forschung bisher nie genanntes Gedicht Hölderlins darstellen. Die Erfahrung lehrt, daß viele als ‚verschollen‘ geltende Schriften sehr wohl greifbar sind und nur wegen ihrer anonymen Erscheinungsweise der Forschung längere Zeit verborgen bleiben.

Die These, daß Hölderlin der Verfasser des Gedichtes auf die Hochzeit des Paares Theuß/Bardili sein kann, scheint deshalb grundsätzlich

<sup>18</sup> Christoph Theodor Schwab in: Friedrich Hölderlin's sämtliche Werke. Hrsg. von Christoph Theodor Schwab. Zweiter Band: Nachlaß und Biographie, Stuttgart und Tübingen 1846, S. 277.

<sup>19</sup> StA VII, 391.

<sup>20</sup> StA VI, 498.

nicht abwegig, weil sich konkrete verwandtschaftliche und geographische Beziehungen und vor allem persönliche Bekanntschaft Hölderlins mit der Braut nachweisen lassen.

Die Braut ist, allerdings weitläufig, mit Hölderlin verwandt: Eine beiden gemeinsame Ahnin ist die schwäbische „Geistesmutter“ Regina Bardili geb. Burkhardt (geb. Tübingen 5. Nov. 1599, gest. Tübingen 31. Dez. 1669); sie war – wie aus dem oben erwähnten grundlegenden Werk von Ludwig Friedrich Heuglin hervorgeht – eine Ururgroßmutter väterlicherseits von Christiane Luise Bardili und zugleich eine Ururururgroßmutter mütterlicherseits von Friedrich Hölderlin; Christiane Luise Bardili und Hölderlins Großmutter mütterlicherseits, Johann Rosina Heyn geb. Sutor, waren Kusinen 3. Grades; die Braut war also eine Großtante 4. Grades von Hölderlin. Eine freundschaftliche Beziehung des Bräutigams zu Hölderlins Familie konnte sich schon dadurch ergeben haben, daß der Vater des Bräutigams, der Heidenheimer (Unter-)Vogt (Oberamtman) Friedrich Ludwig Theuß, 1768 nach Lauffen am Neckar gekommen und dort wohl mit Hölderlins Vater und auch mit Hölderlins Paten, seinem Amtskollegen Karl Friedrich Bilfinger (geb. Bietigheim 3. Dez. 1744, Untervogt und Oberamtman in Lauffen am Neckar 1768 bis 1772, Hofrat, Untervogt und Oberamtman in Nürtingen 1772, gest. 11. Jan. 1796), in Verbindung gekommen war; Hölderlin konnte ihn aber auch in der Heimatstadt der Braut, in Markgröningen, kennengelernt haben, wo Hölderlins Tante Friederike Juliane Volmar geb. Hölderlin wohnte; auch deren Mann war ein Amtskollege von Friedrich Ludwig Theuß.

Daß die Braut zu Hölderlins Freundeskreis gehörte, ist dokumentarisch belegt: Am 20. Mai 1785 hatte sich Christiane Luise Bardili in Hölderlins Stammbuch eingetragen:

Freund der Schimmer des Glücks  
Und die gepriesene Hoheit schwinden dahin  
Wie uns diß leben flieht  
Aber Freundschaft –  
Sie folgt auch hinunter  
Ins Schattenreich.

M. Gröningen  
d. 20 Mai 85

Mit diesem Empfiehlt sich  
C. L. Bardilin<sup>21</sup>.

<sup>21</sup> StA VII, 1, 333–353: 28. Die Einträge in Hölderlins Stammbuch, hier 337, 17. Dazu die Erläuterung von Adolf Beck ebenda, 348, 187–199, Nr. 17.

Daß die Beziehung Hölderlins zur Familie der Christiane Luise Bardili auch in späterer Zeit nicht abreißt, zeigt eine Äußerung aus dem Jahre 1793 (also etwa 4 Jahre nach der Hochzeit). Hölderlin erwähnt eine Bardili (vielleicht, aus früherer Gewohnheit am Mädchennamen festhaltend, Christiane Luise Theuß geb. Bardili, oder eine ihrer Schwestern oder Verwandten) noch in einem in Nürtingen vermutlich um Ostern (31. März) 1793 geschriebenen Brief an Christian Ludwig Neuffer (1769 bis 1839): „Inliegenden Brief schickst Du so bald möglich an die Bardili in Expeditionsrath Jäger's Haus bei der Spitalkirche.“<sup>22</sup> Der Kirchenratsexpeditionsrat Karl Christian Jäger war, wie wir oben festgestellt haben, mit einer Halbschwester der Christiane Luise Theuß geb. Bardili, mit Friederike Charlotte Heinrike Jäger geb. Bardili, verheiratet. Daß schließlich auch der Besitzer des von uns aufgefundenen Gedichtexemplars, Hölderlins Vetter Johann Friedrich Blum, Christiane Luise Bardili persönlich kannte – seine am 20. Juni 1788 in Markgröningen angetraute Gattin, Ernestine Friederike Blum geb. Volmar, stammte wie diese aus Markgröningen –, geht aus einem von Adolf Beck zitierten Tagebucheintrag Blums über einen Besuch bei Christian Friedrich Daniel Schubart hervor: „Mit Bardilin hat er sich am meisten abgegeben – das lebenswürdige Mädgen hat aber auch die Gabe alle Menschen an sich zu locken. Sie habe Augen voll Feuer und einen Mund zum küssen gemacht, sagte Schubart.“<sup>23</sup> Diese Charakterisierung paßt vortrefflich zu dem im Hochzeitsgedicht (S. [V]) erwähnten „Flattersinn“ der Braut.

Die endgültige Beurteilung der Frage, ob Hölderlin tatsächlich der Verfasser des Hochzeitsgedichtes ist, muß eingehenden Untersuchungen, zu denen wir die Hölderlin-Forscher aufrufen, vorbehalten bleiben. Da das Gedicht kurz vor Redaktionsschluß der vorliegenden Zeitschrift aufgefunden wurde, können wir hier nur einige vorläufige Hinweise geben; diese beziehen sich auf inhaltliche und sprachliche Parallelen zu Texten (vor allem Gedichten), die sicher von Hölderlin stammen.

Des Verfassers Lob „Dir hat Dein Gott ein edles Herz gegeben, / Gefül, verschwistert mit Verstand“ (S. [IV]; vgl. S. [VI]: „Dein Glück

<sup>22</sup> Hölderlin, StA VI, 83 (= Brief Nr. 56). An Neuffer; hier Z. 13–15. Vgl. die Erläuterung von Adolf Beck dazu, StA VI, 613–615, hier 615, 5–12. Der Schwager der Christiane Luise Bardili, Karl Christian Jäger war „mit der Familie Hölderlin seit langem freundschaftlich verbunden . . .; er hatte 1774 bei der Eventualteilung nach dem Tode von Hölderlins Vater als Tutor die Interessen der Kinder vertreten“ (Beck ebenda, 615, 9–11).

<sup>23</sup> Johann Friedrich Blum, Tagebuch vom 28. Aug. 1784 (Bd. 6, 61), zitiert nach Adolf Beck, StA VII, 348, 193–196.

mit Ihrem Glücke / Verschwistert sehn“) entspricht Hölderlins Auffassung von der für die Partnerwahl notwendigen Verbindung von Verstand und Gefühl, die er in einem wohl vom März 1791 stammenden Brief an seine Schwester Maria Eleonora Henrika Hölderlin äußert: „Denn das trau' ich Dir zu, liebe Rike! daß Deine Neigung von Überlegung regiert wird, daß Du Herz und Verstand, und auch Glücks-umstände, nicht nur Jugend und Wohlgestalt in Anschlag nimmst bei einer Wahl.“ (StA VI, 65, 14–17) An anderer Stelle läßt sich auch das Wort „verschwistert“ bei Hölderlin belegen (StA IV, 298, 16)<sup>24</sup> und „verschwistern“ (StA VI, 289, 53 f.). Eine auffallende Parallele zu einem Gedicht Hölderlins hat der Satz „So zaubert Lieb, ein Paradies um Euch!“ des Hochzeitsgedichtes (S. [VI]): In den ersten beiden Fassungen des 'Liedes der Liebe' (StA I, 110–111; 112–113) sowie in der dritten Fassung, der 'Hymne an die Liebe' (StA I, 166–167) heißt es übereinstimmend: „Liebe trümmert Felsen nieder, / Zaubert Paradiese hin“ (StA I, 111, 37–38; 113, 37–38; 167, 37–38).

Weitere Parallelen (Auswahl):

V. 1: Vgl. die zahlreichen Komposita mit dem Bestimmungswort „Männer-“ bei Hölderlin, z. B. „Männerbrust“ (I, 67, 22); „Männergröße“ (I, 49, 19); „Männerherz“ (I, 108, 27); „Männerjubel“ (I, 67, Titel); „Männerkräfte“ (I, 90, 7); „Männermuth“ (I, 102, 58); 103, 70; 105, 33; 108, 39; 160, 114); „Männer-ruhm“ (I, 290, 401); „Männervollkommenheit“ (I, 28, 9); „Männerwerk“ (I, 90, 23); „Männerwort“ (I, 286, 292).

V. 2: Vgl. I, 233, 3: „Den wonnevollsten Lebenstag verheißend“.

V. 4: Vgl. Brief Nr. 30. An Louise Nast (StA VI, 49–50; hier VI, 49, 15–17): „O lieber Gott! was müssen das für seelige Tage sein, da wir auf ewig vereint so ganz für einander leben – Louise – was werd' ich da an Dir haben...“ Vgl. ferner II, 76, 42: „ewig vereint“.

V. 8: Vgl. I, 122, 1–2; 124, 71–72: „... zauberisch umwunden / Hält das All der Liebe Schöpferhand“ (vgl. dazu V. 18).

V. 12: Zur Metapher vgl. I, 214, 104: „Dieser Unschuld Blume blüht“;

<sup>24</sup> [Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus]. In: StA IV, 297–299, hier 298, 13–16: „Ich bin nun überzeugt, daß der höchste Akt der Vernunft, der, indem sie alle Ideen umfaßt, ein ästhetischer Akt ist, und daß Wahrheit und Güte, nur in der Schönheit verschwistert sind.“ Für die Mitteilung dieses Belegs und einiger anderer vorab zur Verfügung gestellter Belege aus dem Hölderlin-Wörterbuch dankt der Verfasser den Herren Dr. Hans Otto Horch und Professor Dr. Helmut Schanze (Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen) sowie Herrn Klaus Schuffels (Université de Rouen). – Beim ‚Systemprogramm‘ ist allerdings der Anteil Hölderlins neben dem Hegels und Schellings strittig.

I, 264, 43/44: „seines Friedens / Blume, die zärtliche, blüht nicht lange“; I, 265, 11/12: „Blühet ewig / Ihnen der Geist“.

V. 13: Vgl. I, 187, 17–20: „du bist der Sterne / Und der schönen Erde werth, / Bist deß werth, ...“

V. 14: Vgl. I, 105, 47: „Sich geliebt, geliebt zu wissen“.

V. 16: Vgl. Fragment von Hyperion 189, 11 (StA III, 167): „von dem ewigen Frühling“; Hyperions Jugend 4 (StA III, 217, 20): „von dem ewigen Frühling“; 5 (StA III, 225, 20/21): „ein ewiger Frühling“.

V. 19: Vgl. I, 41, 33–34: „Vor allen, welchen Gott ein Herz gegeben ...“; I, 55, 6: „Daß er ein Herz mir gab, dem Schaffer der edlen Gefühle“; I, 187, 17–20: „Edles Herz, du bist der Sterne und der schönen Erde werth, / Bist deß werth ...“ (vgl. V. 13–16).

V. 21/22: Vgl. I, 134, 122: „des Herzens Himmel“; Fragment von Hyperion 201, 7–8 (StA III, 173): „Weil sie den Himmel noch im Herzen trug“; Hyperions Jugend 6 (StA III, 233, 29–30): „weil sie den Himmel noch im Herzen trägt“.

V. (21.) 25–26: Vgl. I, 234, 37: „Wo unsre Herzen liebend sich ergießen“; Brief Nr. 25. An Louise Nast (StA VI, 43, 20–21): „wann ich in Deinen Armen mein ganzes wonnerfühtes Herz vor Dir ergießen könnte ...“

V. 27/28: Vgl. I, 25, 21 f.: „... dann du, / Franzisca, gossesst Balsam ihm in die Wund! –“; I, 169, 53–54: „Mit der Balsamtropfe kühlen / Hofnungen die Wunde doch“; Hyp. I 59, 18 (StA III, 35): „wie Balsam an einer brennenden Wunde“; Fragment von Hyperion 187, 2: „für jedes Weh Linderung“ (StA III, 166).

V. 29–32 (vgl. V. 9. 59): I, 41, 33–34: „ein Herz gegeben / Das ... feurig ist“. Vgl. Brief Nr. 25. An Louise Nast (StA VI, 44, 37): „die Stunden der feurigsten süßesten Liebe“.

V. 29/30: Vgl. I, 128, 26 – I, 129, 1; ferner II, 32, 10: „Wenn an des Neugefundnen Blike dein Geist sich kennt ...“

V. 31: stillahnd: Vgl. die zahlreichen Komposita mit dem Bestandteil „still-“ bei Hölderlin, z. B. „Stillsinnend“ (II, 47, 27). – beglücken (vgl. V. 56): Vgl. zu diesem von Hölderlin geliebten Wort z. B. I, 21, 1: „Du gute Stella! wänhest du mich beglückt“; I, 22, 20: „Deinen beglückten Geliebten“; I, 233, 7: „Wer war wie du beglückt“; I, 298, 11: „Die Beglückten“; I, 306, 21: „Beglückt, wer, ruhig liebend ein frommes Weib ...“; II, 432, 9; 32, 20; 86, 26; 89, 94; 92, 86; 94, 126; Brief Nr. 25. An Louise Nast (StA VI, 43–44): „Deiner so unaussprechlich süßen beglückenden Liebe“ (VI, 43, 3); „Sie wird mit ihrer heitern gefälligen Seele sich und ihren Gatten gewiß beglücken“ (VI, 44, 34–35); „Verdien' ichs nicht noch? so beglückt zu werden –“ (VI, 44, 39); Brief Nr. 31. An Louise Nast (StA VI, 50–52): „als beglückende Gattin eines andern“ (VI, 52, 40).

V. 32–36: Vgl. VI, 78, 19–20: „Und Entfernung trennt ja die Herzen nicht.“

V. 33: Vgl. z. B. Hyp. II 111, 19 (StA III, 153): „die Holde“.

V. 34: Zerstreuung: Vgl. I, 174, 51–53 („zerstreut“). – Zauberische Macht: Vgl. z. B. I, 157, 19: „Und von zauberischer Kraft durchdrungen“; I, 163, 48: „Zaubermacht“; I, 153, 50: „Ihres Zaubers Allgewalt“; I, 102, 28: „der Wehmuth zauberische Lust“.

V. 35: Zeitenflucht: I, 180, 28: „Fühltest du die Flucht der Jahre nicht...“; I, 190, 28: „Der Jahre Flucht vergaß“; I, 164, 82: „Felsen stürzt der Zeitenfluß“.

V. 36: Vgl. I, 110, 15 (I, 166, 15): „Überall der Liebe Flügel“; I, 111, 41: „Liebe schwingt den Seraphsflügel“; I, 140, 29: „Deine Flügel, hohe Liebe!“; vgl. auch I, 135, 26: „Wo der Hofnung küner Flügel sinkt“; I, 147, 29: „Schon schwingt er kün und zürnend das Gefieder.“

V. 38: Vgl. I, 117, 54: „ihres Flattersinns“.

V. 40: Vgl. II, 205, 8/9: „Und der Lieblingin / Des Griechenlandes“; Hyp. I 7, 14 (StA III, 7): „vor seiner Lieblingin“ (d. i. Korinth); Hyp. I 54, 10 (StA III, 32): „die Lieblingin der Zeit“.

V. 41–42: Vgl. I, 132, 59–64 (vgl. I, 132, 63: „Siegel“).

V. 45: Vgl. I, 42, 7–8: „Treu bist du in Sturm und Sonnenschein geblieben, / Bleibst mir treu, wenn einst mich alles, alles flieht“; I, 187, 23: „Denn du bist ihr treu geblieben“; I, 208, 69: „wie bist du treu mir geblieben!“; II, 40, 26/27: „er lebte doch / Treu bis zuletzt!“; II, 82, 71: „Treu auch bist du von je, treu auch dem Flüchtlinge blieben.“ – Für den biographischen Hintergrund von Hölderlins Gedanken über die Treue (auch seine Braut hieß Luise; die genaue Datierung der Hochzeit Theuß/Bardili wäre für die Frage wichtig, inwieweit Hölderlin – seine Verfasserschaft vorausgesetzt – in dem Hochzeitsgedicht seine eigene Problematik berührt) vgl. Brief Nr. 31. An Louise Nast (StA VI, 50–52): „Aber treulos kan ich nie werden. Und wirst auch Du nie. Denn das ist nicht treulos, wann Du...“ (VI, 51, 35–36); „das ist nicht treulos!“ (VI, 52, 39); „Und so würdest Du gewiß nie treulos!“ (VI, 52, 44–45). Vgl. ferner Brief Nr. 15. An Immanuel Nast (StA VI, 20–25; hier VI, 25, 157): „daß sie [Louise Nast] jezt so anders – so fromm, so treu, so zärtlich ist...“ (zu ihrem einstigen Flattersinn vgl. VI, 25, 155–156).

V. 47/48: Vgl. I, 218, 79/80: „Wenn so klar und heilig offen / Mir ihr eigner Himmel steht...“; Hyp. I 125, 8–9 (StA III, 70): „Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir.“ – Zu „Zukunft“ als zentralem Begriff bei Hölderlin vgl. ferner z. B. I, 37, 38; 46, 26; 47, 44; 92, 15; 118, 83; 232, 21.27; 233, 24; 264, 39; 429, 4; II, 521, 30; 212, 49. Aus den etwa 24 Belegen in Hölderlins Briefen vgl. z. B. Brief Nr. 13. An Immanuel Nast (StA VI, 17–19; hier VI 18, 38–39): „plötzlich kommt mir meine Lieblingsnarrheit, das Schiksaal meiner Zukunft vors Auge“; Brief Nr. 15. An Immanuel Nast (StA VI, 20–25; hier VI, 25, 152): „Wann sie [Louise Nast] mit mir Gott um glückliche Zukunft bittet...“ Ferner Brief Nr. 11 (StA VI, 15, 5): „... wo Du [Immanuel Nast] mich so schön mit einer heitern Zukunft getröstet hast...“

V. 49–52 (locus amoenus): Vgl. z. B. I, 136, 31: „Und der Liebe schöne Quelle“; I, 153, 56 – I, 154, 60; ferner I, 173, 20/21 („der Thale“, „des Frühlings“); I, 210, 23/24 (vgl. I, 191, 17: „Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte“); „Quellen“ / „Thal“. Vgl. die Reime „Schaale“ / „Thale“ (I, 131, 33.35); „Thale“ / „Schaale“ (I, 190, 49.51) bzw. „Schattentale“ / „Götterschaale“ (I, 114, 1.3); „Gräberthale“ / „zauberischer Schaale“ (I, 118, 81.83).

V. 49: Vgl. I, 190, 51: „aus goldner Schaale“.

V. 51: Vgl. I, 44, 61: „Wann im ganzen seegensvollen Thale...“

V. 53 (dazu V. 49 f.: die goldne Schale Der Liebe): I, 253, 5–9 (I, 253, 5/6: „... alle die fröhlichen, / Schönen Früchte des Hains“); I, 173, 3: „Der Liebe goldne königliche Frucht“; I, 192, 47: „der Liebe königliche Früchte“; Friedensfeier 136 (StA III, 537): „Die goldne Frucht“.

V. 55/56: Vgl. Brief Nr. 31. An Louise Nast (StA VI, 50–52; hier VI, 51, 26–30: „Ich wolte Dich nicht binden, weil es ungewiß ist, ob jener mein ewiger Wunsch jemals erfüllt... wird... Und ohne diß würdest Du nie ganz glücklich mit mir sein.“

V. 57: Zum Lohngedanken vgl. z. B. I, 132, 80; 156, 128–130; 157, 17–18.

V. 59: ein feurig Lied: Vgl. I, 79, 13–14: „auf des Lieds / Feurigen Lauf“; Hyp. I 95, 14 (StA III, 54): „So feurig und kindlich ist ihr noch keine Hymne gesungen worden.“

V. 60: reine Liebe: Vgl. I, 26, 15/16: „Sieh' ich liebe sie so rein dein Auge / Vater sieht ja mein Herz“; I, 133, 107: „Unbegränzte, reine Liebe“; I, 138, 119: „Geht, wohin die reine Liebe leitet.“ – Zur Verbindung von Treue (V. 57) und Liebe (V. 60) vgl. I, 28, 1: „die ihr so treu mich liebt“; zur Verbindung von Treue (V. 57) und Reinheit (V. 60) vgl. I, 27, 9–13 („redlich und treu, und rein... Treu und rein... redlich und rein und treu“).

## II. „Familiengedichte“: Vergessene Gelegenheitsgedichte in der von Immanuel Leopold Keller begonnen Sondersammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart

### 1. Vorbemerkung: Die Bedeutung der Sammlung Keller

Auf verblüffend einfache Weise führte uns das Schlüsselwort „Familienforschung“ an einer weiteren Stelle zu neuen Funden: Beim Blättern im Alphabetischen Katalog der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart stieß der Verfasser, der sich über den Sachbereich „Familie“ orientieren wollte, durch Zufall auf einen ungehobenen Schatz: Die Württembergische Landesbibliothek besitzt unter der Signatur „Wirt. Gesch. fol. 54“ 21 dicke Folianten (gezählt als Band 1–15) mit Hunderten (3000?) von genealogisch und literaturgeschichtlich wertvollen Casual-

carmina (u. a. Hochzeits- und Leichengedichte), die aus der Zeit von etwa 1555 bis 1915 stammen. Die Sammlung wurde von dem Genealogen Immanuel (Emanuel) Leopold Keller (1755–1819)<sup>25</sup> begonnen und später durch anfallende Pflichtexemplare ergänzt. Der bis auf die eine oder andere Ausnahme unkatalogisierte (Katalogeintrag pauschal: „Familiengedichte“), jedoch nach den Gefeierte[n] alphabetisch geordnete[n] Schatz ist auch bibliotheksintern nahezu völlig in Vergessenheit geraten: Im Jahre 1972, als Wulf Segebrecht eine Bibliotheksumfrage nach Casualcarmina durchführte, lautete die Stuttgarter Auskunft: „Der Bestand wird auf ca. 100 geschätzt.“<sup>26</sup> Bis heute ist die literaturwissenschaftliche Forschung nicht über den tatsächlichen Reichtum der vorhandenen Bestände informiert worden, obwohl die Sammlung für die Erforschung der klassischen deutschen Dichtung und Philosophie Wichtiges bietet: Erwähnt seien hier nur Dokumente aus dem Umkreis von Christian Friedrich Daniel Schubart, Friedrich Jakob Ströhlin, Johann Jakob Thill, Gotthold Friedrich Stäudlin, Friedrich Schiller (z. B. Schillers Lehrer Jakob Friedrich Abel, Karl Friedrich Harttmann, Balthasar

<sup>25</sup> Geb. Kürnbach 26. Apr. 1755, war 1794 Sekretär von Wilhelm Philipp Prinz von Württemberg, dann Kirchenratssekretär bei dem evangelischen Kirchenratskollegium, dann Oberlandesökonomiesekretär bei dem Oberlandesökonomiekollegium in Stuttgart; Amtsschreiber in Dürrmenz (jetzt Mühlacker) 1813–1819, gest. Dürrmenz 20. März 1819.

Vater: Johann Michael Keller, Medicinae Practicus und Apotheker in Kürnbach, geb. 25. Sept. 1730, gest. 1760 (2. Ehemann der Mutter).

Mutter: Maria Johanna Keller verwitwete Herbort geb. Scholl, geb. 30. Jan. 1719, gest. 9. Okt. 1784; Tochter von Johannes Scholl (1679–1722), Pfarrer in Großglattbach, und von Agnes Maria Scholl geb. Griesinger (1681–1721).

Zu Immanuel Leopold Keller vgl. Die Historischen Handschriften der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Beschrieben von W. von Heyd. Bd. 1: Die Handschriften in Folio, Stuttgart 1889–1890, S. 310–311 zu Cod. hist. Fol. 724. 725. 726. 727; Bd. 2: Die Handschriften in Quarto und Oktavo, Stuttgart 1891, S. 120–121 zu Cod. hist. Fol. 286, 1–10; 287. – Zu Kellers Sohn, der 1875 diese Handschriften der heutigen Württembergischen Landesbibliothek vermacht hat – vielleicht war er es auch, der dieser die Sammlung Keller übereignet hat –, vgl. die anonyme Gedenkschrift 'Rede bei der Beerdigung des Leopold Friedrich Karl Keller, Pfarrer a. D. in Nürtingen. Geboren am 7. Dezemb. 1799 in Stuttgart. Gestorben am 15. Aug. 1884 in Nürtingen. Beerdigt am 17. August 1884 in Nürtingen', Nürtingen 1884 (enthält S. 4–7 biographische Daten). L. F. K. Keller war in 1. Ehe mit Luise Henriette geb. Beck, einer Tochter des Göppinger Kaufmanns Christian Beck, verheiratet, in 2. Ehe mit Sibylla Luise Mathilde geb. Pistorius, einer Tochter des Göppinger Amtspflegers Johann Christoph Friedrich Pistorius.

<sup>26</sup> Wulf Segebrecht, Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik, Stuttgart 1977, S. 475.

Haug, Johann Ulrich Schwindrazheim), Johann Christoph Friedrich Haug, Rudolf Friedrich Heinrich Magenau, Christian Ludwig Neuffer, Georg Wilhelm Friedrich Hegel (z. B. ein unbekanntes Leichengedicht auf Hegels Mutter), Friedrich Hölderlin und Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (u. a. Gedichte auf die Hochzeit von Schellings Eltern).

Die schier unglaubliche Tatsache, daß dieser wertvolle Komplex von der Forschung bisher nahezu völlig übersehen worden ist, erklärt sich aus der lange Zeit herrschenden Geringschätzung von Gelegenheitsdichtung. Erzeugnisse dieser Gattung wurden pauschal als „gereimte Prosa“ und „dichterisch wertlos“ abgetan, der Bereich der Familie von vornherein als „provinziell“ angesehen. Damit gerieten auch einzelne dichterisch höchst wertvolle und geistesgeschichtlich bemerkenswerte Gedichte in Vergessenheit.

## 2. Gedichte aus dem Umkreis Hölderlins in der Sammlung Keller

Der Verfasser hat bereits in einem umfangreichen Aufsatz in der von Gerhard Schäfer und Martin Brecht herausgegebenen Zeitschrift 'Blätter für württembergische Kirchengeschichte' auf die Bedeutung dieser Sammlung für die Literaturwissenschaft, insbesondere auch für die Hölderlin-Forschung, hingewiesen und zahlreiche wichtige Gedichte abgedruckt oder wenigstens namhaft gemacht<sup>27</sup>.

So gelang es uns auf Anhieb, ein bisher nicht auffindbares Gedicht nachzuweisen, 'Reußens Gedicht auf Abels Abschied', wie es Hölderlin in einem Brief an Christian Ludwig Neuffer vom 8. Nov. 1790 (StA VI, 57, 27–28) nennt, das von einem Angehörigen der Familie Reuß (vielleicht Johann August Reuß) verfaßte Abschiedsgedicht auf Jakob Friedrich Abel vom Oktober 1790; es befindet sich als fünftes Stück im ersten Band der Sammlung Keller. Das philosophiegeschichtlich und für Hölderlins geistige Entwicklung interessante Gedicht, in dem Reuß auf „des Geistes wunderbaren Gang, / Der stufenweise sich entfaltet“ zu sprechen kommt, ist in unserem Aufsatz in den Blättern für württembergische Kirchengeschichte vollständig abgedruckt<sup>28</sup>.

Band 9a der Sammlung Keller enthält 16 Gedichte (2 Hochzeitsgedichte, 1 Glückwunschgedicht auf ein Amtsjubiläum, 13 Leichen-

<sup>27</sup> Vgl. Reinhard Breymayer, Ein unbekanntes Gedicht Friedrich Hölderlins in einer Sammlung württembergischer Familiengedichte. Mit dem wiedergefundenen Reußschen Abschiedsgedicht auf Jakob Friedrich Abel vom Oktober 1790. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 78 (1978), Stuttgart [1979], S. 73–145.

<sup>28</sup> Siehe Breymayer, aaO., S. 79–84.

gedichte) auf Angehörige der Familie Nast. Darunter befinden sich ein Hochzeitsgedicht auf die Vermählung der Eltern von Hölderlins Braut (Louise Philippine Nast), Johann Konrad Nast und Johanna Friederika Nast geb. Lächelin, im Jahre 1760 sowie zwei Leichengedichte, auf deren Titelblatt der Name „Louise Philippine“ von Hölderlins nachmaliger Braut auftaucht: ein Leichengedicht auf Friederika Barbara Nast (gest. 1783), eine Schwester, und auf Ulrich Karl Konrad Nast (gest. 1784), einen Bruder von Louise Philippine Nast; die genauen Titel sind in unserem oben erwähnten Aufsatz nachgewiesen<sup>29</sup>.

Dort ist auch ein Leichengedicht auf Hölderlins Urgroßvater Johann Wolfgang Sutor (1690–1763) aus der Sammlung Keller zitiert<sup>30</sup>, ferner ein Leichengedicht auf den als Stifter verstorbenen Onkel Hölderlins Wolfgang Friedrich Heyn (1745–1766) vollständig abgedruckt<sup>31</sup>. Ergänzend wäre auf ein Glückwunschedicht der Maulbronner Alumni auf Hölderlins Urgroßvater Wilhelm Konrad Haselmayer (1663–1731) aus dem Jahre 1714 und auf 6 Hölderlins Paten Jakob Christian Spindler (1752–1771 als Geistlicher in Lauffen am Neckar tätig, seit 1765 als Superintendent) gewidmete Gedichte (5 Hochzeitsgedichte auf Spindlers Vermählung im Jahre 1752, 1 Leichengedicht auf seinen Tod im Jahre 1771) hinzuweisen.

Ein Glanzstück der Sammlung aber ist ein anonymes Leichengedicht aus Hölderlins Studienzeit im Tübinger Stift, das in Gedankengut und sprachlicher Gestalt, vor allem in der Musikalität seiner Sprache, große Affinität zu Hölderlins eigener Dichtung besitzt; auch in der poetischen Qualität ragt es aus der Masse der in der Sammlung Keller vereinigten Gelegenheitsdichtung hervor. Eine Zuschreibung der Verfasserschaft an Hölderlin selbst scheint nicht abwegig, sondern naheliegend; nach zeitgenössischen Dokumenten, die über die Verfasserschaft endgültigen Aufschluß geben, muß noch gesucht werden.

Wie wir bereits gezeigt haben – die Sammlung Keller bietet dafür zahlreiche Beispiele – wird häufig der Name des Verfassers auf dem Titelblatt verschwiegen; die Nichterwähnung des Namens Hölderlin auf dem Titelblatt und in der Kondolenzliste des Leichengedichts schließt also die Verfasserschaft Hölderlins keineswegs aus.

<sup>29</sup> Siehe Breymayer, S. 91–92.

<sup>30</sup> Siehe Breymayer, aaO., S. 94–95.106.

<sup>31</sup> Siehe Breymayer, aaO., S. 95–97.

3. „*Todten-Opfer*“: Ein vermutlich von Hölderlin stammendes Trauergedicht auf den Stifter August Friedrich Fischer (1772–1793), einen Onkel Gustav Werners, in der Sammlung Keller<sup>32</sup>

Todten-Opfer | den Manen | unsers unvergesslichen Freundes | CARL  
AUGUST FISCHERS | der Weltweisheit Magister | gestorben den 14 Ja-  
nuar 1793. | dargebracht | von nachstehenden Freunden. | [Vignette ] ||  
Tübingen, bei Wilhelm Heinrich Schramm. [VIII] S. 4°. [Antiqua.]

S. [II]: Τι σοι  
Φαμενος ἢ τι ῥέξας  
Τυχομ' ἄν, ἐκαθεν ὀυρσίας  
Ἐνθα σ' ἐχουσιν ἔνυαι.

*Æschylus.*

S. [III]: [Ornament]  
Bringt des Herzens brüderliche Gabe  
Bringt das ernste Todtenopfer dar:  
Hin zum fernen nassgeweinten Grabe  
Tön' es, was uns dieser Jüngling war.

5 Doch entweihe keine laute Klage  
Seines Lebens stille Melodie,  
Denn im kummerfreien Sarkophage,  
Freunde! schließ ein sanfter Auge nie.

S. [IV]: Zu den schönern Frühlingen hinüber  
10 Zu der Wahrheit lohnendem Genuss  
Zur Vollendung führte Dich, o Lieber!  
Unser Freund, der stille Genius.

<sup>32</sup> Das Gedicht ist in Band 4a der Sammlung Keller enthalten. Das nächstfolgende Gedicht in der Sammlung Keller weist übrigens insofern indirekten Bezug zu Hölderlin auf, als auf dem Titelblatt der Name von Hölderlins Stiefvater, Johann Christoph Gock, auftaucht: Denkmal der Liebe bei dem Grabe des ... Georg Michael Fischers, gewesten best-verdienten 30jährigen Stadt- und Amt-Schreibers in Bietigheim, nachdeme Derselbe, den 24. Martii 1766. ... plötzlich seinen Geist in die Hände unsers theursten Erlösers übergeben ... aufgerichtet von ... Amtmann Perlenfein in Groß-Ingerßheim, sodann denen Mitgliedern der Schreib-Stuben Johann Georg Span, Jurato. Johann Martin Seidliz, vom Amt. Jacob Friderich Haupt, und Johann Christoph Gok, [geschweifte Klammer, umfassend „Haupt“, und „Gok“,] Mittel-Scribenten. Ludwigsburg, bey dem Hof- und Canzley-Buchdrucker Christoph Friderich Cotta.

15 Doch, Du wardst auf ewig uns gegeben,  
 Ewig weilst im trauten Kraise Du;  
 Sieh! Dir schwört ein unvergänglich Leben  
 In der Freunde Brust die Liebe zu.

Du umschwebst in süßem Wohlgefallen  
 Deine Treuen, Ahndung schwellt die Brust;  
 Und die Lebenden und Todten wallen  
 20 Umeinander in vereinter Lust.

S. [V]: Du erlabst mit Hofnungen die Müden,  
 In des Lebens Sturme säusselst Du  
 Deinen Pilgern Paradieses Frieden  
 Trostgesang aus bessern Welten zu.

25 Und Du, Redlicher! vor Deinem Bilde  
 Weilen wir, und lernen weise seyn,  
 Und, wie Du, mit brüderlicher Milde,  
 Sanft und menschlich jedes Herz erfreu'n.

Freund die ernste Scheidestunde schlage  
 30 Uns, wie Dir, mit hohem Muth ersehnt,  
 Und des Todtenrichters heil'ge Waage  
 Tön' uns allen, wie sie Dir getönt.

S. [VI]: Wenn dann in der Geister Vaterlande  
 Dich des Widersehens Jubel grüsst,  
 35 Wo entfesselt von dem Erdentande  
 Seel' in Seele freier sich ergießt.

Dann ertönt auch unsre Siegesfeier  
 Bei der heil'gen Saitenspiele Klang,  
 Dann, vor Dir, Allliebender, Getreuer!  
 40 Singt die Freundschaft den Triumph-Gesang!

[Vignette: Zwei Putten auf einer Wolke]

S. [VII], Sp. 1:

M. Andreae, aus Ludwigsburg.  
 M. Andreae, aus Schnaitheim.  
 M. Becher, aus Gussenstadt.  
 M. Bengel, aus Zavelstein.  
 M. Beringer, aus Geradstetten.  
 M. Breyer, aus Heutingsheim.  
 M. Beck, aus Gœppingen.

Sp. 2:

M. Griesinger, aus Solitude.  
 M. Grünmann, aus Nürtingen.  
 C. Hauber, aus Schorndorf.  
 Hauff, d. R. B. aus Stuttgart.  
 M. Hiller, aus Gechingen.  
 M. Hochstetter, aus Pfullingen.  
 C. Hochstetter, aus Aichelberg.

M. Brok, aus Stuttgart.  
 C. Bilfinger, aus Nürtingen.  
 M. Canz, aus Marbach.  
 M. Denk, aus Winnenden.  
 M. Ehmann, aus Gechingen.  
 C. Ehmann, aus Pappelsweiler.  
 M. Elsässer, aus Ludwigsburg.  
 M. Faber, aus Gaisburg.  
 C. Faber, aus Unter-Ensing.  
 M. Fink, aus Königsbronn.  
 M. Flatt, aus Stuttgart.  
 D. Frick, aus Vollgelsheim.  
 C. Fehleisen, aus Blaubeuren.  
 C. Georgii, aus Urach.

S. [VIII], Sp. 1:

M. Nast, aus Stuttgart.  
 M. Neubert, aus Ludwigsburg.  
 M. Oesterle, aus Dizingen.  
 C. Pfaff, aus Stuttgart.  
 M. Pfeilstiker, aus Gœrlingen.  
 M. Pfister, aus Pleidelsheim.  
 M. Platt, aus Asperg.  
 C. Prinz, aus Kirchheim a. d. Teck.  
 M. Rau, aus Klein-Engstingen.  
 C. Rau, aus Anhausen.  
 M. Renz, aus Owen.  
 M. Reyscher, aus Unterriexingen.  
 M. Reiniger, aus Ludwigsburg.  
 M. Rothaker, aus Hohentwiel.  
 Rümelin, aus Pfullingen.  
 M. Schweikhart, aus Pfullingen.

Erläuterungen zum Gedicht:

Todten-Opfer den Manen unsers unvergesslichen Freundes: Hölderlin verwendet den Ausdruck „Todtenopfer“ in Vers 214 seines Gedichtes 'Der Archipelagus' aus dem Jahre 1800:

210 *Zum Parnassos will ich, und wenn im Dunkel der Eiche  
 Schimmernd, mir Irrenden dort Kastalias Quelle begegnet,  
 Will ich, mit Thränen gemischt, aus blüthenumdufteter Schaale  
 Dort, auf keimendes Grün, das Wasser gießen, damit doch,  
 O ihr Schlafenden all! ein Todtenopfer euch werde*<sup>33</sup>.

<sup>33</sup> StA II, 103–112, hier 109, 210–214. Vgl. auch Hölderlin, Fragment von Hyperion 210, 4/5 (StA III, 178): „Auch die andern gaben, ergriffen von unsrem Ernste, ihr Todtenopfer.“

D. Jeanmaire, aus Moempelgardt.  
 M. Kapff, aus Adelberg.  
 M. Kaufmann, aus Hengel. Sch.  
 M. Kraus, aus Tübingen.  
 C. Kraus, aus Calw.  
 M. Kurz, aus Enderspach.  
 M. Lang, aus Lorch.  
 M. Landerer, aus Schemberg.  
 C. Majer, aus Steinenberg.  
 M. Märklin, aus Freudenstadt.  
 M. Mœgling, aus Stuttgart.  
 C. Mœgling, aus Denkendorf.  
 M. Müller, aus Altensteig.  
 D. Morel, aus Moempelgardt.

Sp. 2:

M. Stahlegger, aus Metterzimmern.  
 M. Scholl, aus Münsingen.  
 M. Schelling, aus Leonberg.  
 M. Steinkopf, aus Ludwigsburg.  
 C. Schaid, aus Canstadt.  
 C. Schmid, aus Ebingen.  
 M. Schmid, aus Nagold.  
 M. Süskind, aus Stuttgart.  
 Vischer, d. R. B. aus Stuttgart.  
 C. Werner, aus Friolsheim.  
 M. Wezel, aus Ludwigsburg.  
 M. Wilhelm, aus Mercklingen.  
 C. Zeller, aus Wildbad.  
 M. Zilling, aus Ludwigsburg.  
 Zech, aus Stuttgart.  
 Zoller, d. G. G. B. a. d. Esslingisch.

In Hölderlins Gedicht 'Der Gott der Jugend'<sup>34</sup> (begonnen etwa Okt. 1794, gedruckt im Musen-Almanach für das Jahr 1796) werden „der Freunde Manen“ (Strophe 1) erwähnt; dies erinnert wie die Aufforderung zum Trankopfer (Strophe 3, Strophe 7 fast identisch) an den Titel des Gedichts auf August Friedrich Fischer.

Das griechische Motto (S. [II]) stammt aus Aischylos, Choephoren (Χοηφόροι, „Weihfußträgerinnen“), Vers 315–319. Dort sagt Orestes, der mit seiner Schwester Elektra auf den Grabhügel seines Vaters Agamemnon tritt:

ὦ πάτερ αἰνόπατερ, τί σοι  
φάμενος ἢ τί ῥέξας  
τύχοιμι ἄν ἔκαθεν οὐρίσας  
ἔνθα σ' ἔχουσιν εὐναί;

„Vater, o unselger Vater, was sag ich zu dir, was opfr ich, Zu führen fernher dich günstigen Winds, wo dich nun birgt der Gruft Bett?“<sup>35</sup>

Das Verfahren Hölderlins, über ein Gedicht ein Motto aus einem Drama des Aischylos zu setzen, erinnert an Hölderlins Gedicht 'Das Schiksaal' (begonnen ungefähr Nov. 1793; im Druck erschienen Nov. 1794), über das der Dichter folgendes Motto gesetzt hat:

Προσκυνουντες την εμαρμενην, σοφοι<sup>36</sup>.  
Aeschylus.

Adolf Beck bemerkt hierzu: „Das Motto (zu deutsch: Die das Schicksal fußfällig verehren, sind weise) ist frei geformt nach einem Vers (936) aus dem Prometheus des Aeschylus: οἱ προσκυνούντες τὴν Ἀδράστειαν σοφοί – vielleicht von Hölderlin selbst; doch ist nicht ausgeschlossen, daß er dem Zitat eines andern folgt.“<sup>37</sup>

Einige Parallelen zwischen dem 'Todtenopfer' und Texten Hölderlins:

Aus dem Umkreis des Verstorbenen, dessen mit dem 'Todtenopfer' gedacht wird, etwa aus einer Lebensbeschreibung seines Bruders Ludwig

<sup>34</sup> StA I, 189–190. Vgl. auch Hyp. I 21, 10/11 (StA III, 14): „wie Manen aus vergangener Zeit“.

<sup>35</sup> Aischylos, Tragödien und Fragmente. Hrsg. und übersetzt von Oskar Werner. München [1959] = Tusculum Bücherei. Hrsg. von Hans Färber [und] Max Faltner, S. 133; S. 132 griechisches Original.

<sup>36</sup> StA I, 184–186: Das Schiksaal; hier 184.

<sup>37</sup> StA I, 484–486: Das Schiksaal; hier 485, 26–29.

Friedrich Fischer, lassen sich möglicherweise zwingende Beweise für die Verfasserschaft Hölderlins gewinnen; vorher kann auf die bemerkenswerte Affinität des 'Todtenopfers' zur Dichtung Hölderlins hingewiesen werden; für diese Affinität sollen außer den bereits erwähnten Vergleichspunkten ausgewählte Parallelen dienen (zitiert wird nach der Großen Stuttgarter Ausgabe):

V. 5/6: Vgl. I, 89, 49–50: „Nur daß ich nie der ersten Bewunderung Lied / Mit Tand entweihe . . .“; ferner I, 102, 34.53; 144, 48 f.; 146, 23; 158, 45.57; 174, 35; 280, 108; ähnlich I, 160, 111.

V. 6: Vgl. Hölderlin, Hyperions Jugend III, 186, 19–20; (vgl. III, 199, 22–23): „Für die stillen Melodien des menschlichen Lebens, für das Häusliche, und Kindliche hatt ich den Sinn beinahe ganz verloren.“ Vgl. ferner z. B. I, 197, 16: „Die dem Lebensliede seine Weise . . .“; 212, 20: „meines Lebens Lied“; VI, 172, 53–54 (Brief Nr. 100. An Neuffer; Jena, 8. Mai 1795): „Du hast Recht, unser Leben sei die Melodie über ihrem Grabe . . .“; ferner z. B. I, 122 Titel; 123, 47/48.<sup>38</sup>

V. 7: Vgl. zur Wortbildung das ähnliche Kompositum „sorgenfrei“ (I, 94, 1; 174, 38; 292, 470).

V. 8: Zum Pars-pro-toto-Tropus „schief ein sanfter Auge nie“ vgl. z. B. I, 188, 31: „Wo dein Auge weilt . . .“; ähnlich I, 183, 12.

V. 9: Zum Plural „Frühlinge“ vgl. z. B. I, 169, 45; 279, 77; II, 76, 37; zum Komparativ vgl. I, 167, 40: „Göttlichere Lenze“; hinüber: Vgl. I, 180, 49: „Mich verlangt ins ferne Land hinüber“; II, 347, 5.7.

V. 10: Vgl. zur Partizipialkonstruktion I, 132, 70: „Mir der Freude stärkenden Genuß“; I, 20, 161/162: „Laß, o laß sie lange noch genießen / Ihrer Jahre lohnende Erinnerung“; I, 147, 30; 148, 76: „Der Wahrheit unbesiegter Genius“ (reimt auf „Siegsgenuß“).

V. 11: Zum Kernwort „Vollendung“ vgl. das Gedicht „An die Vollendung“ (I, 75–76); I, 137, 64; 142, 91; 147, 34; 148, 88; II, 111, 274; 132, 71. Ferner aus einem Stammbuchblatt II, 347, 5.7: „ . . . ob er [der Tod] gleich uns zur Vollendung / Führt aus Hüllen der Nacht hinüber / Nach der Erkenntnisse Land“.

V. 12: Vgl. II, 94, 129: „ein stiller Genius“.

V. 14: Vgl. I, 104, 10.

<sup>38</sup> Zur Idee des Lebens bei Hölderlin siehe: Clemens Heselhaus, Hölderlins Idea vitae. In: HJb 1952, S. 17–50; zu Oetinger S. 46–49. Zur Bedeutung von Hebr 7,16 für Oetinger vgl. Friedrich Christoph Oetinger, Die Lehrtafel der Prinzessin Antonia. Hrsg. von Reinhard Breymayer und Friedrich Häußermann. Teil 1: Text, Berlin/New York 1977 = Texte zur Geschichte des Pietismus, Abt. VII/1, S. 148, 19; 174, 35–37; 206, 7–9.

V. 15/16: Vgl. I, 128, 17/18: „Sieh! im Stolze hatt' ich oft geschworen, / Unvergänglich dieser Herzverein!“  
unvergänglich Leben: Vgl. Hebr 7, 16 im griechischen Original; ferner das Hendiadyoin 2 Tim 1, 10.

V. 17: Vgl. auch I, 160, 99: „in mütterlichem Wohlgefallen“.

V. 18 („Ahndung schwellt die Brust“): Vgl. I, 143, 21: „Ahnung schwellte das Herz“; 142, 91–92: „Der Vollendung Ahndungen erheben / Über Glük und Zeit die stolze Brust“; II, 97, 31–36: „Wenn ... ein freudiger Muth wieder die Fittige schwellt ...“

V. 19/20: Vgl. Hyp. II 121, 15–17 (StA III, 158): „und o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Todten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir!“; Hyp. II 103, 10–11 (StA III, 148): „Es leben umeinander die Naturen, wie Liebende; sie haben alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.“

V. 21 (mit V. 27–30): Vgl. I, 121, 29–32: „Labung lächelte dem Müden, / Hohen Muth dein Auge zu ...“

V. 22 („In des Lebens Sturme“): Vgl. I, 100, 8/9: „wenn uns des Lebens Sturm / Den Naken beugt ...“; I, 401, 27–28: „O seelig wer geprüft in des (1) S (2) Lebens Sturm“.

V. 22–24 („säusselst ... zu“): Vgl. z. B. I, 217, 31–32: „Säuselte ... Diotimas Geist mich an“ (ähnlich I, 220, 23–24); ferner I, 135, 11–12; 187, 13; 213, 40; 237, 38; 267, 28/29; II, 18, 26; 87, 31; 148, 190; 202, 16.

V. 23: Pilgern: Vgl. Psalm 39, 13; bei Hölderlin: I, 20, 174: „Pilgerzeit“; 21, 23: „als Pilger“; 25, 19: „der Pilger“; 64, 9: „dem leidenden Pilger“; 84, 28: „des stillen Pilgers“; 138, 90: „Pilgerstab“; 169, 51: „des Pilgers Tritte“; 192, 39: „Wie ein Pilger“; 483, 21; II, 82, 85: „gleich Pilgern“; 159, 78: „Der Pilgrime Wandern“; 252, 24: „des Pilgrims Heimath“.

Paradieses Frieden: Vgl. Fragment von Hyperion 214, 2 (StA III, 180): „der heilige Friede des Paradieses“.

V. 24: Vgl. I, 160, 120: „Im Triumphe nach der bessern Welt“; I, 224, 56: „Bricht schon herein die neue beßre Welt“; ähnlich I, 159, 88 (vgl. 81/82: „fächeln / Kühnend deine Tröstungen uns an“); I, 183, 11: „Bilder beßrer Zeit“; I, 197, 26: „Mit der Freude beßrer Regionen“.

V. 25–27: Vgl. I, 191, 5–6: „Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen / Reich, wie du, vor deinem Bilde stand“; I, 214, 77: „Wankt und weit vor diesem Bilde“.

V. 27: Vgl. I, 154, 71: „Siehe! mild, wie du, erlaben“; I, 168, 9/10: „Ha! der brüderlichen Milde, / So von deiner Stirne spricht!“

V. 28: Vgl. II, 94, 133: „Derer menschlich, wie sonst, wir uns zu freuen vermöchten.“ Vgl. auch z. B. VI, 438, 30–31 (Brief Nr. 244): „Ich schätz es eigentlich, daß wir einen Mann, der so gelehrt ist und so menschlich, unter uns haben.“

V. 29: Vgl. I, 174, 47: „Wohl ernster schlägt sie nun, die Scheidestunde“; ferner I, 111, 49; 113, 49; 128, 21; 146, 1; 175, 68; 413, 27.

V. 31: Vgl. I, 398, 24.29: „der Todtenrichter“; II, 40, 27/28: „... das ernste Wort, das / Spräche mein Feind, und der Todtenrichter!“; zur Waage vgl. I, 14, 36: „der Tugend Waage“; II, 37, 2: „du hältst die Waage, Saturnus Sohn!“

V. 33: Vgl. I, 118, 88: „In der Geister hohes Vaterland“; I, 124, 69/70: „Wähn' ich nicht vom Körper losgebunden / Hinzujauchzen in der Geister Land?“; I, 177, 37: „vom dunklen Geisterlande“.

V. 34: Vgl. I, 46, 10–12: „... dort auf jenen Höhen / Werden wir uns alle wiedersehen, / Freunde! wo ein schöner Tag die Wolken bricht“; I, 20, 176 (zum Kontext vgl. 20, 171: „unser Jubellied“); 98, 29; 111, 51–52 (113, 51–52): „Brüder! drüben wird es tagen, / Schwestern! dort ist Wiedersehn“; 290, 384.

V. 35: entfesselt: Vgl. Fragment von Hyperion 188, 17–19 (StA III, 167): „Todt war mein irdisches Leben, die Zeit war nicht mehr, und entfesselt und auferstanden fühlte mein Geist seine Verwandtschaft und seinen Ursprung“; Hyp. I 92, 15–I 93, 3 (StA III, 52): „Aber sie kommen ... die Augenblicke der Befreiung, ... wo uns ist, als kehrte der entfesselte Geist ... im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne“; Hyperions Jugend (StA III, 217, 8–10): „... wo das irdische Leben todt und die Zeit nicht mehr ist, und der entfesselte Geist zum Gotte wird“ (vgl. III, 205, 23: „aus fesselfreier Seele“). Vgl. ferner die Lesarten „entfesselt“ II, 385, 11; 387, 17. Zu inhaltlichen Parallelen vgl. I, 119, 93/94: „Wo ... Keine Fessel mehr die Seele bannt“ (zum Kontext vgl. I, 119, 87/88); I, 34, 89–93: „O Seele schon jetzt bist du / So groß, so himmlisch, wann du von Erdentand / Und Menschendruck entlediget ... zu deinem Urstof / Empor dich schwingst“ (vgl. I, 34, 97–98); I, 135, 15: „... des Erdetands entladen“; I, 133, 101–102: „Von des Erdelebens Tand geläutert, / Ahndet Götterlust der zarte Sinn“; zur Entfesselung vgl. auch I, 167, 41/42; 197, 5; 202, 12; ferner I, 174, 60/61.

V. 38: Zum Plural „Saitenspiele“ vgl. z. B. I, 123, 35/36: „Aber süßer tönt von Saitenspielen / Allgewaltiger ihr Zauberklang“; I, 146, 15/16; II, 140, 77; VI, 139, 38 (Brief Nr. 89).

V. 39: Vgl. I, 503, 7/8: „Auferweker der süßen Natur! Allliebender! Heil dir“; II, 146, 150/151: „Die Söhne der Erde sind, wie die Mutter, / Allliebend ...“; Fragment von Hyperion 198, 6 (StA III, 172): „mit der Huld des arglosen allliebenden Herzens“.

Die wichtigste Parallele zu dem neugefundenen Gedicht bietet jedoch die Rudolf Friedrich Heinrich Magenau (1767–1846) und Christian Ludwig Neuffer (1769–1839) gewidmete 'Hymne an die Freundschaft. An Neuffer und Magenau'. Der Erstdruck findet sich in der Zeitschrift 'Poetische Blumenlese fürs Jahr 1793. Herausgegeben von Gotthold Friedrich Stäudlin. Stuttgart, auf Kosten des Herausgebers gedruckt bei den Gebrüdern Mäntler.', S. 57–61, unterschrieben: „Hölderlin“.

- Strophe 2 *Hal in süßem Wohlgefallen  
Säuselt hier der Väter Schaar,  
Abgeschiedne Freunde wallen  
Lächelnd um den Moosaltar; ...*
- Strophe 10 *....  
Für des Trostes Melodien,  
Für der Hoffnung Labetränk,  
...*
- Strophe 11 *...  
Freundlich winkt zu Minos Hallen  
Bald der stille Genius;  
...*
- Strophe 13 *Wo in seiner Siegesfeier  
Götterlust der Geist genießt,  
Süßer, heiliger und freier  
Seel' in Seele sich ergießt,  
Wo in's Meer die Ströme rinnen,  
Singen bei der Pole Klang  
Wir der Geisterköniginnen  
Schönster einst Triumphgesang<sup>39</sup>.*

#### Erläuterungen zu August Friedrich Fischer

Der richtige Name des am 14. Jan. 1793 gestorbenen Stiftlers ist nach dem Taufregister des Evangelischen Pfarramts Heimsheim eindeutig August Friedrich Fischer (ohne Zusatz „Carl“). Es kann sich um eine Kontamination mit dem Namen eines Bruders des Verstorbenen, Carl Friedrich Fischer, handeln oder um eine Verlesung aus „Cand. August Fischers“ der in Fraktur geschriebenen handschriftlichen Druckvorlage (nach Absolvierung des Magisterium philosophicum kam Fischer neben dem Magistertitel die Bezeichnung „Examinis consistorialis candidatus“ zu; vgl. für Hölderlins Titulatur StA II, 973 f.).

Für den Verstorbenen und seine Familie ergeben sich folgende Lebensdaten:

August Friedrich Fischer: Geb. Heimsheim 2. Febr. 1772, Aufnahme ins Tübinger Stift 15. Sept. 1789, Immatrikulation an der Universität Tübingen als stud. theol. 30. Okt. 1789, Magister 22. Sept. 1791, gest. Heimsheim 14. Jan. 1793 an „Schleimfieber“ (Vermerk im Sterberegister des Evangelischen Pfarramts Heimsheim).

Unter den 48 Tübinger Subskribenten einer Plutarch-Ausgabe erscheint im Jahre 1791 August Friedrich Fischers Name („M. Fischer, Heimsheim.“) zusammen mit den Namen Hegels und Hölderlins<sup>40</sup>.

<sup>39</sup> StA I, 162–165.

<sup>40</sup> Vgl. Briefe von und an Hegel. Hrsg. von Johannes Hoffmeister. Bd. IV, Teil 1: Dokumente und Materialien zur Biographie. Hrsg. von Friedhelm Nicolin (3., völlig neubearbeitete Aufl.), Hamburg (1977) = Philosophische Bibliothek. Bd. 238 a, S. 38–49.

Vater: Heinrich Friedrich Fischer, geb. Heimsheim 15. Nov. 1742, gest. Heimsheim 6. Febr. 1795; Stabskeller, Geistlicher Verwalter und Stadtschreiber in Heimsheim.

Mutter: Christiane Veronika geb. Reinhardt geb. Blaubeuren 5. Jan. 1749, gest. Heimsheim 13. Aug. 1810; Hochzeit Cannstatt 26. Apr. 1770.

Geschwister:

1. Karl Friedrich Fischer: Geb. Heimsheim 11. Sept. 1774; wird Amtmann in Heimsheim.
2. Wilhelm Friedrich Fischer: Geb. Heimsheim 15. März 1779; gest. Nürtingen 1837 als Oberamtmann.
3. Ludwig Friedrich Fischer<sup>41</sup>: Geb. Heimsheim 8. Nov. 1780, gest. Calw 16. Mai 1857; 1794 Eintritt ins Stuttgarter Gymnasium, Herbst 1798 Aufnahme ins Tübinger Stift, Herbst 1803 Abschluß des Universitätsstudiums, Konsistorialexamen in Stuttgart, danach Hofmeister in Flawyl bei St. Gallen, seit Juni 1807 Vikariate in Gültlingen, Neuffen, Echterdingen, Magstadt und Vaihingen an der Enz, 1810 Pfarrer in Winzerhausen bei Marbach am Neckar, Erster Diakon in Göppingen 1817, Dekan in Calw 1824–1857, pensioniert 28. Apr. 1857. In erster Ehe heiratete er am 3. Juli 1810 Caroline Johanne Charlotte geb. Seybold (gest. 2. Nov. 1828), in zweiter Ehe am 25. Juli 1829 Johanna geb. Kapff. Sein Sohn Adolf Friedrich Fischer (geb. Winzerhausen 9. Okt. 1811, gest. Öhringen 7. Dez. 1877), zuletzt (seit 1875) Dekan und Stiftsprediger in Öhringen<sup>42</sup>, war mit David Friedrich Strauß befreundet.
4. Friederike Christiane Werner geb. Fischer: Geb. Heimsheim 17. Jan. 1787, gest. Göppingen 21. Juni 1869; vermählt Zwiefalten 19. Apr. 1808 mit Johannes (von) Werner, geb. Münsingen 16. Sept. 1782, gest. Reutlingen 8. Sept. 1849; zuletzt Oberfinanzkammerdirektor. Ihr Sohn Gustav Albert Werner (1809–1887), der berühmte Theologe und Sozialarbeiter („Vater Werner“), war also ein Neffe August Friedrich Fischers.

#### Kondolentenliste

##### Vorbemerkung:

Adolf Beck hat vor über drei Jahrzehnten wegweisende Feststellungen über Hölderlins dichterische Führungsposition innerhalb der Stiftsgemein-

<sup>41</sup> Vgl. Zum Andenken an den verewigten Decan M. Ludw. Fischer, Geb. zu Heimsheim den 8. Nov. 1780; Gest. zu Calw den 16. Mai 1857; Begr. ebendasselbst den 18. Mai 1857. [Mit Beiträgen von Heinrich Theodor Christian Klinger (1801–1862) und Karl Heinrich Rieger d. J. (1824–1898).] [1857], S. 8–11 anonymer „Lebenslauf“ nach autobiographischen Aufzeichnungen; hier S. 9: „Hauptsächlich der Tod eines ältern Bruders, der hier in der Schule gewesen und für den geistlichen Stand bestimmt war, aber auf der Hochschule in Tübingen starb, gab Anlaß, daß er sich dem geistlichen Stand bestimmte und in seinem 14. Jahre 1794 nach Stuttgart in das dortige Gymnasium kam.“ Die S. 10 erwähnte Autobiographie oder weiteres biographische Material könnte über das Leichengedicht auf seinen Bruder endgültig Aufschluß bringen.

<sup>42</sup> Vgl. E[rnst] Boger, Nekrolog [von Adolf Fischer]. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für das württembergische Franken, Bd. 10 (1875–1878), Heft 3, Heilbronn 1878, S. 210–214; Karl Weller, Art. Adolf Friedrich Fischer, in: ADB 48 (1904), S. 562–563.

schaft getroffen: Der Stifter Christoph Friedrich Kraus aus Knittlingen, der auch in der Kondolentenliste des 'Todtenopfers' vertreten ist, hatte in Christian Friedrich Hillers Stammbuch die Verse 51 bis 59 aus Hölderlins Abschiedsgedicht 'An Hiller' (StA I, 173) mit dem Zusatz „H . . . . . n“ eingetragen. Beck bemerkt dazu:

Der hübsche Eintrag beweist, daß Hölderlins Gedicht im Stift alsbald bekannt geworden sein muß. Offenbar war der Freundeskreis, der an seinem Schaffen teilnahm und für dessen Empfinden er als dichterischer Sprecher das gemäße Wort fand, größer als uns heute bekannt ist . . . In den Versen an Hiller scheint das Amt des Dichters bei Hölderlin in einer frühen Ausprägung sichtbar zu werden: es besteht in der Erhöhung und Verklärung des gemeinschaftlichen Lebens, das durch das dichterische Wort in die höhere Sphäre des ‚gemeinsamen Geistes‘ gehoben wird. Darum konnten sich Gleichgesinnte wie jener Kraus das Gedicht auch so leicht hin zu eigen machen. Vielleicht ist . . . die ganze Reihe der Tübinger Hymnen stärker, als wir es heute im einzelnen greifen können, einer konkreten Gemeinschaft verpflichtet, deren Sprecher Hölderlin war; vielleicht beruht das brüderliche ‚Wir‘, das in den Hymnen immer wieder durchbricht, doch auf Lebenswirklichkeit und nicht bloß auf begeisterter Imagination des Ideals<sup>43</sup>.

Unser Fund scheint die Annahme Becks zu bestätigen: Hölderlin hatte anscheinend anlässlich des Trauerfalles das Amt des Dichters übernommen; der mit August Friedrich Fischer befreundete Teil der Stifter machte sich Hölderlins Gedicht zu eigen. Durch wen und auf welche Weise die Drucklegung des Gedichts erfolgte, müßte noch geklärt werden; der Möglichkeit, daß sich einer der 74 Kondolenten präzise zu diesem dichterischen Ereignis geäußert hat, wird die weitere Forschung nachgehen müssen.

#### Identifikation der Kondolenten:

Die in der Kondolentenliste genannten Personen<sup>44</sup> lassen sich, wie folgt, identifizieren:

<sup>43</sup> Aus der Umwelt des jungen Hölderlin. Stamm- und Tagebucheinträge. Mitgeteilt und erläutert von Adolf Beck. In: HJb 1947, Tübingen 1948, S. 18–46, hier S. 40–41.

<sup>44</sup> Unter den Kondolenten ist besonders Schelling hervorzuheben. Herkunft und Lebensweg der Kondolenten, vor allem auch verwandtschaftliche Beziehungen untereinander und zu bekannten Persönlichkeiten, sind bei Breymayer, aaO., S. 109–135 wesentlich ausführlicher als hier erläutert. – Die in der Kondolentenliste verwendeten Abkürzungen sind wie folgt aufzulösen: C.: Candidatus (magisterii philosophici); D.: Dominus; M.: Magister (philosophiae); d. G. G. B.: der Gottesgelehrtheit Beflissener, d. i. studiosus theologiae; d. R. B.: der Rechte Beflissener, d. i. studiosus iuris; Kirch-

1. Christian Friedrich Andrä: Geb. Ludwigsburg 7. Juli 1771, gest. Kildberg 22. Febr. 1848.
2. Ludwig Friedrich Valentin Andrä: Geb. Schnait im Remstal 3. Juli 1772, gest. 16. Nov. 1844.
3. Johann Rudolf Friedrich Becher: Geb. Gussenstadt 5. Juni 1771, gest. 13. Juli 1848.
4. Ernst Gottlieb (von) Bengel: Geb. Zavelstein 3. Nov. 1769, gest. Tübingen 23. März 1826; Repetent am Stift in Tübingen 1792–1799, Professor der Theologie in Tübingen seit 1806.
5. Immanuel Friedrich Beringer: Geb. Hoheneck 19. Apr. 1772, gest. 19. Dez. 1832.
6. Karl Wilhelm Friedrich Breyer: Geb. Heutingsheim 29. Sept. 1771, gest. 18. Apr. 1818 als Professor der Geschichte am Lyzeum in München; Vetter Schellings.
7. Friedrich Jakob Beck: Geb. Göppingen 2. März 1772, gest. 2. März 1847.
8. Ferdinand Friedrich Brock: Geb. Stuttgart 4. Okt. 1772, gest. Rutesheim 16. Mai 1818.
9. Karl Christoph Friedrich Bilfinger: Geb. Nürtingen 11. März 1773, gest. 8. Sept. 1838; Sohn von Hölderlins Paten Karl Friedrich Bilfinger (1744–1796) und Anastasia Bilfinger geb. Dertinger (1748–1809), einer Nichte Friedrich Christoph Oetingers.
10. Karl Christian Canz: Geb. Marbach am Neckar 16. Febr. 1770, gest. Mundelsheim 17. Juni 1836.
11. Christoph Ludwig Denk: Geb. Winnenden 21. Mai 1770, gest. 24. Jan. 1812.
12. Johann Christian Ehmann: Geb. Gechingen 29. Juli 1771, gest. Degerschlacht 8. Sept. 1849.
13. Philipp Ernst Ehmann: Geb. Pappelau 18. Mai 1773, gest. 6. Jan. 1837.
14. Wilhelm Friedrich Elsässer: Geb. Ludwigsburg 20. Okt. 1771, gest. Stuttgart 23. Dez. 1855.
15. Jonathan Heinrich Faber: Geb. Gaisburg 5. Juli 1771, gest. 2. Juni 1835.
16. Johann Karl August Faber: Geb. Oberensingen 22. Sept. 1772, gest. 13. Juni 1836.
17. Johann Christoph Friedrich Fink: Geb. Königsbronn 16. Mai 1770, gest. 11. Juni 1844; enger Freund Hegels.
18. Karl Christian (von) Flatt: Geb. Stuttgart 18. Aug. 1772, gest. Stuttgart 20. Nov. 1843; 1828–1842 Prälat in Ulm an der Donau.
19. Gottfried Frick: Geb. Munzenheim im Elsaß 22. Juni 1770, gest. 20. Juli 1838.
20. Karl Friedrich Fehleisen: Geb. Blaubeuren 3. März 1773, gest. 1797 (im Bieler See ertrunken).
21. Johann Karl August Georgii: Geb. Urach (Württ.) 28. Febr. 1773, gest. 7. März 1810.
22. Johann Jakob Griesinger: Geb. auf der Solitude bei Stuttgart 14. März 1772, gest. 24. Aug. 1831.
23. Christian Philipp Grünmann: Geb. Nürtingen 13. Febr. 1770, gest. Nürtingen 20. Apr. 1848.
24. Karl Friedrich (von) Hauber: Geb. Schorndorf 18. Mai 1775, gest. Stuttgart 5. Sept. 1851; Ephorus in Maulbronn mit dem Titel eines Prälaten 1824–1845.

heim a. d. Teck: Kirchheim an der Teck (heute Kirchheim unter Teck); a. d. Esslingisch.: aus dem Eßlingischen (Deizisau, K. A. C. F. Zollers Geburtsort, lag auf dem Gebiet der Freien Reichsstadt Eßlingen am Neckar).

25. Hauff: Gemeint ist entweder August Friedrich Hauff oder Viktor Wilhelm Friedrich Hauff.  
 a) August Friedrich Hauff: Geb. Stuttgart 17. Jan. 1772, gest. Stuttgart 1. Febr. 1809; stud. iur. an der Universität Tübingen 1789, Geheimekretär beim Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten in Stuttgart; Vater des Dichters Wilhelm Hauff (1802–1827).  
 b) Viktor Wilhelm Friedrich Hauff: Getauft Stuttgart 5. Aug. 1771 (ist am 26. Okt. 1791 laut Matrikel 20 Jahre alt); stud. iur. in Tübingen.
26. Christian Ludwig Hiller: Geb. Gächingen 28. Okt. 1770, gest. Roßwälden 22. Okt. 1839; Sohn von Prälat Johann Christian Hiller (1734–1820), Enkel des Liederdichters Philipp Friedrich Hiller (1699–1769).
27. Christoph Friedrich Hochstetter: Geb. Pfullingen 11. Nov. 1771, gest. Bittenfeld 27. Apr. 1849.
28. Wilhelm Matthäus Hochstetter: Geb. Aichelberg (Dekanat Schorndorf) 13. Apr. 1773, gest. Altensteig 15. Febr. 1810.
29. Eberhard Frédéric Jeanmaire: Geb. 1771 (ist am 19. Okt. 1790 laut Matrikel der Universität Tübingen 19 Jahre und 6 Monate alt); Sohn von Charles Frédéric Jeanmaire, Messerschmied in Montbéliard (Mömpelgard).
30. Karl Friedrich Kapff: Geb. Adelberg 2.(?) Aug. 1772, gest. Tuttlingen 7. Apr. 1838; Vater von Prälat Sixt Karl von Kapff (1805–1879).
31. Georg Friedrich Ludwig Kauffmann: Geb. Hegenlohe 18. Jan. 1772, gest. Pfullingen 13. Mai 1835; als Rektor der Schola Anatolica (Lateinschule) in Tübingen 1799–1801 Lehrer von Ludwig Uhland, 1815–1817 Lehrer von Wilhelm Hauff; Sohn eines Vetters von Philipp Matthäus Hahn (1739–1790).
32. Johann Friedrich Kraus: Geb. Tübingen 4. Apr. 1773, gest. 15. Aug. 1826.
33. Christoph Friedrich Kraus: Geb. Calw 23. Sept. 1773, gest. 31. Jan. 1839.
34. Karl Gottfried August Friedrich Kur(t)z: Geb. Endersbach 8. Febr. 1773, gest. Besigheim 15. März 1820.
35. Philipp Konrad Lang: Geb. Lorch (Württ.) 17. Jan. 1772, gest. Donnstetten 29. Sept. 1811.
36. Philipp Gottlieb Landerer: Geb. Schömberg bei Freudenstadt 12. Mai 1770, gest. 20. Dez. 1840.
37. Christian Gottlieb Friedrich Majer: Geb. Steinenberg 24. Okt. 1772, gest. 31. Jan. 1822.
38. Jeremias Wilhelm Märklin: Geb. Freudenstadt 8. Apr. 1770, gest. 16. Okt. 1820.
39. Friedrich Heinrich Wolfgang (von) Mögling: Geb. Stuttgart 28. Aug. 1771, gest. 5. Apr. 1813.
40. Christian Friedrich Mögling: Geb. Denkendorf 13. Dez. 1773, gest. 29. Jan. 1827.
41. Johann Georg Adam Müller: Geb. Altensteig 4. Mai 1771; Präzeptor Weinsberg 1796.
42. Morel: Gemeint ist entweder Pierre Christophe Morel oder Jacques Henri Morel.  
 a) Pierre Christophe Morel: Geb. 1771 (ist am 19. Okt. 1790 laut Tübinger Matrikel 18 Jahre und 6 Monate alt). Angehöriger des Stifts in Tübingen seit 1790.  
 b) Jacques Henri Morel: Ist am 31. Okt. 1791 laut Tübinger Matrikel 18 Jahre alt, stud. philos., Angehöriger des Stifts in Tübingen seit 1791.
43. Johann Christian Nast: Getauft Stuttgart 17. Nov. 1771, gest. Lampoldshausen 13. Okt. 1814; zuletzt als Pfarrer in Lampoldshausen tätig; Sohn von Johannes Nast (1722–1807), der 1750–1789 am Gymnasium in Stuttgart unterrichtete (1783 bis 1784 Lehrer Hegels); Vetter von Louise Philippine Nast, der ehemaligen Braut Hölderlins, und von deren Vetter Immanuel Gottlieb Nast, dem Jugendfreund Hölderlins.
44. Ludwig August Neubert: Geb. Ludwigsburg 21. Juli 1772, gest. Leutkirch im Allgäu 8. Mai 1857, Schwiegervater des Dichters und Hölderlin-Verehrers Johann Georg Fischer (1816–1897), Großvater des Germanisten Hermann Fischer (1851–1920).
45. Friedrich Kaspar Österle: Geb. Ditzingen 19. Juli 1771, gest. Stuttgart 4. Nov. 1843.
46. Johann Wilhelm Andreas Pfaff: Geb. Stuttgart 5. Dez. 1774, gest. 26. Juni 1835; zuletzt Professor der Physik und Astronomie in Erlangen.
47. Christian Ludwig Pfeilsticker: Geb. Gerlingen 3. Juli 1771, gest. 31. Mai 1833.
48. Johann Christian (von) Pfister: Geb. Pleidelsheim 11. März 1772, gest. Stuttgart 30. Sept. 1835; Prälat von Tübingen 1832–1835; Freund Schellings.
49. Wilhelm Friedrich Eberhard Platt: Geb. Asperg 5. Dez. 1770, gest. 27. Febr. 1838.
50. Christian Friedrich Prinz: Geb. Kirchheim unter Teck 28. Apr. 1773, Angehöriger des Stifts in Tübingen seit 1791, Magister 26. Sept. 1793.
51. Christoph Ludwig Rau: Geb. Kleinengstingen 16. Aug. 1771, gest. 6. Dez. 1818.
52. Karl Friedrich Rau: Geb. Anhausen 7. Okt. 1773, gest. Altheim (Alb) 29. Mai 1842.
53. Karl Christoph Renz: Geb. Owen unter Teck 27. Mai 1770, gest. Weilheim unter Teck 26. Sept. 1829; von Anfang an (schon in Maulbronn) der Primus der Promotion Hölderlins.
54. Karl Ludwig Reyscher: Geb. Unterriexingen 17. März 1770, gest. Unterriexingen 14. Apr. 1837; angeheirateter Vetter Hegels. Seine Schwester Friederike Charlotte Louise Reyscher (geb. Unterriexingen 31. März 1773, gest. Stuttgart 21. Juni 1844) heiratete am 20. Febr. 1798 Hölderlins Vetter Ernst Ludwig Friedrich Volmar (geb. Markgröningen 23. Juli 1774, gest. 12. März 1824). Seine Ehefrau, Charlotte Marie Reyscher geb. Lebrecht (geb. 24. März 1776, gest. 25. März 1839; Hochzeit 1796), war eine Schwester von Hölderlins „Lyda“, Marie Elisabeth (Elise) Lebrecht, seit 1799 verehelichte Ostertag (geb. Stuttgart 8. Jan. 1774, gest. Aich bei Nürtingen 24. Sept. 1839).
55. Georg Michael Reiniger: Geb. Ludwigsburg 21. Juli 1771, gest. Westheim bei Gaildorf 23. Juli 1842 (?).
56. Ferdinand Wilhelm Friedrich Rothacker: Geb. auf dem Hohentwiel 29. Apr. 1770, gest. 14. Sept. 1830. Von Anfang an (schon in Maulbronn) Ultimus der Promotion Hölderlins.
57. Ludwig Ferdinand Rümelin: Geb. Pfullingen 10. Juli 1769, gest. Reutlingen 18. Apr. 1824.
58. Eberhard Friedrich Schweikhardt: Geb. Pfullingen 27. Sept. 1770, gest. 5. Juli 1825; Vetter von Karl Ludwig Reyscher; wie dieser angeheirateter Vetter Hegels.
59. Ludwig Friedrich Stahlegger: Geb. Metterzimmern 12. März 1770, gest. 30. Nov. 1814.
60. Joseph Matthäus Friedrich Scholl: Geb. Münsingen (Württ.) 24. Febr. 1771, gest. Ohmenhausen 4. Juni 1820; Vetter 2. Grades von Christiane Dorothea Oetinger geb. Linsenmann (1719–1796), der Ehefrau Friedrich Christoph Oetingers.

61. Friedrich Wilhelm Joseph (von) Schelling: Geb. Leonberg (Württ.) 27. Jan. 1775, gest. Ragaz (Kanton St. Gallen/Schweiz) 20. Aug. 1854; der berühmte Naturphilosoph.
62. Karl Friedrich Adolf Steinkopf: Geb. Ludwigsburg (Württ.) 6. Sept. 1773, gest. London 29. Mai 1859; Mitbegründer der Basler Mission (1815) und von 40 Bibelgesellschaften (darunter die Privilegierte Württembergische Bibelanstalt); Bruder des Verlegers Johann Friedrich Steinkopf (1771–1852).
63. Karl Jakob Friedrich Scheid: Geb. Cannstatt 7. Jan. 1773, gest. 22. März 1805.
64. Johann Kaspar Schmid: Geb. Ebingen 3. Dez. 1772, gest. als Stipendiarius 4. Jan. 1804 („hat sich selbst entleibt“).
65. August Heinrich Schmid: Geb. Sulz am Eck 23. Juni 1771, gest. Cannstatt 30. Okt. 1835.
66. Johann Gottlob Süßkind: Geb. postum Stuttgart 24. Apr. 1773, gest. Löchgau 27. Dez. 1838; Urenkel von Johann Albrecht Bengel.
67. Vischer: Gemeint ist entweder Benjamin Friedrich Vischer oder Ferdinand Christoph Vischer.
  - a) Benjamin Friedrich Vischer: Getauft Stuttgart 23. Febr. 1768 (ist am 23. Okt. 1786 laut Matrikel der Universität Tübingen 18½ Jahre alt), stud. iur. an der Universität Tübingen.
  - b) Ferdinand Christoph Friedrich Vischer: Geb. Stuttgart 23. Febr. 1772, stud. iur. an der Universität Tübingen (immatrikuliert am 26. Okt. 1791), gest. 1804 (?); wie Hölderlin Schüler der Lateinschule in Nürtingen und Teilnehmer am Evangelischen Landexamen (vgl. StA 7/1, S. 302). Seine Mutter, Luise Dorothea Vischer geb. Andreä (geb. Stuttgart 24. Aug. 1751, gest. Tübingen 21. Apr. 1816) war wohl der Prototyp von Friedrich Schillers Idealgestalt „Laura“. Vgl. Paul Nägele, Schillers Laura, Luise Vischer geb. Andreä und ihre Familie. In: Archiv für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete 19 (1942), S. 73–79. 100–104. 132–137 (S. 135–137: Ahnenliste); hier S. 101.
68. Albrecht Matthias Wilhelm Werner: Geb. Friolzheim 29. Juni 1773, gest. 22. März 1824.
69. Christian Ludwig August We(t)zel: Geb. Ludwigsburg 6. Apr. 1772, gest. nach 1827; Angehöriger des Stifts in Tübingen seit 19. Okt. 1790 (Aufnahme zusammen mit Schelling), aus dem Stift entwichen in der Nacht vor dem 13. Mai 1793 (Aktenvermerk: „Democrata“), Übersiedlung ins Elsaß 1793, nach Paris 1826; naturalisierter Franzose. Vgl. Georg Schmidgall, August Wetzlar. Stifter, Revolutionär, Techniker, Erfinder 1772 bis nach 1827; in: Schwäbische Lebensbilder. Hg. von Hermann Haering. Bd. 5. Stuttgart 1950, S. 139–148.
70. Johann Christian Gottlob Wilhelm: Geb. Merklingen a. W. 8. Mai 1771, gest. 1. Juni 1824.
71. Christian Friedrich Zeller: Geb. Wildbad im Schwarzwald 25. Nov. 1773, gest. Dornhan 22. Jan. 1813.
72. Ernst Christoph Zilling: Geb. Ludwigsburg (Württ.) 6. Dez. 1771, gest. 23. Aug. 1835.
73. Johann Christoph Zech: Geb. Liebenstein 27. Aug. 1774, Angehöriger des Stifts in Tübingen seit 1792. An Martini 1792 ist sein Name in der Liste der Tübinger Stifter durchgestrichen („ad iura transit“), 4. Spr. 1793 dimissionem s. receipt; später Major und Oberkriegsrat in Stuttgart.
74. Karl August Christoph Friedrich Zoller: Geb. Deizisau bei Eßlingen am Neckar

21. März 1773, gest. Stuttgart 21. Sept. 1858; Waisenhauspfarrer in Stuttgart 1811–1847, auch Rektor und Religionslehrer am neu gegründeten Katharinenstift in Stuttgart 1818–1842.

Zwölf der in der Kondolentenliste genannten Personen gehören demselben (ursprünglich 27 Studenten umfassenden) Jahrgang wie Hölderlin im Tübinger Stift an: Karl Christian Canz, Christoph Ludwig Denk, Jonathan Heinrich Faber, Johann Christoph Friedrich Fink, Philipp Gottlieb Landerer, Jeremias Wilhelm Märklin, Friedrich Heinrich Wolfgang (von) Mögling, Karl Christoph Renz, Karl Ludwig Reyscher, Ferdinand Wilhelm Friedrich Rothacker, Eberhard Friedrich Schweikhardt und Ludwig Friedrich Stahlegger.

Im Stammbuch von Hölderlins Freund Christian Friedrich Hiller (1769–1817) sind 10 der in der Kondolentenliste genannten Namen vertreten: Ernst Gottlieb Bengel, Johann Jakob Griesinger, Christoph Friedrich Kraus, Philipp Konrad Lang, Christian Gottlieb Friedrich Majer, Johann Christian (von) Pfister, Karl Christoph Renz, Ludwig Ferdinand Rümelin, Benjamin Friedrich Vischer, Christian Ludwig August Wetzlar<sup>45</sup>.

#### Literaturhinweis:

Zu den Ahnen August Friedrich Fischers vgl. Die Ahnen von Gustav Werner 1809–1887. Zusammengestellt und hrsg. zu seinem 150. Geburtstag von Fritz Stein. Heidenheim a. d. Brenz 1959. 55 S. Vgl. z. B. zur Stammlinie Fischer S. 1–4.7 (Nr. 6.12.24.48.96).

<sup>45</sup> Vgl. dazu Georg Schmidgall, Die Französische Revolution im Stift und die Tübinger Studentenschaft. Das Stammbuch des C. F. Hiller. In: Tübinger Blätter 35 (1946–1947), Tübingen 1948, S. 37–48.

# Beobachtungen an Hölderlins Handschrift\*

Von

Roswitha Klaiber

Der Gedanke, mich mit Hölderlins Handschrift auseinanderzusetzen, hat mich lange schon beschäftigt, ja fasziniert, ehe ich daran ging, darüber zu arbeiten<sup>1</sup>.

Es war mir nie ganz klar geworden, warum Hölderlin als geisteskrank gilt, obwohl viele seiner Handschriften soviel an lebendiger Schwungkraft aufweisen.

Aus diesen Fragen hat sich eine Auseinandersetzung entwickelt, die im folgenden dargestellt wird.

Da ich nicht voraussetzen kann, daß der heutige Stand der Graphologie allgemein bekannt ist, soll hier mit einigen Bemerkungen über dieses Fachgebiet begonnen werden.

Die Graphologie wird zunehmend als Schriftpsychologie bezeichnet, was bereits ihren Wandel in der Entwicklung auch äußerlich demonstriert. Die Graphologie ging von kombinierten Einzelmerkmalen aus, die den Schluß auf einzelne Charakterzüge erlaubten. Heute geht die Schriftdeutung davon aus, daß der Mensch keine abgeschlossene Charakterkonstruktion, sondern ein sich dynamisch entwickelndes Wesen ist. Mit Hilfe der psychologischen Erkenntnisse über das Bewußte und Unbewußte ist es heute möglich, graphische Tatbestände einer Handschrift dem seelischen, geistigen und leiblichen Gefüge eines Menschen zuzuordnen und gegebenenfalls entsprechende Elemente aufzudecken. Damit leistet die

\* Erweiterte Fassung des bei der 15. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen im Mai 1978 vor einer Arbeitsgruppe gehaltenen Vortrags.

<sup>1</sup> Mein ganz besonderer Dank gebührt Prof. Dr. Wilhelm Hoffmann, der mich zu dieser Arbeit ermutigte. Meiner hochgeschätzten Kollegin Magdalene Lachenmaier-Lenz möchte ich für ihre Förderung und viele wesentliche Anregungen meinen tiefen Dank abstaten. Nicht zuletzt bin ich dem Hölderlinarchiv und der Württ. Landesbibliothek, Stuttgart, für ihre großzügige Unterstützung bei der Sichtung und Bearbeitung der Originalhandschriften Hölderlins zu Dank verpflichtet, ohne die diese Arbeit nicht möglich gewesen wäre.

Schriftpsychologie einen Beitrag zur ganzheitlichen Erfassung des Menschen.

Voraussetzung dafür ist, daß eine Reihe von Handschriften vorliegt und nicht nur eine einzige. Eine Reihe von Handschriften aus verschiedenen Zeiten bietet eine unvergleichliche Übersicht darüber, in welcher Phase der geistig-seelischen Entwicklung sich der Schreiber jeweils befindet und wo seine weiterführenden Kräfte liegen. Gerade die Fülle der vorhandenen Schriften Hölderlins zeigt, durch welche Höhen und Tiefen der Dichter gegangen ist.

Zur Deutungstechnik will ich in aller Kürze anführen, daß ein Merkmalsprotokoll alle Einzeldeutungsmerkmale erfaßt, z. B. Bindungsform, Oberlängen, Unterlängen, Mittelzone, Weite, Größe, Druck, um nur einige aus der großen Vielfalt herauszugreifen. Hinzu kommen die sog. übergreifenden Befunde, wie sie Rhythmus, Form, Bewegung, Verteilung, Raum, Vordergrund und Hintergrund ergeben. Das Ergebnis aller Deutungsmerkmale ist jedoch mehr als die Summe dieser Teile. Zu dieser handwerklichen Seite der Schriftpsychologie müssen die psychologisch zuordnende und das intuitive Gespür kommen, um aus der Fülle der Befunde einen Kern herauszukristallisieren. Die alte Dreiteilung von Geist-Seele-Leib wird erfahrungsgemäß jeder Schriftbetrachtung zugrunde gelegt. Dabei bedient man sich der Zeile als eines orientierenden Ausgangspunkts, der die Grenze zieht zwischen „oben“ (entsprechend: geistige Mächte, also Bewußtes) und „unten“ (entsprechend: Triebgebundenheit, also Unbewußtes). Dazwischen liegt als „Mitte“ der vom seelischen Wertgefühl getragene Ichbereich. Schriftpsychologisch entsprechen dem Oberlänge-Unterlänge-Mittelband<sup>2</sup>.

## *Die Handschrift Hölderlins*

Die Handschrift Hölderlins verläuft mit nahezu unscheinbarer Formung des Mittelbandes, greift in kühnem Bogen tief ins Unbewußte hinunter und vermag im selben Schwung hoch in den geistigen Bereich emporzustoßen und diesen oft souverän zu gestalten.

Diese drei Zonen, die das Verhältnis von Geist-Seele-Leib widerspiegeln, stehen bei Hölderlin nicht in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander.

Das Mittelband, das für die seelische Wirklichkeit und damit gleichsam als Koordinator zwischen Geist und Materie steht, ist verhältnis-

<sup>2</sup> Ludwig Klages hat diese Zusammenhänge zwischen Mensch und Schrift wissenschaftlich begründet.

mäßig klein, wenig formbetont und scheint zuweilen kraftlos zu zerfließen (vgl. Schrift 2).

Das bedeutet, daß die Erlebnisse, die Hölderlin im Unbewußten erfährt, nur schwer zur Auseinandersetzung mit der gegebenen Umwelt kommen, so daß kein echter Atmungsprozeß der Seele zwischen „oben“ und „unten“ zustandekommt.

Alle Inhalte, die aus dem Urgrund aufbrechen, werden sofort ins Geistige übersetzt. Die zwischenmenschliche Ichzone droht widerstandslos aufgegeben zu werden und damit umgestaltet zu verbleiben.

Damit verbunden ist eine Schwäche des Ich, das nicht wehrhaft und tragfähig nach außen agieren und reagieren kann. Deshalb gelingt dem Dichter die Steuerung der Antriebe aus dem Unbewußten nicht immer und vor allem nicht auf die Dauer. Wenn die Kontrollen des Seelischen und des Ich wegfallen, weil Leib-Seele und Geist nicht organisch genug ineinandergreifen, dann kann nur noch ein zwanghafter Wille steuern. Es könnte deshalb sein, daß Hölderlin sich zuweilen selbst in eine Aktivität hineinpeitschen mußte (vgl. Schrift 1).

Der starke Wechsel der Schriftbilder wie auch der Einzelmerkmale innerhalb einer Schriftprobe ist auffällig. Er drückt zum einen eine seelische Fülle und eine starke Suche nach einer Linie, fast ein Experimentieren mit den eigenen Kräften und Begabungen aus, zum anderen liegen darin tiefe Dissonanzen begründet und die ganze Gefährdung einer von ihrem Urgrund losgelösten, vielleicht abgespaltenen Seele.

Der Schöpferische ist der immer Durchlässige, Empfangende und Verwandlungsfähige. Bewußtes und Unbewußtes bleiben gegeneinander offen, sie schwingen ineinander und befruchten sich.

Wir sehen in der Handschrift Hölderlins in der Tat kein Moment des Festen, des „Betonierten“ und Statischen, des Entschiedenen und Einseitigen. Selbst wenn in einer Schriftprobe eine bestimmte Ausdrucksneigung vorherrschen mag, so zeigt schon die nächste Schriftunterlage Hölderlins ein völlig anderes Bild. „Alles ist im Fluß“, ist bewegt nach oben und unten, nach links und rechts, erscheint gehalten in einem labilen Gleichgewicht, dem tiefsten Geheimnis einer Künstlerpersönlichkeit. Dabei bleiben die Form und die Buchstabentreue am ehesten konstant, als Ausdruck individueller Gestaltungskraft, während andere Merkmale, wie Lage, Neigungswinkel, Weite, Druck, vorwiegend variieren.

Die Buchstaben greifen bei Hölderlin zum großen Teil unsichtbar ineinander und stellen indirekt eine fortlaufende Linie dar. Dieses „immaterielle“ Verbinden-Können, vorwiegend im Oberlängenbereich, und die vielen antennenähnlichen Oberzeichen und kommaförmigen i-Punkte

signalisieren geistige Kombinationsfähigkeit und einen staunenswerten Einfallsreichtum, kurz ein hohes Maß an Intuition.

Der sehr feine, weiche Strich, oft einem Haar vergleichbar, die abgedrehten Unterlängen, wie überhaupt die Schwankungen im Unterlängenbereich, der verhältnismäßig geringe Druck auf das Papier, das unregelmäßige, vorwiegend linksläufige Mittelband, die verschieden geformten Wortendungen (vgl. Schrift 3) sind Ausdruck hoher Sensibilität sowie nervlicher und seelischer Irritierbarkeit, die Hölderlin oft daran gehindert haben mögen, Konflikte mit sich und der Umwelt auszutragen. Er neigte dann mehr dazu, sprunghaft zu reagieren und Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen oder Bindungen ganz abzubrechen. Dieses Abbrechen hinterließ notgedrungen Gefühle der Unzulänglichkeit, des Versagthabens, die Hölderlin nicht verarbeiten konnte.

Sein von ihm selber bemerkter Ehrgeiz mißt jeden Schritt am Endziel ab. Es entsteht ein viel zu heftiger Zusammenschluß der Gefühle und Wünsche, die sich nicht mehr in das Denken und Wollen einordnen lassen. Sie überschwemmen ständig die Kräfte zu direkter Linienführung in seiner Seele.

Seine Empfindsamkeit, die gleichsam vor der Umwelt zurückschreckt, zeigt sich auch z. B. in der plötzlichen Kleinheit und Steilheit des Schriftausdrucks im Brief von 1789 an Louise Nast, als Niederschlag seines Entscheidungskonflikts (vgl. Schrift 3). Er zeugt von tiefer Verstimmung, weil Hölderlin am liebsten aus dem ungeliebten Stift austreten möchte, dies aber der Mutter zuliebe doch nicht wagen kann.

Der Schluß des Briefes „Ich bin ewig Dein Hölderlin“ zeigt, besonders die Störung im Anfang der Unterschrift, die Gefährdung und die psychische Verelendung bereits des Neunzehnjährigen, der alle jugendliche Schwungkraft verloren zu haben scheint. Die Unterschrift steht normalerweise als Ausdruck eines gesunden Kräftepotentials.

### Typus

Vom körperlichen Habitus her war Hölderlin nach Kretschmer<sup>3</sup> ein Schizothymiker bzw. ein leptosomer Typus mit schizoiden Zügen.

In der Handschrift zeigt sich der schizoide Typ in einer feinen, übers Papier hinweggleitenden, mehr eckigen Linienführung, in Lücken zwischen den Worten und innerhalb des Wortkörpers, als Ausdruck seiner Kontaktscheu. Der Schizoide hat nach Fritz Riemann<sup>4</sup> „Angst vor

<sup>3</sup> Ernst Kretschmer, Körperbau und Charakter, Berlin 1921.

<sup>4</sup> Fritz Riemann, Grundformen der Angst und die Antinomien des Lebens, München, Basel 1961, S. 20.

Nähe“ (vgl. Schrift 3). Hölderlins Kontaktscheu steht im Widerspruch zu seiner von hohen Idealen getragenen Hingabe- und Bindungssehnsucht.

Schriftpsychologisch stehen dafür ein teigiger Strich, vorwiegend Rechtslage des Neigungswinkels der Langlängen, weite Schrift, Betonung der Oberzeichen, vorwiegend verbundene Schrift. Die dabei auftretende Völle der Ober- und Unterlängen, bei bogigem Verlauf, deuten auch auf zyklotyme Züge hin (vgl. Schrift 5).

Beide Typen, der schizoide wie auch der depressive, lassen sich bei Hölderlin nur andeutungsweise und nicht spezifisch erkennen. Er ist kein typischer Vertreter des einen oder anderen Formenkreises.

Es bestätigt sich daran, daß ein hochbegabter, ein genialer Mensch nicht zu typisieren ist. Er steht außerhalb eines Einordnungsschemas.

### *Druck*

Das Deutungselement „Druck“ muß mit Vorsicht beschrieben werden, weil das im Original beschriebene Papier meist sehr grob strukturiert ist und als Schreibwerkzeug Tinte und Gänsekiel dienten.

Außerdem ist es eine Schrifteigentümlichkeit dieser Zeit, den Haarstrich bzw. den Aufstrich betont fein zu nehmen und den Grundstrich bzw. Abstrich als Schwellzug auszuführen. Dadurch entsteht automatisch ein Druck- und Farbwechsel. Trotzdem gibt es auch hier Eigentümlichkeiten in der Ausführung.

Hölderlin gleitet ohne nennenswerten Druck über das grobe Papier. Er sucht nicht die Auseinandersetzung mit dem Material. Strichunterbrechungen, Verschwimmen von Auf- und Abstrich und teigig zugeflossene Buchstaben ergeben ein fast „flimmerndes Schriftbild“, das schleierartig die Konturen verwischt. Der Strichrand, unter der Lupe betrachtet, ist beidseitig ohne Begrenzung (vgl. Schrift 4).

Bei einer druckstarken, sicheren Linienführung, die immer Ausdruck eines gesunden Selbstvertrauens ist, wie wir es bei einer Goethe- oder Schillerhandschrift sehen können, werden diese technisch bedingten Schwierigkeiten energischer überwunden, so daß eine größere Einheitlichkeit der Strichabfolge entsteht, als dies bei Hölderlin der Fall ist.

### *Bewegung*

Der Bewegungsablauf wie die Gestaltung einer Handschrift können sich knapp, einer direkten Linie folgend, äußern oder aber auch gebogen und schwingend sich vollziehen. Damit dürften sich zwei verschiedene Richtungen der Lebensempfindungen und Weltbegriffung aufzeigen lassen:



Von Luffel und Jetha ist gewiss keine Rede  
 mehr, aber das Buch, welches ich  
 in dieser Reise mit mir genommen habe, ist  
 so interessant, daß ich es nicht lassen  
 will, es Ihnen mitzubringen. Es ist  
 in Westindien sehr beliebt, und  
 man kann sich sehr viel davon  
 verschaffen, und es ist, soviel ich  
 weiß, ein sehr gutes Buch. Es ist  
 von einem sehr berühmten  
 Mann geschrieben, und man  
 kann sich sehr viel davon  
 verschaffen, und es ist, soviel ich  
 weiß, ein sehr gutes Buch. Es ist  
 von einem sehr berühmten  
 Mann geschrieben, und man  
 kann sich sehr viel davon  
 verschaffen, und es ist, soviel ich  
 weiß, ein sehr gutes Buch.

2a. Reisetagebucheintragung vom 2. Juni 1788, StA VI, 33, 50-65, bei Brief Nr. 23.

in London. Co. St.  
 kein Bucher zu  
 f. Bucher zu f.  
 f. Bucher, f. Bucher  
 f. Bucher. f. Bucher  
 immer An den. Co.

2b. Schriftvergrößerung

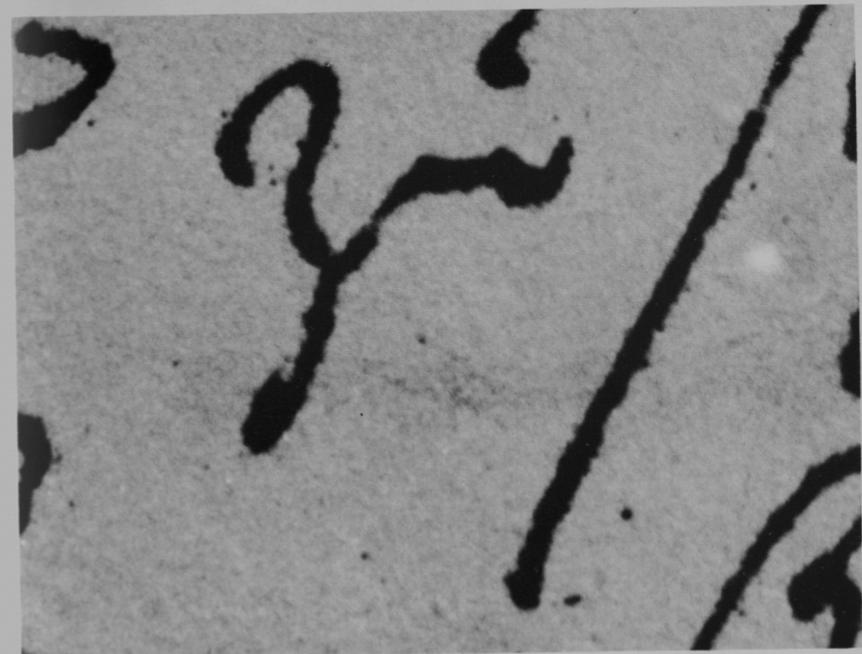
2c. Schriftvergrößerung

und alle die feindliche Mächte. Die Mächte der Dürrenschaff, die  
 nicht Oasid. Als die nicht möglich, und in jedem in dem  
 bei jedem Mächte so viel zu sein - das ist nicht möglich  
 so leicht zu machen - - das ist die einzige Sache - - das ist die  
 aber auch so schnell, nicht mehr! Die Sache ist in der  
 Geschichte, wenn zu sein, als das ist für mich nicht  
 Abhandlung. Bisher der Abhandlung - - das ist so  
 das ist die Sache in der Geschichte - - das ist die  
 hier, als ist die Sache in der Geschichte - - das ist die  
 so viel. und die Sache in der Geschichte - - das ist die  
 das ist die Sache in der Geschichte - - das ist die  
 das ist die Sache in der Geschichte - - das ist die  
 das ist die Sache in der Geschichte - - das ist die  
 das ist die Sache in der Geschichte - - das ist die  
 das ist die Sache in der Geschichte - - das ist die

die

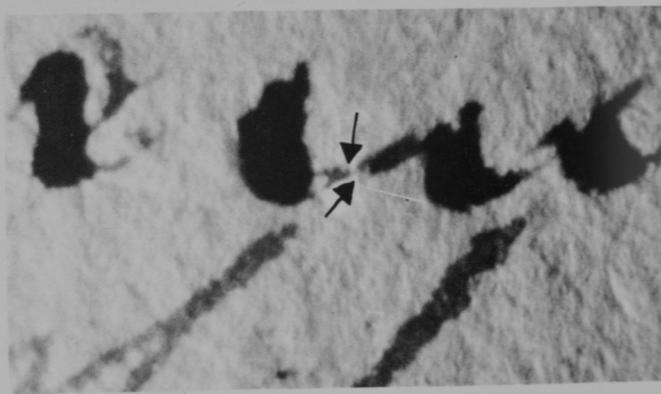
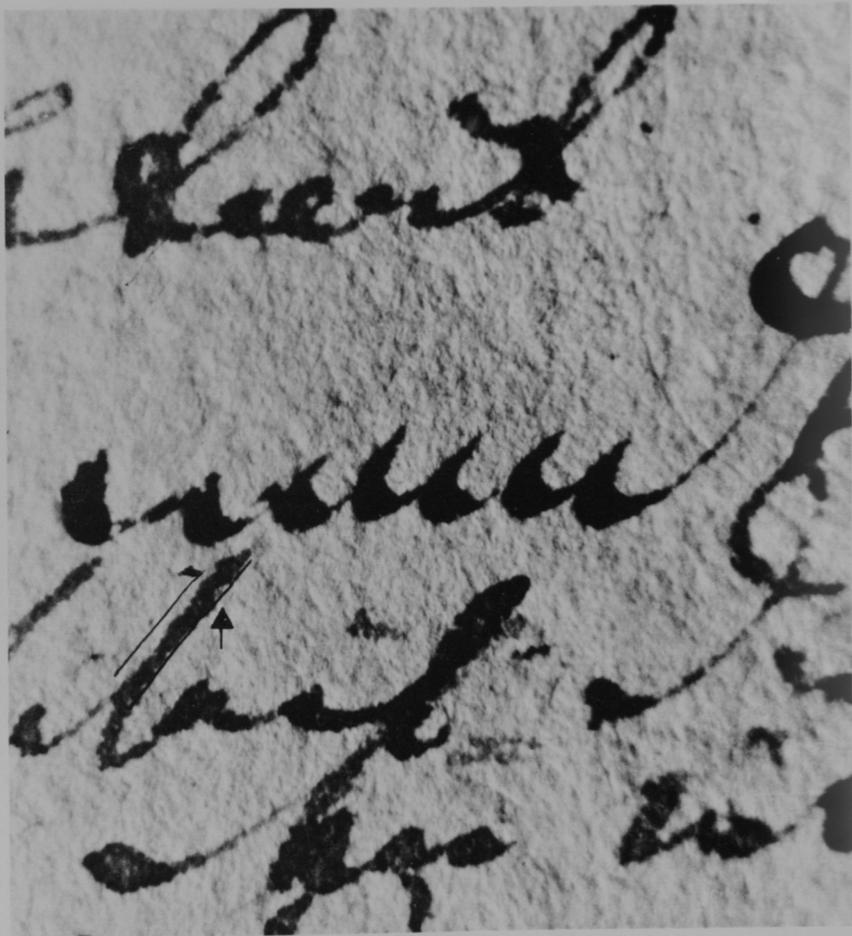
die

die so schnell, nicht mehr!  
 die, wenn zu sein, als das  
 nicht mehr. Bisher der Abhandlung  
 das ist die Sache in der Geschichte  
 die so viel. und die Sache in der Geschichte  
 das ist die Sache in der Geschichte



3a. Brief an Louise Nast von ca. Mitte Januar 1789, StA VI, 44, 36-53, Nr. 25.

3b und c. Schriftvergrößerung



4. Schriftvergrößerungen aus einer Handschrift um 1800.

O Bräuer, Bräuer! Ich bin so ein schlechter  
 Kerl - aber ich hab dich auf sonst niemand  
 als dich - und nicht mehr, du hast mir  
 Mitleiden mit mir, als hast ich dich über  
 dich, hast dich gemacht wie ob einem Briefe  
 Aber du lieber Gott! Ich muß dich  
 gedenken, du bist mir mehr als ein  
 Gut, als was ich dich und dich habe  
 du hast mir glauben, Gott hat mir mein  
 mühseliges Spiel nicht vergeblich  
 und segnet - Ich weiß nicht, wie  
 mir das Leben geht, denn ich  
 ich und ein Christen werden, ich  
 bin zu nachdenken mit mir. Amen!  
 Ich weiß, was ich dich ist  
 nicht so leicht zu haben, wenn ich dich  
 nicht so leicht zu haben, wenn ich dich

5. Brief an Immanuel Nast vom Sommer 1787, StA VI, 15f., 12-22, Nr. 11.





Herzliche Grüße Mutter!

Ist nicht wie von mir zu,  
Nur wenn bist zu schreiben.  
Doch ist von so viel zu schreiben  
Ich habe, ist von mir selbst, und ich,  
aber von sehr vielen zu schreiben  
vielen zu schreiben. Ich möchte, Ich  
die ich mir selbst noch zu schreiben möchte  
Ich möchte mich sehr sehr und sehr  
mit  
Ihre

Herzliche Grüße  
Mutter.

11. Brief an die Mutter, StA VI, 450, Nr. 261.

Herzliche Grüße  
Ihre  
Liebermutter Gretchen  
in  
2+ Nürnberg

12. Adresse von Zimmers Hand auf dem Brief an die Mutter, StA VI, 460, Nr. 287.



Zum einen eine logische Linie, die den direkten, begrifflichen Weg verfolgend, Halt und Grenze bietet. Zum anderen die intuitive, bildhafte Welterfassung, die sich im Unendlichen verlieren kann.

Der im Begrifflichen Beheimatete reiht überkommenen Wissensstoff folgerichtig aneinander und konstruiert sich daraus ein Denkgebäude. Er bezieht seine Erkenntnisse gleichsam aus zweiter Hand. Dieser Vorgang ist im Grunde ein unlebendiger, unkreativer. In der Handschrift zeigt sich dies in einer direkten Linienbewegung, die vorwiegend verbunden oder ganz unverbunden zur Analyse tendiert und das Leben an begreifbaren Kausalzusammenhängen mißt.

Dagegen schreibt der Intuitive eine gebogene, umgreifende und wohlgeformte Linienbewegung, die sich zu einem mittleren Verbundenheitsgrad zusammenfügt. Hier drückt sich ein seelischer Gehalt aus, der zur Synthese drängt, die auch Hintergründiges miteinbezieht. Weil der Zugang zu den schöpferischen Quellen erhalten ist, weiß ein solcher Mensch spontan um das lebendige Ganze, bevor er weiß, aus welchen Teilen es sich zusammengefügt hat (vgl. Schrift 5). Die Handschrift 6 wurde gewählt, nicht, weil sie sehr typisch für den abstrakten Denker wäre, sondern weil sie im Vergleich zu den vorhergehenden Schriften ganz gut den Unterschied dieser beiden Prinzipien zeigt, die zudem sich noch im selben Schrifturheber vereinigen. Sie stammen aus Hölderlins Jenaer Zeit 1795, wo er Kontakt hatte mit Schiller und Goethe und sich intensiv beschäftigte mit Fragen der Religion, mit der Kantischen Ethik, mit Hegels Philosophie und der Fichteschen 'Wissenschaftslehre'. Diese Schrift scheint sich in ihrer relativen Vereinfachung, vorwiegenden Verbundenheit und Knappheit bei sehr zartem Strich ganz auf das Wesentliche, Begriffliche einer Sache zu beschränken. Im allgemeinen nimmt aber in Hölderlins Handschrift das bogig ausgreifende und bildhafte Prinzip als Ausdruck seines schöpferischen Gestaltungsbedürfnisses einen breiten Raum ein. Durch die geschwungene Bogenführung und die vielfältigen Ausdrucksmittel sowie die großen Längenunterschiede (große Oberlängen und Unterlängen) hat Hölderlins Handschrift einen hohen Lebendigkeitsgrad.

### *Große Längenunterschiede*

Bei Hölderlin finden sich oft Formen, die wie ein Pfeil in die Höhe schießen (vgl. Schrift 7). Ohne sicheren Stand und ohne die richtige Spannung des Bogens – um das Bild eines Bogenschützen zu gebrauchen – kann der Schütze nicht zum treffenden Schuß gelangen. Dieser Bogen, ver-

gleichbar der geistigen, seelischen und vitalen Spannkraft, ist Hölderlins empfindlichster Punkt. In der Folge schießen die Pfeile seiner Sehnsucht oft weit über die Ziellinie der Wirklichkeit hinaus und werden von ihm z. B. in der Überprojektion auf ein Du und im Streben nach höchsten Werten erlebt. Seinem Wunschenken und seinen Idealvorstellungen kann aber auf die Dauer niemand genügen und entsprechen.

Die Überdimensionalität seiner Begabung, die unter anderem in den großen Längenunterschiedlichkeiten zum Ausdruck kommt, zeigt eine Dominanz des männlichen Pols an, der Hölderlins Geistigkeit und Kritikfähigkeit ausmacht, aber auch Unruhe, Zersplitterung und krampfhaftes Erfolgsstreben im Gefolge hat.

Wenn der Dichter in seinen Oberlängen wie auch in seinen Unterlängen gleichermaßen weit ausgreift und damit einerseits seine großen Erwartungen und andererseits seine eigenen Gaben an die Welt ausdrückt, so schließt diese große Längenunterschiedlichkeit aber auch eine gewisse Hemmbarkeit mit ein. Denn die Höhenflüge des Geistes können nicht immer ungehindert verlaufen.

Es besteht dadurch ein Mißverhältnis von Wollen und Vollbringen, keine kontinuierliche Übereinstimmung von Gabe und Aufgabe.

Weiter läßt sich aus dieser Längenunterschiedlichkeit schließen, daß der Dichter noch viele Aufgaben zu erledigen hatte. Sie tangieren seine Reife und Ausgewogenheit. Sie weisen darauf hin, daß erst bei ihrer Verarbeitung eine innere Befriedigung hätte erreicht werden können. Hölderlin scheint sich im Unerreichbaren verzehrt zu haben. Der Dichter empfindet diesen Zwiespalt verzweifelt:

*O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm, das Haupt, mir raffte sie die Blüthe vom Gesichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tausend Thränen da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gerne hätt' ich einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit Blut erkauf't!*

(StA III, 18)

Die Rücknahme einer solchen Projektion erfolgt normalerweise durch eine innere Sammlung, eine Bewältigung, die auch eine bewußte Verzichtleistung sein kann und damit zu einer Integrierung in die Persönlichkeit führt. In diesen Prozeß gehört auch das Loslassen und das Weitergehen. Damit kann eine objektive Überschau über Mensch und Ding erreicht werden.

Hölderlins Rücknahme war keine Integration im Sinne einer inneren Synthese, sondern eine Ent-Täuschung, die seinen Vitalfundus angriff und schließlich zu einer Desintegration der psychischen Inhalte führte.

In seiner Verzweiflung an allem, was ihm teuer war, konnte er nur aufgeben, trennen, sich abwenden, resignieren, seelisch wiederkauen, ohne sich zu erneuern.

Hölderlin war ein Gekränkter, ein in seiner Reifung Gestörter. Es war ihm nicht gegeben, sich über Kränkungen gelassen zu erheben. Sein Leiden dürfte Teil einer nicht bewältigten „Schattenausinandersetzung“<sup>5</sup> sein. Er hat sich nicht voll angenommen, sondern persönliche Wesensteile ausgeklammert und sich mit Krankheit und Isolation abgeschirmt. Seinen eigenen Wünschen und Notwendigkeiten, die sich aus einer aktiven Auseinandersetzung mit der Umwelt zwangsläufig ergeben hätten, hat er nicht genügend Rechnung getragen.

Schriftpsychologisch stehen dafür eine instabile Strichführung (vgl. Schrift 7), Unregelmäßigkeit des Bewegungsablaufs, unregelmäßige Unterlängenformungen, Unausgewogenheit der Oberlängen-, Unterlängen- und Mittelbandverhältnisse.

Negierung des Schattens und Ichschwäche stehen in Korrespondenz. Leopold Szondi<sup>6</sup> vergleicht in seiner „Ich-Analyse“ das gesunde Ich, „den Überbrücker aller Gegensätzlichkeiten“, mit einem „Pontifex oppositorum“. Mit ihm ist der Mensch in der Lage, das zu überbrücken, was an Überwindung innerer Gegensätzlichkeiten zu einem selbstheilenden Reifungsprozeß notwendig ist. Hölderlins Gegensätzlichkeiten wurden ihm nicht zur Heilung, sondern führten zur (Zer-)Störung.

Die „geniale Weltflucht“ war für Hölderlin ein Hindernis, festen Boden unter die Füße zu bekommen. Mit seiner Krankheit hat er sich ein relatives Gleichgewicht erkauf't. Er hat einen Schutzwall von äußeren Förmlichkeiten und gleichgültigen Floskeln um sich gebaut, hinter dem er innerlich nicht mehr erreichbar war:

*Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört seyn, er kann Gesezlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf.* (StA III, 80)

Es geht Hölderlin weniger um das Nichterkennen der Wirklichkeit, was Ausdruck des Psychotischen wäre, als um das Nichtakzeptieren derselben. Er verläßt die „Normalität“, weil sie ihm nicht genügt. Für ihn gilt nicht, was die Welt unter Gleichgewicht versteht, sondern für ihn gilt allein noch, wie er für sich einen angstfreien Raum findet.

<sup>5</sup> Carl Gustav Jung, Aion, Olten und Freiburg i. Br. 1976, S. 17.

<sup>6</sup> Leopold Szondi, Ich-Analyse. Die Grundlage zur Vereinigung der Tiefenpsychologie, Bern und Stuttgart 1956, S. 8 und 156 f.

Das Erleidenmüssen des Unbewältigten wie das kraftvolle Vermögen, sich mit dem Schicksal auseinanderzusetzen, zeigt die rhythmische Qualität einer Handschrift.

### *Rhythmus*

Im Rhythmus geht es um Bewegungsordnungen: durch das Einfließen der Schreibbewegung in eine Form entsteht eine Spannungsbreite, die von der Formerstarrung bis zur Formzerlösung sich vollziehen kann. Rhythmus ist ein Phänomen, das eher erlebbar als definierbar ist. Die rhythmische Ausgewogenheit von Bewußtem und Unbewußtem, von männlichen und weiblichen Seelenanteilen bei individueller Gestaltung ergibt eine besondere Lebendtiefe oder Lebensarmut, die in der Schrift den jeweiligen Grad der Lebenserfülltheit widerspiegelt.

Im Beispiel 5 schwingt ein lebendiger Rhythmus. Der Dichter befindet sich in einer Phase lebhafter Auseinandersetzung.

Die Schriftprobe 7 zeigt dagegen den „überspannten Bogen“. Sie signalisiert, daß die pulsierende Bewegung ungleichgewichtig geworden ist und Hölderlin nicht mehr ganz von seinem Rhythmus getragen wird. Infolgedessen sind die Bedingungen zu einer Auseinandersetzung mit sich und der Welt herabgesetzt.

Wo nun ein Rhythmus nicht mehr trägt, stößt der Mensch an. Rhythmus und Strichbeschaffenheit gehören zusammen, weil bereits „im Strich in sich ein lebendiger Rhythmus waltet“<sup>7</sup>.

Für Roda Wieser<sup>8</sup>, berühmt durch ihre Arbeiten über Verbrecherhandschriften, bedeuteten diese Erkenntnisse wichtige Anregungen für ihre eigenen Arbeiten über den „Grundrhythmus“. Sie sieht im Strich das „Substrat der gesamten Handschrift“ und vergleicht die ihm zugrunde liegenden Abfolgen mit einem gespannt-elastisch ausgleichenden Pendelschlag.

Wenn der Strich als das feinste und am meisten der bewußten Kontrolle entzogene Meßinstrument angesehen wird, ist es folgerichtig, daß in Hölderlins Handschrift die Strichbeschaffenheit wechselt.

Jede Veränderung im psychischen und physischen Gefüge muß sich daher im Grunde als Strichschwankung darstellen. Hölderlins psychisch-vitales Disponiertsein zeigt sich im Widerstreit von Ausgewogenheit und

<sup>7</sup> Margret Hartge, Der Ausdruck des Strichs in sich, Zentralblatt f. Graphologie 3, H. 6, 1933, S. 352 f.

<sup>8</sup> Roda Wieser, Der Grundrhythmus, was er nicht ist und was er ist, Zeitschrift f. Graphologie u. Grenzgebiete 4, H. 2, 1962, S. 5 f.

Störstellen im Strichablauf, in der Strichkontur und der Gewichtsverteilung innerhalb des Strichs (Strichstruktur). Wir sehen einen Strich, der fast zerreißt (vgl. Schrift 7) und einen, dessen Strichabfolgen der Buchstabenverbindungen von nahezu traumhafter Sicherheit sind und auf einen großen Atem und schöpferische Begabung sowie auf lebhaftere Antriebsenergie hinweisen (vgl. Schriften 5 u. 8). Auch hier zeigt sich in der Ungleichheit dieser Abläufe ein Gefälle und ein Spannungsmoment.

Weil alle Schriftmerkmale des Dichters gegeneinander offen bleiben und alle Akzente im Sinne einer rhythmischen Verteilung seiner leib-seelischen Kräfte zu ungleich gesetzt sind, wird ein Energiegefälle geschaffen, das Hölderlin oft als schöpferische Spannung erlebt.

Hölderlin müht sich um eine sachliche Beurteilung dessen, was in ihm vorgeht. Er analysiert so weit, daß er seine Gefährdung durchaus empfindet. Seinem Freund Neuffer schreibt er:

*... ich fürchte, das warme Leben in mir zu erkälten an der eiskalten Geschichte des Tags und diese Furcht kommt daher, weil ich alles, was von Jugend auf zerstörendes mich traf, empfindlicher als andre aufnahm, und diese Empfindlichkeit scheint darinn ihren Grund zu haben, daß ich im Verhältniß mit den Erfahrungen, die ich machen mußte, nicht fest und unzerstörbar genug organisirt war. Das sehe ich. (StA VI, 290)*

Im Juli 1797, als die Krise seiner Beziehung zu Susette Gontard akut wird, schreibt er wieder an Neuffer:

*... ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die ... den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß ... Ich bin zerrissen von Liebe und Haß. (StA VI, 243)*

Weiter an Neuffer schreibt er aus Homburg im November 1798:

*... das Lebendige in der Poesie ist jetzt dasjenige, was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäftigt. Ich fühle so tief, wie weit ich noch davon bin, es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele danach und es ergreift mich oft, daß ich weinen muß, wie ein Kind, wenn ich um und um fühle, wie es meinen Darstellungen an einem und dem andern fehlt, und ich doch aus den poetischen Irren, in denen ich herumwandle, mich nicht herauswinden kan. (StA VI, 289)*

Hierbei geht es auch um den schöpferischen Geburtsschmerz, den jeder Künstler durchzustehen hat. Aber wie sehr die ganze Substanz Hölderlins ergriffen wird, bezeugt sein Brief an Susette Gontard (Ende Juni 1799?):

*Täglich muß ich die verschwundene Gottheit wieder rufen. Wenn ich an große Männer denke, in großen Zeiten, wie sie, ein heilig Feuer, um sich griffen, und alles Todte, Hölzerne, das Stroh der Welt in Flamme verwandelten, die mit ihnen aufflog zum Himmel, und dann an mich, wie ich oft, ein glimmend Lämpchen umhergehe, und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu scheinen – siehe! da geht ein wunderbarer Schauer mir durch alle Glieder, und leise ruf' ich mir das Schreckenswort zu: lebendig Todter!* (StA VI, 336 f.)

Trotz der zeitweiligen Erstarrungen, die Hölderlin heimgesucht haben und von denen er selber sagt, daß alles an ihm kalt und gefühllos wird, bleibt die leichte Teigigkeit und Wärme des Strichs nahezu erhalten. Das heißt, sie kehrt immer wieder zurück. Dagegen nimmt die Flächigkeit ab, die Schrift als Ganzes gesehen wird karger.

Dieser Prozeß läßt sich auch beim Gesunden finden, wenn z. B. die Bewußtheit sich erweitert und der Mensch die Erkenntnisse noch nicht in seine Gesamtpersönlichkeit eingliedern kann, weil Instinkt und Gefühlsbereich noch nachhinken. Der Strich zeigt dann meist eine gewisse Schärfe. Dieser „Ersatz“ (kritische Schärfe und Unterscheidung) läßt sich bei Hölderlin nicht ohne weiteres feststellen.

Wenn jedoch bei einigen Schriften Hölderlins die Wärme bis zu einem gewissen Grad aus der Schrift entschwindet, die Flächigkeit nachläßt, die Weite enger, die Lage steiler, der Strich spröder wird, dann läßt dies den Schluß zu, daß wichtige Lebensimpulse nicht mehr genügend Lebensraum haben.

### *Schrift und Krankheit*

Wir können aufgrund der bisher herausgestellten Schriftmerkmale erfahrungsgemäß eine gewisse Disposition zur Krankheit entdecken:

Mittelzonenschwäche, Uneinheitlichkeit der Schriftmerkmale und Schriftbilder, Uneinheitlichkeit der verschiedenen Rhythmusqualitäten, insbesondere der Strichbeschaffenheit, überhöhte Längenunterschiede, Druckschwäche.

Daraus folgt ein psychisch-vitales Disponiertsein:

Überhöhte Sensibilität und Störbarkeit, gesteigerte Reiz- und Eindrucksempfänglichkeit, mangelndes Distanzierungsvermögen von Person und Sache, zu geringe Selbstheilungskraft bzw. Verarbeitungsfähigkeit und damit eine zu geringe Lebensbewältigung.

Auch wenn die Summe dieser Teile noch keine Krankheit ausmachen muß, so läßt sich doch immerhin auf eine Gefährdung, wenn nicht auf einen Grenzfall schließen.

Zur Diagnose:

Was ist nun bei Hölderlin in der zweiten Lebenshälfte bereits „verrückt“? Eine Unstimmigkeit in der Diagnose haben wir bereits in Langes Pathographie von 1909. Der Arzt bezeichnet dort erstmals den Zustand Hölderlins seit 1805 als „kataton schizophran“:

Die Dementia praecox ist keine Bildungs- und keine Zeitkrankheit. Wer zusieht, wie all das, was Kultur und Zeit dem Dichter Hölderlin gegeben hatten, in ein paar Jahren absinkt und fast spurlos verschwindet, der mag darüber erschrecken, wie wenig diese Dinge eigentlich mit dem Wesen des Menschen verwachsen sind und wie gering auch wohl ihr Einfluß auf seine letzten Entschlüsse sein mag<sup>9</sup>.

Lange bringt unter seinen Schriftbeispielen Blatt VI, angeblich von 1802 bis 1806, und weist es als „katatonische Spielereien mit Stereotypen“ aus. Dem ist nicht zuzustimmen. In der Großen Stuttgarter Ausgabe (IV, 238 ff.) wird dieses Blatt mit 'Wechsel der Töne' beschrieben. Das heißt, es handelt sich hier eindeutig um eine Gedichtgliederung, um ein Arbeitsschema, das der Dichter sich vor seiner Gedichtschöpfung zurechtgelegt hat. Wir sehen, welche Problematik in dieser Diagnose liegt.

Außerdem liegt von Hölderlin ein Sektionsbefund vor, den Prof. Gmelin dem Stiefbruder Gok mitgeteilt hat. Dort heißt es unter anderem: „Das Gehirn war sehr vollkommen u. schön gebaut, auch ganz gesund, aber eine Höhle in demselben, der *Ventriculus Septi pellucidi*, war durch Wasser sehr erweitert, u. die Wandungen desselben ganz verdickt u. fest geworden . . .“ (StA VII, 3, 336) Prof. Gmelin nimmt diesen Befund als Argument für Hölderlins langjährige Krankheit.

Dieser Sektionsbefund ist unzureichend; heute ließe er sich umfassender, kenntnisreicher und damit eventuell aufschlußreicher durchführen.

Befragungen über diesen Befund bei den verschiedensten medizinischen Fachexperten, insbesondere der Neurochirurgie, Psychiatrie und Pathologie, ergaben oft widersprüchliche Auskünfte. Auch konnte klinisch nicht exakt fixiert werden, was eine Schizophrenie ist. Es scheint aber festzustehen, daß die Schizophrenie mit einer Stoffwechselkrankheit des Gehirns oder anderer Organe Hand in Hand geht.

Ein gestörter Stoffwechsel hat ein gestörtes seelisches Gleichgewicht zur Folge. Ein aus dem seelischen Gleichgewicht geratener Mensch hat eine herabgesetzte Konfliktfähigkeit, die seine Belastbarkeit einschränkt. Bei Belastungen, die er nicht erträgt, zieht er sich in sein Schneckenhaus zurück.

<sup>9</sup> Wilhelm Lange, Hölderlin. Eine Pathographie, Stuttgart 1909.

Aber auch eine Neurose ist Ausdruck einer seelischen Gleichgewichtsstörung und Folge einer mißglückten Lebensbewältigung. Es kann davon ausgegangen werden, daß sowohl Psychosen als auch Neurosen sich gegenseitig überlagern können. Eine differenzierte Persönlichkeit ist immer neuroseanfälliger oder neurosefähiger, weil sie krisenanfälliger ist als ein Mensch, der sich wenig anfechten läßt.

Im Falle Hölderlins haben wir es mit einem zweifachen Phänomen zu tun, mit dem des Genies und mit dem der sog. Geisteskrankheit. Beide reichen in Bereiche hinein, deren Reaktionsweisen in ihrem Vorgang völlig unbewußt sind.

Nachdem es für schizophrene Vorgänge keine klar abgegrenzte Definition gibt und vielleicht nie geben kann, vermag auch von schriftpsychologischer Seite nicht eindeutig eine solche Krankheit nachgewiesen zu werden. Denn, wo liegen hier die qualitativen und quantitativen Grenzen und wo die Maßstäbe, wie könnte sich der höchste Grad der Entmutigung, den eine Psychose auszeichnet, einordnen lassen?

Es würde die Kompetenzen dieser Arbeit überschreiten, wenn sie mit Hilfe der Schriftpsychologie klären wollte, was nun Hölderlins Abkehr von der Welt im klinischen Sinne eigentlich war. Dies zu erklären, ist nicht ihre Aufgabe. Solange das Krankheitsbild der Schizophrenie viele fließende Übergänge zeigt, kann die Schriftpsychologie nur versuchen, von der Erfahrung her diese Vielfalt der Krankheitsbilder zu erfassen, um einen gemeinsamen Nenner herauszuarbeiten, auf dem sich Psychiatrie und Schriftpsychologie einigen können. Eine abschließende Beurteilung ist heute nicht möglich und muß zukünftigen Forschungen vorbehalten bleiben.

Trotz dieser Vorbehalte und der Tatsache, daß die sog. Geisteskrankheit in eine Dimension hineinzureichen scheint, die sich durchaus nicht immer in der Handschrift darstellen muß<sup>10</sup>, gibt es gravierende Merkmale, die häufig in sog. schizophrenen Schriften anzutreffen sind, wenn man als deren gemeinsames Merkmal das Gespaltensein annehmen darf: z. B. gespaltene Buchstaben, magerer, spröder Strich, Unkoordiniertheiten, graphische Absonderlichkeiten, Zerlösungen und Versteifungen von Buchstaben, arhythmische Abläufe, Lücken, Verbundenheit bei gleichzeitiger Unregelmäßigkeit der Buchstabenlage, abgebrochene, schwunglose oder übertriebene, ausfahrende Endungen. Dies sind einige Fakto-

<sup>10</sup> Bei einem Krankheitsprozeß kann sich der Schriftausdruck schon vorher oder erst einige Zeit nach dem Eintritt der Krankheit verändern. Warum das so ist, läßt sich zur Zeit noch nicht schlüssig beantworten. Voraussetzung für eine Klärung des Problems wäre eine umfangreiche Untersuchungsreihe.

ren, die in Richtung Kontakt- bzw. Anpassungsstörung weisen, wie sie für die Schizophrenie, aber auch für eine Neurose charakteristisch sind.

Will man davon ausgehen, daß unter Schizophrenie eine Spaltung der Persönlichkeit verstanden wird, dann muß festgestellt werden, daß in Hölderlins Handschrift keine Spaltung vorliegt, weil die dazu gehörigen Merkmale nicht voll erfüllt sind.

Hölderlins Schrift wirkt nie verworren. Sie bleibt verhältnismäßig gut gegliedert, wie überhaupt die Raumaufteilung in seiner Handschrift nicht unbeachtet bleiben darf. Der Dichter füllt im allgemeinen den Schreibaum aus, unter Berücksichtigung ästhetischer Gesichtspunkte: gute Gliederung, Beachtung der vier Ränder, Übersicht und Dichte.

Der zuweilen ungleiche Rechtsrand deutet auf schwankende Aktivität und Kontaktbereitschaft des Dichters hin.

Im Raugeschehen drückt sich unter anderem auch das Künsterische aus oder wie jemand sich in den Raum stellt. Auf Hölderlin bezogen: er stellt sich nicht nur in den Raum, sondern er ruft hinein bzw. hinaus in die Welt. Das, was in Hölderlins Gedichtentwürfen ineinander und übereinander geschrieben ist, sind Korrekturen, die der Dichter bewußt angebracht hat. Seine Gedanken, die er oft, der Eingebung folgend, untereinander in großen Abständen als Gedächtnisstütze geschrieben hat, um die Zwischenräume dann nachträglich zu füllen, sprengten im Verlauf seine zuerst vorgesehene Raumaufteilung.

Später, in der Zeit seiner Isolation, tritt anstelle des scheinbar Chaotischen die Leere. Gedichtfetzen bleiben in der Aussage offen. Es hat den Anschein, als wage sich der Dichter nicht mehr in seine Tiefe, in seinen unbewußten Schöpfergrund, aus Angst vor der Verwandlung, die eine Auseinandersetzung mit der Tiefenschicht nach sich zieht. Deshalb ist es ihm auch nicht mehr möglich, das Gewordene weiterzutreiben.

Dagegen stehen eindrucksvoll einzelne der 'Spätesten Gedichte', zwar nicht mehr wortgewaltig und originell, aber formgerecht zu Ende gebracht, immer mit tiefsinnigem, ethischem, geistigem Anliegen.

Schlägt sich nun außer den schon beschriebenen Einschränkungen hinsichtlich der Deutungsmöglichkeiten und außer den schon beschriebenen Deutungen noch etwas Wesentliches in den aus dieser für ihn so kritischen Zeit vorliegenden Schriftproben nieder?

Schrift 9, vom Januar 1802, fällt auf durch die Gedrücktheit der Schrift und ihre Verschmierungen im Mittelband zwischen den Auf- und Abstrichen. Die Kurzbuchstaben scheinen an der Linie zu kleben. Zwischen den Worten scheint es auf Grund der Lücken (z. B. 4. Zeile von oben, zwischen „in“ und „Straßburg“) keine Korrespondenz mehr zu

geben. Die Strichführung wirkt brüchig und unelastisch und verschmiert. Die Formen haben ihren lebendigen Schwung verloren. Dafür stehen eine gewisse Starrheit und Versteifung, denen Labilität (Ungeschütztheit) und Schwäche zugrunde liegen. Die Versteifung ist Ausdruck dafür, daß kaum etwas mehr vorwärts gebracht werden kann.

Hölderlin dürfte sich in dieser Zeit in einer Phase der „gefrorenen Wut“ bzw. der Depression befunden haben. Schrift 10, vom Dezember 1803, zeigt zwei Jahre später wieder ein völlig anderes Gesicht. Während die Schrift 9 vorwiegend verbundene Wörter zeigt, treten nun Unverbundenheiten zwischen den einzelnen Buchstaben auf. Die Lage ist steil zurückgenommen. Anstelle der Schärfe und Sprödigkeit von Schrift 9 ist wieder die Rundung getreten. Die Schrift wirkt beruhigter, gefaßter. Was vorher in der Rechtslage und in den Lücken zwischen den Worten, den Verschmierungen und Versteifungen als Kontaktproblem mit der Umwelt verstanden werden konnte, erscheint jetzt als gerundete, linksläufige Schrift, die das Kontaktproblem zwischen den Buchstaben innerhalb des Wortes gleichsam in die Persönlichkeit zurückholt.

Man könnte diese Schrift introversiv, um vermehrte Konzentration bemüht, nennen.

In Schrift 11 scheint sich der Dichter gegen Angst und Bedrohungen zu wehren, indem er in seinen Langlängen fast säbelartig ausfährt. Besonders in dem Wort „Ihnen“ (4. Zeile von oben, 3. Wort) stemmt sich das „h“ gegen einen natürlichen Weiterlauf.

Dagegen weist das Wort „geschrieben“ (4. Zeile, Ende) wieder den hohen Geistesflug im „s“ aus, der, durch eine immaterielle Linie vom „s“ zum „ch“ in eine geöffnete Schale einschwingend, aufgefangen wird.

Große Ängste, wie sie sich hier in Affekten deutlich zeigen, sind zunächst immer der vitale Ausdruck einer mißglückten Lebensbewältigung und zeigen an, daß Hölderlin aus seinem labilen Gleichgewicht herausgefallen ist.

Von seinem Klinikaufenthalt in Tübingen vom September 1806 bis zum Sommer 1807 ist bekannt, daß wegen seiner Tobsuchtsanfälle „strenge Observanz“ über ihn verhängt werden mußte und in Notfällen wahrscheinlich die Zwangsjacke oder die von Dr. Autenrieth selbst erfundene Gesichtsmaske angewandt wurde<sup>11</sup>. Eine seelische Blockierung aufgrund dieser Erlebnisse ist denkbar, denn es ist heute bekannt, wie fundamental wichtig es ist, daß der Patient in seinem Affektanfall ä-

<sup>11</sup> Adolf Beck und Paul Raabe (Hrsg.), Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild, Frankfurt 1970, S. 75.

ßerst vorsichtig angesprochen und behandelt wird, um eine seelische Blockierung, die sich eventuell nicht wieder auflösen läßt, zu vermeiden.

Es hat sich mir immer wieder die Frage aufgedrängt, ob man bei Hölderlin von einem „seelischen Selbstmord“ sprechen könnte. Ich habe in meiner Praxis immer wieder mit Schriften zu tun, die weit gestörter sind als die von Hölderlin. Diese Menschen gelten aber nicht als psychotisch, sondern sie sind suizidgefährdet. Hier spielt sich die Selbstvernichtungs-idee auf der physischen Ebene ab, bei Hölderlin in seinem Lebenselement, dem geistig-seelischen.

### *Das Genie in der Sicht der Schriftpsychologie*

An schöpferische Gestaltungskraft lassen sich beim Genie von der Schrift her keine üblichen Maßstäbe anlegen. Das Genie drückt sich im Werk aus, nicht unbedingt in der Handschrift. Wie bei der Geisteskrankheit scheint es in eine Dimension hineinzureichen, die durchaus nicht immer in der Handschrift zum Ausdruck kommen muß.

Genie und Chaos sind oft nur um Messersbreite voneinander entfernt. Ein Urteil muß sich daher dem logischen Denken entziehen. Genialität drückt sich durch ein gesteigertes Bewußtsein und Konzentration aus. Auch wenn es die Schriftpsychologie schwer hat, einen geeigneten Maßstab zu finden, wann ein Talent zur Begabung und wann diese Genialität wird, so bleibt der Schriftpsychologe dennoch versucht, nach Entsprechungen im schriftpsychologischen Deutungsgefüge zu suchen. In der Handschrift müßte sich dies in Formen und Bewegungsabläufen kundtun, die alle Merkmale der Stagnation, der leitbildlichen Angepaßtheit, der Starre und Versteifung, des formenhaften Regelmaßes ausschließen. Dafür stehen freie, originelle, vereinfachte Formen und schwankende Merkmale, die bereit zu neuer Formung sind, sowie eine schalenförmige Linienführung, die offen und empfangsbereit für Eingebungen ist. Die immer wiederkehrende Verdichtung der Schrift ist Ausdruck der Konzentration und des Fleißes, dem sich das Genie nicht als Grundvoraussetzung, sondern als Konsequenz zur Verwirklichung seines Begabungspotentials unterwirft.

Mit diesen Merkmalen läßt sich ohne weiteres eine Verbindung zur Handschrift Hölderlins herstellen. An ihr faszinieren immer wieder von neuem die zusammengezogenen Vereinfachungen (Ligaturen) und immateriellen Verbindungen, die originellen Formen und Verknüpfungen sowie die großen Längenunterschiede und antennenähnlichen Oberzeichen, die sie auszeichnen und sowohl auf Hölderlins hohe (Höchst-)Begabung

als auch auf eine Einheitlichkeit seiner inneren Wertmaßstäbe schließen lassen, in denen er einen Halt zu finden suchte.

Und wenn wir beim Halt gebietenden Element sind, soll auch nicht versäumt werden, Hölderlins „Pflegevater“, der übrigens zwei Jahre jünger war als er und in dessen Familie Hölderlin 36 Jahre bis zu seinem Tode 1843 wohlversorgt gelebt hat, ein kleines Denkmal zu setzen.

Zimmers Handschrift (vgl. Schrift 12) zeigt, daß er genau das hatte, was Hölderlins Schrift fehlte, nämlich: ein belastbares Mittelband, d. h. eine stabile seelische Gemütsverfassung, viel praktischen Sinn (Regelmaß, gut geformte Unterlängen), eine tragfähige Anpassungsgabe und eine aktive Zuwendungsbereitschaft (Regelmaß, Weite, leichte Rechtslage, gleichmäßige Endungen). Aus dem guten Niveau der Buchstabenformung läßt sich schließen, daß Zimmer selber kein „ungebildeter“ oder ungehobelter Mann war und ein wenig den Zug zum „Höheren“ hatte.

#### *Hölderlin und seine Mutter*

Im Verhältnis Hölderlins zu seiner Mutter fällt die starke Erwartungshaltung der Mutter auf (vgl. Schrift 13), die ihren Sohn – in bester fürsorgender Absicht – zum Theologen erziehen läßt, obwohl sie weiß, daß dieses Studium ihm tiefe Not bereitet und von ihm immer wieder in Frage gestellt wird. Ihr zuliebe hält er aus und beendet er sein Theologiestudium. Allerdings wehrt er sich ganz entschieden gegen eine Pfarrstelle und eine Ehe, wozu die Mutter ihn immer wieder drängen will.

Die Mutter verwaltet auch nach seiner Volljährigkeit für ihn sein väterliches Erbe, und Hölderlin „legt Rechnung“, d. h. er muß immer wieder um Geld bitten und darüber abrechnen. Hölderlin scheint keine Auseinandersetzung um materielle Unabhängigkeit gewagt zu haben.

Von seiten der Mutter könnte das Abhängigkeitsverhältnis dahingehend verstanden werden, daß sie – unbewußt – ihren Sohn nicht entlassen hat.

Auch von seiten Hölderlins fällt die unfreie Bindung an die Mutter auf. Wenn er ihr schreibt – und er läßt sie oft längere Zeit ohne Nachricht –, dann versäumt er nicht, besonders artige und ehrerbietige, ja, fast unterwürfige Briefe an sie zu schreiben. Der Sohn hat der Mutter wenig zu sagen.

Es ist nicht bekannt, inwieweit die Mutter an den Dichtungen ihres Sohnes Anteil zu nehmen vermochte, und es ist nichts darüber gesagt, ob

sie ihn in seinem Turm in Tübingen jemals besucht hat. Dagegen hat sie seine materielle Versorgung geregelt, und Hölderlin hatte nach seinem Tod ein kleines Vermögen zu vererben.

Schriftmerkmale der Mutter: Druck vorwiegend regelmäßig, große Majuskel, Ober- und Unterlängenbetonung, arkadenförmige t = gewisses Machtstreben, bastant, energisch, robust, realitätsgebunden, konventionsgebunden („was man sagt“), angepaßt, um nirgends anzuecken, phantasiereich, zu Illusionen neigend, „sanfte Gewalt“. Relative Grundrhythmuschwäche (unelastischer Strich) = begrenzte innere Prägekraft.

Es kann davon ausgegangen werden, daß Hölderlins Verhältnis zu seiner Mutter nicht auf gegenseitige Veränderbarkeit und Entwicklung ausgerichtet war, sondern daß einseitige Standorte eingenommen und beibehalten wurden. Dadurch wird verständlich, daß Hölderlin wenig Erfahrungen sammeln konnte im persönlichkeitsnotwendigen Abgrenzen, im Ertragen von damit verbundener Einsamkeit und im Wiederfinden des Kontaktes auf umfassenderer Ebene.

\*

Auch wenn sich ein Genie letzten Endes nicht analysieren läßt, war es vielleicht nicht ganz vergeblich, sich Hölderlins Wesen über seine Handschrift anzunähern. Immerhin bleibt es tief beeindruckend, wie das Schriftbild trotz vieler Schwächen und mancher Bruchstückhaftigkeit immer wieder und bis zum Schluß (Schrift 14) zu einer Geschlossenheit in Form und Raum, in Weite und Konzentration zusammenfindet und der Dichter damit fähig bleibt, immer wieder zur Ganzheitlichkeit zurückkehren zu können.

## Gedichte, auf Hölderlin bezüglich

Von

Ernst Meister

### Abends I

Düster der ockerfarbene  
Rauch  
hinter den Firsten  
abends... wie ists  
mit den Himmlischen?

In deiner Handfläche  
schmilzt, Gold wie Licht,  
eine Locke...  
Erstaunen fröstelt

und  
an gestern denkst du,  
wo, vor Nacht,  
eine Wolke,  
dicht und weiß,  
über dich hinging,

Gewicht und Waage,  
schwer von Mut.

1962

## Neulich in Tübingen

Der Turm da  
in T.

„Gönnen  
mir Herr Bibliothekar  
eine Zeile  
von eigener Hand.“

Doch er kam  
nicht vorbei,  
an keinem in T.  
Daß mir doch selber  
die Zeit vergeh.

1969

Kind keiner  
Jahreszeit,  
sondern des wittrigen  
Rätsels von je...

Sommer... gegönnter...  
So dieser, überm  
Gottesgerippe flammender  
oder der schmierigen  
Seine.

Das Meine  
ist als das Meine  
ungequält  
ans Allgemeine, ihr Nachbarn,  
unser Leben und Sterben,  
Sterben und Leben  
gegeben.

Denn manches  
reimt sich.

1970

Demnach, nach-  
denklich, Tier  
in der Wildnis...  
Gerücht der  
eigenen Spur...  
einsam im  
seltsamen Jahr.

Es steht  
ein Turm, Turm  
an einem Fluß.  
Der murmelt  
menschlich, er  
stammelt.  
Dort

sprang es vorbei.

1970

Frag dich dereinst  
(du kannst es nicht),  
mit hohlem Schädel frag's:

„Die Sorgen aus dem Geiste“ –  
was

meinte Hölderlin damit?

## Neue Gedichte

Von

Ernst Meister

Lange hast du, scheint es,  
gewartet, um ins  
Flüchtige zu gelangen,  
denn erst jetzt bist du da.

Nun fragst du,  
was es war,  
das im Augenblick  
ist.

Warum erschrecke ich  
über Seiendes,  
obwohl ich  
zu ihm gehöre?

Was ist es  
mit dem Unterschied  
dessen, das lebt  
und das stirbt?

Das dir zugesagte  
Nichtsein wischt  
alles Gedachte  
weg.

Das Denken krümmt sich  
im Wissen darum  
und ist doch genötigt,  
Welt zu verstehn.

Gewiß, ich war  
ein Same, ich denke  
alles von diesem  
nicht aus. Erde

werde ich sein, ich  
denke sie, in welcher  
wachsen die  
unwissenden Binsen.

Krumen der Erde, wir,  
Sand und Steinen gesellt  
unterm bröckelnden Mond,

fern einst,  
ungeheuer entbunden  
vom Menschsein...

Manches  
wissen wir, aber  
denken es nicht,

denken nicht Zeit.

(zu Valéry)

Weder Tag noch Nacht,  
weder Stein noch Stern...

Das Äußerste und  
das Schwerste ist,

Nicht-da-sein  
denken zu müssen.

Wie soll ein Bewußtsein  
zu sterben lernen,

sich schicken in seinen  
Gegensatz?

(zu Montaigne)

Wie es einer  
gedacht hat,  
Sterben:

Sich drehn  
von der Seite der  
Erfahrung auf die

der Leere, un-  
gängstet, ein  
Wechseln der Wange,

nichts weiter.

Geist zu sein  
oder Staub, es ist  
dasselbe im All.

Nichts ist, um  
an den Rand zu reichen  
der Leere.

Überhaupt  
gibt es ihn nicht.  
Was ist, ist

und ist aufgehoben  
im wandlosen Gefäß  
des Raums.

Aber wir sind doch  
Kinder der Erde –  
wissen wir's nicht?

Zugehörig dem Ursprung,  
dürften uns  
dessen Bestimmungen

fremd nicht sein.  
Doch entsetzlich  
aufgespalten scheint

der Anfang der Anfänge selbst.

Die wahrhaft  
rand- und

grundlose Schlucht,  
Himmel geheiß

(Wort  
während deiner Zeit),

birgt nicht Mensch  
und nicht Gott.

'Das Nächste Beste'  
*Ein Versuch, Hölderlin zu entdecken\**

Von

Ernst Meister

1. Stimme: Gegen den Kalender gibt es keine Rettung. Kronos selbst, der ja in Wahrheit der Zeitlose ist –
2. Stimme: – als der Goldene, der das Endliche fortgesetzt verschlang –
3. Stimme: – im Gegensatz zu seinem Sohne Zeus, der Zeit wünschte und die Macht über die Zeiten –

1. Stimme: – dann den Vater mit der Hacke entmannte –
2. Stimme: – mit der erstaunendsten Folge immerhin, daß Aphrodite, geboren, dem vergossenen Schaume entstieg –
3. Stimme: – Kronos selbst, so wie wir es in dem Begriff Chronik verstehen, nimmt jedenfalls kein Interesse am Kalender.

1. Stimme: Zumal er römischen Ursprungs ist.
2. Stimme: Als Saturn freilich lebte er fort.
3. Stimme: So wie Zeus als Jupiter.

4. Stimme: *NATUR UND KUNST*  
oder  
*SATURN UND JUPITER*

*Du waltest hoch am Tag und es blühet dein  
Gesetz, du hältst die Waage, Saturnus Sohn!  
Und teilst die Los' und ruhest froh im  
Ruhm der unsterblichen Herrscherkünste.*

*Doch in den Abgrund, sagen die Sänger sich,  
Habst du den heiligen Vater, den eignen, einst  
Verwiesen und es jammre drunten,  
Da, wo die Wilden vor dir mit Recht sind,*

\* Westdeutscher Rundfunk, Kulturelles Wort, Stille Stunde. Redaktion: Daiber. Sendung am Sonntag, 15. März 1970. 11.15–11.50 Uhr. I. Programm.

*Schuldlos der Gott der goldenen Zeit schon längst:  
Einst mühelos, und größer, wie du, wenn schon  
Er kein Gebot aussprach und ihm der  
Sterblichen keiner mit Namen nannte.*

*Herab denn! oder schäme des Danks dich nicht!  
Und willst du bleiben, diene dem Älteren,  
Und gönn es ihm, daß ihn vor allen,  
Göttern und Menschen, der Sänger nenne!*

*Denn, wie aus dem Gewölke dein Blitz, so kömmt  
Von ihm, was dein ist, sieh! so zeugt von ihm,  
Was du gebest, und aus Saturnus  
Frieden ist jegliche Macht erwachsen.*

*Und hab ich erst am Herzen Lebendiges  
Gefühlt und dämmert, was du gestaltetest,  
Und war in ihrer Wiege mir in  
Wonne die wechselnde Zeit entschlummert:*

*Dann kenn ich dich, Kronion! dann hör ich dich,  
Den weisen Meister, welcher, wie wir, ein Sohn  
Der Zeit, Gesetze gibt und, was die  
Heilige Dämmerung birgt, verkündet.*

1. Stimme: Wir wären also bereits bei Johann Christian Friedrich Hölderlin –
2. Stimme: – freundschaftlich Hölder – aber auch Holder – genannt –
1. Stimme: – dessen 200. Geburtstag am 20. März dieses Jahres 1970 im Kalender angemerkt ist.
2. Stimme: Wir wären auch schon gehalten, sein Gedicht auszulegen, in welchem Saturn alias Kronos und Jupiter zwei Prinzipien zugeordnet werden, nämlich NATUR UND KUNST.
3. Stimme: Langsam. Warum überhaupt göttliche Relevanz für unsere Angelegenheiten? Die praktische Vernunft wäre der den Menschen angemessenste Begriff.
1. Stimme: Und wo bleibt dann die Mutter der Musen, Mnemosyne?
2. Stimme: Wer weiß, vielleicht besitzt sie die Klugheit, in diesem Horizont das ihre zu tun.
3. Stimme: Es gibt die Menschen und es gibt den Menschen: Diese Unterscheidung ist die akuteste. Die allermeisten existieren in Begriffen, aber nicht im Begriff.

1. Stimme: Von was?
2. Stimme: Vom Ganzen.
3. Stimme: Was ist das?
1. Stimme: Der Mensch und der Himmel und die Erde.
2. Stimme: Heidegger demonstriert eine Vierheit.
3. Stimme: Es gibt keine überzeugendere Vierheit als die der Richtungen Osten–Westen–Süden–Norden. Dieses Weltverständnis war für die ältesten Verfassungen fundamental.
1. Stimme: Dagegen meint Heidegger das Geviert Himmel–Götter–Erde–Mensch.
2. Stimme: Das ist zu locker gedacht, und zwar gegen die Identifizierung von Himmel, Gott und Göttern, nicht Hölderlinisch. Er sah auf die Dreiheit: Himmel–Mensch–Erde. Überhaupt würde die Trias fürderhin eine Rolle spielen. Hegel wurde deren wirksamster Dirigent.
3. Stimme: Wenn, im Sinne Hölderlins, an ein Geviert gedacht werden kann, so kommt das von ihm verschwiegene oder nicht ausdrücklich gewußte Prinzip der Méter in Frage, – der anderen Mutter neben Gää oder vielleicht auch in dieser. Méter, die dem Abgrund zugewandt ist und sich für ihn verantwortlich macht.
1. Stimme: Man kann hierbei an den Begriff Heideggers vom Riß denken.
2. Stimme: Es hat wohl auch etwas mit Hölderlins Sprechen vom Aorgischen zu tun.
3. Stimme: Wenn wir also die von uns gemeinte Vierheit mundan verbindlich nehmen, so bedeutet das, daß die Dreiheit als Unterhaltung Dreier mit der Richtung auf Harmonie immerfort aufgestört wird durch das dazugehörige vierte Prinzip, die absolute Negation.
1. Stimme: Was Hölderlin auszeichnet und ihn so modern macht, ist das in früher Späte seines Lebens Begriffene, das sich in dieser Weise ausspricht:
5. Stimme: ... *Kirschenbäume. Scharfer Othem aber wehet  
Um die Löcher des Felses. Allda bin ich  
Alles miteinander.*
2. Stimme: Kirschenbäume, immerhin.
3. Stimme: Später heißt es da –

4. Stimme: ... nun aber zu gestehen, befestigter Gesang von Blumen als  
Neue Bildung aus der Stadt, wo  
Bis zu Schmerzen aber der Nase steigt  
Zitronengeruch auf und das Öl, aus der Provence ...

1. Stimme: Der scharfe Othem um jene Löcher des Felses und der Geruch bis zu Schmerzen der Nase gehören also in die totale Wahrnehmung des Dichters.

2. Stimme: Die Zitate stammen aus dem Gedicht, dessen Anfangszeilen lauten:

5. Stimme: *Vom Abgrund nämlich haben  
Wir angefangen und gegangen  
Dem Leuen gleich, in Zweifel und Ärgeris –*

3. Stimme: Seltsam genug folgt nun:

4. Stimme: *Denn sinnlicher sind Menschen  
In dem Brand  
Der Wüste,  
Lichttrunken und der Tiergeist ruhet  
Mit ihnen. Bald aber wird, wie ein Hund, umgehn  
In der Hitze meine Stimme auf den Gassen der Gärten,  
In denen wohnen Menschen,  
In Frankreich.*

1. Stimme: Was sich hier zwischen den Worten „nämlich“ und „aber“ – eine förmlich gesetzhafte namentliche Wiederholung bei Hölderlin – abspielt, ist doch wohl das Verhältnis des Kritischen und dessen Auflösung, wobei die zudringliche Schärfe der Beziehung, sicher Resultat eines inneren Prozesses, erst eigentlich das Sinnensinnliche, auch nach der Seite anscheinender Milde, hervorbringt.

2. Stimme: Die Idylle rein positiv ist nicht mehr erlaubt. Der Zweifel und das Ärgeris sind als Unterstehende gegenwärtig. Darum ist das strittige Intelligible am redlichsten aufgehoben in dem südlichen Brande, den der Lichttrunkene, der in die „Wüste“ Eingeborene, „mit dem der Tiergeist ruhet“, also in der so benannten Sinnlichkeit, gelassen erträgt.

3. Stimme: Diese Sinnlichkeit scheint von dem im Zweifel und im Ärger-

nis Befangenen objektiv notiert zu werden. Ist aber nicht eine Eifersucht darin verborgen?

1. Stimme: Höchst wahrscheinlich. Im übrigen könnte auch das Unsinnliche das Einheimische sein, das Eingeboren-Selbstverständliche.

2. Stimme: In Schwaben.

1. Stimme: Sofern es um die Seinen ging, bemühte er sich zeit seines Lebens, dieses Unsinnliche zu achten.

3. Stimme: Gleichwohl war es der Abstoß zu jenem Abgrund hin, der Zweifel und Ärgeris hieß. Anfang und Ende:

*Scharfer Othem aber wehet  
Um die Löcher des Felses.  
Allda bin ich  
Alles miteinander.*

1. Stimme: Dieser Othem ist weit entfernt vom Nordost, „der liebste unter den Winden mir“. Zu schweigen von dem vielfach gehöhlten Fels, dessen Widerstand ganz vergeblich ist.

2. Stimme: Bei dem zugleich die Méter stehen dürfte, die wir zu der mundanen Dreiheit ergänzten – die es nicht sagt, die es schweigt.

3. Stimme: ALLES UMSONST.

1. Stimme: Das Wort „umsonst“ kommt sehr häufig bei Hölderlin vor.

2. Stimme: SONST bedeutet den anderen Fall, beim Um-sonst scheint es sich dar-um zu drehen.

3. Stimme: Ebenso bedeutet es das Vergebliche.

1. Stimme: Der Situation gemäß hätten wir von einem Äußersten der Sprache reden sollen, anstatt sie mit der Schärfe strittigen Geistes als solcher zusammenzubringen.

2. Stimme: Weshalb gehen wir vom Ende aus?

3. Stimme: Die Rückwärtsmethode ist ergiebig. Sie läßt den Anfang zum Produkt des Endes werden.

1. Stimme: Als ein Zweifelhaftes?

2. Stimme: Nichts beginnt wirklich, das nicht im Zweifel wurzelt, in der Zwiefalt.

3. Stimme: Hölderlins Mutter sprach von den Zwiefalten der Zeit –

1. Stimme: – die bereits napoleonisch war.

2. Stimme: Die Revolution im imperialistischen Verfall.

3. Stimme: Wir sind nicht bei Napoleon –

1. Stimme: – dem Weltlichen –

2. Stimme: – sondern bei einem geistigen Dichter.
3. Stimme: Für den die Revolution Hintergrund seines Dichtens war, ohne daß es sich im herkömmlichen Sinne realistisch gebärdete.
1. Stimme: Er hatte unmittelbaren Anlaß genug, an Veränderung zu denken.
2. Stimme: Nie ist er zum Pamphletisten geworden.
3. Stimme: Er konnte es nicht, hätte es gemäß seiner Anlage niemals gekonnt.
1. Stimme: Mythologisierung des Real-geschichtlichen, nur das konnte seine Sache sein.
2. Stimme: Nicht allein. Er hat die damalige Gegenwart allgemein-philosophisch reflektiert.
3. Stimme: Mythologie: Bildungsangelegenheit.
1. Stimme: Viel Griechisch.
3. Stimme: Damit kommen wir auf unsere Rechnung, daß der Mensch sein Milieu vergrößere nach der kosmischen Seite hin: Himmel-Mensch-Erde oder umgekehrt. Das ist in der mythologischen Weltansicht eingeschlossen.
1. Stimme: Diese Weltansicht schließt ein, sie verschließt aber auch durch die subjektiven Zuordnungen. Die Trias war durch Subjekte bestimmt.
2. Stimme: Der Mensch allein ist Subjekt.
3. Stimme: Seine *Tragödie*. Seine Tragödie: das Geschäft, das seine allein, die Schöpfung – eine Metapher – auslegen zu müssen.
1. Stimme: ICH BIN ALLES MITEINANDER.
2. Stimme: Unsinn all das. Interessiert das die Astronauten?
3. Stimme: Kaum. – Unterwegs zum Monde, beim Bestaunen des blauen Planeten, sind sie lediglich verpflichtet, der Genesis, des 1. Kapitels der Bibel, zu gedenken.
1. Stimme: Wir haben also Lust, uns mit dem System aus Dreien zu befassen, welches Hölderlin sich so sehr angehen ließ.
2. Stimme: Sage Himmel, und es erscheint Saturn qua Kronos: der Vater aller Dinge.
3. Stimme: Der Raum der Welt mutet so unendlich an, daß man nach dem Vater des Vaters aller Dinge und dessen Vätern fragen möchte, immerfort. Wo fängt das an?
1. Stimme: Hier.
2. Stimme: Wo hört das auf?
3. Stimme: Nirgendwo, wenn auch hier. Wo denn sonst?

1. Stimme: Wir geraten vom Wege ab.
2. Stimme: Oder auf einen Holzweg.
3. Stimme: Sicher ist, daß diejenigen sich auf dem Holzweg befanden, die von Hölderlin meinten, daß er eine festgestellte oder feststellbare Sache sei.
1. Stimme: Ideologen pflegten ihn ohnedies auf einen ihnen genehmen Punkt festzunageln.
2. Stimme: Den Dichter z. B. national, respective nationalistisch festzulegen, war Blödigkeit. (Übrigens ein Gedichttitel bei ihm.) Denn Hölderlin improvisierte.
3. Stimme: Improvisation: das Wort des näheren besehen und ernst verstanden, ist außerordentlich substantiell. Es heißt: die Möglichkeit dessen erproben, worin einer schon ist, oder immerhin einigermaßen ist. Wobei sich der Fond der Sache erweist.
1. Stimme: Wir meinen offenbar, daß Hölderlin das Prinzip der Möglichkeit gedacht hat.
2. Stimme: Das ist so. Dokumentarisch so, prägnant. Und gelegentlich heißt es, in den Ansätzen zur letzten Fassung des Gedichtes 'Patmos':
- ... Aber daß uranfängs  
Der Mut nicht selber mich aussetze. Schauen, müssen wir mit  
Schlüssen,  
Der Erfindung, vorher.
3. Stimme: Das rechtfertigt unseren Versuch, Hölderlin einmal selbst zu entdecken, nachdem er historisch entdeckt worden ist.
1. Stimme: Mag auch die Hölderlin-Forschung es mittlerweile recht weit gebracht haben.
2. Stimme: Der Einsichtige weiß von der außerordentlichen Schwierigkeit, deren Subjekt-Objekt dieser schwäbische Dichter ist, vielleicht deshalb, weil sein Begriff die Schwierigkeit selber ist, nämlich das Kalkül des rechten Möglichen.
3. Stimme: Was jedermanns eigene Sache ist.
2. Stimme: Es sieht so aus, als hätten wir das eingangs zitierte Gedicht aus den Augen verloren.
1. Stimme: Wenn es wahr ist, daß Hölderlin im Begriffe der Möglichkeit dachte, von dem Punkt an, wo er zu sich selber kam, muß auch das Gedicht NATUR UND KUNST oder SATURN UND JUPITER so verstanden werden.
2. Stimme: Es wird also seine Stelle finden.

1. Stimme: In Hölderlins mobilem System oder dem, was bei dessen Ermittlung entsteht.
3. Stimme: Eines gilt, daß Hölderlins Begriff anfang in einem geschichtlichen Punkte von Auflösung, als einer jedenfalls so empfundenen.
1. Stimme: Die Möglichkeit jederzeit denkend, gestehen wir inzwischen unseren Schlüssel, unsere Methode ein: Unser Streben, griechisch *epithymia*, nach durchgängigem und allseitigem Verstehen des Gedichtwerks, auf das wir uns beschränken, ist zunächst aufgehalten worden durch die außerordentliche Begriffsverflechtung und Ambivalenz, wobei auch eine gewisse Aversion gegen manchen Zierat aus der Tradition und dem Zeitgenössischen und gegen das unermüdlich Heilig-Hohe eine Rolle spielte.
2. Stimme: Im Aufsatz 'Reflexion': *Man kann auch in die Höhe fallen...*
1. Stimme: Darum bemächtigen wir uns eines Titels der spätesten Phase, welcher 'Das Nächste Beste' heißt.
2. Stimme: Dieser war überraschend, aber auch besonders brauchbar, weil das nächste Beste mit Vorzug von den Menschen geschätzt wird, von allen, außer denen, die sich aufs Nächstbeste oder womöglich auf das Nächstschlimme eingestellt haben.
3. Stimme: Das Letztere, das Nächstschlimme nämlich, ist grammatisch der Positiv. Das nächste Gute ist, ideell gesehen, tautologisch, denn das Nächste des Guten wäre dessen Gegenwart. Den Begriff des nächsten Besseren hat das allgemeine Bewußtsein nicht geprägt, obwohl er lohnend ist im Begrenzten.
1. Stimme: Ob begrenzt oder unbegrenzt, steht jedoch das Beste dem Komparativ und Positiv in der Achtung voraus und ist als das Nächste das Bestgewollte und Bestmögliche.
2. Stimme: Dieser Begriff, den wir als Leitfaden benutzen, um uns einen Pfad durch die Wildnis (sein eigener, übrigens positiver Vergleich) zu bahnen, ist human-rationell.
3. Stimme: Sein Inhalt ist freilich bestimmt durch die Kraft und die Richtung des zugrundeliegenden lebendigen Stoffes. Es gibt also immer die besondere Materie, von der die Möglichkeit abhängt. Das faktische Unendliche kann zu einem Besonderen nicht werden.
1. Stimme: Hiermit sind wir nicht noch einmal wieder bei Hölderlins

- Dichtung, sondern bei seiner Reflexion. In dem Aufsatz 'Das Werden im Vergehen' ist zu lesen:
4. Stimme: ... *Denn die Welt aller Welten, das Alles in Allen, welches immer ist, stellt sich nur in aller Zeit – oder im Untergange oder im Moment, oder genetischer im Werden des Moments und Anfang von Zeit und Welt dar, und dieser Untergang und Anfang ist wie die Sprache Ausdruck Zeichen Darstellung eines lebendigen, aber besondern Ganzen, welches eben wieder in seinen Wirkungen dazu wird, und zwar so, daß in ihm, sowie in der Sprache, von einer Seite weniger oder nichts lebendig Bestehendes, von der anderen Seite alles zu liegen scheint. Im lebendig Bestehenden herrscht eine Beziehungsart, und Stoffart vor; wiewohl alle übrigen darin zu ahnden sind, im übergehenden ist die Möglichkeit aller Beziehungen vorherrschend, doch die besondere ist daraus abzunehmen, zu schöpfen, so daß durch sie Unendlichkeit die endliche Wirkung hervorgeht.*
5. Stimme: *Dieser Untergang oder Übergang des Vaterlandes (in diesem Sinne) fühlt sich in den Gliedern der bestehenden Welt so, daß in eben dem Momente und Grade, worin sich das Bestehende auflöst, auch das Neueintretende, Jugendliche, Mögliche sich fühlt.*
3. Stimme: Das Unpopuläre ist eine Form des Populären, könnte Hölderlin gesagt haben.
1. Stimme: Hölderlin vereinfachen, heißt ihn verfälschen. Wer ihn nur ästhetisch oder erbauend in gewissen Gedichten begreift, die 'wunderbar' vorgetragen werden können, versperrt sich der Schwierigkeit seines Problems. Jedoch *muß* er sich nicht in dieser Weise Hölderlin stellen, er darf sich ruhig wie ein Perlensucher verhalten.
2. Stimme: Immerhin sollte er wissen, daß das Schöne und sehr Gute, Einzelne, Einfache, wenn auch meist noch Rätselhafte, als Frucht aus der gigantischen Anstrengung seines Denken-dichtens herausfiel, allerdings auch aus seiner allerschwersten Lebenserfahrung. Goldene Asche aus der Flamme.
5. Stimme: *ANDENKEN*  
*Der Nordost wehet,*  
*Der liebste unter den Winden*  
*Mir, weil er feurigen Geist*

*Und gute Fahrt verheißet den Schiffern.  
Geh aber nun und grüße  
Die schöne Garonne,  
Und die Gärten von Bourdeaux  
Dort, wo am scharfen Ufer  
Hingehet der Steg und in den Strom  
Tief fällt der Bach, darüber aber  
Hinschauet ein edel Paar  
Von Eichen und Silberpappeln;*

*Noch denket das mir wohl und wie  
Die breiten Gipfel neiget  
Der Ulmwald, über die Mühl,  
Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum.  
An Feiertagen gehn  
Die braunen Frauen daselbst  
Auf seidnen Boden,  
Zur Märzzeit,  
Wenn gleich ist Nacht und Tag,  
Und über langsamen Stegen,  
Von goldenen Träumen schwer,  
Einwiegende Lüfte ziehen.*

*Es reiche aber,  
Des dunkeln Lichtes voll,  
Mir einer den duftenden Becher,  
Damit ich ruhen möge; denn süß  
Wär unter Schatten der Schlummer.  
Nicht ist es gut,  
Seellos von sterblichen  
Gedanken zu sein. Doch gut  
Ist ein Gespräch und zu sagen  
Des Herzens Meinung, zu hören viel  
Von Tagen der Lieb,  
Und Taten, welche geschehen.*

*Wo aber sind die Freunde? Bellarmin  
Mit dem Gefährten? Mancher  
Trägt Scheue, an die Quelle zu gehn;  
Es beginnet nämlich der Reichtum  
Im Meere. Sie,  
Wie Maler, bringen zusammen  
Das Schöne der Erd und verschmähn*

*Den geflügelten Krieg nicht, und  
Zu wohnen einsam, jahrlang, unter  
Dem entlaubten Mast, wo nicht die Nacht durchglänzen  
Die Feiertage der Stadt,  
Und Saitenspiel und eingeborener Tanz nicht.*

*Nun aber sind zu Indiern  
Die Männer gegangen,  
Dort an der luftigen Spitz  
An Traubenbergen, wo herab  
Die Dordogne kommt,  
Und zusammen mit der prächtigen  
Garonne meerbreit  
Ausgeheth der Strom. Es nehmet aber  
Und gibt Gedächtnis die See,  
Und die Lieb auch heftet fleißig die Augen,  
Was bleibet aber, stiften die Dichter.*

3. Stimme: „Ein mehr als schönes Gedicht“, hörten wir jemanden sagen, der viel Hölderlin-Kenntnis hatte, „fast zu schön.“
2. Stimme: Weshalb sollte sich einer denn im Schönen mäßigen, wenn ihm etwas einfällt, das dieses überschreitet?
1. Stimme: Der Betreffende wußte natürlich, an welcher Stelle von Hölderlins Entwicklung das Gedicht steht.
2. Stimme: Er wußte es. Es steht dort, wo der sehr Geprüfte Ruhe empfand und wo ihm leichter wurde.
3. Stimme: Geprüft in der Sache des „Schicklichen“, wie es ein Gedicht später, nämlich im 'Ister' heißen wird, und das war herakleisch, obwohl das Wort dies nicht vermuten läßt.
4. Stimme: ... *Und wenn die Prüfung  
Ist durch die Knie gegangen ...*
1. Stimme: Und ein paar Zeilen weiter: –
4. Stimme: ... *lange haben  
Das Schickliche wir gesucht ...*
1. Stimme: Und fügen wir für unsere Sache vorausschauend noch hinzu:
3. Stimme: *Nicht ohne Schwingen mag  
Zum Nächsten einer greifen*

*Geradezu  
Und kommen auf die andere Seite.*

2. Stimme: Nicht zu glauben! So soll sich das mit Hölderlins Handlungsweise verhalten haben?
3. Stimme: Das kann man höchst *fein* nennen. Er verwendet dieses Wort in der zweiten Fassung des Gedichts 'Der Einzige':
4. Stimme: ... *Fein sehen die Menschen, daß sie  
Nicht gehn den Weg des Todes und hüten das Maß, daß einer  
Etwas für sich ist ...*

1. Stimme: Oder sollte das nachträglich von ihm, dem Freunde Hegels, zurechtgelegt sein, im Sinne einer List „geradezu“?

2. Stimme: Im Verfolgen des Möglichen ist die List gern dabei.

3. Stimme: Der, den wir den Betreffenden genannt haben, dürfte dann sein „fast zu schön“ generell verstanden haben.

1. Stimme: Wahrscheinlich – und aus *seinem* Ermessen dessen, was schön *genau* sei.

2. Stimme: Indessen keinesfalls als eine List des Poetischen.

3. Stimme: Wir könnten also nach dieser Erörterung nahezu fragen, auf welchem Umstand Hölderlin die Angelegenheit *Mensch* gründen ließ.

1. Stimme: Erster Umstand: Der Mensch schlechthin.

3. Stimme: Adam sozusagen.

2. Stimme: Zweiter Umstand: Der Mensch, der *sich* hervorbringt.

3. Stimme: Dritter Umstand: Der Mensch als Dichter.

1. Stimme: Der Mensch schlechthin ließe sich auch der schlecht mögliche nennen –

2. Stimme: – der sich hervorbringende wäre der mögliche –

3. Stimme: – und schließlich der Mensch als Dichter, der *unmöglich*.

2. Stimme: Wenn jemand diese drei Umstände in sich zusammenkommen läßt, mit dem Resultat, daß sie sich verschränken, gibt das eine „Wildnis“, das meint eine Umständlichkeit sondergleichen.

3. Stimme: Gut. Da gibt es das 1798 in Stuttgart entstandene wenig beachtete Gedicht 'Der Mensch':

4. Stimme: *Kaum sproßten aus den Wassern, o Erde, dir  
Der jungen Berge Gipfel und dufteten*

*Lustatmend, immergrüner Haine  
Voll, in des Ozeans grauer Wildnis*

*Die ersten holden Inseln; und freudig sah  
Des Sonnengottes Auge die Neulinge,  
Die Pflanzen, seiner ewigen Jugend  
Lächelnde Kinder, aus dir geboren.*

*Da auf der Inseln schönster, wo immerhin  
Den Hain in zarter Ruhe die Luft umfloß,  
Lag unter Trauben einst, nach lauer  
Nacht, in der dämmernden Morgenstunde*

*Geboren, Mutter Erdel! dein schönstes Kind; –  
Und auf zum Vater Helios sieht bekannt  
Der Knab, und wacht und wählt, die süßen  
Beere versuchend, die heilige Rebe*

*Zur Amme sich;*

5. Stimme: *und bald ist er groß; ihn scheun  
Die Tiere, denn ein anderer ist, wie sie,  
Der Mensch; nicht dir und nicht dem Vater  
Gleicht er, denn kühn ist in ihm und einzig*

*Des Vaters hohe Seele mit deiner Lust,  
O Erd! und deiner Trauer von je vereint;  
Der Göttermutter, der Natur, der  
Allesumfassenden möcht er gleichen!*

4. Stimme: *Ach! darum treibt ihn, Erdel! vom Herzen dir  
Sein Übermut, und deine Geschenke sind  
Umsonst und deine zarten Bande;  
Sucht er ein Besseres doch, der Wilde!*

*Von seines Ufers duftender Wiese muß  
Ins blütenlose Wasser hinaus der Mensch,  
Und glänzt auch, wie die Sternennacht, von  
Goldenen Früchten sein Hain, doch gräbt er*

*Sich Höhlen in den Bergen und späht im Schacht  
Von seines Vaters heiterem Lichte fern,  
Dem Sonnengott auch ungetreu, der  
Knechte nicht liebt und der Sorge spottet.*

5. Stimme: *Denn freier atmen Vögel des Walds, wenn schon  
Des Menschen Brust sich herrlicher hebt, und der  
Die dunkle Zukunft sieht, er muß auch  
Sehen den Tod und allein ihn fürchten.*

*Und Waffen wider alle, die atmen, trägt  
In ewigbangem Stolze der Mensch; im Zwiſt  
Verzehrt er sich und seines Friedens  
Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.*

*Ist er von allen Lebensgenossen nicht  
Der seligste? Doch tiefer und reißennder  
Ergreift das Schicksal, allausgleichend,  
Auch die entzündbare Brust dem Starken.*

1. Stimme: Nichts ist deutlicher als der antithetische Charakter des Gehalts dieser Ode.

2. Stimme: Er leitet sich ab von dem Verhältnis Natur und Geist.

3. Stimme: Was das im Sinne des absoluten Gegensatzes nicht radikale Verhältnis meint, ist kritisch genug.

1. Stimme: Hier ist der Fall, wo der Mensch mit sich nichts anzufangen weiß.

2. Stimme: Handelte es sich um den Sündenfall, müßte er im Schweiß seines Angesichts arbeiten.

3. Stimme: Nein, ums Loswerden des Paradieses aus Schuld der Erkenntnis handelt es sich nicht –

1. Stimme: – sondern um ein Hölderlinisches Modell.

2. Stimme: Der Mensch dieses Gedichts ist derjenige, der in der Verdrossenheit verharrt. Er erörtert nicht die Möglichkeit einer Geschichte seiner selbst.

3. Stimme: Der nächste Begriff vom Menschen sieht anders aus. Er ist nicht mehr bloß der Mensch, der namenlose. Dieses Attribut, den Menschen betreffend, ist in der Vorstufe des eben zitierten Gedichts zu finden.

1. Stimme: 'Im Walde' lautet die Überschrift eines Fragmentes. Altes und bekanntes Sinnbild, nicht nur von Wolfram von Eschenbach und Dante gebraucht.

4. Stimme: *Du edles Wild.*

*Aber in Hütten wohnet der Mensch, und hüllet sich ein ins  
verschämte Gewand, denn inniger ist, achtsamer auch und daß  
er bewahre den Geist, wie die Priesterin die himmlische  
Flamme, dies ist sein Verstand. Und darum ist die Willkür*

*ihm und höhere Macht zu fehlen und zu vollbringen, dem  
Götterähnlichen, der Güter Gefährlichstes, die Sprache, dem  
Menschen gegeben, damit er schaffend, zerstörend und unter-  
gehend, und wiederkehrend zur ewiglebenden, zur Meisterin  
und Mutter, damit er zeuge, was er sei, geerbet zu haben, ge-  
lernt von ihr, ihr Göttlichstes: die allerhaltende Liebe.*

2. Stimme: Jetzt übernimmt der Sterbliche, seinen Trotz in Scham verwandelnd, die der Hülle bedarf, sich selbst, geht aus dem unglücklichen Bewußtsein heraus; er wird als „edles Wild“ angesprochen.

3. Stimme: Ins Spiel kommt des Menschen Geist mit dem Ideellen, daß es inniger und achtsamer sei, ihn zu bewahren, ihn, der Verstand ist.

1. Stimme: Dem Bewahrer dient die Sprache, die er seiner Götterähnlichkeit verdankt.

2. Stimme: Sie ist ihm immerhin gegeben als der Güter Gefährlichstes. Sie handelt das Fehlen und Vollbringen aus in der Möglichkeit des Wählens.

1. Stimme: Damit er zeuge, was er sei.

3. Stimme: In dem Satz wird die mögliche Doppeldeutigkeit des Wortes zeugen in Anspruch genommen im Sinne von zeugen und bezeugen.

1. Stimme: Das entspräche Hölderlins geistigem Wege.

2. Stimme: Was das Verhältnis zur Natur betrifft, so ist diesmal seitens des Menschen zu bezeugen, daß er von ihr die allerhaltende Liebe geerbt und gelernt habe. Mutter ist sie und Meisterin.

3. Stimme: Das Bewahren des Geist-Verstandes und die erhaltende Liebe treten zu Einem zusammen.

2. Stimme: Sollte man dieses Eine Vernunft nennen?

3. Stimme: Eine Gefahrvernunft müßte man sie dann freilich nennen, da doch wiederum ihr Mittleres die Sprache ist, die das Verfehlen oder Vollbringen ausweist.

1. Stimme: Innig und achtsam wird diese Vernunft das ihre tun – in Richtung des Rechten –

2. Stimme: – das wahrscheinlich nie einer wissen kann.

3. Stimme: Demnach wäre das Abzeichen dieser Vernunft die substantielle Schiefheit.

1. Stimme: Geradezu ja. Hölderlins Rede vom „schiefen Orkus“ vergißt sich schlecht.

2. Stimme: Einen Augenblick ist an Hegel zu denken und an seinen Spruch:
5. Stimme: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig.“
1. Stimme: Vielleicht weissagt die Liebe, die nimmer aufhört, *ohne* den Verstand die Geradheit im Verhältnis zum Schiefen der Vernunft.
2. Stimme: Wir stehen bei Hölderlin in seinem geschichtlichen Augenblick und erinnern uns, wie er zunächst seinen Hyperion für sich sprechen lassend, anders revolutionär als ein Jakobiner, sich auf das EINE UND ALLES griechischer Mystik berief.
3. Stimme: Hegel widmet ihm im gemeinsamen Glauben das Gedicht 'Eleusis'. Das die erstarrten Verhältnisse auflösen und versöhnen sollende Prinzip hieß Liebe, die, so wie sie gemeint war, in Hyperions Verhältnis zu Diotima sich exemplifizierte. Begeisterung ohne Nüchternheit, bevor sie ernüchtert wurde.
1. Stimme: An dem Bewußtsein, *daß* die Wirklichkeit seiner Zeit in der Auflösung begriffen war, hielt Hölderlin fest. Man begann sich aber, Hölderlin und Hegel nämlich, die auch in concreto durch den Wein begeistert zu werden verstanden, im Nüchternen zu überlegen, inwieweit, entgegen dem EINES UND ALLES die bestehende Satzung in acht zu nehmen sei. Jedenfalls empfahl es sich, aufgrund eines mißlungenen, weil übereilten Umschwungversuches, im Jahre 1799, dies zu tun.
2. Stimme: *Bevor* es aber nötig schien, ins vorläufige Verschweigen des Eigenen zu gehen, beschäftigte Hölderlin bereits das Verhältnis von Satzung und Auflösung überhaupt, und zwar in dem Sinne, daß Leben *ohne* Satzung nicht zu denken sei, daß aber Satzung lebendig zu sein habe, d. h. nach der Ablösung einer alten neulebendig.
3. Stimme: Wir sagten, daß das Saturn-Jupiter-Gedicht seine Stelle finden werde. Wir erinnern:
5. Stimme: *Herab denn! oder schäme des Danks dich nicht!  
Und willst du bleiben, diene dem Älteren,  
Und gönn es ihm, daß ihm vor allen,  
Göttern und Menschen, der Sänger nenne!*
- Denn, wie aus dem Gewölke dein Blitz, so kömmt  
Von ihm, was dein ist, sieh! so zeugt von ihm,*

*Was du gebeutst, und aus Saturnus  
Frieden ist jegliche Macht erwachsen.*

*Und hab ich erst am Herzen Lebendiges  
Gefühlt und dämmert, was du gestaltetest,  
Und war in ihrer Wiege mir in  
Wonne die wechselnde Zeit entschlummert:*

*Dann kenn ich dich, Kronion! dann hör ich dich,  
Den weisen Meister, welcher, wie wir, ein Sohn  
Der Zeit, Gesetze gibt und, was die  
Heilige Dämmerung birgt, verkündet.*

1. Stimme: Blicken wir sogleich, der Verbindung wegen, auf zwei beziehungsweise Formulierungen:
4. Stimme: ... *damit er zeuge, was er sei* ...
5. Stimme: ... *und, was die heilige Dämmerung birgt, verkündet.*
2. Stimme: Offenbar ist die Selbsthervorbringung des Menschen ins Zwielicht geraten.
3. Stimme: Schaffen wir Klarheit.
1. Stimme: Es ist zweimal vom Dämmern die Rede.
2. Stimme: ... *Und hab ich erst am Herzen Lebendiges  
Gefühlt und dämmert, was du gestaltetest* ...
3. Stimme: Das Ich dieses Satzes ist mit dem Sänger gleichzusetzen. Das angesprochene Du ist Jupiter-Kronion, der Sohn.
1. Stimme: Es wäre zu konstatieren: er ist, wie wir, ein Sohn der Zeit.
2. Stimme: Das heißt – so vexierend ist das – Jupiter *und* wir sind Söhne des Kronos –
1. Stimme: Einigermaßen kühn.
2. Stimme: – welcher, wie wir, Gesetze gibt –
1. Stimme: – dann, wenn *ich* am Herzen Lebendiges gefühlt habe –
3. Stimme: – dadurch, daß mir in der Wiege der Zeit die Zeit als die *wechselnde* entschlummerte –
2. Stimme: – werde ich Kronion als den Gesetzgeber *erkannt* haben und Gesetze geben.
1. Stimme: So verwickelt ist das bei dem angeblichen 'Seher', so 'virtuos'.
3. Stimme: So spekulativ. Das Spekulative brach damals an; Hegel sprach vom „spekulativen Satz“.
2. Stimme: Und das Spekulative hat es mit der Möglichkeit zu tun.

1. Stimme: Pünktlich in dem Sinne, daß Schelling, der Dritte im Bunde während der Zeit im Tübinger Stift, von dem „Produkt im Prozeß“ sprach, was dann geradezu zum Schlagwort wurde.
3. Stimme: Erinnert bereits durchaus an Marx.
2. Stimme: Welche Produkte!
  1. Stimme: Schiefe zuguterletzt.
  2. Stimme: Exkurs. Was ist mit dem Zwiellicht?
3. Stimme: Im ZeiteNZwiellicht seiner Zeit denkt Hölderlin daran, wie mit Hinsicht auf die Ablösung des Bisherigen zu verfahren sei.
  1. Stimme: Er denkt zuviel, dieser Dichter.
  2. Stimme: Er hat tatsächlich dieses Gedicht vorgedacht in dem Aufsatz 'Das Werden im Vergehen', aus dem wir zitierten und wo von dem ALLES IN ALLEN als der Welt aller Welten die Rede war.
3. Stimme: Kurz, worum handelt es sich?
  1. Stimme: Um die Erlangung eines Bestimmenden nach dem Durchgehen des Unbestimmten. Dieses ist Kronos.
  2. Stimme: Dem Titel des Gedichtes nach ist Saturn mit Natur identisch und Jupiter mit Kunst. In diesem Sinne scheint dieselbe Abhängigkeit zu bestehen, falls wir es schon gesagt haben, daß „Kunst“ ebenso als Kunst wie als Sitte und Regel verstanden werden muß gemäß dem, was Hölderlin im 'Grund zum Empedokles' sagt. Alle drei Charaktere haben mit dem zum Gesetz Gewordenen zu tun.
    1. Stimme: Das ist die Satzung.
3. Stimme: Es ist also zu erwarten, daß der Dichter das Prinzip „Natur“ und das Prinzip „Kunst“ weiter in Anspruch nimmt.
  1. Stimme: Ja, sie sind so leitend oder jedenfalls introduzierend, daß wir unseren Schlüssel, der DAS BESTE heißt und dem wir für die Erschließung der Hölderlinischen Dichtung Vertrauen schenken, bei dieser Differenz anlegen können, und zwar da, wo sie sich am extremsten ausspricht: im Zentaur.
    2. Stimme: 'Chiron' ist das tragischste Gedicht Friedrich Hölderlins.
  3. Stimme: Nun, dieser Halbgott, den Herakles versehentlich mit einem vergifteten Pfeil traf, an welcher Vergiftung er tatsächlich krankte, ist eigentlich noch schlimmer dran als der Mensch im Modell Hölderlins. DER MENSCH, denn er weiß nicht hin noch her, fühlt sich ungemütlich-verlegen, jedenfalls nachdenkend nachts, wenn der aufmunternde Helios fehlt. Nachts,

- wir kennen diese Zeit als Grübelzeit in Gedichten Hölderlins, fühlt er sich vergiftet.
2. Stimme: Entzaubert wurde sie nämlich, die Natur.
  4. Stimme: Durch wen? Da rätselt man.
  2. Stimme: Es dürfte Bacchus sein, der die Erde zu bestellen lehrte; auch brachte er aus der Fremde die Rebe mit, ist also für den Weinbau im ältesten Griechenland verantwortlich.
    1. Stimme: Er war der Verständige, mochte aber auch Spender geistiger Trunkenheit sein.
    3. Stimme: Der Mensch unseres Gedichts vom Menschen befaßt sich nicht mit der Möglichkeit eines Besseren, geschweige der des Besten, aber bei Chiron ist das Bewußtsein der Möglichkeit des Besten vorhanden, und jetzt heißt es:
      4. Stimme: ... *Wenn einer zweigestalt ist, und es Kennet kein einziger nicht das Beste ...*
      3. Stimme: ... *Dann hör ich oft den Wagen des Donnerers Am Mittag, wenn er naht, der bekannteste, Wenn ihm das Haus beb't und der Boden Reiniget sich, und die Qual Echo wird.*
      4. Stimme: ... *Das aber ist der Stachel des Gottes; nie Kann einer lieben göttliches Unrecht sonst. Einheimisch aber ist der Gott dann Angesichts da, und die Erd ist anders ...*
  1. Stimme: Chiron, in diesem Zwiste, wünscht mit Gesichten, daß die Erd', um wieder ursprünglich zu werden, in Feuer aufginge, auf daß üppiges Kraut wieder wachse.
  3. Stimme: Sein „Tiergeist“ ist das.
  2. Stimme: Er anerkennt aber auch in der sehrenden Qual das Anstoßnehmen des Jupiter-Zeus an seiner zwiespältigen Verfassung. Ist er als der Gewittrige einschlägig hörbar, heimst er den zwiespältigen Gedanken ein, wird rechtlich einheimisch und verändert den Geist der Erde; das ist aber der Mensch, der sich darin binden sollte, den Verstand und die Begeisterung ineins zu nehmen (wenn nicht, heute, wirklich vernünftig, sich tatsächlich dem Wirklichen zu verpflichten) –
    1. Stimme: – auf daß er wirklich verändern, jedenfalls teilnehmen könne.
    2. Stimme: Insofern meldet Zeus *sein* Recht an.
    1. Stimme: Chiron, zwitterig bleibend, wünscht sich trotzdem die Rück-

kehr des Herakles als des Beseitigers offenbar des von Bacchus im Sinne von „Kunst“ Bestellten. Es bleibt Gift zwischen ihm und Bacchus.

3. Stimme: Versteht sich, denn das Modell Chiron ist radikal, förmlich mathematisch.
1. Stimme: Am Ende liegt also das Heil bei Zeus.
2. Stimme: Näher und inniger bei Bacchus, dem aus dem Blitz einer für die irdische Mutter tödlichen Vermählung geborenen Halbgott.
3. Stimme: Der Begeisterung wäre also geholfen durch Hinzufügung des Verstandes.
1. Stimme: Ja. Der Sänger der 'Vaterländischen Gesänge' hilft sich ja auch mit einem entschieden kalkulatorischen Ton.
2. Stimme: Der Parataxe.
3. Stimme: Das Gedicht 'Chiron' überholt die im Prozeß eigentlich rückläufigen Elegien 'Brot und Wein' und 'Wie wenn am Feiertage ...', wo das klare chirontische Postulat sich nicht zeigt.
1. Stimme: In 'Brot und Wein' ist die Erde vom eigenen Maß schlecht fundamementiert, weil sie sich zu unbestimmt gegen das Trunkene als bloße Begeisterung absetzt.
2. Stimme: Wie wird übrigens Christus, später 'Der Einzige' genannt, in 'Brot und Wein' herangezogen, damit Andenken sei. Aber immerhin ist auch er schon da wie Herakles und Bacchus für den Trinitäts-Entwurf, metaphysisch genug, zugunsten des weltirdischen Vaterlandes.
1. Stimme: Das heilige Heil war zu ermessen, das Schickliche davon, verkoppelt mit der Frage nach dem eigenen Maß.
3. Stimme: Und das ist die doppelte Frage nach dem Besten, in dem verhandelten Punkte zwischen Himmel und Erde, abstraktermaßen, da ja ein Erdensohn, Hölderlin, der Disponierende ist –
2. Stimme: – obgleich er sich in die Position verstrickt, für die Götter, die stummen, zu sprechen.
3. Stimme: Leidige Sache, Geruch des Sichopfens, weil die Fülle des Göttlichen, die unfassbare, das Gefäß sprengen muß.
2. Stimme: Zu hoher Sinn, der dank der Schwerkraft abstürzen wird.
3. Stimme: Chiron war es nicht möglich, von der einen oder der anderen Seite zu ermessen das Beste.
1. Stimme: Hören wir das Übrige vom Besten, chronologisch, im Prozeß

von Hölderlins Dichten, dessen Produkten.

In 'An die Unerkannte' finden wir:

4. Stimme: ... *Die das Beste gibt aus schöner Fülle ...*

1. Stimme: In der zweiten Fassung von 'Stimme des Volks':

3. Stimme: ... *Das Ungebundene reizet und Völker auch  
Ergreift die Todeslust und kühne  
Städte, nachdem sie versucht das Beste ...*

1. Stimme: In 'Heimkunft':

4. Stimme: ... *Aber das Beste, der Fund, der unter des heiligen Friedens  
Bogen lieget, er ist Jungen und Alten gespart ...*

1. Stimme: Im Gedicht 'Der Rhein' heißt es zuerst:

4. Stimme: ... *Dann scheint ihm oft das Beste,  
Fast ganz vergessen da,  
Wo der Strahl nicht brennt,  
Im Schatten des Walds  
Am Bielersee in frischer Grüne zu sein,  
Und sorglosarm an Tönen,  
Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen ...*

1. Stimme: Und später:

5. Stimme: ... *Die ewigen Götter sind  
Voll Lebens allzeit; bis in den Tod  
Kann aber ein Mensch auch  
Im Gedächtnis doch das Beste behalten,  
Und dann erlebt er das Höchste.  
Nur hat ein jeder sein Maß ...*

1. Stimme: Sodann in 'Friedensfeier':

4. Stimme: ... *Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten,  
Was wohl das Beste sei. So dünkt mir jetzt das Beste,  
Wenn nun vollendet sein Bild und fertig ist der Meister,  
Und selbst verklärt davon aus seiner Werkstatt tritt,  
Der stille Gott der Zeit und nur der Liebe Gesetz,  
Das schönausgleichende gilt von hier an bis zum Himmel ...*

1. Stimme: Und weiter in der ersten Fassung von 'Der Einzige':

5. Stimme: ... Nie treff ich, wie ich wünsche,  
Das Maß. Ein Gott weiß aber,  
Wenn kommet, was ich wünsche, das Beste.  
Denn wie der Meister  
Gewandelt auf Erden,  
Ein gefangener Aar,

Und viele, die  
Ihn sahen, fürchteten sich,  
Dieweil sein Äußerstes tat  
Der Vater und sein Bestes unter  
Den Menschen wirkete wirklich ...

1. Stimme: 'An die Madonna':

4. Stimme: ... Und daß nur niemals nicht  
Vielfältig, in schwachem Gezweige,  
Die Kraft mir vielversuchend  
Zerstreu das frische Geschlecht, stark aber sei,  
Zu wählen aus Vielem das Beste ...

3. Stimme: Und wo bleibt das Beste als das Nächste?

2. Stimme: Der Entwurf DAS NÄCHSTE BESTE, eines der spätesten  
Stücke Hölderlins, lautet in der dritten, der ausführlichsten  
Fassung:

5. Stimme:           DAS NÄCHSTE BESTE  
    offen die Fenster des Himmels  
    Und freigelassen der Nachtgeist,  
    Der himmelstürmende, der hat unser Land  
    Beschwätzet, mit Sprachen viel, unbändigen, und  
    Den Schutt gewälzet  
    Bis diese Stunde.  
    Doch kommt das, was ich will,  
    Wenn  
    Drum wie die Staren  
    Mit Freudengeschrei, wenn auf Gasgogne, Orten, wo viel Gärten sind,  
    Wenn im Olivenland, und  
    In lebenswürdiger Fremde,  
    Springbrunnen an grasbewachsenen Wegen,  
    Die Bäum unwissend in der Wüste

Die Sonne sticht,  
Und das Herz der Erde tuet  
Sich auf, wo um  
Den Hügel von Eichen  
Aus brennendem Lande  
Die Ströme und wo  
Des Sonntags unter Tänzern  
Gastfreundlich die Schwellen sind,  
An blütenbekränzten Straßen, stillegehend.  
Sie spüren nämlich die Heimat,  
Wenn grad aus falbem Stein  
Die Wasser silbern rieseln  
Und heilig Grün sich zeigt  
Auf feuchter Wiese der Charente,

Die klugen Sinne pflegend.

4. Stimme:           Wenn aber

Die Luft sich bahnt,  
Und ihnen machet wacker  
Scharfwehend die Augen der Nordost, fliegen sie auf,  
Und Eck um Ecke  
Das Liebere gewährend,  
Denn immer halten die sich genau an das Nächste,  
Sehn sie die heiligen Wälder und die Flamme, blühendduftend,  
Des Wachstums und die Wolken des Gesanges fern und atmen Othem  
Der Gesänge. Menschlich ist  
Das Erkenntnis. Aber die Himmlischen  
Auch haben solches mit sich, und des Morgens beobachten  
Die Stunden und des Abends die Vögel. Himmlischen auch  
Geböret also solches. Wohlan nun. Sonst in Zeiten  
Des Geheimnisses hätt ich, als von Natur, gesagt,  
Sie kommen, in Deutschland. Jetzt aber, weil, wie die See  
Die Erd ist und die Länder, Männern gleich, die nicht  
Vorüber gehen können, einander, untereinander  
Sich schelten fast, so sag ich. Abendlich wohlgeschmiedet  
Vom Oberlande biegt sich das Gebirg, wo auf hoher Wiese  
die Wälder sind wohl an

Der bairischen Ebne. Nämlich Gebirg  
Geht weit und strecket hinter Amberg sich und  
Fränkischen Hügeln. Berühmt ist dieses. Umsonst nicht hat  
Seitwärts gebogen Einer von Bergen der Jugend  
Das Gebirg, und gerichtet das Gebirg  
Heimatlich. Wildnis nämlich sind ihm die Alpen und

*Das Gebirg, das teilet die Tale und die Länge lang,  
Gehet über die Erd. Dort aber*

*Gehn mags nun. Fast, unrein, hatt sehn lassen und das Eingeweid  
Der Erde. Bei Ilion aber  
War auch das Licht der Adler. Aber in der Mitte  
Der Himmel der Gesänge. Neben aber  
Am Ufer zornige Greise, der Entscheidung nämlich, die alle  
Drei unser sind.*

1. Stimme: Hier war Hölderlin für viele agrammatisch, wahnsinnsnah.  
Hier ist Hölderlin für manchen aber der nächste Dichter.  
2. Stimme: Und hier ist die kürzeste, nämlich die erste Fassung:

5. Stimme: *DAS NÄCHSTE BESTE*

*Viel tuet die gute Stunde.  
Drum wie die Staren  
Mit Freudengeschrei,  
Wenn im Olivenland  
In liebenswürdiger Fremde  
Die Sonne sticht,  
Und das Herz der Erde tuet  
Sich auf*

*und wo  
Gastfreundlich die Schwellen sind,  
An blütenbegränzter Straß,  
Sie spüren nämlich die Heimat,  
Wenn*

*Auf feuchter Wiese der Charente,*

*Und ihnen machet wacker  
Scharfwehend die Augen der Nordost, fliegen sie auf,*

3. Stimme: Da stehen wir nun vor Hölderlins Rede vom nächsten Besten.  
Sie ist, gegen die Erwartung, schwierig.  
2. Stimme: Sie ruht sich nicht aus in dem Guten einer Stunde.  
1. Stimme: Die gute Stunde tut viel, beherbergt aber nicht ruhige Weisheit.  
3. Stimme: Das Motiv der guten Stunde wird übrigens nur einmal angeschlagen und dann beiseitegelassen.  
2. Stimme: Logisch ausgeführt wird es ohnedies nicht.

1. Stimme: Dieser Entwurf in drei Fassungen ist so weitgehend ein Bruchstück, daß man es sozusagen mit Brocken zu tun hat.  
2. Stimme: Aber darüber hinaus, auch abgesehen von eigentümlichen Gedächtnistrümmern, den bisher gegangenen Weg betreffend, stellt sich das Thema der Verschiedenheit von zwei Lebens-elementen greiflich dar, wobei das eine wünschend gewollt, das andere fortwährend präsent ist; der Umstand ist um einen Grad schwieriger, da das eine mit Widerstand gewollt ist.  
3. Stimme: Kurz, es mischt sich vertrackt die Rede vom Süden und vom Norden, nämlich die von der Charente als dem Aufenthalt des Ausgewanderten und die von seiner Heimat.

1. Stimme: Was ist hier, und was ist dort?  
2. Stimme: Das Verhältnis wird ausgedichtet in Form einer Überschneidung, die zugleich einen fundamentalen Schnitt enthält.  
3. Stimme: Das erweist sich an dem in allen drei Fassungen enthaltenen, hartnäckig eingesprengten Motiv der Stare.  
2. Stimme: Sie sind einesteils dem eingeborenen Geist der Fremde zugeordnet, wo die Sonne sticht und das Herz der Erde sich auftut, aber andererseits auch der nördlichen Heimat.  
1. Stimme: Die Zuordnung zum Nördlichen geschieht seltsam stockend. Der Dichter vermag die alltäglichen Vögel, ihren Tiergeist, aus der Naturzone, mit der sich der südliche Mensch im Einklang befindet, nicht zu entbinden, bis er dann ein Notwendigkeitsverhältnis herauskehrt; hierzu gehört der Satz: „Doch kommt das, was ich will ...“  
3. Stimme: Nämlich: Die Stare fliegen auf, „wenn ... ihnen machet wacker scharfwehend die Augen der Nordost“.  
1. Stimme: So angestoßen, gewahren sie „Eck um Ecke das Liebere“, „denn immer halten die sich genau an das Nächste“.  
2. Stimme: So verhält es sich. Innerhalb des Gedichts wird das Nächste genannt. Die Formulierung „das nächste Beste“ kommt nicht vor.  
3. Stimme: Was Hölderlin nun offenbar am Ende seiner Suche nach dem Schicklichen will, ist das erfüllte Einheimische mit dem Innesein von Mensch, Himmel und Erde. Diese Art Nächstes würde immer von Gedanken bestimmt sein.  
1. Stimme: Das Denken indes, anstatt sich einfach dem Lieberem zu überlassen, hätte allerdings so lange zu wählen, als das Allgemeine des Einheimischen in sich zerfallen bliebe infolge der Begriffslosigkeit seiner Einwohner.

## Rezension

JEAN LAPLANCHE: Hölderlin und die Suche nach dem Vater, Stuttgart-Bad Cannstatt 1975 (problemata frommann-holzboog 38). Erstausgabe: Hölderlin et la question du père, Paris 1961 (Bibliothèque de psychanalyse).

Die Frage nach der Beziehung zwischen Hölderlins poetischer Produktion und seiner Krankheit, von der Hölderlin-Forschung der letzten Jahrzehnte aus Resignation weithin ausgespart, hat ihren Anspruch und ihre Faszinationskraft latent bewahrt. Adornos Parataxis-Aufsatz<sup>1</sup> hatte die früher als wahnhaft angesehene Vernachlässigung konventionell-logischer Denkstrukturen zugunsten assoziativ-bildlicher Verfahren als Erkenntnisfortschritt gedeutet und damit eine zeitweilig geradezu modische Begeisterung für diesen Sprachwandel erweckt. Aber W. Hof bekannte sich noch 1977 zu seiner vorher mehrfach geäußerten Auffassung, es handle sich bei der neuen Stufe um eine „krankhafte Verschiebung des Denkens“, die als vollgültige Poesie ernstzunehmen geradezu ein Unrecht am Dichter bedeute<sup>2</sup>. Das neue Hölderlin-Buch von P. Bertaux, das für diese Rezension nicht mehr benutzt werden konnte, wird zweifellos dazu beitragen, die Diskussion um dieses Problem wieder zu entfachen.

In dieser Situation ist es unbedingt zu begrüßen, daß einer der nach Umfang und Gehalt wichtigsten Beiträge zur Klärung jener Beziehung in deutscher Sprache vorgelegt worden ist. Freilich kann man sich fragen, ob es sinnvoll ist, eine Untersuchung aus dem Jahr 1961 unverändert zu präsentieren. Alle beteiligten Forschungszweige, die literaturwissenschaftliche Hölderlinforschung, die Anwendung psychoanalytischer Kategorien auf literarische Texte und insbesondere die Erfassung des früher global als „Schizophrenie“ zusammengefaßten Krankheits-syndroms haben in der Zwischenzeit erhebliche Fortschritte gemacht. Doch ist, wie ich zu zeigen hoffe, die Fragestellung, mit der Laplanche an die spezielle Problematik Hölderlins herangeht, keineswegs überholt. Man kann sogar eine Chance für das verspätete Auftreten seines Buches

<sup>1</sup> In: *Noten zur Literatur III*, Frankfurt a. M. 1965, S. 156–208.

<sup>2</sup> *Probleme der Hölderlin-Interpretation*. In: *Die Schwierigkeit, sich über Hölderlin zu verständigen*, Tübingen 1977, S. 9 ff.

2. Stimme: Während die Fenster des Himmels offen sind, ist der Nachtgeist freigelassen, –
3. Stimme: *Der himmelstürmende, der hat unser Land  
Beschwätzet, mit Sprachen viel, unbändigen, und  
Den Schutt gewälzet  
Bis diese Stunde.*
1. Stimme: Man muß Hölderlin in Sachen des Gedankens und dessen Schärfe, die auf ein Mögliches zielt, sozusagen auf die Finger sehen. Es möchte nämlich sein, daß er das wählen müssende Denken hat loswerden wollen, sich opfernd einem Geist, der dem Tiergeist nahesteht.
2. Stimme: Wenn er sich, im erkannten Vorrecht gegenüber den Göttern, in unserem Gedicht sagt: „Menschlich ist das Erkenntnis“, so hatte er, der in die Höhe Geworfene, keine Zeit mehr, sich an dieser reellen Erkenntnis zu halten.
3. Stimme: Sein Schicksal war chironisch.
2. Stimme: Und es war im Jahre 1806, daß die „zweierlei Gestalt“ endgültig auseinanderfiel. Von da an war er, der seine Gedichte zuletzt mit „Scardanelli“ unterzeichnete, nicht mehr mit sich identisch.
1. Stimme: Auf einer anderen Seite des Lebens verbrachte er zu Tübingen, im Turme beim belesenen Herrn Zimmer, dem Schreinermeister, wohnend, die vielen ihm noch zgedachten Jahre.
2. Stimme: Er starb mit 73 Jahren am 7. Juni 1843.
1. Stimme: Der 7. Juni im nächsten Jahrtausend 43 wird ein Tag sein, der *uns* nicht mehr sieht.
3. Stimme: Mögen, die nach uns kommen, auf diesen Tag hin doch „die klugen Sinne pflegen“.

in Deutschland darin sehen, daß wahrscheinlich die Aufnahmebereitschaft für seine Fragestellung durch das von der antipsychiatrischen Schule geweckte allgemeine Interesse an den Problemen der Geisteskrankheit größer geworden ist. Für die Notwendigkeit einer deutschsprachigen Ausgabe spricht schon, daß H. Stierlin, der eine verwandte Untersuchung – Analyse der Hölderlinschen Psychose von den Elternbeziehungen her – unternommen hat, Laplanches Arbeit offenbar nicht kannte<sup>3</sup>. Auch die ausführlichen Bibliographien, die dem von W. Kudszus herausgegebenen Sammelband 'Literatur und Schizophrenie' beigegeben sind, enthalten den Titel nicht<sup>4</sup>. Vom Standpunkt des Lesers aus ist freilich zu bedauern, daß Laplanche den Übersetzer nicht ermächtigt hat, die Bibliographie um die seither erschienenen einschlägigen Arbeiten zu ergänzen (S. 161).

#### *Ansatz, Methode, Gegenstände*

Jean Laplanche, in Deutschland durch das so wertvolle 'Vokabular der Psychoanalyse'<sup>5</sup> bekanntgeworden, vertritt eine „dynamische Psychiatrie“, welche die Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft einbezieht. Er steht im Bann des Denkens von J. Lacan, der eine linguistische Struktur des Unbewußten annimmt. Von daher wäre es naheliegend, von den oben bezeichneten Wandlungen in Denk- und Sprachstruktur auszugehen. Laplanche hat sich aber – und wie mir scheint, mit Recht – entschlossen, seine Aufmerksamkeit der vorangehenden Phase, nämlich dem Zeitraum von 1793–1800, zuzuwenden, und zwar um den Schwierigkeiten der Datierung zu entgehen, die frühere psychiatrische Untersuchungen des Gegenstandes verdunkelt haben. Er versucht, in der von der Literaturwissenschaft allgemein als Wendepunkt betrachteten Homburger Zeit (1798–1800) und den ihr vorangehenden Jahren Ansätze zu einer psychotischen Entwicklung zu erfassen, deren genauere Kenntnis dann einen besseren Einblick in das Verhältnis von Krankheit und Produktion während der anschließenden Jahre erlauben soll. Seine Methode ist die psychobiographische, wobei sein Zweifel, ob es einen gültigen anderen Weg zu psychoanalytischer Erhellung eines poetischen Textes gebe, inzwischen wohl als widerlegt gelten kann (S. 10). Seine Dar-

stellung wechselt also zwischen der Auswertung der Dokumente, vor allem der Briefe, und der Interpretation der Werke, von denen vor allem 'Hyperion' und 'Der Tod des Empedokles' betrachtet werden, außerdem einige Gedichte ('Heidelberg') und theoretische Texte ('Grund zum Empedokles'). Vorauf geht ein Überblick über die älteren psychiatrischen Arbeiten zu Hölderlin (Lange-Eichbaum, Jaspers), deren Skepsis konfrontiert wird mit dem von Blanchot und Bertaux geäußerten Vertrauen, auch den anscheinend schon unter dem Einfluß der Krankheit entstandenen Dichtungen Sinn abzugewinnen. Bertaux' Hölderlinbuch von 1936 sowie die Arbeiten von Beck und Allemann geben der Untersuchung von Laplanche die literaturwissenschaftlichen Stützen. Dargestellt wird zuerst die „Jenaer Depression“, deren auslösendes Moment Laplanche in der Begegnung mit Schiller erkennt. Die Deutung dieser ersten Krise führt ins Zentrum seiner Auffassung von Hölderlins Psychose. Hölderlins unvollständiger Ich-Entwicklung liegt das Fehlen der Vatergestalt zugrunde, und zwar in einem spezifischen Sinne: es handelt sich keineswegs um die faktische Abwesenheit im Leben des Kindes (das bekanntlich den Vater mit zwei, den Stiefvater mit neun Jahren verlor), sondern um das Fehlen des Vater-Zeichens als der gesetzgebenden Instanz in der „linguistischen Verfassung“ (im Zeichensystem) des Unbewußten. Laplanche unterscheidet hier mit Lacan, der diese Terminologie am Beispiel des berühmten Falles Schreber entwickelt hat, zwischen dem Fehlen des „nom *de* père“, d. h. dem bloßen Begriff des Vaters, und dem Fehlen des „nom *du* père“, d. h. des in einer Person inkarnierten Vaters, der im günstigen Fall während der ödipalen Phase in die Struktur des sich ausbildenden Ich symbolisch integriert wird. (S. 57. Der Übersetzer verwandelt hier die Lacansche Formel „le nom du père“ in ein Neutrum – „das 'im Namen des Vaters'“ –, wodurch die ohnehin schwierige Abgrenzung verdunkelt wird, wengleich die Anspielung auf die religiöse Formel bei Lacan natürlich mitgemeint ist.) Daß in Hölderlins Unbewußtem hier eine Leerstelle blieb, hängt nach der Deutung von Laplanche zusammen mit der depressiven, zu subtiler Liebestyrannis neigenden Wesensart der Mutter, welche die für die Lacanschule so wichtige „présence du père dans le discours de la mère“ nicht erlaubte, zumal die Witwe Hölderlin nach Laplanches Interpretation der Dokumente die heitere Weltlichkeit ihres ersten Gatten geradezu ablehnte. Da die Einführung von Gesetz und Maß durch den Vater in der ödipalen Konstellation nie eingetreten war, blieb Hölderlin in seinen Objektbeziehungen auf das Modell der präödipalen dualen Beziehung zur Mutter mit ihrer Tendenz zur gegenseitigen Ver-

<sup>3</sup> Hölderlins dichterisches Schaffen im Lichte seiner schizophränen Psychose. In: Psyche, Bd. XXVI (1972), S. 530–548.

<sup>4</sup> Tübingen 1977.

<sup>5</sup> J. Laplanche u. J.-B. Pontalis: Das Vokabular der Psychoanalyse, Frankfurt a. M. 2/1975.

schlingung und zur Aufhebung der Ichgrenzen verwiesen. So verharrete er nicht nur unter der inneren Botmäßigkeit gegenüber der Muttergestalt, sondern vermochte auch keine anderen Beziehungen herzustellen als solche, die vom Verlangen nach totaler Identifikation beherrscht waren. Insofern mußte die Begegnung mit Schiller, der theoretisch als der ideale Vaterersatz erscheint, anstatt zur Reifung des Ich zur Katastrophe führen: Hölderlin empfand Schiller nach dem Modell der Mutter als eine überwältigende Totalität, der gegenüber sein eigenes Ich zum Nichts wurde. In der negativen Entwicklung der Beziehung zu Schiller wird noch ein weiteres Moment dieser Problematik des Dualen deutlich: das Schwanken zwischen Nähe und Ferne, die beide gleich unerträglich sind, da das Subjekt sich in der Ferne vom geliebten Objekt vernichtet fühlt, die Nähe aber als bedrohliches Verschlingen empfindet (vgl. den Brief an Schiller vom 23. 7. 1795). Als einen wichtigen Punkt der seelischen Verfassung Hölderlins sieht Laplanche auch die Fixierung auf jene Form von Narzißmus an, die sich im „Spiegelstadium“ ausbildet: Lacan legt großen Wert auf die Beobachtung, daß sich das – noch sprachlose – Kind der Totalität seines Körper-Ich zum erstenmal bewußt wird, wenn es sich im Spiegel als Ganzes erkennt – als ein Ganzes freilich, das sich zunächst als Objekt darbietet<sup>6</sup>. Dieser Objekt-Charakter des Ich wird in einer positiven Ich-Entwicklung wieder aufgehoben, indem das Subjekt im Akt der „Symbolisierung“ eine Art fundamentaler Sprachzeichen ausbildet. Dieser Schritt gelingt aber bei Hölderlin nicht, da das Fehlen des Vater-Zeichens die Mutterbeziehung zur Grundlage der Verfassung seines Unbewußten macht. Diese Momente der narzißistischen Vertauschung von Subjekt und Objekt – das Fehlen des objektiven Gesetzes, die Unmöglichkeit einer zwischen Nähe und Ferne gelegenen erträglichen Distanz, die Suche nach dem Ich in Gestalt eines Objekts außerhalb seiner – bestimmen die ausführliche Interpretation des ‚Hyperion‘, die weiter unten noch geprüft werden soll. Die Diotima-Epoche in Frankfurt wird auffallend knapp skizziert, gründlich dagegen der „fruchtbare Augenblick“ der Homburger Jahre, dessen Produktivität Laplanche auch darauf zurückführt, daß die Trennung von Diotima bei allem Schmerz auch als Befreiung erlebt wurde. (Der Vers „Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist“, den er dafür in Anspruch nimmt, zielt freilich doch in eine andere tiefere Richtung.) Laplanche hebt an Hölderlins seelischer Verfassung in der Homburger Zeit hervor die genaue Einsicht in die eigene Problematik, die sich in

<sup>6</sup> Le stade du miroir comme formateur du Je. In: *Ecrits*, Paris 1966, S. 93–100. Deutsch in: *Schriften I*, Olten und Freiburg i. Br. 1973, S. 61–70.

den Briefen bezeugt, und zugleich die wachsende Sicherheit in bezug auf die dichterische Produktion, die das einzige Mittel zur – versuchten – Selbstheilung wie auch die einzig mögliche Form des Widerstandes gegen den Machtanspruch der Mutter bildete. Die Untersuchung endet mit einer Analyse der verschiedenen Fassungen des ‚Empedokles‘. Diese sieht die Thematik des Strebens nach Totalität, nach „Innigkeit“, und die Einsicht in deren Illegitimität und in die Notwendigkeit der Differenz sowie den Ich-Zweifel des Helden zusammen mit der vorher dargestellten narzißistischen Verfassung des Ich, die jetzt auf der Ebene der Dichtung selbst problematisiert wird. Das vielberufene „Kreisen“ der Gedanken in den begleitenden theoretischen Schriften wird als Versuch erkannt, einen „exzentrischen Punkt“ außerhalb des in sich geschlossenen dualen Systems zu finden. Betont wird mit Recht, daß Hölderlins mächtigem Streben nach einer Synthese eine ebenso mächtige Scheu gegenüber vorschnellen Konstruktionen einer solchen Synthese entgegenwirkt (‚Die Weisen aber...‘). Zweifel und Frage des Dichters verkörpern sich in der Gestalt des Manes, die aber als Schatten ohnmächtig bleibt. Der poetische Mythos war – so erklärt ihn die abschließende Zusammenfassung – ein Versuch, sich dem die Psychose begründenden Mangel zu stellen und jenen das Gleichgewicht garantierenden Pol zu finden, welcher in der psychischen Realität infolge des fehlenden Vater-Zeichens mangelte. Die Dichtung hatte nicht die Kraft, Hölderlin vor dem Fortschreiten der Psychose zu retten, wohl aber die Fähigkeit, die Frage nach dem Wesen der Schizophrenie in einer heute noch gültigen Weise eindringlich zu formulieren: so läßt sich das Ergebnis zusammenfassen.

#### *Erkenntnisgewinn*

Die Arbeit von Laplanche ist ausgezeichnet durch Subtilität und Besonnenheit der Interpretation und insbesondere durch ein Verständnis für literarische und rhetorische Gesichtspunkte, das den Autor weitgehend davor bewahrt, den Stellenwert poetischer oder brieflicher Formulierungen falsch einzuschätzen. Neben der gründlichen Kenntnis von Hölderlins Werk kommt dem Verfasser die Vertrautheit mit der deutschen idealistischen Philosophie zugute. Positiv wirkt sich sein Verzicht auf den seinen strukturalistischen Kollegen häufig eigenen stilistischen „Parisianisme“ aus, wenn man von einigen mehr wohlklingenden als präzisen Formeln absieht wie „Dichter, da er sich der Schizophrenie als Frage zuwendet, wendet er sich dieser Frage zu, weil er Dichter ist“ (S. 157).

So gelingen ihm gerade durch die Beachtung des sprachlichen Details aufschlußreiche Beobachtungen. Er bringt die Vorliebe für das Wort „Kräfte“, das in den Jugendbriefen oft wiederkehrt, mit dessen unterschwelligem Anklang an die Freudsche Libidoenergie in Zusammenhang, ohne doch zu verkennen, daß es im Hölderlinschen Bewußtsein lediglich geistig-seelische Phänomene bezeichnet (S. 44 ff.). Ähnliche differenziert gedeutete Beobachtungen betreffen die in einem Brief an Hegel (21. 11. 1796) zitierten Höllen- und Luftgeister, in denen sich „subdelirante Elemente“ andeuten (S. 25), oder die ambivalente Bedeutung der Wendung „mit väterlicher Güte überhäuft“ in bezug auf Schiller (S. 55). Aufmerksam gemacht wird der Leser auch auf das Bedenkliche in der Identifikation geliebter Personen (Schillers, der Mutter) mit platonischen Idealen, das sich in scheinbar zeitgebunden-rhetorischen Ausdrücken der Wertschätzung verhüllt: „Ich bin gewiß, daß mir diese innige Anhänglichkeit an Sie bleiben wird, solange ich das Gute lieben werde“ (S. 72).

Was die Interpretation der Werke betrifft, so gewinnen wir Deutungshilfen vor allem für den 'Hyperion'. Interessant ist die Verbindung, die zwischen – inhaltlichem und poetisch-gestalterischem – Platonismus und narzißtisch-dualer seelischer Grundstruktur hergestellt wird. Die leise Unmenschlichkeit in der Idealgestalt der Diotima, welche die Gefangenschaft im Narzißismus dem Autor nur verhüllt anzudeuten erlaubt, wird klarer faßbar, wenn Diotimas „Selbstgenügsamkeit“, ihre „himmlische Götterruhe“, die im Liebenden oft Verzweiflung auslöst, zusammengesehen wird mit jenem bereits von Freud ('Zur Einführung des Narzißismus') geschilderten Frauentypus, der, wie Mallarmés Hérodiade von der eigenen Schönheit befriedigt, früh auf Beziehungen zu anderen zu verzichten beginnt und eben darum auf diese Faszination ausstrahlt. Der Zusammenhang von Idealisierung und Narzißismus macht verständlich, warum die Erfahrung der Inkarnation alles Vollkommenen in Diotima nicht fruchtbar werden, das Ich nicht zu einer Entfaltung seiner Fähigkeiten stimulieren kann. Es überzeugt, wenn Laplanche die von Melanie Klein eingeführte Unterscheidung der Mutter in ein anwesendes „gutes“ und ein abwesendes „böses“ Objekt auf Hyperions Verhältnis zu Diotima anwendet, diese Unterscheidung aber modifiziert sieht durch die von P. Matussek hervorgehobene Dialektik der gleich unerträglichen Nähe und Ferne, wie sie sich biographisch im Verhältnis zu Schiller gezeigt hatte. Zwar wird insbesondere im ausgeführten

<sup>7</sup> In: *Psychologie des Unbewußten*, Studienausgabe Bd. III, Frankfurt a. M. 1975, S. 37–68.

Roman, der, ungleich dem Thalia-Fragment, nicht jeden Anteil der Physis an der Liebe verwirft, schließlich auch Diotima aus ihrer fühllosen Götterruhe aufgeweckt, doch sucht sie dann ihrerseits ein narzißtisches Spiegelverhältnis, so daß ein Augenblick „absoluter Reziprozität“ entsteht. So erscheint es als konsequent, wenn eine Liebe, deren Wesen die Wiederherstellung einer ursprünglichen vollkommenen dualen Beziehung ist, als realen Zielpunkt nur den Tod kennt. Überzeugend wird auch das Scheitern der Freundschaft mit Alabanda aus der Unfähigkeit motiviert, eine andere als die Spiegelbeziehung völliger Identität zu ertragen. Sie hat einen anderen Akzent als die zu Diotima, weil hier weniger die Vollkommenheit als die Gleichheit im andern gesucht wird. Auf diese Deutung wird im Roman selbst hingewiesen, indem Hyperion das erste Zeichen der „bösen“ Andersheit Alabandas, sein „zweideutiges Lächeln“, gerade in einem Spiegel erblickt (S. 92). Weniger deutlich wird in dieser Analyse die Beziehung zu Adamas, der weder den Pol einer dualen Beziehung noch die gesuchte dritte Instanz darstellt. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Für die Interpretation des 'Empedokles' scheint mir die von Laplanche vorgetragene Analyse weniger zu leisten: einmal, weil er sich hier mehr auf die innerliterarische Struktur konzentriert und somit der philologischen Forschung weniger Perspektiven hinzufügt, zum andern, weil in diesem Text das Illegitime der absoluten Beziehung selbst schon thematisch geworden ist und nicht mehr, wie im 'Hyperion', hinter der Maske begeisterter Verherrlichung aufgedeckt werden muß. Außer der Eröffnung neuer Kategorien für die Deutung von Hölderlins Werken aber besteht ein wichtiger Beitrag der Untersuchung darin, daß sie zu Fragestellungen ermutigt, welche die ganze Epoche betreffen. Sie regt dazu an, das Verhältnis des Platonismus, der für die deutsche Literatur immer wieder eine so wichtige Funktion gehabt hat, zum Narzißismus grundsätzlich zu überdenken. Nötig wäre eine Reflexion, die diesen Zusammenhang in seinen historischen Varianten – von der Antike über die Goethezeit zu George und dem 3. Humanismus – ins Auge faßt, ohne einem unfruchtbaren Reduktionismus zu verfallen. Wie läßt sich erklären, daß Entwürfe der Vollkommenheit, die von mehreren Generationen als gültig erkannt wurden, deutlich mit dem psychischen Fortleben frühkindlich-primitiver Glückserfahrung zusammenhängen – ja, mit der Fixierung auf eigentlich zu überwindende Stufen der Ich-Entwicklung? In welchem Maße muß die Sehnsucht des Subjekts, sich möglichst vollständig im Objekt wiederzufinden, die so viele Autoren und so viele Leser beseligt hat, auch als Element des gesunden seelischen

Lebens anerkannt werden? In welcher Weise ist das utopisch-futurische Glück ans archaische gebunden? Zu diesen die psychoanalytische Dimension der Geistesgeschichte betreffenden Fragen treten andere, die gleichfalls bisher unter dem Eindruck starker Tabuschränken selten gestellt worden sind. Es gibt zu denken, wenn Laplanche, der so weit entfernt ist von der groben Selbstverherrlichung des konventionellen Denkens, das die ältere Psychiatrie oft kennzeichnete, nicht ansteht, die zunehmende Abstraktheit und mangelnde Verständlichkeit von Hölderlins Stil, wie sie die Briefe und die theoretischen Aufsätze aus der Homburger Zeit charakterisieren, als Merkmale des psychotischen Prozesses anzusprechen (S. 117). Nun sind aber diese Sprach- und Gedankenfiguren in gewissem Maße Gemeingut der idealistischen Philosophie und finden sich, wenn auch in weniger extremer Form, auch bei Autoren, die biographisch keinerlei Anzeichen psychischer Erkrankung gezeigt haben, wie Fichte und Schelling (an den einer der herangezogenen Briefe gerichtet ist und der als potentieller Empfänger wahrscheinlich jene Tendenz verstärkt hat). Könnte nicht die idealistische Philosophie in ihrer Neigung zum Verlust des konkreten Objekts zugunsten einer abstrakt angestrebten Totalität, in ihrer Tendenz zur Formalisierung des Gedankens, in ihrer Bezogenheit auf den Begriff des Absoluten ein gleichsam kryptopsychotisches Element enthalten, das auch ihre teilweise unheilvolle Wirkung bei den Rezipienten zu Beginn des 19. Jahrhunderts erklärte? Wären jene Geister, die sich durch Fichtes Philosophie in ihrer Identität gefährdet fühlten, wie Jean Paul oder Nerval<sup>8</sup>, einer gar nicht so „naiven“ Verwechslung von absolutem und individuellem Subjekt zum Opfer gefallen?

#### *Einwände*

Fruchtbare Denkanstöße gibt die Arbeit auch gerade dort, wo sie trotz ihrer behutsamen Formulierungen zum Widerspruch auffordert: in ihrer zentralen These, der Ableitung von Hölderlins Krankheit aus dem Mangel des Vater-Zeichens. Fragwürdig erscheint mir hier nicht die Ableitung als Ganzes, die sich gerade in den sozio-historischen Kontext der Hölderlin-Zeit mit ihrer scharfen Trennung männlicher und weiblicher Verhaltensweisen gut einfügt. Fraglich erscheint mir vielmehr die Annahme einer radikalen Abwesenheit der Vater-Erfahrung im Grundriß des Unbewußten. Wahrscheinlich ist auch allgemein die reinliche Oppo-

<sup>8</sup> Zu Nervals der Hölderlinschen teilweise verwandten Situation vgl. jetzt: M. Jeaneret: *La lettre perdue. Ecriture et folie dans l'œuvre de Nerval*, Paris 1978.

sition zwischen der „forclusion“ („Verwerfung“) und einer vollen Präsenz des symbolischen Vaters nur eine Abkürzung für eine Vielzahl gleitender Stufen, und auf dieser Stufenleiter scheint sich auch der Punkt zu befinden, wo die psychische Realität von Hölderlins Vater-Zeichen zu suchen ist. Daß die zur Ich-Entwicklung nötige Verarbeitung der ödipalen Phase nicht vollständig stattgefunden hat, scheint auch mir aus der in Leben und Werk sich dokumentierenden seelischen Verfassung hervorzugehen. Doch scheint es mir übertrieben, eine wirkliche „Leerstelle“ im System des Unbewußten anzunehmen. Die Bilder, welche etwa die Erläuterungen und Fallgeschichten der an der Praxis orientierten Lacan-Schüler F. Dolto, M. Mannoni und D. Vasse<sup>9</sup> von seelischen Zuständen geben, die durch Abwesenheit des gesetzgebenden Vaters verursacht worden sind, weichen entschieden von der Vorstellung ab, die wir uns von Hölderlins seelischer Verfassung zu machen berechtigt sind. Mit Recht hat man in der deutschen Fassung die Formulierung „la question du père“ ersetzt durch „die Suche nach dem Vater“: aus Hölderlins Briefen und insbesondere aus den späten Hymnen tritt uns eine Intensität der Suche nach dem Vater gerade in seiner Eigenschaft als Gesetzgeber entgegen, die beweist, daß die Einsicht, hier sei die „dritte Instanz“ gegenüber dem verschlingenden dualen Prinzip gegeben, auch im Unbewußten verankert sein mußte. Bei aller Besonnenheit, die Laplanche in der Behandlung dieser subtilen Frage zeigt, ist ihm doch der Vorwurf nicht ganz zu ersparen, daß er die Dokumente einseitig zugunsten seiner These interpretiert. Ein zentrales Dokument ist der Brief an die Mutter vom 18. 6. 1799 (StA VI, Nr. 180), in dem Hölderlin seinen „Hang zur Trauer“ auf den Tod seines Stiefvaters zurückführt (S. 107 ff.). Laplanche entnimmt diesem Brief die Identifikation des Kindes mit der trauernden Mutter, sicher zu Recht – trotzdem darf man nicht übersehen, daß Hölderlin im gleichen Brief ausdrücklich bemerkt: „Auch Sie, liebste Mutter, haben mir diesen Hang zur Trauer nicht gegeben . . .“ Eine solche Äußerung entkräftet nicht die auf depressive Züge der Mutterweisenden Ermahnungen an diese, wie sie besonders im Brief vom 10. 7. 1797 hervortreten, doch muß jeder Versuch, die psychische Verfassung Hölderlins und ihre Entwicklung zu rekonstruieren, auf möglichste Differenzierung ausgehen, auch um den Preis von Widersprüchen. Die im Brief vom 18. 6. 1799 evozierte Erinnerung an die „immerheitre Seele“ des Vaters Hölderlin, die Berufung im Brief

<sup>9</sup> Vgl. dazu u. a.: F. Dolto: Einleitung zu: M. Mannoni: *Le premier rendez-vous avec le psychanalyste*, Paris 1965; M. Mannoni: *L'enfant, sa „maladie“ et les autres*, Paris 1967; D. Vasse: *Un parmi d'autres*, Paris 1978.

Nr. 27 auf dessen „so oft“ wiederholten Ausspruch, „seine Universitätsjahre seien seine vergnügtesten gewesen“, die Erwähnung der Ähnlichkeit zwischen der verstorbenen Tante und dem Vater im Bericht an I. Nast (Nr. 21) – das alles weist darauf hin, daß es sehr wohl eine „*présence du père dans le discours de la mère*“ und im Gespräch der Familie gegeben hat. Auch wird wohl die Funktion des Stiefvaters Gok, von dem Hölderlin im Brief Nr. 180 sagt, seine „Liebe“ sei ihm „unvergesslich“, er habe sich als seine „Waise“ gefühlt, zu schnell abgetan. (Auch Stierlins auf Rückschlüsse gegründetes Urteil über beide Väter: „Als ödipale Rivalen waren sie wegen ihrer Schwäche und Verwundbarkeit problematisch. Sie erlaubten dem Sohn einen von Schuldgefühlen unterhöhlten ödipalen Scheinsieg.“<sup>10</sup>, sähe man gern um ein Adverb ergänzt, das seinen hypothetischen Charakter ausdrückte.) Bei allem Schließen aus Dokumenten muß die Rolle des Zufalls, der uns auch in neuerer Zeit eine oft recht arbiträre Auswahl zur Verfügung stellt, hoch veranschlagt werden. Daß über die Individualität des Bürgermeisters Gok so wenig bekannt ist, muß für Hölderlins Erfahrung der ödipalen Phase nicht unbedingt etwas besagen. In der schwäbischen Bürgerfamilie jener Epoche konnte der Vatergestalt noch eine von der Kraft der Persönlichkeit unabhängige Bedeutung zukommen: die Annahme, daß dies in der Familie Gok so gewesen sei, ist ebenso berechtigt oder unberechtigt wie die apriorische Überzeugung von der Schwäche dieses Mannes. Laplanche verstrickt sich hier auch in einen Widerspruch, da er Goks Funktion damit abtun will, dieser sei eben nicht der echte Vater gewesen (S. 107 ff.), während er an anderer Stelle betont, daß der symbolische Vater nicht mit dem biologischen identisch zu sein brauche. In den Briefen finden sich noch mannigfache, von Laplanche nicht beachtete Stellen, die Hölderlins Suche nach dem gesetzgebenden Vater genauer bestimmen. Gleich der erste erhaltene Brief (Nr. 1), in dem der Vierzehnjährige mit erstaunlicher Hellsicht sein Mißverhältnis zu den Menschen analysiert, fleht den Empfänger, den Nürtinger Pfarrer Köstlin, an, dem Knaben „Führer“, „Vater“, „Freund“ zu sein – eine Trinität, die gerade darauf deutet, daß das Vater-Zeichen als Autoritätsinstanz anwesend ist. Auf seiner Reise an den Rhein lernt der jugendliche Hölderlin einen alten General kennen (Nr. 23), der ihm von seinen Kriegserlebnissen erzählt – sichtlich wird er trotz der kurzen Bekanntschaft zur Vatergestalt, und es ist zweifelhaft, ob die zugleich bekundete Distanzlosigkeit – Hölderlin möchte den Grafen, der ihn wie einen

<sup>10</sup> AaO, S. 538.

„Bruder“ behandelt, umarmen – auf das duale Verhaltensschema zurückgeht oder auf jene Promiskuität, die aus der verzweifelten Suche nach einer verlorenen Bezugsperson entsteht. Das Problem des vergeblich gesuchten Vaterersatzes ist auch nicht einseitig von Hölderlins subjektiver Verfassung aus zu sehen: gab es jemand, der bereit gewesen wäre, ein solches Verhältnis mit seinem Gehalt an Trotz, Auflehnung, Loslösung wirklich auf sich zu nehmen? Schiller war es gewiß nicht. Die angestrenzte Demut im Brief an Schelling (Nr. 186) läßt erkennen, daß auch dieser Jüngere, aber schon zu Ruhm Gekommene zur Vatergestalt wird, die nun auf der Ebene der Philosophie als Gesetzgeber auftritt. Dies führt auf die Frage, wie sich die von Laplanche hervorgehobene „windstille Zone“ der Freundschaft zu Gleichaltrigen, die erstaunlicherweise inmitten der Zusammenbrüche intakt blieb (Landauer, Sinclair) zu der problematischen Vaterzone verhält. Geprüft werden müßte da auch die Beziehung zum jüngeren Stiefbruder Karl Gok, deren väterliche Note vielleicht auch einen Versuch darstellt, in einer Art von aktivem Einholen des Fehlenden dieses von der umgekehrten Position aus zu ersetzen – wie eine Frau die entbehrte Mutterliebe im günstigen Fall im Umgang mit ihren Kindern finden kann. Laplanche erwähnt selbst das Jugendgedicht 'Die Meinige' (S. 107), ohne es indessen auszuwerten. Dieses Gedicht entfaltet – durch den Schleier religiöser Rhetorik hindurch – die für Hölderlins Kindheit und Jugend maßgebende Familienkonstellation: es tut Fürbitte für Mutter, Schwester, Bruder und Großmutter. Zwei bedeutungsvolle Szenen werden evoziert: der Tod des Stiefvaters und das gemeinsame Gebet, zu dem die Brüder durch den Anblick des abendlich glänzenden Stroms aufgerufen werden. In dieser Konstellation ist aber noch ein weiteres Familienmitglied anwesend: der Vatergott der pietistischen Familie. „Vater! liebevoller Vater!“ fleht ihn der verwaiste Knabe an, der Mutter beizustehen, und „Abba!“ beten die Brüder, ihre Hände zum Himmel hebend. Der Vatername ist nicht nur das rhetorisch-gedankliche Leitmotiv dieses Gedichtes: in dem spezifischen Kontext des schwäbischen Pietismus besitzt das Bild des Vatergottes eine starke seelische Präsenz, die heute schon nicht mehr leicht einfühlbar ist (und es wahrscheinlich für den aus einer ganz anderen Umwelt stammenden Laplanche besonders wenig war). Dieses Bild, das psychisch nicht weniger wirksam ist, weil ihm keine Gestalt aus Fleisch und Blut zugrunde liegt, muß unbedingt mit einbezogen werden, wenn Hölderlins Vatersuche genau erfaßt werden soll. Von der Macht dieser psychischen Realität geben uns Zeugnisse aus verwandten Sphären, zum Beispiel Jung-Stillings Autobiographie, eine

eindringliche Vorstellung. Der Verlust dieser Realität durch die Philosophie hat sicherlich beigetragen zu jener depressiven Verlorenheit, mit der Hölderlins Psychose sich zu manifestieren begann. Die Funktion dieser Realität in Hölderlins Zeichensystem wird man genau beobachten müssen, wenn der philosophisch-theologischen Deutung des Wiederkehrens der Vatergottheit in den späten Hymnen und Hymnenfragmenten die psychoanalytische an die Seite treten soll – jene schwierigste und fruchtbarste Aufgabe einer Hölderlindeutung, die sich Laplanche versagt hat, um das Vorfeld zu klären. In diesem Vorfeld aber ist noch manches zu präzisieren. Die Position von Hölderlins Vater-Zeichen muß zwischen „absence“ und „faillie d'une absence“, zwischen dem Fehlen und der Abwesenheit des Fehlens, gesucht werden. Dann wird auch die Funktion des Adamas im 'Hyperion' genauer bezeichnet werden können. Von den Dokumenten, die Laplanche zur Verfügung standen, bedürfen einige eingehenderer Interpretationen; dazu kommen diejenigen Zeugnisse, die jetzt in den Beckschen Bänden neu oder aber sprechender zugänglich sind: etwa der merkwürdige Bericht von Hölderlins scheinbar so untypischer Aggressivität gegenüber dem „Mägdlein-Provisor“ (StA VII, Nr. 65) oder die Tagebuchnotiz Blums (Nr. 14), die das Bild der depressiven Witwe-Mutter modifiziert. Deutlicher wird jetzt auch die Rolle der frühverstorbenen Geschwister, die Stierlin im Falle Hitlers so überzeugend ausgewertet hat<sup>11</sup>. Beck's Zusammenstellung läßt auch im Bild Susette Gontards einen Zug erkennen, der zu erklären vermag, warum ein von der narzißtischen Sehnsucht nach Widerspiegelung getriebener Eros in diesem Falle zur glücklichen Erfüllung gelangen konnte: Susette war zu dieser Erlebnisform gleichfalls vorbestimmt durch eine offenbar starke narzißtische Bindung an ihre Mutter.

Die Frage nach der Beziehung zwischen seelischer Erkrankung und dichterischer Produktion wird sich bei Hölderlin letztlich auf die Sprache konzentrieren müssen, und zwar auf jene Phänomene, die seiner späten Sprachform mit der mancher Schizophrener gemeinsam sind: auf den Einsturz der Wand zwischen eigentlicher und metaphorischer Bedeutung und auf die Ablösung des logischen Gedankengangs durch assoziative Verknüpfung. Mittels dieser Sprachformen beginnen Strukturen des Unbewußten auf der Bewußtseins-ebene zu herrschen. In dem Vorfeld, das Laplanche untersucht hat, ist, wie er zeigen konnte, bei intakter konventioneller Sprache bereits die inhaltliche Gestaltung von Strukturen des Unbewußten unterlaufen. Mit diesem Nachweis hat er

<sup>11</sup> Adolf Hitler. Familienperspektiven, Frankfurt a. M. 1975, S. 22 ff.

sein Programm, die psychische Entwicklung vor der Hymnenstufe zu klären, nicht nur auf der psychobiographischen Ebene erfüllt, auf der er es sich vorgesetzt hatte.

### Zur Übersetzung

Einige Bemerkungen fordert noch die Übersetzung. Obgleich Laplanche, wie schon erwähnt, einen klaren, nicht manierten Stil schreibt, stand der Übersetzer doch vor einer schwierigen Aufgabe, da er drei Fachterminologien – die psychologische, die literaturwissenschaftliche und die philosophische – beherrschen mußte. Da ihm dies im ganzen gelungen ist, lassen sich die vielen Versehen – ehrlich gesagt – nur durch Flüchtigkeit erklären. Ohne über Kleinigkeiten rechten zu wollen, muß man doch bedauern, daß die Lektüre des sehr konzentrierten Textes dem Leser, dem das Original nicht zugänglich ist, noch durch sinnentstellende Fehler erschwert wird. Bei einer zweiten Auflage sollte der Text daraufhin überprüft werden. Daß das Kind von Wilhelmine Kirms, wenn es, wie im gleichen Passus erwähnt, im Juli 1795 geboren wurde, bei seinem Tode am 20. 9. 1796 nicht ein Jahr, neun Monate und fünf Tage alt sein konnte, wird sich der rechenkundige Leser selbst sagen und „Monate“ in „Wochen“ abändern (S. 34 f.). Der Kenner altschwäbischer Sitten wird stutzen, wenn er hört, daß Neuffer mit seiner Verlobten „zusammenlebte“: in Wirklichkeit „erlebte“ er mit ihr „eine von der Schwindsucht des jungen Mädchens bedrohte Liebe“ („vivait... un amour...“ S. 31, Laplanche S. 21). Schwerer wiegen Verkennungen der Syntax, wenn sie die ohnehin schwierigen Erläuterungen der seelischen Phänomene aus der nicht jedem Leser bekannten Lacanschen Theorie betreffen. Die Beziehung zu Alabanda muß scheitern – so Laplanche –, weil das Subjekt ebenso wie sein Gegenüber verloren ist, „sobald es sich nicht mehr genau in ihm erkennt“ (S. 74 L.). Dieser Gedanke ist nicht mehr erfassbar, wenn es anstelle der Negation heißt: „in der es sich genauer in ihm erkennt“ (S. 93). Die Aussage wird verfälscht, wenn eine Erklärung für die unbestimmten Angstzustände so wiedergegeben wird: „Die 'moderne' Psychoanalyse hat diese Form der Reaktion, insbesondere im Fall der Psychosen, mit der 'Schwäche der Abwehrhandlungen des Ich' zu erklären versucht, die zu primitiv bleiben würden, wenn man nicht die Entwicklung und die genaue Adaption zur Aggression berücksichtigen würde, die man beim Normalen wie beim Neurotiker antrifft“ (S. 113). Gemeint ist vielmehr: „Die 'moderne' Psychoanalyse will diese Reaktion gerade bei den Psychosen durch

die 'Schwäche der Abwehrmechanismen des Ich' erklären, die nach dieser Theorie („auraient“) zu primitiv geblieben sind und die Entwicklung und die adäquate Adaptation an die Aggression nicht erreicht haben, die man beim Gesunden und beim Neurotiker antrifft“ (S. 93 L.). „Lyrismus“ und „Romantizismus“ bezeichnen im Deutschen bekanntlich nicht das Gleiche wie „Lyrik“ und „Romantik“; eine „ouverture“ ist nicht eine „unerhörte Fragestellung“ (S. 132), zumal wenn sie den Kontrast zu einer „Sackgasse“ bilden soll. Das Volk von Agrigent trägt nicht in „ihm“ – das bezieht der Leser auf den zuvor genannten Empedokles – den Konflikt zwischen Natur und Kunst *aus*, sondern es trägt ihn *in sich* (S. 137, S. 114 L.). Die Psychotherapie der Schizophrenen will nicht der Anamnese „beipflichten“, sondern zu dieser „gelangen“ („accéder“, S. 149, S. 126 L.). Die Wortstellung macht die Unterscheidung zwischen dem Sprachbezug des Neurotikers und dem des Psychotikers undeutlich: „Ist man selbst Neurotiker, so schreibt man stets für den andern, aber man deliriert für sich selbst“ (S. 12). Gemeint ist: „Sogar als Neurotiker schreibt man immer für jemand anders, aber man deliriert nur für sich selbst.“ Wenn es heißt, Langes Schlußfolgerung sei „unwidersprechlich“ (S. 16), so glaubt der Leser, Laplanche wolle gar diesem beipflichten, aber „tranchante“ (S. 8 L.) bedeutet hier nur soviel wie „kategorisch, radikal“. Man kann sich nicht das Ziel setzen, „ein Dichtwerk zu unterscheiden zwischen dem, was durch die Psychose bedingt ist und dem, was einzig aus der Person des Dichters heraus verständlich ist“ (S. 17), wohl aber kann man diese beiden Punkte unterscheiden *am* oder *im* Werk des Dichters (S. 8 L.: „dans l'oeuvre du poète“). Gerade im abschließenden Résumé (S. 157, S. 133 L.) entsteht eine Verwirrung aufgrund der einfachen Verwechslung von „replacer“ und „remplacer“: „... dort, wo der Dichter uns hinführt, werden selbst die Kategorien, die uns unabdingbar zum Menschen zu gehören scheinen – die Mutter, der Vater – in eine gewisse Zufälligkeit zurückversetzt“, will Laplanche sagen – die Formulierung, sie seien „in einer gewissen Kontingenz ersetzt“, bleibt dunkel. Gegenüber solchen Ungenauigkeiten gerade an Kernstellen der Interpretation bleibt es sekundär, daß ein so bekannter Vers wie „Kolonie liebt und tapfer Vergessen der Geist“ nicht erkannt und durch eine prosaische Version ersetzt wird, die diesem so ernsten Buch eine seiner wenigen humoristischen Noten verleiht: „... oder auch jenes *mutigen Vergessens*, das *der Geist* in der Ferne der *Siedlung* suchen wird“ (S. 67).

Renate Böschenstein-Schäfer

## Jakobson als Interpret Hölderlins

Von

Leonardus van de Velde

### Der späte Hölderlin

Mit der 1976 erschienenen Analyse von Hölderlins Gedicht 'Die Aussicht'<sup>1</sup> vermehrt Roman Jakobson die bereits vorliegende beträchtliche Anzahl seiner Gedichtinterpretationen – zu deren bekanntesten wohl die gemeinsam mit Claude Lévi-Strauss verfaßte Deutung von 'Les Chats' von Baudelaire<sup>2</sup> gehört – nicht einfach um eine weitere, indem bekannte Prinzipien auf ein neues Objekt appliziert werden. Es handelt sich hier vielmehr um eine Arbeit, die aus mehreren Gründen sowohl innerhalb der Hölderlinforschung wie im Rahmen des Jakobsonschen Oeuvre als Phänomen sui generis dasteht: die bescheiden 'Ein Blick auf Die Aussicht von Hölderlin' genannte Deutung gilt einem Gedicht, das sich bislang jeder sinnvollen Interpretation zu entziehen schien und bestenfalls im Rahmen einer allgemeinen Betrachtung der spätesten Gedichte Hölderlins Berücksichtigung fand. 'Die Aussicht' dürfte das letzte Gedicht des umnachteten Dichters sein<sup>3</sup>.

Der Zäsur zwischen den 'Hymnischen Entwürfen' und den 'Spätesten Gedichten'<sup>4</sup>, die bislang auch für die Hölderlinrezeption im großen und ganzen eine Grenze markierte, war allerdings durch neuere Untersuchungen ihre Schärfe genommen worden, einmal auf Grund der Beobachtung, daß manche Begriffe und Motive aus den spätesten Ge-

<sup>1</sup> Roman Jakobson und Grete Lübke-Grothues, Ein Blick auf 'Die Aussicht' von Hölderlin, in: Roman Jakobson, Hölderlin, Klee, Brecht – Zur Wortkunst dreier Gedichte, Frankfurt a. M. 1967, S. 27–96.

<sup>2</sup> In deutscher Fassung: „'Les Chats' von Charles Baudelaire“ u. a., in: Strukturalismus in der Literaturwissenschaft, hrsg. von H. Blumensath, Köln 1972, S. 184–201.

<sup>3</sup> Siehe dazu die Ausführungen Jakobsons aaO, S. 29.

<sup>4</sup> Für die spätesten Gedichte wichtig sind vor allem Bernhard Böschenstein, Hölderlins späteste Gedichte, HJb. 14, 1965/66, S. 35–56 (wo manche Beobachtungen Jakobsons bereits vorweggenommen werden), und Winfried Kudszus, Sprachverlust und Sinnwandel – Zur späten und spätesten Lyrik Hölderlins, Stuttgart 1969.

dichten sich über die hymnischen Bruchstücke bis in das Werk der Reifezeit zurückverfolgen lassen. Die Einordnung in das Gesamtwerk ermöglichte es außerdem, manche Eigentümlichkeit der spätesten Gedichte verständlich zu machen und eine ihnen inhärente eigene Ausdrucksweise und 'Logik' zu entdecken. Zum andern führten Ergebnisse der neueren Schizophrenieforschung zu grundsätzlichen Überlegungen über die Möglichkeit, zwischen den Kategorien 'Krankheit' und 'Gesundheit' exakt bestimmbare Grenzen zu ziehen<sup>5</sup>. Namentlich künstlerische Leistungen Schizophrener ließen erkennen, daß „im Schaffensvorgang oder dessen Ergebnis ... bei Gesunden und Kranken kein grundsätzlicher Unterschied“ feststellbar sei. Voreilig sei es auf jeden Fall, aus abweichendem sozialen Verhalten auf mangelnde psychische Fähigkeiten zu schließen<sup>6</sup>.

Zu diesen beiden Tendenzen tritt bei Jakobson ein dritter Ansatz hinzu, der in seiner Analyse der 'Aussicht' die dominierende Komponente bilden dürfte: die zu Anfang dieses Jahrhunderts entwickelten Grundsätze formalistischer Sprach- und Literaturbetrachtung. Die schlichten Kapitelüberschriften – 'I. Entstehungszeit, Über- und Unterschrift, II. Vers, III. Wortarten, IV. Wortwiederholungen und geleitende Entsprechungen, V. Zweierlei Äußerungen des Umnachteten, VI. Diotima' – lassen bereits das Gewicht, das den 'formalen' Aspekten des Gedichtes zukommt, erkennen, enthalten jedoch kaum einen Hinweis darauf, daß die Interpretation den Charakter einer Beweisführung hat: die in den verschiedenen Kapiteln ausgebreiteten Fakten erweisen sich post festum als Indizien für einen Beweis, der im Nachweis der Konvergenz zwischen der auf formalistischen Theoremen basierenden Perspektive des Interpretieren, bestimmten formalen Merkmalen des Gedichtes, der Stellung des Gedichtes in der Biographie Hölderlins und schließlich Hölderlins Poetologie besteht.

Diese Beweisführung Jakobsons soll hier in ihren wichtigsten Schritten skizziert werden, indem einmal die zumeist nur implizit in die Analyse eingehenden Konzeptionen des Formalismus umrissen, zum andern die darauf aufbauenden Feststellungen geprüft werden.

<sup>5</sup> Siehe u. a. Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1969. David Cooper, *Psychiatry and Antipsychiatry*, London 1967.

<sup>6</sup> Diesem Thema widmet sich vor allem Leo Navratil, u. a. in: *Schizophrenie und Sprache*, zusammen mit: *Schizophrenie und Kunst* erschienen, München 1976. Zitat dort S. 161. Siehe auch: *Psychopathologie und Sprache*, in: *Literatur und Schizophrenie*, hrsg. von Winfried Kudszus, Tübingen 1977, S. 113–134.

'Poetik und Linguistik' – so lautet nicht nur der Titel einer der wichtigsten Abhandlungen Jakobsons<sup>7</sup>, sondern mit beiden Begriffen ist zugleich die Verbindung genannt, die für formalistische Literaturbetrachtung grundlegend ist: Literatur wird ausschließlich oder vorwiegend<sup>8</sup> als sprachliches Phänomen untersucht. Diese Perspektive hängt aufs engste mit der Antwort auf die von den Formalisten in aller Schärfe gestellte Frage nach dem Wesen des Literarischen und Poetischen zusammen – eine Frage, die durch die unbefriedigende, vorwiegend eklektisch verfahrenende literaturwissenschaftliche Praxis zu Anfang dieses Jahrhunderts sowie durch Tendenzen der damaligen Dichtung provoziert wurde. Die Studie Jakobsons über 'Die neueste russische Poesie' (1921) entwickelt anhand einer Untersuchung futuristischer Poesie Konzeptionen, die auf Dichtung überhaupt angewandt wurden und mehr oder weniger unverändert bis in seine letzten Veröffentlichungen weiterwirken. Die dort getroffene Feststellung: „Der Gegenstand der Literaturwissenschaft ist nicht die Literatur, sondern die Literarizität, d. h. dasjenige, was das vorliegende Werk zum literarischen Werk macht“<sup>9</sup>, betrifft einmal eine genaue Bestimmung des Objektes der Literaturwissenschaft, die durch die Abgrenzung von nicht 'spezifisch' literarischen – wie psychologisch, soziologisch usw. orientierten – Untersuchungen erreicht werden soll. Mit der Bestimmung des Objektes der Literaturwissenschaft ist zugleich der Aspekt vorgegeben und legitimiert, unter dem Literatur nur adäquat erforscht werden kann:

Doch wodurch manifestiert sich die Poetizität? – Dadurch, daß das Wort als Wort, und nicht als bloßer Repräsentant des benannten Objekts oder als Gefühlsausbruch empfunden wird. Dadurch, daß die Wörter und ihre Zusammensetzung, ihre Bedeutung, ihre äußere und innere Form nicht nur indifferenter Hinweis auf die Wirklichkeit sind, sondern eigenes Gewicht und selbständigen Wert erlangen<sup>10</sup>.

<sup>7</sup> Zuerst englisch: *Closing Statement: Linguistics and Poetics*, in: *Style in Language*, ed. by Th. A. Sebeok, New York 1960, S. 350–377. Dtsch. u. a. in: *Blumensath* (s. Anm. 2), S. 118–147.

<sup>8</sup> Es läßt sich eine Tendenz feststellen, die ursprünglich extrem formulierten Positionen zu relativieren. Nicht die absolute Geltung eines bestimmten Faktors, sondern dessen Dominanz wird dann betont. Siehe dazu Victor Erlich: *Russischer Formalismus*, Frankfurt a. M. 1973, S. 221 et passim.

<sup>9</sup> Zitiert nach Elmar Holenstein, *Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus*, Frankfurt a. M. 1975, S. 107.

<sup>10</sup> Roman Jakobson, *Was ist Poesie?* (in: *Roman Jakobson, Poesie und Sprachstruktur*, Zürich 1970, S. 7–27), S. 20.

Diese zunächst thesenhaft und programmatisch vorgetragene Definition des Poetischen findet in mehreren Veröffentlichungen Jakobsons eine Konkretisierung und namentlich in 'Poetik und Linguistik' eine systematische Weiterentwicklung und Begründung. Jakobson stellt hier – auf der Grundlage des von Bühler entwickelten Kommunikationsmodells mit den drei Polen: Sender, Mitteilung und Empfänger und den diesen zugeordneten Sprachfunktionen: Ausdruck, Darstellung und Appell – einen Kontext her, in dem die poetische Funktion der Sprache durch Abhebung von den übrigen Sprachfunktionen bestimmt wird. In schematischer Darstellung ergibt sich folgendes Bild:

|        |                              |         |
|--------|------------------------------|---------|
|        | Referentiell                 |         |
| Emotiv | Poetisch                     | Konativ |
|        | Phatisch                     |         |
|        | Metasprachlich <sup>11</sup> |         |

Eine erschöpfende Beschreibung des Poetischen würde sich aus der vollständigen Darstellung aller möglichen Relationen und Differenzen zwischen diesen sechs Aspekten der Sprache ergeben. Im Hinblick auf die Analyse der 'Aussicht' sind vor allem die Abhebung des Poetischen vom Bezug auf den Sender, den Empfänger und den referentiellen Aspekt der Sprache wichtig. „Die *Einstellung* auf die *Mitteilung* als solche, die Zentrierung auf die Mitteilung um ihrer selbst willen, ist die *poetische* Funktion der Sprache“ – so Jakobsons Umschreibung. Eine gewisse Unklarheit scheint sich daraus zu ergeben, daß diese 'Einstellung' sowohl dem Objekt wie dem betrachtenden Subjekt zugeschrieben werden könnte. In 'Linguistik und Poetik' werden weiter frühere extreme Formulierungen dahingehend relativiert, daß von der jeweiligen Dominanz einer bestimmten Sprachfunktion und nicht von deren Absolutheit die Rede ist<sup>12</sup>.

Poetizität wird von Jakobson auch als 'Autoreferenz' bezeichnet: das Poetische bezieht sich auf sich selber. Dies wird noch dadurch unter-

<sup>11</sup> Siehe zu diesem Schema und einer Beschreibung der verschiedenen Funktionen u. a. Holenstein, aaO, S. 158 ff.

<sup>12</sup> Zitat nach Holenstein, aaO, S. 59. Aufschlußreich ist die bereits in 'Die neueste russische Poesie' gegebene Umschreibung: „Wenn in der emotionalen Sprache der Affekt der verbalen Masse seine Gesetze diktiert, ... so richtet sich die Poesie, die nichts anderes als eine Äußerung mit Einstellung auf den Ausdruck ist, sozusagen nach immanenten Gesetzen; die kommunikative Funktion, die sowohl der praktischen als auch der emotionalen Sprache zukommt, wird hier auf ein Minimum reduziert. In bezug auf den Gegenstand der Aussage ist die Poesie indifferent ...“ Zitat – mit Vorspann – nach Holenstein aaO, S. 59.

strichen, daß nach Ansicht mancher Formalisten als vorherrschende Ausdrucksform der Dichtung der *Monolog* anzusehen sei. Mit Ausnahme vor allem dramatischer Dichtung „konstituieren die Sprachformen des subjektiven Monologs die grundlegenden architektonischen Kategorien eines literarischen Werks“<sup>13</sup> – eine These, auf die Jakobson in seiner Analyse auch explizit Bezug nimmt.

Eine weitere wichtige Bestimmung der Poetizität ergibt sich aus der Unterscheidung zwischen der syntagmatischen und der paradigmatischen Achse der Sprache: wirken in der Sprache in der Regel beide Prinzipien zusammen – indem die paradigmatische Achse vom Grundsatz der Auswahl (Selektion) zwischen verschiedenen Möglichkeiten, die syntagmatische Achse vom Prinzip der Kombination bestimmt wird –, so projiziere „die poetische Funktion ... das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination“<sup>14</sup>. Diese Verschiebung hat zur Folge, daß in der Poesie die Beziehungen zwischen den einzelnen sprachlichen Elementen an Bedeutung gewinnen, ein Phänomen, das die Bedeutung von Reim, Alliteration, Rhythmus usw. in der Poesie erklärt.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang noch eine andere Tatsache. Jakobson konnte nämlich nachweisen, daß die Differenzierung zwischen Syntagma und Paradigma nicht nur eine sprachwissenschaftliche Operation bedeutet, sondern daß diese in der Sprache selbst existiert. Beobachtungen an Aphasikern ergaben, daß sich zwei Arten der Aphasie unterscheiden lassen: ein von einer Kombinationsstörung befallener Aphasiker ist nicht in der Lage, zusammenhängende Sätze zu bilden; da aber, wo die Achse der Selektion von einer Störung betroffen ist, manifestiert sich eine Unfähigkeit, Synonyme zu finden, zu übersetzen u. ä.<sup>15</sup>.

Eine Art von praktischer Konsequenz, die sich aus diesen Theoremen für den Literaturwissenschaftler ergibt, besteht in der Forderung, das dichterische 'Verfahren'<sup>16</sup> in den Mittelpunkt der Untersuchung zu

<sup>13</sup> Formulierung Vinogradovs, zitiert nach Erlich, aaO, S. 265.

<sup>14</sup> Zitiert nach Holenstein, aaO, S. 150.

<sup>15</sup> Siehe u. a.: Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze, in: Selected Writings I, The Hague 1971, S. 328–401.

<sup>16</sup> Russ. 'priëm', auch mit 'Kunstgriff' übersetzt. Holenstein scheint eine Affinität zum Hölderlinschen Konzept der 'Verfahrungsweise' anzunehmen, siehe dazu seine Einleitung zu der Ausgabe von Jakobsons Hölderlindeutung, aaO, S. 25, Anm. 8. Der Hinweis auf eine 'Tradition' ist sicher fehl am Platz, zumal da sich auf Grund der für Hölderlin spezifischen Ausgangspositionen entscheidende Differenzen nachweisen lassen.

rücken. Die Frage, „wie es gemacht wird“ – so eine häufig begegnende Formel<sup>17</sup> – lenkt den Blick auf die dichtungsimmanenten Strukturen. ‚Verfahren‘ ist also keine psychologische Kategorie, gefragt wird nicht nach Bewußtseinsprozessen oder Intentionen des Autors. Das thematisierte Sprachliche umfaßt einen Bereich, der auch Unbewußtes einschließt: «... les mécanismes dégagés par l'analyse linguistique ont-ils été visés délibérément et rationnellement dans le travail créateur du poète? Celuici est-il conscient de leur existence?»<sup>18</sup> – diese Frage, mit der Jakobson einen manchen seiner Untersuchungen gegenüber erhobenen Einwand aufgreift, wird von ihm offenkundig verneint. Die „Structures linguistiques subliminales en poésie“ – so der Titel der Abhandlung, der das angeführte Zitat entstammt – weisen auf Gesetzmäßigkeiten hin, durch die z. B. – mit Saussure zu reden – jede ‚parole‘ auf die umgreifende und übergeordnete ‚langue‘ bezogen ist. Jakobson konnte u. a. feststellen, daß bei bestimmten Sprachstörungen ein wie auch immer geartetes ‚Bewußtsein‘ der verschiedenen Wortkategorien vorhanden sein kann<sup>19</sup>.

#### ‚Die Aussicht‘

Aus der Vielzahl der von Jakobson gemachten Beobachtungen sollen folgende Punkte hervorgehoben werden:

1. Der von Hölderlin in der Spätzeit oft verwendete Name ‚Scardanelli‘ – Unterschrift unter vielen Gedichten – läßt sich Jakobson zufolge einmal als Chiffre für ‚Hölderlin‘ deuten (auf Grund der lautlichen Verwandtschaft), zum andern auch als Anspielung auf den bei Molière begegnenden Namen ‚Sganarelle‘, eine Lustspielgestalt, die sich – wie Hölderlin in seiner Umnachtung – dadurch auszeichnet, daß sie sich mit Vorliebe höfischer Redensarten und dienstfertiger Floskeln bedient<sup>20</sup>.

2. Die Abschnitte II und III bieten eine solche Fülle an Details, daß hier nur eine Grundtendenz angedeutet werden kann. Differenzen und Übereinstimmungen, sich beziehend auf die Stellung der Verben, Substantive und Adjektive im Satzgefüge, Relationen zwischen Kasus und morphologischen Elementen, Verteilung der Genera und Numeri in den

<sup>17</sup> Siehe u. a. Erlich, aaO, S. 211.

<sup>18</sup> Roman Jakobson, Structures linguistiques subliminales en poésie, in: Questions de poétique, éd. par T. Todorov, Paris 1973, S. 280–292, Zitat S. 280.

<sup>19</sup> Siehe Holenstein, aaO, S. 75 f.

<sup>20</sup> Jakobson, Hölderlin, S. 30 ff.

einzelnen Verszeilen, Regelmäßigkeiten in der Verteilung der Hebungen und Senkungen erhalten eine gründliche Beschreibung. Ein Vergleich mit früheren Gedichten schärft dazu den Blick für Charakteristika des Spätwerks. So stellt der Interpret z. B. fest, daß in ‚Die Aussicht‘ „die Pronomina der ersten und zweiten Person sowie die Verbformen der Vergangenheit ... zugunsten einer abstrakteren, distanzierenden, auf Abstand bedachten Aussageweise zurückgenommen“ worden sind<sup>21</sup>. In bezug auf den Lautstand des Gedichts wird hervorgehoben, daß vor allem infolge des häufigen Gebrauchs des bestimmten Artikels eine „massenhafte Alliteration des anlautenden d“<sup>22</sup> beobachtet werden kann.

3. Die beiden letzten Kapitel (‚Zweierlei Äußerungen des Umnachteten‘ und ‚Diotima‘) bilden gleichsam den Höhepunkt der Analyse, insofern hier die alle Einzelheiten umfassenden Prämissen und Zielsetzungen der Interpretation erörtert werden. Das gilt namentlich für das Thema ‚Schizophrenie‘, das im ‚Diotima‘-Kapitel ausführlich besprochen wird. Die Krankheitsgeschichte, die bereits von den frühesten Biographen festgestellten Symptome werden aufgeführt und für die Frage nach deren Konsequenzen für die Beurteilung der in der Spätzeit entstandenen Gedichte ausgewertet. Wenn der Dichter einerseits bestrebt war, alles Unbekannte von sich zu weisen – und gar mit der Annahme des Namens ‚Scardanelli‘ den Bezug auf sich selbst auszuschalten bemüht war –, so stehen die Gedichte ‚Scardanellis‘ mit ihren regelmäßigen Verszeilen und ihrem standardisierten Metrum in einem merkwürdigen Kontrast zu diesem ‚abweichenden‘ Verhalten. Jakobson zufolge ließe sich dieser Befund mit einem Spätstadium der Schizophrenie in Verbindung bringen<sup>23</sup>. Die ‚Versmonologe‘ Hölderlins werden von ihm als Beispiel für eine ‚introversive Semiosis‘<sup>24</sup> interpretiert. – Auf noch andere Weise enthalte das Gedicht einen Hinweis auf denselben Sachverhalt, indem es sich ‚immanent‘ auf den abgebrochenen Dialog mit Diotima beziehe: einmal durch den 18maligen d-Anlaut, zum andern durch das in der zweiten Strophe vorherrschende

<sup>21</sup> Ebd., S. 51.

<sup>22</sup> Ebd., S. 49 f.

<sup>23</sup> Eine Aufzählung der wichtigsten Merkmale findet sich bei Navratil, Psychopathologie und Sprache, aaO, S. 113 f. Dieser Befund unterstreicht die Tatsache, daß Jakobson nicht nur ein Gedicht des späten Hölderlin, sondern darüber hinaus Strukturen schizophrener Sprachgebrauchs überhaupt analysiert.

<sup>24</sup> „Folglich werden Scardanellis Versmonologe von einer ›introversiven Semiosis‹ beherrscht: sie werden zu einer „Mitteilung, die ihre Bedeutung in sich selbst trägt“; aaO, S. 82.

feminine Genus. Durch diese Bezugnahme unterscheidet sich das Gedicht von allen andern Dichtungen der Spätzeit und verkörpert dergestalt das Wesen der Poetizität in reiner Form<sup>25</sup>.

### *Schizophrenie und Poetizität*

Die Analyse der 'Aussicht' mündet offensichtlich in die Feststellung, daß die formalistische Konzeption des Poetischen und die Schizophrenie eine enge Korrelation aufweisen. Die Schritte, die zu diesem Ziel führen, sind folgende:

1. Zunächst tritt der Interpret dem gängigen Urteil entgegen, daß Dichtungen schizophrener Provenienz unverständliche, jeder Logik entbehrende Gebilde seien. Das Urteil Wilhelm Waiblingers über die Gedichte des Umnachteten: „Ich gab ihm (Hölderlin) auch Papier zum Schreiben. Alsdann setzte er sich an den Schreibtisch und machte einige Verse, auch gereimte. Sie waren jedoch ohne Sinn, besonders die letzteren, übrigens metrisch richtig“<sup>26</sup>, in dem die formale Vollendung als Kuriosität und Bestätigung der Krankheit gilt, – dieses Urteil wird von Jakobson beim Wort genommen. Ausgehend von einer exakten Deskription dieser 'metrischen Richtigkeit' wird die Frage nach der Beziehung zwischen Krankheit und Dichtung aufs neue gestellt.

2. Diese Revision bemüht sich nicht um eine Aufhebung der Schranken, die in welcher Form auch immer Krankheit und Gesundheit trennen. Es ist vielmehr so, daß Jakobson auf der scharfen Unterscheidung zwischen dem „ungeheuren Verlust der Begabung, an Gesprächen mit menschlicher Umgebung teilzunehmen, und seiner sonderbar unversehrten, begeisterten Lust und Fähigkeit zu einer mühelosen, spontanen und zielbewußten Stegreifdichtung“<sup>27</sup> insistiert.

3. Das für die Schizophrenie charakteristische Symptom der Spaltung wird schließlich auf die Differenzierung zwischen den verschiedenen Sprachfunktionen übertragen. „Inkohärenz des Denkens, Handelns und der Affektivität . . ., Ablösung von der Realität mit Rückzug auf sich selbst und Vorherrschaft eines Innenlebens, das den Phantasieproduk-

<sup>25</sup> Jakobson knüpft in dieser Hinsicht – d. h. in der relativ scharfen Trennung zwischen den verschiedenen Sprachfunktionen – an frühe formalistische Thesen an. Siehe dazu Wolfgang Raible in seiner Einleitung zu Roman Jakobson, Aufsätze zur Linguistik und Poetik, München 1974, S. 30.

<sup>26</sup> Wilhelm Waiblinger, Friedrich Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn, in: Gesammelte Werke, Hamburg 1839–40, Bd. 3, S. 247 f.

<sup>27</sup> AaO, S. 77.

tionen preisgegeben ist (Autismus), eine mehr oder weniger intensive, immer schlecht systematisierte Wahnaktivität“<sup>28</sup> – diese Symptome der Schizophrenie führen zu einer Isolierung der Sprache und verleihen der schizophrenen Dissoziation eine ästhetische Valenz.

Damit geht Jakobson weit über das hinaus, was der Umnachtung für die Beurteilung des späten Hölderlin bislang konzidiert wurde. Merkwürdigerweise erhält die Krankheit Hölderlins hier eine Dignität zugesprochen, die ihr in der in mancher Hinsicht so entgegengesetzten sozial-politisch orientierten Forschung zukam, allerdings unter anderem Vorzeichen. Der Wahnsinn des Dichters gilt dort bekanntlich weitgehend als Indiz dafür, wie der Kranke an den Widersprüchen seiner Zeit zerbricht. So ist z. B. für Georg Lukács die Krankheit nur eine konsequente Folge einer sich bereits im 'Hyperion' als aussichtslos manifestierenden Problematik<sup>29</sup>. Auch bei Peter Weiss wird Hölderlin zu einem Dichter, „verzweifelnd an der Korrumpiertheit seiner berühmten, erfolgreicheren geistigen Zeitgenossen, wahnsinnig werdend über den deutschen Zuständen und verstummend vor dem Verlauf – blutiger, zurückschlagender – Geschichte, der einer schreibend nicht beikommen kann“<sup>30</sup>. Angesichts der 'deutschen Misere' erhält die Tatsache, daß sich das Spätwerk einer bestimmbaren Referenz sowie der Kommunikation zu entziehen scheint, eine gleichsam ethische Valenz: die Dichtung verweigert sich einer solchen Realität und entgeht damit der Gefahr einer Komplizenschaft mit dem Bestehenden.

### *Offene Fragen*

Jakobsons Interpretation gebührt sicherlich das Verdienst, auf eine Möglichkeit zur sinnvollen Integration von Fakten, die bisher unbeachtet geblieben oder unverständlich erschienen sind, hingewiesen zu haben. Die Lektüre seiner Darlegungen läßt aber zugleich die Frage nach der Trag- und Reichweite der formalistischen Perspektive sowie nach deren Verbindung mit dem Phänomen 'Schizophrenie' stellen. Unter zwei Gesichtspunkten sei diese Frage hier erörtert.

<sup>28</sup> J. Laplanche und J.-B. Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1975, S. 453.

<sup>29</sup> Georg Lukács, Hölderlins 'Hyperion', u. a. abgedruckt in: Georg Lukács, Faust und Faustus, Ausgewählte Schriften, Bd. II, Reinbek 1967, S. 110–127.

<sup>30</sup> Ernst Wendt, Hölderlin oder Die Einführung des Wahnsinns, in: Der andere Hölderlin, Materialien zum 'Hölderlin'-Stück von Peter Weiss, hrsg. von Thomas Beckermann und Volker Canaris, Frankfurt a. M. 1972, S. 151–160, Zitat S. 151.

### a) Das Prinzip der bedeutungsunterscheidenden Differenz

Die Bedeutung des in erster Instanz die Phonologie konstituierenden bedeutungsunterscheidenden Merkmals für das begriffliche Instrumentarium insgesamt ist unverkennbar. Bei Konzeptionen wie 'Poetizität', 'Autoreferenz' usw. beruht die Begriffsbestimmung vor allem auf der Opposition gegenüber andern Begriffen. Die Erfassung der Differenzen führt zum Verständnis des Spezifischen und damit des Wesentlichen. Die Fruchtbarkeit dieses Verfahrens für das streng binär aufgebaute System der Phonologie ist unbestritten. Die Frage, inwiefern dieses Prinzip auf Bereiche ausgedehnt werden kann, die 1. nicht sinnvoll binär gegliedert werden können und 2. nicht bedeutungsunterscheidende, sondern bedeutungstragende Elemente umfassen, ist verschiedentlich gestellt worden. Schon auf dem Gebiet der Morphologie, auf das Jakobson den Binarismus *expressis verbis* überträgt, ist dessen Applikationsmöglichkeit umstritten<sup>31</sup>. Die These z. B., daß dem merkmalthaften Akkusativ im Kasussystem in Korrelation zum merkmalthaften Nominativ das Merkmal der Abhängigkeit oder der Richtung zukomme, oder daß das merkmalthafte Präteritum in Opposition zum merkmalthaften Präsens das Merkmal der Vergangenheit aufweise, scheint auf den ersten Blick einleuchtend, gilt aber dennoch nur unter bestimmten Voraussetzungen, die durchaus nicht zwingend sind. Es ließe sich ein Oppositionssystem denken, das von einem merkmalthaften Nominativ bzw. Präsens ausgeht. Abgesehen von der Relativität der Bestimmung der Merkmalthaftigkeit bzw. Merkmalthalosigkeit – es müßte auf jeden Fall eine Merkmalmatrix gegeben sein, die es ermöglicht, mit einer Feststellung wie: „Der Genetiv (ist) . . . entweder feminin oder maskulin, das übergeordnete Wort feminin oder neutral. Der Genetiv . . . maskulin in Anfangsstellung . . ., feminin in Endstellung . . .“<sup>32</sup>, einen Sinn zu verbinden.

Georges Mounin radikalisiert die Frage noch, indem für ihn der ganze Rahmen des Jakobson'schen Verfahrens der Literatur- und Dichtungsanalyse mit Unklarheiten behaftet ist. In seinem Artikel „Les difficultés de la poétique Jakobsonienne“<sup>33</sup> bringt er z. B. seine Verwunderung darüber zum Ausdruck, daß Jakobson in 'Linguistik und Poetik' zwar ausführlich poetische Strukturen untersuche und beschreibe, auf eine „analyse véritable des rapports entre les formes ou structures poétiques

<sup>31</sup> Siehe u. a. Gerhard Helbig, *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*, Reinbek 1970, S. 57 ff. ('Die Theorie der binären Opposition') und die dort in Anm. 40 genannte Literatur.

<sup>32</sup> Jakobson, *Hölderlin*, S. 47.

<sup>33</sup> In der Zeitschrift *L'Arc*, Nr. 60, S. 64–69.

. . . et leur fonction au sens linguistique du terme“<sup>34</sup> jedoch verzichte. Diese Ausklammerung der Frage nach dem Sinn von Poesie führe schließlich dazu, daß der Leser von 'Linguistik und Poetik' auch darüber im unklaren bleibt, was Jakobson nun zum Thema seiner Untersuchung macht. Er wird mit mehreren „suggestions sur le caractère spécifique du texte poétique“<sup>35</sup> konfrontiert, ohne daß eindeutig eine Entscheidung für eine bestimmte Möglichkeit getroffen wird.

Wenngleich diese Kritik Mounins etwas überspitzt sein dürfte – bei den verschiedenen Annäherungen an das Phänomen der Poetizität läßt sich immerhin eine gewisse Konvergenz feststellen –, so zeigt ein anderes Beispiel aus der Hölderlinforschung, daß das 'Poetische' auch anderswo lokalisiert und damit durch andere Oppositionen bestimmt werden kann. Es sei erinnert an die Abhandlung Eugen Gottlob Winklers<sup>36</sup>, der schon relativ früh den fragmentarischen Entwürfen Aufmerksamkeit schenkte und sie in einer Weise deutete, daß sich eine bemerkenswerte Affinität zu den Thesen Jakobsons ergibt. Der späte Hölderlin, dessen Gedichte Winkler untersucht, ist allerdings nicht der 'späteste', dessen Dichtungen wieder eine vollendete, geschlossene Form aufweisen, sondern der Dichter, der die gewaltigen Synthesen, von denen noch Gedichte wie 'Patmos' zeugen, nicht zu bewältigen vermag. Der Welt- und Geistesgeschichte umspannende Idealismus zerbricht in diesen Fragmenten – den 'Hymnischen Entwürfen' – nicht im Sinne eines letztlichen Versagens, sondern eher im Sinne einer Öffnung der Realität gegenüber, die sich mittels des dichterischen Wortes nicht mehr beschwören läßt. – In der Umnachtung manifestiert sich somit ein als genuin 'poetisch' zu bezeichnender Impetus, in dem nicht mehr der Geist des Dichters herrscht, sondern das dichterische Wort für sich. Da, wo die Sprache nicht mehr als 'medium' im Verhältnis des Menschen zum Mitmenschen und zur Wirklichkeit fungiert, eröffnet sich die Möglichkeit einer rein poetischen Sprache. Die für Winkler relevante Differenz, die sich aus der Herauslösung mehr oder weniger autonomer Wörter aus einem übergreifenden syntaktischen Gefüge ergibt, bringt seine 'Umwertung' der Fragmente in noch größere Nähe zu Jakobsons Analyse. Auch bei diesem liegt ja das Gewicht auf der Isolierung und Untersuchung kleinster Einheiten – Laute, Morpheme, Wörter – und

<sup>34</sup> Ebd., S. 66.

<sup>35</sup> Ebd., S. 64.

<sup>36</sup> Eugen Gottlob Winkler, *Der späte Hölderlin*, in: *Hölderlin, Beiträge zu seinem Verständnis in unserem Jahrhundert*, hrsg. von Alfred Kalletat, Tübingen 1961, S. 371 bis 391. Erstdruck: *Deutsche Zeitschrift*, Jg. 50, 1936/37, S. 24–46.

deren Relationen. Die Syntax und der Text als ganzer spielen dagegen eine nur marginale Rolle. Was in den Bruchstücken also eo ipso fehlt, verschwindet auch weitgehend in der Betrachtung Jakobsons – ein Umstand, der natürlich mit dessen Prämissen hinsichtlich des spezifischen Charakters des Poetischen zusammenhängt und nicht ohne weiteres als Mangel gelten kann. Es ist aber auf jeden Fall eine Schranke gegeben, die die Beziehung der Poetizität zu den übrigen Sprachfunktionen und deren Verknüpfung innerhalb des Kommunikationsmodells tangiert. Läßt sich eine 'Autoreferenz' oder 'introversive Semiosis' im absoluten, strengen Sinne denken? Nimmt nicht auch Jakobson eine 'Dekodierung' vor und hintergeht die Interpretation als solche nicht bereits das Postulat einer reinen Poetizität, insofern immerhin de facto eine Relation zum Interpretieren gegeben ist? Namentlich die Weiterentwicklung des Jakobsonschen Sprachmodells durch Sebeok<sup>37</sup> hat gezeigt, daß eine kommunikationstheoretische Lokalisierung der poetischen Funktion große Schwierigkeiten bereitet.

#### b) Die Verfahrensweise des poetischen Geistes

Daß die Interpretation keine Ermittlung der Intentionen des Dichters zum Ziel hat, ergibt sich aus dem bereits Angeführten. Der Terminus 'Interpretation' wäre vielleicht schon unangebracht. Die Tatsache aber, daß Jakobson auf Hölderlins Abhandlung 'Über die Verfahrensweise des poetischen Geistes' Bezug nimmt und dort entwickelte Prinzipien in 'Die Aussicht' verwirklicht sieht<sup>38</sup>, lenkt den Blick auf einen Aspekt der Schizophrenie, der hier wenigstens angedeutet werden soll.

In neueren psychopathologischen Forschungen wird darauf hingewiesen, daß für die Entstehung schizophrener Erkrankungen bestimmte Konstellationen in der näheren Umgebung (Familie) des Erkrankten wichtig sind, die den Charakter eines sog. 'double-bind' haben. Unter 'Doppelbindung' wird hier eine Situation verstanden, in der an einen Menschen widersprüchliche Forderungen erhoben werden, d. h. zwei Forderungen, die nicht zugleich erfüllt werden können. Ein primäres Gebot oder Verbot ist gegeben, das von einem sekundären durchkreuzt wird, wobei dem Betroffenen im allgemeinen die Möglichkeit zur kritischen Distanz und Reflexion dieser Widersprüchlichkeit verwehrt ist. Die Schizophrenie ist als Reaktion auf diese Widersprüchlichkeit zu verstehen, in dem Sinne, daß die Unmöglichkeit, zur gleichen Zeit beiden

<sup>37</sup> Siehe dazu Klaus Baumgärtner, Der methodische Stand einer linguistischen Poetik, JbIG 1. Jg., Heft 1, 1969, S. 15–43. Zu Sebeok und Jakobson speziell S. 17 f.

<sup>38</sup> U. a. aaO, S. 62 f.

Anforderungen zu genügen, zu einem Rückzug aus der Dimension, in der diese Forderungen existieren, führt<sup>39</sup>. Dies bedeutet also, daß die für die Schizophrenie charakteristische Spaltung in erster Instanz nicht als Merkmal des Kranken zu lokalisieren ist, sondern als Konstituens der Situation, in der der Kranke lebt.

Daß sich in Hölderlins Biographie manche Konstellationen nachweisen lassen, die von einer Doppelbindung bestimmt sind, ist bekannt. Die Beziehung zur Mutter, insbesondere die zu Schiller, ist erfüllt von Widersprüchlichkeiten. Das Problem der 'Doppelbindung' beschränkt sich aber nicht auf Persönliches und Biographisches, sondern findet sich auf Schritt und Tritt im Denken Hölderlins. Der bislang zu wenig beachtete Aufsatz 'Der Gesichtspunct, aus dem wir das Altertum anzusehen haben' beispielsweise zeigt die Schwierigkeiten, die dem Dichter daraus erwachsen, daß er sich einerseits von der Übermacht tradierter Vorbilder in seiner Selbständigkeit gefährdet sieht, andererseits aber das Exemplarische der Tradition anerkennen muß<sup>40</sup>. Die Schwierigkeit, die sich aus dieser Doppelbindung ergibt, spiegelt sich in den von Hölderlin entwickelten Gedankengängen wider. Auch in 'Über die Verfahrensweise des poetischen Geistes' steht die Auseinandersetzung mit einer 'Doppelbindung' im Mittelpunkt. Der Forderung, daß der Geist des Dichters sich seines 'Verfahrens' vergewissern muß, steht die Tatsache entgegen, daß der Geist auf einen Stoff angewiesen ist, der die Selbstgewißheit des Geistes aufzuheben scheint. Die Schwierigkeit, die darin liegt, daß der Geist sich einerseits auf sich selbst und zugleich auf ein ihm Fremdes beziehen muß, führt Hölderlin zu immer neuen Konstruktionen, die die Verbindung von 'Gewißheit' – auf seiten des Dichters – und 'Wahrheit' – auf seiten des Gedichts – ermöglichen sollen.

Ob es Hölderlin gelungen ist, eine adäquate Lösung des Problems zu finden<sup>41</sup>, sei dahingestellt. Wäre es aber keine Ironie, wenn die Lösung des in der 'Verfahrensweise' gegebenen Dilemmas den Dichter bis in

<sup>39</sup> Winfried Kudszus, Literatur, Soziopathologie, Double-bind. Überlegungen zu einem Grenzgebiet, in: Winfried Kudszus (Hrsg.): Literatur und Schizophrenie, Tübingen 1977, S. 135–163. Siehe insbes. S. 149.

<sup>40</sup> Siehe dazu die Ausführungen des Verf. in: Herrschaft und Knechtschaft bei Hölderlin, Assen 1973, S. 237 ff.

<sup>41</sup> Eine Frage, die eine bis jetzt noch nicht geleistete Interpretation des 'Gesichtspunct' und der 'Verfahrensweise' in einer Synopsis der historischen und systematischen Aspekte zu beantworten hätte. Erste Ansätze dazu finden sich in der Arbeit des Verf.: „Der Gesichtspunct aus dem wir das Altertum anzusehen haben“ – Zur Dialektik von dichterischer Theorie und Praxis bei Hölderlin“ (in Vorber.).

die Krankheit hinein verfolgt, für die nach Jakobson das bei Bettina von Arnim überlieferte Wort Hölderlins gilt: „die Sprache bilde alles Denken, denn sie sei größer wie der Menschengeist, der sei ein Sklave nur der Sprache, und so lange sei der Geist im Menschen noch nicht der vollkommene, als die Sprache ihn nicht alleinig hervorrufe. Die Gesetze des Geistes aber seien metrisch, das fühle sich in der Sprache, sie werfe das Netz über den Geist, in dem gefangen er das Göttliche aussprechen müsse“<sup>42</sup>?

## Das Hölderlin-Archiv 1976–1979

Von

Maria Kohler und Werner P. Sohnle

### 1. Handschriften

Da sich von den uns bekannten Hölderlin-Handschriften nur wenige noch in privatem Besitz befinden, ist die Erwerbung von Hölderlin-Autographen eine Seltenheit geworden. So war denn auch das herausragende Ereignis die Ersteigerung der Handschrift 'An Kallias' am 20. 2. 1979 auf der Aktion Stargardt in Marburg. Nach dem Tod des vorherigen Besitzers William Matheson (Olten, Schweiz) kam die Handschrift nun nach langer Irrfahrt in die Heimat zurück und kann der Wissenschaft zur Verfügung gestellt werden.

Neue Funde wurden im Berichtszeitraum nicht gemacht.

### 2. „Hölderlins Bibliothek“

Weitere Erwerbungen konnten mit Rücksicht auf die finanziellen Mittel nicht getätigt werden. Mehrere Exemplare, die sich im Besitz der Württembergischen Landesbibliothek befinden – größtenteils in den Beständen der früheren Hofbibliothek mit den Signaturen HB und HBF – wurden in die Kataloge des Hölderlin-Archivs inzwischen eingearbeitet. Andere Stücke, vor allem solche, die nachweislich von Hölderlin benutzt wurden, konnten durch Xerokopien von Exemplaren in fremdem Besitz ergänzt werden. Allerdings ist die „Bibliothek Hölderlins“ noch nicht vollständig, da in jedem einzelnen Fall zeitraubende Recherchen nötig sind.

### 3. Nachlässe von Hölderlin-Forschern

Der Nachlaß von Ludwig von Pigenot hat eine vorläufige Ordnung erhalten. Dabei stellte sich heraus, daß die übernommene Bibliothek einige im Hölderlin-Archiv noch nicht vorhandene Veröffentlichungen enthielt, u. a. eine Rarität, nämlich eine Quelle zu Hölderlins 'Empedokles':

Diogenes Laertius: De vitis (griech. und lat.), dogmatis et apophthegmatis eorum, qui in philosophia claruerunt, libri 10. Cum annotationi-

<sup>42</sup> Zitiert bei Jakobson, Hölderlin, S. 78.

bus Henr. Stephani. Pythag. philosophorum fragmenta. Cum Latina interpretatione. [Genevae] 1570: H. Stephanus.

Dieses Werk galt lange Zeit wegen des Namenszuges „Hölderlin“ auf dem Vorsatzblatt als sein eigenes Exemplar; es stammt in Wirklichkeit jedoch aus dem Besitz des Ulmer Landgerichtspräsidenten Carl Wilhelm von Hölderlin (1823–1889).

Der Hellingrath-Nachlaß erfuhr Ergänzungen, überwiegend in Form von familiengeschichtlichen Urkunden, durch eine Stiftung der Witwe von Dr. Karl Max von Hellingrath in München.

#### 4. Erwerbungen

##### a) Druckschriften

Von 1976–1979 wurden 186 Monographien und 552 Aufsätze, Rezensionen und Berichte aus Zeitschriften, Zeitungen und Sammelbänden katalogisiert und sachlich aufgeschlüsselt.

##### b) Musikalien und darstellende Künste

Es ist erstaunlich, in wie hohem Maße Hölderlin-Texte vertont werden. Im Berichtszeitraum konnten nicht weniger als 53 Kompositionen und 10 Schall- bzw. Sprechplatten in das Archiv eingereicht werden.

25 Bilder, Originale und Reproduktionen oder Fotos, Plakate u. ä. haben direkten oder doch thematischen Bezug auf Hölderlin und wurden erworben.

#### 5. Veröffentlichungen des Archivs

Die in etwa vierteljährlichem Rhythmus erscheinenden Neuerwerbungslisten werden an einen stetig wachsenden Kreis von Interessenten des In- und Auslandes versandt (z. Zt. 60 Abnehmer). – Die Fortführung der laufenden chronologischen Hölderlin-Bibliographie mußte mangels freier Arbeitskapazität zurückgestellt werden.

#### 6. Hölderlin-Ausgabe

Im Berichtszeitraum erschien der letzte Band: 7, 4 (1977). Über die Mitwirkung des Hölderlin-Archivs an diesem und an den früheren von Adolf Beck edierten Bänden bedankt sich der Herausgeber in Bd. 7, 4 S. 378.

#### 7. Benutzung

Im letzten Bericht, der sich auf einen Zeitraum von 5 Jahren bezog, waren im Archiv rund 800 Benutzer registriert worden. Für die Jahre

1976–1978 wurden bis jetzt schon 540 Benutzer gezählt. Würde man diese Zahl, um sie mit der des letzten Berichtes vergleichen zu können, auf 5 Jahre hochrechnen, so hat das Hölderlin-Archiv mit einer Steigerung der Frequenz um 12,5 % zu rechnen. Die Auskunftstätigkeit des Hölderlin-Archivs hat ständig steigende Zahlen zu verzeichnen. Dies zeigt einmal der Postein- und -ausgang. Im Berichtszeitraum erhielt das Archiv 334 Briefe, die 1976: 93, 1977: 108 und 1978: 134 Antwortschreiben und entsprechende Recherchen erforderten, was einer Steigerung um 44 % innerhalb von drei Jahren entspricht. Zum ändern ist eine von mal zu mal sich erhöhende Zahl von telefonischen Auskünften, über die nicht einzeln Statistik geführt wurde, sowie Foto- und Xerox-aufträgen – im Berichtszeitraum 50 schriftliche, dazu mehrfach nicht gezählte mündliche Bestellungen – zu erledigen gewesen.

Eine große Belastung bedeutete die Herstellung der Unterlagen für die 'Frankfurter Hölderlin-Ausgabe'. Im Berichtszeitraum wurden von einer Stuttgarter Firma nach den im Hölderlin-Archiv vorhandenen Aufnahmen aller uns bekannten Hölderlin-Handschriften und den zeitgenössischen Abschriften von fremder Hand rund 2700 reproduzierbare Kopien hergestellt. Außerdem fertigte die Württembergische Landesbibliothek für die Herausgeber diesen ganzen Satz, teilweise mehrfach, als Arbeitsunterlage, in Fotografien bzw. Xerokopien. Ferner erhielten sie Xerokopien der vom Hölderlin-Archiv gesammelten Erstdrucke der Hölderlin-Texte.

#### 8. Personal

Die steigende Benutzungsfrequenz mit allen Folgen, eine stetig anschwellende Zahl von Publikationen, Kompositionen und bildlichen Darstellungen über Hölderlin, die es aus einer wachsenden internationalen Flut von Druckerzeugnissen herauszufinden, zu erwerben und in den Bestand zu integrieren gilt; ferner die Führung von Neuerwerbungslisten, einer laufenden chronologischen und einer sachlichen Bibliographie; das immer größer werdende Interesse an Hölderlin und die dadurch dem Archiv zufallende zeitraubende Recherchier- und Auskunftstätigkeit übersteigen seit langem die Arbeitskraft nur einer Person. Seit 1. 5. 1978 bekam das Archiv mit Frau Diplom-Bibliothekarin Renate Wagner wenigstens eine ständige Halbtagskraft zugesprochen. Ab 1. 5. 1978 hat Dr. W. P. Sohnle die Verwaltung des Hölderlin-Archivs als Abteilungsreferent übernommen.

Die 15. Jahresversammlung  
der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen  
vom 18. bis 21. Mai 1978

Die 15. Jahresversammlung fand nach längerer Unterbrechung wieder in Tübingen statt im Sinn einer Übersicht und Verständigungsmöglichkeit für alle, die an den unterschiedlichen Hölderlin-Diskussionen der letzten Jahre teilhatten. Der Tod Friedrich Beißners und der Abschied des Präsidenten aus seinem fünfundzwanzigjährigen Amt wurden darüber hinaus Anlaß, zurück- und vorzuschauen. In den Vorträgen und den Arbeitsgruppen sollten Geschichtlichkeit und Geschichtsbezug der Hölderlinschen Dichtung betont werden. Ein Spätprogramm und ein Rundgespräch wurden neu in die Tagungsfolge aufgenommen, um den Auseinandersetzungen mit dem Werk des Dichters nach der Tiefe und der Breite Raum zu geben.

Die Pflege des in seinem Grundbestand und seiner Umgebung einzigartig überlieferten Tübinger „Hölderlinturmes“ sehen die Stadt Tübingen und die Hölderlin-Gesellschaft als eine ernste Aufgabe an. Es war für beide Seiten eine Freude, daß zu Beginn der Jahresversammlung ein weiterer Teil des Hauses, die zwei eigentlichen Wohnräume Hölderlins im ersten Stock, „das kleine geweißnete amphitheatralische Zimmer“ dem Gedächtnis des Dichters zurückgegeben werden konnten. Bei der Eröffnung führte der Präsident aus:

*Seit 1921 ist dieses Haus in der Obhut der Stadt Tübingen. Der Vertrag mit der 'Vereinigung zur Erhaltung des Hölderlinturmes' gilt auch für die nachfolgende Hölderlin-Gesellschaft. Mit der Einbeziehung der nun renovierten zwei kleinen Zimmer, in denen Hölderlin gelebt hat und gestorben ist, haben wir erneut etwas zu seinem würdigen Gedächtnis tun können. In den unteren Räumen soll in einer späteren Neugestaltung dann auch die an bedeutenden Menschen reiche Umgebung des Dichters in seiner frühen und seiner späten Tübinger Zeit sichtbar werden. Wenn wir die Stiftsfreundschaften und die Besucher des alten Hölderlin hier im Turm darstellen, dann können diese Räume ein Haus für die Tübinger Dichter werden. Bis dahin ist der Weg noch weit, aber ich glaube, wir haben heute etwas dazu getan.*

Am Nachmittag des 18. Mai trat der Vorstand zu einer Sitzung zusammen; dabei wurden der Ablauf der bevorstehenden Tagung und die finanzielle Lage der Gesellschaft erörtert. In der anschließenden Sitzung des Beratenden Aus-

schusses wurde ebenfalls darüber gesprochen, aber auch unter anderem über eine Medien-Archivierung. Der Anteil und die Bedeutung der „Medien“ – Radiosendungen, Fernsehbeiträge, Filme – nimmt für die Wissenschaft ständig zu. Dieser Verlagerung der Rezeption können die staatlichen Einrichtungen bisher nur an wenigen Stellen nachkommen. Für das Hölderlin-Archiv ergibt sich so eine wachsende Disproportion zwischen dem nahezu vollständig archivierten Schrifttum und dem nur teilweise bekannten Bild- und Tonmaterial. Um für das Archiv die Vollständigkeit zu erhalten und vielleicht die Bibliographie auch auf die Medien zu erweitern, sollen Gespräche zwischen den beteiligten Institutionen geführt werden.

Am Freitag, dem 19. Mai, wurde morgens im großen Saal des alten „Lamm“ am Marktplatz – heute Gemeindehaus – die Jahresversammlung durch den Vizepräsidenten mit folgender Ansprache eröffnet:

*Wenn über dem Weinberg es flammt  
Und schwarz wie Kohlen  
Aussiehet um die Zeit  
Des Herbstes der Weinberg, weil  
Die Röhren des Lebens feuriger athmen  
In den Schatten des Weinstoks. Aber  
Schön ists, die Seele  
Zu entfalten und das kurze Leben*

*Auch dieses Bruchstück, das 50. seiner Zählung, verdanken wir dem Spürsinn Friedrich Beißners, dessen wir in diesem Augenblick zuerst und nachher im Hörsaal 9 der Universität, Adolf Beckes Rede folgend, trauernd und verehrend gedenken.*

*Im Namen unseres Präsidenten Theodor Pfizer, des Professors Pfizer, wie wir nach der Verleihung dieses Titels am 27. April durch den Ministerpräsidenten nun mit den herzlichsten Glückwünschen sagen können – auch sein Wirken für die Hölderlin-Gesellschaft erschien in der Begründung; und gleich nachher wird er in seinem Vortrag über die Anfänge und die Gegenwart der Hölderlin-Gesellschaft Forschung und Lehre vorführen, und darum nimmt er heute nicht wie gewohnt als erster das Wort – im Namen von Theodor Pfizer also seien Sie, festlich versammelt, zur 15. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft, seit 6 Jahren wieder, nach Winterthur 1974 und Homburg 1976 im altvertrauten Tübingen, herzlich begrüßt.*

*Ein reiches Programm erwartet uns. Heute nachmittag tagen fünf Arbeitsgruppen über wichtige Aspekte der Hölderlinforschung, für deren Leitung wir Frau Klaiber und die Herren Binder, Gaier, Grodeck und Prignitz gewonnen haben. Morgen um die gleiche Zeit wird aber im „Plenum“ über die Arbeitsgruppen berichtet, woran sich ein Rundgespräch anschließt. Seit mehreren Tagungen hat es sich bewährt und es ist darum diesmal noch weiter ausgebaut worden, daß viele Mitglieder und Teilnehmer der Tagung Fragen und The-*

men zur Sprache bringen können und nicht auf das Anhören von Vorträgen, die trotzdem ihre Bedeutung behalten, beschränkt bleiben. Das ist nach einem Jahrzehnt, in dem – denken wir an die Düsseldorfer Tagung von 1968 und die ihr folgenden – die Diskussion um Hölderlin ganz neu und vielfältig aufgebrochen ist, um so mehr begründet und nötig – wie wir ja nachher hören werden. Galt es früher oft, Interesse zu wecken, so gilt es heute dem Interesse zu antworten. Daß dabei der Hölderlin-Gesellschaft keine Monopolstellung zukommt und diese von ihr auch gar nicht erstrebt wird, haben wir wieder durch eine sehr reiche, vom Hölderlin-Archiv getreu gesammelte und verzeichnete Literatur erlebt, dazuhin noch besonders in überraschend zahlreichen Veranstaltungen, sei es von konfessionellen Akademien wie der evangelischen in Herrenalb, der katholischen in Freiburg erst in diesem Jahr, bei der Wolfgang Binder und Bernhard Böschstein sprachen, sei es in Paris anlässlich einer Ausstellung deutscher Romantik, an der sich die Deutsche Schillergesellschaft beteiligte, sei es noch vor kurzem hier in Tübingen, veranstaltet vom Europazentrum, wo Pierre Bertaux und D. E. Sattler vor einem geladenen Kreise sprachen. An den meisten dieser Veranstaltungen nahmen annähernd so viele Menschen teil wie an dieser unserer eigenen Jahresversammlung.

In den beiden Vorträgen morgen vormittag von Götz Eberhard Hübner und von Jochen Schmidt werden wir einen Einblick in solche neueren Diskussionen bekommen. Es ist also mehr eine vielfältige Palette, vor der wir diesmal stehen, als ein einheitliches Thema, wie bei mancher früheren Tagung. Vielleicht entsteht daraus, aus den angedeuteten Forschungen, wie sie sich auch im neuesten Hölderlin-Jahrbuch in besonders reicher Fülle zeigen, wieder einmal eine zusammenfassende Darstellung des Standes der Forschung und des Verständnisses des Dichters, was mir für eine künftige Tagung wünschenswert scheint.

Ein neues Element, ein Experiment vielleicht, wird das Spätprogramm des heutigen Tages sein, auf das sicher viele gespannt sein werden. Das Wort des Dichters wird heute abend Anna Dammann vermitteln, ins Lied gehüllt vier Künstler am morgigen Abend. Der Anschauung dient die neugestaltete Ausstellung im Hölderlinhaus, die bereits gestern nachmittag eröffnet wurde, und die Ausstellung von Hölderlinbildern im Theodor-Haering-Haus, endlich die für den Sonntag geplante Exkursion nach Nürtingen und Denkendorf, für manche vielleicht eine willkommene Auffrischung früherer Erinnerungen.

Gesellig werden wir uns, empfangen von Herrn Oberbürgermeister Dr. Schmid, wieder wie schon in früheren Jahren, im schönen Rathaussaal treffen und zu verantwortlicher Arbeit morgen in der Mitgliederversammlung der Gesellschaft.

Lassen Sie mich zum Schluß allen danken, die sich als Redner und Mitwirkende für diese Tage zur Verfügung gestellt haben, allen, die materielle Hilfe leisten, wie dem Regierungspräsidium und der Stadt Tübingen, insbesondere allen Helfern bei der Vorbereitung, unserem initiativen Geschäftsführer Herrn Gerhard Rohne, unserer bisherigen Sekretärin und Geschäftsführerin

Frau Ruth Fritz, die mit Selbstverständlichkeit wieder eingesprungen ist, unserer neuen Sekretärin Frau Gerlinde Dürr. Und wer hindert mich, einen besonderen Dank an unseren Präsidenten zu richten, der mehr als je in den letzten Jahren und bei der Organisation dieser Tagung Lasten auf sich genommen hat, die weit über das Präsidiale hinausgehen?

Ich heiße Sie noch einmal alle willkommen, besonders die Persönlichkeiten, die uns jetzt mit einigen Worten begrüßen werden, ehe Theodor Pfizer das Wort nimmt.

Meine Damen und Herren, manchen von uns werden die zum Teil so heftigen Auseinandersetzungen und Meinungsverschiedenheiten noch gegenwärtig sein, die wir vor zwei Jahren in Homburg auszutragen hatten. Ich weiß, daß diese bei einigen unserer Mitglieder noch nicht verklungen sind. Ich bin, darin ganz eins mit dem Präsidenten und dem ganzen Vorstand, entfernt davon, nun für diesmal Attinghausen zu spielen. Streit muß und soll sein, wo er offenkundig nötig ist, und manches Wort Hölderlins könnte dazu angeführt werden. Der Streiter aber – wir alle, die mit Hölderlin die Dichtung als göttliche Gabe, als etwas, das größer ist als wir selber, verstehen, halten uns an dieses Höhere, das, in einer Zeit fürchterlicher Erfahrungen zumal, allein unserem täglichen Sein, Tun und Streiten Sinn, Maß und Ziel gibt.

Es folgte der Vortrag des Präsidenten mit dem Blick auf die vielfältigen Wege der Hölderlin-Wirkung in diesem Jahrhundert. Er ist in diesem Jahrbuch abgedruckt.

Im Hörsaal 9, dem Saal, in dem Friedrich Beißner drei Jahrzehnte gelehrt hat, versammelte sich eine große Gemeinde zur Gedenkfeier für den verstorbenen Tübinger Germanisten. Der Präsident begrüßte Frau Beißner und die Familie:

Mit Ihnen versammeln sich in diesem Saal Freunde, Lebensgefährten, Amtsgenossen und Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft zu einer Gedenkfeier für Friedrich Beißner. Adolf Beck, mit dem er das große Hölderlin-Editionswerk geschaffen hat, wird das Wesen und das Werk des Toten lebendig werden lassen. Aus der Geschichte der Hölderlin-Gesellschaft ist der, den wir trauernd ehren, nicht wegzudenken. Er war ihr erster Geschäftsführer, Mitglied des Vorstands, Vizepräsident und seit 1970 ihr Ehrenmitglied.

Die Vizepräsidentin der Universität, Frau Prof. Dr. Hanna Weisedel, gedachte der Lehrtätigkeit Beißners, der 1942 nach Tübingen und nach dem Krieg hier auf einen Lehrstuhl für schwäbische Literaturgeschichte kam. 1950 war er Dekan der philosophischen Fakultät, in einer Reihe von Ehren und Ämtern schlug sich sein internationales Ansehen nieder. Die Universität werde ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Die folgende Gedenkrede Adolf Becks findet sich in diesem Jahrbuch.

Am Nachmittag ging der intensiven Arbeit in den zum Teil überfüllten

Arbeitsgruppen, über die die Abhandlungen dieses Bandes berichten, die Eröffnung einer Ausstellung von Bildern Wilhelm Barges voraus. Der Maler sprach über seine „Bild-Dichtungen“, in denen sich malerische Formen auf eigenartige Weise mit Texten Hölderlins verbinden.

Mit wohlthuender Gastlichkeit empfing die Stadt Tübingen die Teilnehmer der Jahresversammlung im historischen Sitzungssaal des Rathauses. Oberbürgermeister Dr. Schmid begrüßte sie mit folgender Ansprache:

*Hochverehrter Herr Präsident,  
meine verehrten Damen und Herren!*

*Ich habe zum ersten Male die Ehre, die Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft, die sich zuletzt vor 6 Jahren hier trafen, im Sitzungssaal unseres Rathauses herzlich willkommen zu heißen. Ich freue mich, daß Sie wieder nach Tübingen, der Heimatstadt Ihrer Gesellschaft, gekommen sind.*

*Manches hat sich in diesem Zeitraum gewandelt. Sie werden vertraute Gesichter vermissen; Würden und Bürden sind in den letzten Jahren auf Jüngere übergegangen. Die expansive Nachkriegsentwicklung der Stadt ist abgeschlossen worden; heute geht es uns darum, die Wohnqualitäten zu verbessern, vernachlässigte Stadtviertel zu sanieren, Überkommenes besser als bisher zu bewahren und die Schrecken des Verkehrs zu mindern.*

*Ein Beispiel für eine Kernsanierung haben Sie heute vormittag bei der Eröffnungsveranstaltung im ehemaligen Gasthof Lamm, dem inzwischen völlig neu entstandenen Gemeindezentrum, unmittelbar miterlebt. Die Bauarbeiten auf diesem beengten Areal konnten Ihnen eine Ahnung von den Problemen dieser für die Rettung unserer Stadt so wichtigen Aufgabe vermitteln.*

*Vieles, das Wesentliche ist geblieben und macht wie eh und je die Identität dieser Stadt aus: das Stift, die Kirche, die Alte Aula, das Rathaus, das Schloß. Und manche Bezugspunkte aus dem Leben des Studenten Hölderlin finden sich noch heute: der Österberg, Hölderlins Parnaß, der in Teilen zwar überbaut wurde, aber im Norden noch heute einen beruhigenden Naturgenuß vermittelt; das Philosophenbrünnele, sein kastalischer Quell; das Wankheimer Tälchen, das dem Bunde der Aldermannsfreunde heilig war, das aber heute durch Straße und Kaserne vieles von seiner poetischen Anziehungskraft verloren hat.*

*Von der berühmten Geniepromotion Hölderlin, Hegel und Schelling ist nur einer – krank – nach Tübingen zurückgekehrt. Das Hölderlinhaus, Mittelpunkt seiner langen zweiten Tübinger Epoche, ist heute im Bilderbogen unserer Neckarfront ein unverwechselbarer Bestandteil, trautes und markantes Signum. Für mich ist es immer wieder verwunderlich, aber auch amüsant, wie frühere Zeitgenossen das, was wir als harmonische Idylle empfinden, beschrieben haben. Christoph Heinrich Pfaff, der sich Weltbürger und Freund der Naturwissenschaft nannte, schrieb 1798:*

*„In die schöne Harmonie der Natur bringt diese Stadt den unangenehmsten Mißklang. Mit dem größten Eigensinne, wüste Häuser und wüste schlechte Straßen zu bauen, kann man es kaum weiter treiben, als hier geschehen ist. Die Stadtmauer, die hier vom Neckar bespült wird, ist mit dicht aufeinander stehenden Häusern besetzt. Wo der kleinste Zwischenraum zwischen den Dächern derselben gelassen ist, schaut ein anderes Haus hervor. Das Ganze stellt einen verworrenen Haufen von den unangenehmsten Gestalten vor.“*

*Als Ernst Bloch im letzten Jahr starb, als die Universität ihr 500jähriges Jubiläum feierte, gab es kein Fernsehteam, das sich diesen „verworrenen Haufen“ als malerische Kulisse hätte entgehen lassen.*

*Hölderlin ist in Tübingen nicht vergessen. Dafür bürgt vor allen anderen die Hölderlin-Gesellschaft. Dafür steht das Lebenswerk Friedrich Beißners. Dafür sorgen aber auch jene, die uns unbequem sein mögen. 1970 leuchtete – manchem zum Ärgernis – jugendliches Jakobinerrot an seinem Grabe. 1972 gab der 'Hölderlin' von Peter Weiß in Tübingen Anlaß zu kontroverser Diskussion. Und im vergangenen Jahr erinnerten Plakate für ein Tübinger Folk-Festival an den Freiheitsbaum, den Hölderlin, Hegel und Schelling, mit deren Namen sich Tübingen gerne, wenn auch nicht immer berechtigt, schmückt, auf einer Wiese bei Tübingen gepflanzt und umtanzt haben sollen.*

*Dichtung oder Wahrheit: ich finde es ermutigend, daß sich auch unsere Jugend, aus ihrer Sicht, um Hölderlin bemüht. Wir sollten, neben anderem, auch das zum Zeichen dafür nehmen, daß Friedrich Hölderlin, dieser nicht populäre, aber höchst aktuelle Dichter, in Tübingen Heimatrecht hat.*

*Die Stadt Tübingen ist mit Ihnen, Herr Präsident, im Gespräch wegen einer Belebung und Bereicherung des Hölderlin-Hauses. Sie wird sich nach Kräften um die Bewahrung dieses lebendigen Erbes bemühen.*

Der Präsident dankte dem Oberbürgermeister für die Gastfreundschaft und die nun wieder bewährte Hilfe der Stadt Tübingen.

Der Abend brachte diesmal in zwei Veranstaltungen Verschiedenes und sich Ergänzendes. Der Lesung von Hölderlins Gedichten durch Anna Dammann folgte ein Spätprogramm im Festsaal des Evangelischen Stiftes mit dem Versuch eines Zusammenklangs von Musik, Prosa und Lyrik. Peter Härtling las ein Kapitel aus seinem Hölderlin-Roman, Ernst Meister trug zum Teil unveröffentlichte Gedichte vor. Tübinger Studenten spielten eine Flötensonate Friedrichs des Großen, Cembalomusik von Gesualdo und Frescobaldi und Schuberts Streichquintett in C-Dur op. 163, ein Abend gewidmet dem „Stiftsgeist“ in seinen verschiedenen Formen.

Am Morgen des 20. Mai legten der Oberbürgermeister und der Präsident der Gesellschaft Kränze am Grabe Hölderlins nieder.

„Denn nicht der Seher allein / Es stehen unter einem Schicksaal / Die Dienenden auch.“ – mit diesem Wort auf der Schleife des Kranzes wurde des 135. To-

destages des Dichters und derer gedacht, denen dieses Grab in Tübingen eine teure Stätte bleibt.

Anschließend hielt Götz Eberhard Hübner den Vortrag über 'Das versäumte Vaterländische'. Er versuchte, das Fragment '... meinst du / Es solle gehen, / Wie damals?' und die 'Anmerkungen zur Antigonae' aufeinander zu beziehen und auf diese Weise beiden Texten zu einer genaueren Deutung zu verhelfen, wobei seine Perspektive sich auf die pädagogische, politische und gesellschaftliche Gegenwart ausweitete. Dabei bekannte er sich zu einer Maße und Gebote der Vortragsform sprengenden Darbietungsweise.

Jochen Schmidt folgte mit dem Vortrag 'Hölderlins späte Oden – ein Widerruf?' Der Vortrag ging von der Beobachtung aus, daß der späte Hölderlin in auffälliger Weise schon längst abgeschlossene Werke wieder aufgreift und ändert. Daher die leitende Frage: ob sich ein einheitlicher Grund für diese Änderungen erkennen läßt? Wenn ja, so war die weit über jede bloße Einzeluntersuchung hinausgehende Folgerung, dann ist Hölderlins gesamtes Spätwerk deutlicher als bisher in seiner besonderen Eigenart zu fassen. An einer Reihe von wichtigen Motiven und Gestalten aus dem Spätwerk wies dann Jochen Schmidt nach, daß Hölderlin in der Tat einer durchgehenden Tendenz folgt. Er widerruft die genialische und romantische, die empedokleische und dionysische Richtung seines bisherigen Dichtens und betont im Gegenzug die Notwendigkeit eines in seiner Individualität fixierten, begrenzten und bewußten Daseins. Eine exemplarische Analyse der Ode 'Chiron' im Vergleich zu dem ihr zugrundeliegenden, mehrere Jahre früher entstandenen 'Blinden Sänger' machte evident, wie systematisch Hölderlin seine Dichtungen in diesem Horizont umgestaltet. Die Heranziehung anderer später Oden-Überarbeitungen bestätigte diesen Eindruck. Abschließend betonte Jochen Schmidt den historischen Charakter des gesamten Vorgangs. Hölderlin steht im Kontext der Frühromantik. Er reflektiert wie diese die Gefahr einer romantischen Hingabe ans Unendliche und versucht ihr mit begrenzenden Regulativen zu begegnen. Doch erfährt bei ihm diese antinomische Spannung eine radikale Verschärfung, wozu die zunehmende individuelle Gefährdung und das daraus resultierende Ringen um Fassung kurz vor dem endgültigen Ausbruch der Geisteskrankheit deutlich erkennbar beigetragen hat.

Da das Thema des Vortrags inzwischen eine ausführliche Darstellung in Buchform erfuhr, wurde auf Wunsch des Autors auf dessen Abdruck im Hölderlin-Jahrbuch verzichtet.

Der Nachmittag des 20. Mai wurde – zum erstenmal – einem Rundgespräch über verschiedene Themen gewidmet, das jedem Gelegenheit geben sollte, Fragen zu stellen, eigene Thesen vorzutragen und ein Gespräch über die vielfältigen Probleme zu führen, die durch die zum Teil kontroversen Diskussionen über das Verständnis des Hölderlinschen Werkes sichtbar werden. So gab es neben Fragen über „Erfahrungen bildender Künstler oder Musiker mit der 'Prozessualität' der Hölderlinschen Texte“ einen ausführlichen Beitrag von

Margarete Dierks über die in den Besprechungen oft wenig verständnisvoll dargestellte Hölderlin-Biographie des in Leipzig lebenden Gerhard Wolf. Peter Reisinger, Stuttgart, stellte eine Arbeit über Hölderlins Fragment 'Über die Verfahrungsweise...' vor, aus dem er ein exaktes poetologisches System entwickelte, dem 4 Positionen (1. Geistiger Gehalt, 2. Geistige Form, 3. Objektive Form, Sinnlicher Gehalt, 4. Objektiver Gehalt, Sinnliche Form) zugrunde liegen. Die Arbeit versucht sich Hölderlins sprachlicher Mythe von diesem Ansatz aus zu nähern. Schließlich berichtete Dietrich E. Sattler über den Fortgang der 'Frankfurter Ausgabe'. Der Erscheinungsplan sieht nach den Bänden 2 (Lieder und Hymnen) und 14 (Entwürfe zur Poetik) zunächst die Oden vor, dann den 'Hyperion' und den 'Empedokles', sodann zwei Bände 'Gesänge'. Die Ausgabe soll 1985 abgeschlossen sein, dies setzt aber eine öffentliche Förderung voraus, die der „vaterländischen“ Bedeutung Hölderlins entspricht. Die öffentliche Stellung der Ausgabe ist nicht durch die Feindschaft zu einer anderen bestimmt, sondern durch das Verhältnis der Söhne zu den Vätern: „Wir betrachten uns als legitime Erben, selbst wenn wir bei diesem Vater nicht studiert haben und selbst wenn der Vater noch nicht einmal mehr feindlich sein konnte. Ich möchte in dieser Stunde hier öffentlich um Verzeihung bitten dafür, daß Streit notwendig ist.“

*Die Tatsache, Hölderlin der neuen Generation zur Diskussion zu stellen, bedeutet nicht nur den Versuch einer Korrektur der institutionalisierten Meinung über das, was derzeit das Beste sei, sondern auch eine Kritik der oppositionellen theoretischen und tatsächlichen Veränderungsversuche.“*

Die anschließende Mitgliederversammlung im „Lamm“ wurde durch den Präsidenten eröffnet. Er gab den Jahresbericht für 1976/77 und führte folgendes aus:

*Verehrte Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft!  
Heute habe ich Ihnen zum 11. und letzten Mal den Jahresbericht zu erstatten. Es ist keine runde Zahl und auch im übrigen nicht der Ort, eine abschließende Darstellung zu geben. Die Hölderlin-Gesellschaft muß und will weiterleben, unabhängig von denen, die im Vorstand für sie tätig sind, unabhängig von dem, der als Präsident sie zu leiten berufen ist.*

*Wieder sind viele zu unserer 15. Jahresversammlung gekommen, manche haben sich entschuldigen müssen und mit guten Wünschen für Tagung und Gesellschaft ihre Anteilnahme zum Ausdruck gebracht, so unser Ehrenmitglied Prof. Carlo Schmid, der schreibt: „Ich habe die Jahresversammlungen, die ich mitmachen durfte, in so guter, lebendiger Erinnerung behalten, daß ich alle Möglichkeiten erwogen habe, die mir ein Kommen zu erlauben vermöchten...“ Und unser Ehrenmitglied Carl Keidel schreibt, daß er mit den Namen Beißner und Beck durch seine Lebensarbeit mit dem Gefühl der Freundschaft, der Dankbarkeit und Verehrung verbunden sei.*

Wir wollen derer gedenken, die von uns gegangen sind. Wir beklagen den Tod von 14 Mitgliedern, die zum Teil seit Jahrzehnten in unseren Reihen standen, unter ihnen Joachim Rosteutscher, Professor in Kapstadt, Dr. Max von Hellingrath, Prof. Dr. Erik Wolf, der lange Jahre Mitglied des Beratenden Ausschusses war und unser Ehrenmitglied Friedrich Beißner. Was wir an ihm verloren haben, wurde gestern bei der Gedächtnisfeier erneut lebendig. Sie haben sich zu Ehren dieser Toten erhoben; ich danke Ihnen dafür.

Die Zahl unserer Mitglieder hat wieder zugenommen. Waren es am Jahresende 1975 1029 Mitglieder, so ein Jahr später 1049, am Ende des vergangenen Jahres 1090 und heute sind es 1117. Wir freuen uns über diese Entwicklung und heißen die neuen Mitglieder herzlich willkommen. Erneut aber bitten wir alle, nach weiteren Freunden des Dichters Umschau zu halten. Das erleichtert und stärkt die Arbeit der Gesellschaft.

Mit dem Doppeljahrbuch 19/20, der nun stattlich gewordenen Reihe, ist Ihnen eine Gabe, bestimmt für die Jahre 1975 und 1976, übermittelt worden, deren Inhalt mit beinahe 700 Seiten Sie lange Zeit beschäftigen wird. Es enthält den Niederschlag der Tagungen in Winterthur und Bad Homburg. Das 'Marbacher Quartet' mit den Maulbronner Gedichten Hölderlins ist die Jahressgabe für das vergangene Jahr; daß es auch buch künstlerisch besonders glücklich ist, ist ein Verdienst von Carl Keidel. Für dieses Jahr ist eine Langspielplatte mit dem von Vilma Mönckeberg-Kollmar gesprochenen 'Archipelagus' vorgesehen, unvergessen für alle, die ihre Rezitationen 1943 in Tübingen und zwanzig Jahre später in Berlin miterlebt haben. Wir hoffen, mit dieser neuartigen Jahressgabe den Mitgliedern eine Freude zu machen.

Mit dem 4. Teil des Dokumentenbandes der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe ist diese im Hauptwerk abgeschlossen. Es fehlt nur noch ein Register zu diesem gewaltigen Werk. Was in den insgesamt 14 Bänden an Editionsarbeit, an geistigen Mühen enthalten ist, kann wohl auch der Laie ermessen. Wir danken wieder einmal Adolf Beck.

Über das Hölderlinhaus in Tübingen, über seinen in Etappen möglichen Umbau und Ausbau, deren erste Sie in diesen Tagen sehen konnten, wurde bei der Eröffnung gesprochen.

Dieser Bericht soll mit einem Dank abschließen, der allen gilt, die sich um die Hölderlin-Gesellschaft verdient gemacht haben: Den treuen Mitgliedern, den Frauen und Männern im Beratenden Ausschuß, dem Vorstand und besonders dem Vizepräsidenten, unserem Freund Wilhelm Hoffmann, dessen besonnener Rat und dessen phantasievolle Überlegungen uns so oft geholfen haben, Frau Ruth Fritz, die zehn Jahre lang als Geschäftsführerin tätig war und mit ihrer Erfahrung weiterhilft, dem seit April 1977 als Geschäftsführer tätigen Gerhard Rohne und der Sekretärin Gerlinde Dürr.

Der Kassenbericht liegt Ihnen vor, auch der Rechnungsprüfungsbericht für die beiden Jahre. Aus diesen Unterlagen bitte ich Sie zu entnehmen, daß der Kontenstand am 31. 12. 1977 mit einem Betrag von DM 5300.- abschließt,

im Jahr zuvor mit einem solchen von fast DM 20 000.-, daß die Gesellschaft aber noch Zahlungsverpflichtungen in Höhe von fast DM 43 000.- hat, einmal für das Doppeljahrbuch, zum andern für den Schriftenband 10.

Zum erstenmal also tritt die Gesellschaft mit beträchtlichen Schulden auf, die nur durch Spenden und Subventionen gedeckt werden können. Die Wege dazu sind beschritten, wir hoffen insbesondere, daß wir mit der Stadt Stuttgart zu einem Subventionsabkommen gelangen können. Aber um die wirtschaftliche Basis der Gesellschaft zu sichern, muß auch eine Erhöhung der Mitgliedsbeiträge ins Auge gefaßt werden. Der Vorstand schlägt deshalb vor, vom Jahr 1979 ab die Beiträge auf DM 30.- zu erhöhen, für Studenten auf DM 15.- und für korporative Mitglieder auf DM 50.-. Wir hoffen hierfür auf Ihr Verständnis, auch im Blick auf die Kostensteigerung für die Buchproduktion, die Postgebühren und manches anderes, was zum Tätigwerden einer solchen Gesellschaft gehört, die den Mitgliedern dienen will.

Der Arbeits- und Kassenbericht wurde zur Diskussion gestellt; der Vorstand und die Geschäftsführung wurden auf Antrag von Herrn Amann entlastet.

Der Punkt 4 der Tagesordnung betrifft eine rein formelle Berichtigung der Satzung. Durch ein Druckversehen wurde bei den in der Mitgliederversammlung vom 12. Juni 1976 beschlossenen Satzungsänderungen versäumt, einen Absatz 4 des § 12 zu streichen. Er lautet: „Soll der Sitz der Gesellschaft geändert werden, so müssen mindestens  $\frac{3}{4}$  der Mitglieder zustimmen (die Abwesenden schriftlich).“ Sowohl der Registerrichter wie der Vorstand halten diesen Satz für entbehrlich, weil ja schon nach Absatz 1 des § 12 Satzungsänderungen, also auch der den Sitz der Gesellschaft in Tübingen verankernde Absatz 1 des § 3, eine solche qualifizierte Mehrheit erfordert. Wir bitten deshalb zu beschließen, diesen Satz wegfällen zu lassen.

Einstimmig wurde im Sinne des Antrags beschlossen.

Die Herren Pfizer und Hoffmann hatten gebeten, vom Amte des Präsidenten und Vizepräsidenten entbunden zu werden, um ihre Sitze im Vorstand neuen Kräften zur Verfügung zu stellen. Dadurch wurden Neuwahlen nötig. Da gleichzeitig der von der Satzung vorgesehene 7. Vorstandssitz besetzt werden sollte, schlug der Präsident den Schriftsteller Peter Härtling, den Münchener Gräzisten Prof. Dr. Uvo Hölscher und den Oberbürgermeister der Stadt Waiblingen, Dr. Ulrich Gauss, zur Neuwahl in den Vorstand vor. Diese Wahl wurde für die Herren Hölscher und Gauss ohne Gegenstimmen, bei zwei Enthaltungen, und für Peter Härtling bei 8 Gegenstimmen vollzogen.

Sodann wählte die Mitgliederversammlung Prof. Dr. Ulrich Gaier, Konstanz, Wolfram Groddeck, Basel, Prof. Dr. Hans Joachim Kreutzer, Regensburg, Frau Prof. Uta Kutter, Stuttgart, Prof. Dr. Jochen Schmidt, Tübingen, Prof. Dr. Heinz Rölleke, Wuppertal, sowie Dr. Werner Volke, Marbach, in den Beratenden Ausschuß.

## Worte des Danks für den scheidenden Präsidenten und Vizepräsidenten der Hölderlin-Gesellschaft

Ein Vorschlag von Willi Modrow, Sonthofen, einen Hölderlinpreis zu stiften, wurde diskutiert und vorläufig zurückgestellt. Auf Antrag von Professor Binder wurden von der Mitgliederversammlung einstimmig der Präsident Theodor Pfizer zum Ehrenpräsidenten und der Vizepräsident Wilhelm Hoffmann zum Ehrenmitglied gewählt.

Den Schluß der Jahresversammlung bildete ein in Zusammenarbeit mit dem Südwestfunk veranstaltetes Konzert in der renovierten Jakobus-Kirche in der Altstadt Tübingens. Mitsuko Shirai und Bruce Abel sangen, begleitet von Chr. Hartmut Höll und Waltraut Poser, Hölderlin-Vertonungen von Peter Cornelius, Karl Michael Komma, Wolfgang Fortner, Peter Mieg, Hans Georg Pflüger (Uraufführung von acht Fragmenten, 1978), Hans Pfitzner, Josef Bohuslav Foerster, Victor Ullmann, Hanns Eisler und Herrmann Reutter. Professor Komma hatte die Aufgabe übernommen, die verschiedenen Gruppen der Vertonungen zu charakterisieren.

Am Sonntagmorgen führte eine Exkursion zu den Hölderlinstätten der Umgebung. Im Nürtinger Stadtarchiv begrüßte Oberbürgermeister Gonser die Teilnehmer; Herr Schwarz erläuterte die ausgestellten Hölderlin-Dokumente. Über den Winkel von Hardt ging es in das Kloster Denkendorf.

In der ehemaligen Friedhofkapelle des Klosters schilderte in einem Vortrag Prof. Heinz Otto Burger die erste Station auf Hölderlins Weg in die Fremde, vergegenwärtigte den Hörern besonders die Geistesart, der Hölderlin nach seiner Trennung – mit 14½ Jahren – von der Mutter und der Nürtinger Heimat zuerst begegnete. Hölderlins früheste uns erhaltenen Verse, 'Dankgedicht an die Lehrer', zeigen, mit welcher Intensität bei den Schülern das Bewußtsein ihrer Lebensaufgabe gepflegt wurde, dem Wohl von Kirche und Staat – als einer Einheit – zu dienen. Außerdem wirkte selbst noch zu Hölderlins Zeiten der Einfluß von Johann Albrecht Bengel, der 1713–1741 Klosterpräzeptor gewesen war. Bengels mathematische Theologie, sein Denkendorfer Modell, verglich Burger mit Hermann Hesses kastalischem Glasperlenspiel, um schließlich die Impulse anzudeuten, die vom Chiliasmus Bengels auf Hölderlin und auf Schelling und Hegel ausgingen.

Vermittelnd zwischen aufarbeitendem Verstehen vergangener Hölderlin-Forschung und aktiver Begegnung mit der von Widersprüchen gekennzeichneten heutigen Bemühung um den Dichter, aber auch zwischen dieser und den Antworten gegenwärtiger Dichter und Komponisten auf Hölderlin, hielt diese Tagung ihre Teilnehmer bis zuletzt in lebendiger Spannung.

Theodor Pfizer

Am 24. Februar 1979 veranstaltete die Hölderlin-Gesellschaft an ihrem Sitz, im Hölderlinturm zu Tübingen, einen festlichen Empfang für ihren scheidenden Präsidenten und Vizepräsidenten, Professor Dr. h. c. Theodor Pfizer und Professor Dr. Wilhelm Hoffmann. Die Ansprache, mit der zugleich eine erweiterte Ausstellung im Turm eröffnet wurde, hielt der neue Präsident, Professor Dr. Uvo Hölscher.

*Verehrte Damen und Herrn, liebe Freunde dieses Hauses!*

*Wir haben Sie zu einem anspruchslosen Empfang geladen, um uns Ihnen vorzustellen: mit mir Herr Dr. Ulrich Gauss, der Oberbürgermeister der Stadt Waiblingen. Indem ich Sie, auch im Namen des ganzen Vorstands, begrüße, ist es uns bewußt, wie nötig wir es haben, zuerst und vor allem mit Ihnen bekannt zu werden. Die Unmöglichkeit, in solchem Augenblick jeden nach Wunsch und Verdienst zu nennen, wird dort um so größer, wo man in langgewachsene Verhältnisse erst hineinwachsen muß: womit wir hier und heute einen Anfang zu machen wünschen.*

*Statt der Vielen also, denen wir verpflichtet sind, begrüße ich Sie alle in einem: dem Regierenden dieser Stadt und Hausherrn dieses Hauses. – Indem wir Ihnen, Herr Oberbürgermeister, für alles danken, was Ihre Verwaltung seit vielen Jahren für das Hölderlin-Haus getan hat, spreche ich den Wunsch aus, daß uns das freundliche Interesse der Stadt Tübingen fernerhin für die Pläne der Neugestaltung des Hauses und seiner Ausstellung erhalten bleibe.*

*Und doch möchte ich nicht versäumen, meinen besonderen Gruß auch an die Universität zu richten. Unsre Gesellschaft genießt die Frucht der Arbeit hochverdienter Tübinger Gelehrter und versteht sich gern, unter anderm, als Vermittler zwischen der Wissenschaft und der literarischen*

*Öffentlichkeit. Wir bitten Sie, Magnifizenz, auch als Mitglied unseres Beratenden Ausschusses, diesen Bemühungen weiter günstig zu sein, gerade auch im Hinblick auf einen möglichen Plan, der die Funktion dieses Hauses betrifft.*

*Mit allen Plänen sind wir in Vorgänge eingetreten, die unsre Vorgänger eingeleitet haben, und es ist unsre erste Aufgabe, die vielfachen Fäden, die sie nun aus der Hand geben, zu übernehmen ohne zu viele fallen zu lassen. Das ist nichts Leichtes, wenn zwei Männer von solcher Prägung diese Ämter fast ein Vierteljahrhundert lang geführt haben. Schon die Zeit allein beweist, wie die Hölderlin-Gesellschaft sich mit Ihnen identifiziert hat. Diese Stunde soll auch und vornehmlich dazu dienen, Ihnen beiden, Herr Pfizer und Herr Hoffmann, unsern großen Dank, der gewiß von allen Angehörigen der Gesellschaft geteilt wird und der mit den Jahren nur größer geworden ist, einmal öffentlich auszusprechen. Man darf ihn getrost für Sie beide in einem Atem sagen: Die glückliche Symbiose, wie Sie das einmal nannten – des Präsidenten mit dem Vizepräsidenten – ist längst geflügeltes Wort bei uns geworden, und was man von dem einen sagen möchte, gebührt dem anderen mit.*

*Herr Pfizer hat in seiner Rede vom letzten Mai, hier am Ort, über die Anfänge und Gegenwart der Hölderlin-Gesellschaft, sich selber – ohne seine Verdienste auch nur anzudeuten – die schönste Laudatio verfaßt: eingeschlossen in eine Geschichte und Vorgeschichte der Gesellschaft, in der sich ein gutes Stück der – noch nicht geschriebenen – Wirkungsgeschichte Hölderlins abspiegelt. Das Bewegende an diesem Bericht war ja, wie man durch die Mitteilung der Daten, die von der Neuentdeckung Hölderlins seit dem Anfang des Jahrhunderts zeugen, das Ergriffensein eines Knaben, eines Jünglings – in den Mannesjahren die fortdauernde Orientierung durch die frühen Erlebnisse wahrnahm. Für die Jüngeren heute wird in seiner Person eine Erfahrungsbrücke zu den geistigen und Lebens-Kreisen geschlagen, die manchem schon kaum noch erreichbar sind: um Stefan George, die Jugendbewegung, die Brüder Stauffenberg.*

*Mit diesem Freundes-Namen rühren wir an die Zeit, die den Hiatt in unsrer Geschichte bedeutet, und in die doch auch die verworrenen Anfänge der Hölderlin-Gesellschaft zurückreichen. Was davon unbeirrten Geistes war, ist mit den Namen Kluckhohn, Hoffmann, Pfizer verbunden. Ich kenne die Umstände nicht, die Sie beide zuerst zusammengeführt haben: Wer damals den echten Traditionen verpflichtet war, erkannte sich leicht. Herr Hoffmann, schon von Haus aus den theologischen Ernst mit der heiteren Offenheit des Weltmanns verbindend, hat früh in verantwortliche Tätigkeit tendiert, gleich zuerst für die von der Inflation*

*hart bedrängte Studentenschaft. Fast überraschend, daß er dann die Stille des Bibliothekarsberufs suchte. Aber dem haben wir die Sammlung und Rettung der Hölderlin-Handschriften während des Krieges zu verdanken, und viel am Zustandekommen des großen Editionswerkes von Friedrich Beissner.*

*Ganz von selber mußten Ihnen beiden nach dem Kriege, unter der Gunst der Stunde, verantwortungsvolle Aufgaben im öffentlichen Leben zufallen. Und dazu gehört auch die Neugründung der Hölderlin-Gesellschaft. Seither haben Sie der Gesellschaft wesentlich dazu verholfen, ihre Selbstidentifikation zu finden, und zwar ohne Ideologie in dem einfachen Dienst für die lebendige Fortwirkung des Dichters. Nie haben sich Ihnen Ihre Ämter in Organisation erfüllt, vielmehr haben Sie das Aufgegebene sich zu eigen gemacht und mit Ihrer Person vertreten, und der Eindruck von Leichtigkeit und Gelassenheit in der Kraft des Zusammenfassens erweckte Vertrauen. Was die Jahresversammlungen während Ihrer Zeit geworden sind, betrachten wir wesentlich als Ihr Werk: sie sind zu würdigen Darstellungen ernster Forschung und produktiver Neuaneignungen geworden und sind als solche in einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen worden. Was wir wahrhaft bewundern, ist die Offenheit, mit der Sie die gegensätzlichen Tendenzen, die sich oft zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen steigerten, in die Gesellschaft hereingenommen und auf einer Ebene der Objektivität vermittelt haben. Dazu gehörte mehr als Geschicklichkeit. Es war, bei genauer Welt- und Menschenkenntnis, das tief Wohlmeinende, wodurch die Integration geleistet wurde. So verehren wir in Ihnen auch noch zwei Vertreter jener liberalen Generation, die sich für uns alle mit dem Namen Theodor Heuss, für Sie noch mit der Erinnerung an seinen persönlichen Umgang verbindet.*

*Das Universale dieser Lebensläufe, das Uneingeengte, der produktive Zugang zum Außerfachlichen, das läßt sich nicht nachahmen, aber es setzt Maßstäbe und Orientierungen, die gültig bleiben.*

*Sie erwarten mit Recht, daß ich heute auch ein Wort dazu sage, wie wir das Bisherige fortzuführen gedenken. Es ist schon fast ein Gemeinplatz bei solchen Gelegenheiten, zu erklären, daß man die Arbeit im selben Sinne wie sein Vorgänger fortsetzen werde. In unserem Fall ist das keine quietistische Formel. Herr Pfizer und Herr Hoffmann haben die Hölderlin-Gesellschaft zu einem Forum der Begegnungen und Auseinandersetzungen werden lassen, wo das Kontroverse, unaggressiv, in fruchtbarem Spannungsfeld leben kann. Die Offenheit für alle echten Bestrebungen muß auch unsre Devise bleiben, damit das Altbewährte sich mit dem verbünden kann, was die Zukunft bestimmen wird.*

*Der Wechsel fällt in eine Zeit ungewöhnlicher Popularität Hölderlins. Sie nahm ihren Anfang von Schriften, die die politische Seite Hölderlins ans Licht gezogen haben: der dringenden Korrektur des Mißbrauchs Hölderlins unter den Nazis. Sie ist auf einen Höhepunkt gelangt durch die zwei großen Hölderlin-Bücher der letzten Zeit. Die Bühnen greifen in wachsendem Maß zu seinem Werk, und durch es hindurch auf das fernentrückte Drama des Sophokles. Rundfunk- und Fernsehsendungen dürfen mit dem öffentlichen Interesse an dem Schicksal des Hölderlin-Hauses in Bad Homburg rechnen, und womit man nie gerechnet hat: der Dichter, der einer esoterischen Gemeinde zu gehören schien, antwortet Bedürfnissen der Massengesellschaft. So gern wir auch das Schiff unsrer Gesellschaft von dieser Welle tragen lassen, so werden wir doch nicht die Besinnung verlieren, vielmehr behutsam das zu fördern versuchen, was ernst, kritisch und liebevoll sich um das Werk und das geschichtliche Dasein Hölderlins bemüht.*

*Zum Glück sind wir von Helfern vielfach umgeben. Davon zeugt die erweiterte Ausstellung, deren Eröffnung wir mit dem heutigen Tag verknüpfen dürfen. Sie ist in allem Wesentlichen das Werk des Marbacher Schiller-Archivs, und unser Dank gebührt Herrn Dr. Zeller, wie im einzelnen und Praktischen Herrn Pfäfflin und Dr. Volke. Von dem letzteren ist das gehaltvolle Bändchen 'Hölderlin in Tübingen' verfaßt, das als Sonderheft des Marbacher Magazins heute vorgelegt werden kann und als Information dem Besucher dieses Hauses angeboten wird. Besonderer Dank sei den Bibliotheken für ihre Leihgaben, den Mitarbeitern der städtischen Verwaltung für ihre materielle Hilfe gesagt, und nicht zuletzt einer Reihe von großzügigen Spendern, ohne deren beträchtliche Gaben die hohen Kosten für Druck und Faksimilia nicht hätten bestritten werden können.*

*Möge die Ausstellung ein Vorgeschmack künftiger Pläne sein, die die Neugestaltung des Hölderlinturmes betreffen und die gleichfalls schon von dem bisherigen Präsidenten entwickelt und vorbereitet worden sind.*

*Indem ich damit auf Herrn Pfizer und Herrn Hoffmann zurückkomme, sehen wir für den neuen Anfang die größte Hilfe in der Gewißheit, daß wir uns von Ihnen beiden nicht trennen müssen. Sie werden als unser Ehrenpräsident und Ehrenmitglied der Gesellschaft mit Ihrer Erfahrung und Ihrem Rat fernerhin zur Seite stehen. Am heutigen Tag darf ich Ihnen die Urkunden überreichen, in denen der Beschluß dieser Ehrung, den die versammelte Hölderlin-Gesellschaft im letzten Sommer gefaßt hat, dokumentiert ist.*

Die Hölderlin-Gesellschaft  
hat auf ihrer Mitgliederversammlung in Tübingen  
am 20. Mai 1978  
einstimmig beschlossen,

Professor Dr. h. c. Theodor Pfizer

ihren Präsidenten, der durch vierundzwanzig Jahre die Gesellschaft tatkräftig geleitet und mit Würde vertreten, ihren Jahresversammlungen Gewicht und Wirkung in die Öffentlichkeit verliehen hat, den Verehrer der Dichtung Hölderlins, der in Bewahrung der fruchtbaren Impulse der Vergangenheit die Deutungen der Gegenwart befördert und die Gesellschaft zu einem Forum des offenen Gesprächs gemacht hat, den redlichen Vermittler, der die Gegensätze der Meinungen zu fruchtbarer Spannung zusammengeführt und so das äußere und innere Leben der Gesellschaft ermöglicht hat, mit seinem Abschied aus dem Amte

zum

Ehrenpräsidenten der Hölderlin-Gesellschaft

zu ernennen.

Tübingen, am 24. Februar 1979

Uvo Hölscher  
Präsident

Die Hölderlin-Gesellschaft  
hat auf ihrer Mitgliederversammlung in Tübingen  
am 20. Mai 1978  
einstimmig beschlossen,

Professor Dr. Wilhelm Hoffmann

ihren Vizepräsidenten, der der Gesellschaft  
seit ihrer Neugründung nach dem Kriege im Vorstand  
wie in der Leitung helfend beigestanden hat,  
den verdienstvollen Gelehrten, der mit der Gründung  
und Leitung des Hölderlin-Archivs  
das wichtigste Instrument zur Erforschung und Bewahrung  
des Hölderlinschen Werks geschaffen hat und  
an der Stuttgarter Ausgabe wesentlich beteiligt gewesen ist,  
den aufgeschlossenen Vermittler, der zu zahlreichen  
Institutionen, vornehmlich zum Schiller-Nationalmuseum,  
fruchtbare Beziehungen geschaffen, der Gesellschaft  
erfolgreiche Mitarbeiter und wesentliche Ideen zugeführt  
und das Geschäftliche mit dem Menschlichen erfüllt hat,  
den Freund des Dichters und vertrauten Kenner  
seiner schwäbischen Heimat,  
mit seinem Abschied aus dem Amte

zum

Ehrenmitglied der Hölderlin-Gesellschaft

zu ernennen.

Tübingen, am 24. Februar 1979

Uvo Hölscher  
Präsident

VORSTAND UND BERATENDER AUSSCHUSS DER  
HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

*Präsident:*

Professor Dr. Uvo Hölscher, München

*Stellvertretender Präsident:*

Oberbürgermeister Dr. Ulrich Gauß, Waiblingen

*Die weiteren Vorstandsmitglieder:*

Professor Dr. Pierre Bertaux, Paris

Professor Dr. Klaus Betzen, Athen

Professor Dr. Wolfgang Binder, Zürich

Professor Dr. Bernhard Böschstein, Genf

Peter Härtling, Mörfelden-Walldorf

*Beratender Ausschuß:*

Der Oberbürgermeister der Stadt Tübingen

Der Präsident der Universität Tübingen

Professor Dr. Beda Allemann, Bonn

Oberregierungsdirktor i. R. Karl Amann, Tübingen

Professor Dr. Ulrich Gaier, Konstanz

Bibliotheksdirktor Dr. Hans-Peter Geh, Stuttgart

Museumsdirektor Dr. Jörn Göres, Düsseldorf

Wolfram Groddeck, Basel

Oberstudiendirektor i. R. Professor Dr. Erich Haag, Tübingen

Professor Dr. Cyrus Hamlin, Toronto

Professor Dr. Dieter Henrich, Heidelberg

Professor Dr. Ulrich Hötzer, Tübingen

Dr. Götz Eberhard Hübner, Schorndorf

Professor Dr. Hans Joachim Kreutzer, Regensburg

Professor Dr. Alfred Kellertat, Berlin

Professor Uta Kutter, Stuttgart

Bibliotheksdirktor Dr. Richard Landwehrmeyer, Tübingen

Frau Professor Vilma Mönckeberg-Kollmar, Hamburg

Professor Dr. Jochen Schmidt, Tübingen

Verleger Dr. Hans Georg Siebeck, Tübingen

Professor Dr. Emil Staiger, Zürich

Professor Dr. Heinz Rölleke, Wuppertal

Dr. Werner Volke, Marbach a. N.

Professor Dr. Werner Weber, Zürich

Museumsdirektor Professor Dr. Bernhard Zeller, Marbach a. N.

*Geschäftsführer:*

Gerhard Rohne, Tübingen

*Sekretärin:*

Gerlinde Dürr, Tübingen

*Ehrenpräsident:*

Professor Dr. Paul Kluckhohn, Tübingen †  
 Oberbürgermeister i. R. Professor Dr. Theodor Pfizer, Stuttgart

*Ehrenmitglieder:*

Professor Dr. Adolf Beck, Tübingen  
 Professor Dr. Friedrich Beißner, Tübingen †  
 Bibliotheksdirektor i. R. Prof. Dr. Wilhelm Hoffmann, Stuttgart  
 Professor Carl Keidel, Stuttgart  
 Professor Dr. Lothar Kempfer, Winterthur  
 Professor Dr. Carlo Schmid, Bonn

Professor Dr. *Adolf Beck*, Brunsstraße 22, 7400 TübingenProfessor Dr. *Wolfgang Binder*, Langackerstraße 137, CH 8704 HerrlibergDr. *Renate Böschenstein-Schäfer*, 34, rue de Saint-Jean, CH-1203 Genf*Reinhard Breymayer, M. A.*, Hohentwielstraße 11, 7410 Reutlingen 23Professor Dr. *Ulrich Gaier*, Universität Konstanz, 7750 Konstanz*Wolfram Groddeck*, Lehenmattstr. 139, CH-4052 BaselDr. *Erich Hock*, Maxstraße 5, 8700 WürzburgProfessor Dr. *Uvo Hölscher*, Georgenstraße 20, 8000 München 40*Roswitha Klaißer*, Hölderlinweg 59, 7300 Esslingen*Maria Kohler*, Württ. Landesbibliothek, Postfach 769, 7000 Stuttgart 1*Ernst Meister* †, Berliner Straße 74 a, 5800 Hagen 7Professor Dr. h. c. *Theodor Pfizer*, Traubergstraße 14, 7000 Stuttgart 1Dr. *Christoph Prignitz*, Franz-Poppe-Straße 11-13, 2900 OldenburgDr. *Friedrich Strack*, Ziegelhäuser Landstraße 29, 6900 HeidelbergDr. *Leonardus van de Velde*, 2891 Düke/Ruhwarden

Bruno Liebrucks  
**Sprache und Bewußtsein**

„Und“. Die Sprache Hölderlins in der Spannweite von Mythos und Logos.  
Realität und Wirklichkeit

Band 7 der Gesamtausgabe. 847 Seiten, Leinen, Fr. 328.– (Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft erhalten bei Direktbezug ab Verlag 20 % Ermäßigung)

Aus dem Inhalt: I. Mythos und Logos: Einleitung: Recht, Moralität und Sittlichkeit in der ersten und zweiten Reflexion – Die Revolution der Denkart bei Kant und Hegel – Der logische Status des Bildcharakters der Kunst. Das Verhältnis von Mythos und Logos im Gewand wissenschaftlicher Neutralität – Die strukturalistische Auffassung – Zum logischen Charakter der Zeit – Vom Mythos zum Logos – Logische Besinnung und Übergang zum Mythos – Epiphanien – Moderne Besinnung. Vom Mythos im Logos – Antigone (Sophokles). Über die Verfahrensweise des poetischen Geistes (Hölderlin) – Antigone (Anouilh) – Der gefesselte Prometheus (Aischylos) – König Oedipus (Sophokles).

II. Bewußtseinsstufen im Werk Hölderlins: Die vorsubjektive Stufe – Die subjektive Stufe – Die objektive Stufe – Die sphärische Stufe – Die wesenhafte Stufe – Die Begegnung der Natur in Gestalten. Umwege: Hyperion – Antizipation des gestalthaften Ausdrucks und Vergewisserung des dichterisch Erreichten in philosophischen Anläufen. Der Tod des Empedokles – Die gestalthafte Stufe – Die Stufe der Meisterschaft (Oden und Elegien) – Das räumliche Adjektiv – Brod und Wein – Die Hymnen – Die Christushymnen – Friedensfeier – Der Einzige – Mnemosyne.

Verlag Peter Lang AG Münzgraben 2, CH-3000 Bern 7

.....  
**Helmut Bachmaier/  
Thomas Horst/Peter Reisinger**  
.....

# Hölderlin

.....  
**Transzendente  
Reflexion  
der Poesie**

Die drei Autoren analysieren die schwierigen Fragmente Hölderlins, welche seine Theorie der Dichtung zum Inhalt haben. Jahrzehntlang haben Heideggers Philosophie und die Hermeneutik die Hölderlin-Interpretation bestimmt.

Dagegen wird hier Hölderlins genuines Denken herausgearbeitet: es zeigt sich der Entwurf einer selbständigen Position zwischen Kant, Fichte, Schelling und Hegel.

Einleitung von Fritz Martini  
187 Seiten, Leinen, 38.– DM, ISBN 3-12-910260-4

**Klett-Cotta** 

## Schriften der Hölderlin-Gesellschaft

**Band 1: Friedrich Hölderlin  
Patmos**

Dem Landgrafen von Homburg überreichte Festschrift. Facs.-Ausgabe (10 Seiten). Mit einem Nachwort von Werner Kirchner. 1949. 10 und 14 Seiten. Pappband DM 35.–

**Band 2: Friedrich Hölderlin  
Friedensfeier**

Lichtdrucke der Reinschrift ihrer Vorstufen.

Hrsg. von Wolfgang Binder und Alfred Kelletat. 1959. 48 und 8 Seiten. Pappband DM 35.–

**Band 3: Hölderlin**

Beiträge zu seinem Verständnis in unserem Jahrhundert. Hrsg. von Alfred Kelletat. 1961. VII, 396 Seiten. Kt. DM 16.–, Ln. DM 19.80

**Band 4: Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins**

Eine Anthologie. Mit Einleitung und Erläuterungen hrsg. von Paul Böckmann. 1965. VII, 371 Seiten. Kt. DM 22.–, Ln. DM 26.–

**Band 5: Lieder und Gesänge**

Nach Dichtungen von Friedrich Hölderlin. Mit Einleitung und Erläuterungen hrsg. von Karl Michael Komma. 1967. XXXVIII, 99 Seiten, davon 75 Seiten Notentext. Ln. DM 38.–

**Band 6/7: Hölderlin-Chronik**

Eine Chronik in Text und Bild. Hrsg. von Adolf Beck und Paul Raabe. Insel Verlag 1970. 492 Seiten. Ln. DM 58.–

**Band 9: Lothar Kempter  
Hölderlin in Hauptwil**

1975. VII, 91 Seiten. Mit 8 Kunst-  
drucktafeln. Engl. Broschur DM 18.–

**Band 10: Friedrich Hölderlin**

Die Maulbronner Gedichte 1786–1788  
Faksimile des »Marbacher Quarthef-  
tes«. Herausgegeben von Werner Vol-  
ke. 1977. 164 Seiten. Pappband  
DM 30.–

**Band 11: Der Archipelagus**

und 14 weitere Gedichte Friedrich  
Hölderlins gesprochen von Vilma  
Mönckeberg-Kollmar. 1978. Sprech-  
platte 33 cm. DM 15.–

---

Die Bände 1 bis 5 und 9 sind durch den Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen, die Bände 6/7, 10 und 11 durch die Hölderlin-Gesellschaft zu beziehen.

(Ermäßigte Preise für Mitglieder)

---